W. HELLPACH

PSYCHOLOGIE DER HYSTERIE

GRUNDLINIEN

EINER

PSYCHOLOGIE DER HYSTERIE

VON

WILLY HELLPACH,

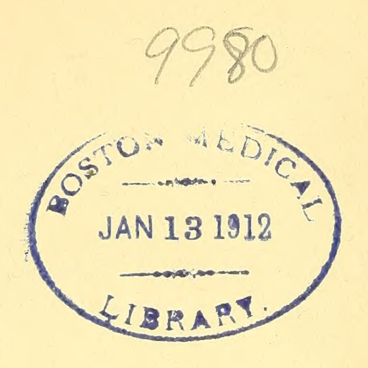
DR. MED. ET PHIL., NERVENARZT IN KARLSRUHE



LEIPZIG

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN

1904



Druck von A. Hopfer in Burg b. Magdeburg.

Vorrede.

Vorreden sind Schönheitsfehler. Man sage nicht, daß sie einem Buche erst die warme persönliche Note geben. Wo diese Note dem Buche fehlt, vermag kein Vorwort sie ihm anzuhängen. Aber Vorreden sind notwendige Übel — bei der Lage unserer wissenschaftlichen Kritik. Jeder Verein, der zu einer Sache Stellung nehmen will, läßt ein Referat und ein Korreferat ausarbeiten; der Autor ist, im Rahmen einer Zeitschrift wenigstens, und das heißt meistens vor einem bestimmten Leserkreise, der Ansicht eines Rezensenten preisgegeben. Die Versuche, auch hier die Korrezension durchzuführen, sind über eines oder zwei literarische Blätter nicht hinausgekommen. So bleibt denn nichts übrig, als wenigstens den ärgsten Mißverständnissen und Mißdeutungen dieses einen Allmächtigen vorzubeugen; zu sagen, wie man dies, wie man jenes gemeint habe, warum man es hier so und dort anders gemacht habe — will heißen: eine Vorrede zu verfassen. . . .

Das Material, auf das mein Versuch sich stützt, gehört recht verschiedenen Sphären an: dem Krankenhause — der Poliklinik — der Sprechstunde — der zufälligen Begegnung — der Geschichte. Auf diese Mischung sind alle deutschen Untersucher der Hysterie angewiesen; wie bedenklich sie ist, in welche nachteilige Stellung sie uns gegenüber unsern französischen Kollegen bringt: davon ist im Buche selber ausführlich die Rede. Wer sucht, wird es finden. Hier fasse ich es nur in einen Satz zusammen: unsere ganze deutsche Hysterieforschung entbehrt des Planmäßigen; sie trägt Gelegenheitscharakter. Auch die meine.

Dafür kann ich nichts; es steht nicht in meiner Macht, daran etwas zu ändern.

Dieses Buch will Grundlinien einer Psychologie der Hysterie geben (der Titel sagt's). Darum setzt es die Lebensarbeit der beiden großen Meister Briquet und Charcot viel mehr voraus, als daß es sich noch etwa eingehend mit ihr befaßte. Darf heute schon von „Klassikern" einer Psychologie der Hysterie geredet werden, so verdienen diesen Namen die Forscher P. Janet, Moebius, Vogt, Breuer und Freud (dem Kollegen Loewenfeld, der mir in einer etwas aufgeregten Besprechung meiner ersten Hysterie-Arbeit u. a. auch sein eigenes Buch zur Kenntnisnahme empfahl, kann ich beim besten Willen in dieser Reihe keinen Platz einräumen, ein so gescheiter und tüchtiger Arzt er auch sein mag); und als die stärkste Leistung wiederum schätze ich darunter diejenige Freuds. Ihre Spuren vor allen wird diese meine eigene Untersuchung aufweisen — denn ich bin nicht so einfältig zu glauben, es sei der Wert einer Veröffentlichung desto erheblicher, je krampfhafter sie „Eigenes" zu bringen, je ängstlicher sie die organische Anknüpfung an das schon Geleistete zu vermeiden sich bemühe. Daß bei aller Berührung mit Freud und Orientierung nach ihm dennoch die Wege, die ich gehe, von den seinen verschieden und eben meine eigenen Wege geblieben sind: dieses Zeugnisses fühle ich mich schon heute gerade von der Seite des Wiener Forschers selbst gewiß.

Völlig für mich (als mein Verdienst oder meine Schuld, wie man es nun bewerten wird) nehme ich nur das letzte Kapitel in Anspruch. Hier stehe ich hinsichtlich der allgemeinen Problemstellung auf dem von Lamprecht gepflügten Boden, in der Einzelsache selber auf gänzlich jungfräulichem. Der ist spröde, und es blieb naturgemäß wenig, was ich ihm abzugewinnen vermochte. Vielleicht kann ich nach Jahren einmal mehr geben — wenn es mir, wie ich hoffe, vergönnt bleibt, die nächste Kraft ganz diesen Fragen zu widmen. Heute wäre ich schon zufrieden, wenn die sozialpathologischen Ansätze in einem oder dem andern Kopf irgend eine Anteilnahme, sei es auch nur die widersprechende, erweckten.

Ein Versuch, die Hysterie psychologisch zu analysieren und abzuleiten, ist natürlich keine Monographie. Ich habe es also mit der Literatur genau so gehalten, wie derartige Arbeiten es gewöhnlich tun, und wie es erstaunlicherweise zuletzt sogar Binswanger in seiner monographischen Bearbeitung der Hysterie gewagt hat — ich habe nur die Autoren verzeichnet, mit denen ich Ursache fand, mich bei meinen Ausführungen zustimmend oder polemisch auseinanderzusetzen. Wer etwa zufällig meine literarische Tätigkeit seit Jahren verfolgt hat, der weiß — wer auch nur dieses Buch unbefangen liest, der merkt, daß mir die wesentliche Hysterieliteratur vertraut ist. Und wer das nicht merken will, den überzeugt auch kein noch so viele Seiten füllendes Literaturverzeichnis: das könnte ich ja bequem aus älteren Publikationen, Bibliothek- und Buchhändlerkatalogen zusammengeschrieben haben. Selbstverständlich habe ich bei weitem nicht alles gelesen, was über die Hysterie gedruckt worden ist; denn — das Vorgehen Binswangers beweist es, und ich verzeichne es mit aufrichtiger Freude: selbst der Monograph ist heute schon nicht mehr imstande, alle literarischen Eier aufzusammeln, die von wissenschaftlichen Eintagsfliegen auf dem großen Kohlfelde der Hysterie abgelegt werden.

Es ist für die meisten wissenschaftlich arbeitenden Menschen unmöglich, jedes neue Buch in extenso zu lesen. Das Sachregister wird das Nachschlagen einzelner Fragen, die von mir versuchte Einrichtung des Autorenregisters wird besonders das schnelle Auffinden der kritischen Auseinandersetzungen (in erster Linie auch den dort benannten noch lebenden Autoren selber) ermöglichen. Ich füge noch dies hinzu: die Deutung der Hysterie im landläufigen Sinne versucht nur der III. Teil des Buches. Ihn mag zuerst lesen, wessen Zeit beschränkt ist. Kommt dabei der Appetit aufs übrige, so soll es mich freuen. Leser, denen philosophisches, soll heißen wissenschaftstheoretisches („logisches“) Interesse abgeht — was ich durchaus nicht für einen Defekt halte — mögen das 2. und 3. Kapitel überschlagen. Den Zeitschriften und Sammelwerken, die sich auf Inhaltsberichte beschränken, habe ich ihre Aufgabe dadurch erleichtert, daß ich

jedem Teil eine nach den Kapitelzahlen nummerierte „Dogmatik“, d. h. eine Kondensierung des Inhalts zu Thesen, vorausschickte: wonach ich von Postkarten mit dem Ersuchen um Autoreferate verschont zu bleiben hoffe. —

Damit trenne ich mich nun selber von einer Arbeit, die mir in mehrjähriger täglicher Beschäftigung mit ihr ans Herz gewachsen war: nicht ohne das Bewußtsein, daß sie einen ernsten Abschluß für mich darstellt, sofern eben von heute ab meine wissenschaftliche Sorge sich ganz den auf den letzten Blättern dieses Buches angedeuteten Problemen zuwendet; und nicht ohne den herzlichsten Dank an meinen Freund Dr. M. G. Lüdtke in Göttingen, der von der mühseligen und zeitraubenden Tätigkeit des Korrekturlesens die volle Hälfte opferfreudig auf sich nahm.

Karlsruhe, im Laubfall 1904.

Willy Hellpach.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Problematik der Hysterie.

Dogmatik.

1. Das Problem der Hysterie ist bis zur erklärenden Stufe wissenschaftlicher Erkenntnis gefördert und wird gegenwärtig wesentlich unter genetischen Gesichtspunkten bearbeitet.

2. Die Pathologie von heute empfängt ihre stärksten wissenschaftstheoretischen Anstöße aus den Fragen der Entartung und der Immunität; ihre nächstliegende Klärungsarbeit hat in der Scheidung reaktiver und produktiver Abnormitäten zu bestehen.

3. Mit der Einsicht in das genetische Wesen der psychischen Krankheit, in das historische der reaktiven Abnormität, mit der biologischen Fundierung beider unter Ersetzung des psychophysischen Parallel- durch das Funktionalprinzip leistet die Psychopathologie eine fruchtbare logische Vorarbeit für die Lösung ihrer besonderen Probleme.



Erstes Kapitel.

Die Entwicklung des Hysterieproblems.

1. Die vorklassische Hysterieforschung.

Ὑστερα ist das griechische Wort für die Gebärmutter, und die Hysterie würde, an dieser Ableitung gemessen, etwa soviel wie eine Gebärmuttersucht, ein mit der Gebärmutter irgendwie zusammenhängendes Leiden, bedeuten. Die Auffassung der Alten von der Hysterie hat sich in der Tat auf dieser Linie bewegt. Man hielt die Hysterie für eine ausschließlich weibliche Krankheit, und war überzeugt, daß sie von den Geschlechtsorganen ihren Ausgang nehme. Den mannigfachen Varianten dieser Ansicht einer primitiven Pathologie können wir an dieser Stelle nicht nachgehen. Nur das möge hervorgehoben sein: wenn wir dem Galenus das historische Verdienst lassen, daß er an die Wanderung des Uterus im Körper als die Ursache der Hysterie bereits nicht mehr glauben konnte, so ist doch das Moment, das wiederum als das treibende Motiv für jenes Wandern angesehen worden war: die sexuelle Nichtbefriedigung — in der Ätiologie der Hysterie niemals ausgestorben. Gelegentlich zurückgedrängt, trat es immer wieder von neuem auf den Plan und beschäftigt gerade in unseren Tagen eine Anzahl der Hysterie-Forscher aufs Ernsteste.

Was Jahrhunderte hindurch den Beobachtern allein bekannt war und darum auch allein problematisch sein konnte, waren die Anfälle der Hysterischen. Das Mittelalter im besonderen hat dieser Problematik zu einer traurigen historischen Berühmtheit verholfen. Aber es ist durchaus verkehrt, nun etwa, wie man es in materialistischen Popularisationen häufig findet, der christlichen Kirche die ganze Schuld an dieser Wendung zuschieben zu wollen. Der Glaube an die Besessenheit ist uralt;

für ihn zeugen chaldäische und ägyptische Lehren, und er umfaßte ohne wesentliche Differenzierung alle geistigen Abnormitäten, keineswegs bloß die Hysterie. Allerdings scheint der weitaus größte Teil der als Besessene Beschriebenen mit den Hysterischen identisch zu sein. Der Dämonenglaube, in dem wir heute die wahrscheinliche Wurzel aller Religion erblicken und der selbst in die erhabensten religiösen Glaubensverkündigungen immer wieder seinen Weg gefunden hat, bildete den beständigen Ausgangspunkt für die Deutung der Psychosen und der paroxystischen Hysterie. Als Gemeinsames läßt sich aus den verschiedenen Momenten der dämonopathologischen Ansicht über die Hysterie etwa dies herausschälen: der Dämon, sei es nun einer der von Weltbeginn an dem Teufel dienstbaren Geister oder eine der Hölle verfallene Seele eines Verstorbenen, nimmt von einem lebenden Menschen Besitz, indem er in ihn hineinfährt. Diese Meinung steht nicht völlig außer Kontakt mit der eingangs dargelegten Meinung vom sexuellen Ursprunge der Hysterie. Denn daß die Dämonen eine besondere Vorliebe für die erotischen Weiber haben, war eine landläufige Überzeugung; die alte Anatomie taufte das Tubenende als Morsus diaboli, und wenn ich nicht irre, hat ein medizinischer Gelehrter des verflossenen Jahrhunderts an diese Bezeichnung den Scherz geknüpft, daß ja nach aller Erfahrung der Teufel den Weibern gewöhnlich anderswo sitze als im Nacken.

Daß die Besessenheit für die christliche Kirche zum Ausgangspunkt der ärgsten Exekutionen wurde, die jemals eine mit Nächstenliebe sich brüstende Religion an ihr verdächtigen Individuen geübt hat: diese betrübliche Tatsache knüpft an eine zwischen dem zwölften und dem siebzehnten Jahrhundert besonders kraß hervortretende Eigenart der paroxystischen Hysterie an. Es begegnen uns nämlich in diesen fünf Jahrhunderten die hysterischen Epidemien — Lokalisationsformen der hysterischen Abnormität also, die wir in kleineren Bezirken auch heute beobachten können, die aber damals einen Umfang erreicht haben, wie er, nach allen Zeugnissen zu urteilen, weder vorher noch nachher jemals verzeichnet ward. Die Hysterie gewann damit eine Massenausbreitung, wie sie die Seuchen besitzen; aber so wenig deren wirkliche Kenntnis durch ihr stürmisches Hereinbrechen an sich gefördert worden ist, so wenig haben auch die

hysterischen Epidemien die Menschen zu ruhiger Betrachtung und Ergründung der seltsamen und erschreckenden Abnormität veranlaßt. Wo der Dämonenglaube am stärksten und düstersten war, dort erfuhr die epidemische Besessenheit auch die rücksichtsloseste, grausamste Abwehr; und so kam es, daß nicht einmal die den sonnigeren Süden regierende katholische Kirche das schlimmste Sündenregister an Hexenverfolgungen auf sich lud, sondern der Protestantismus im Norden Europas noch erbarmungsloser gegen die Pforten der Hölle, die man in der Besessenheit verkörpert glaubte, zu Felde zog. Wenn es ein kleines Licht der Erkenntnis gibt, das — freilich ein schwacher Trost — aus diesem Dunkel fanatisierten Aberglaubens hervorschimmert, so ist es die Erforschung der hysterischen Stigmata. Wir wissen nicht, wo und wann zum erstenmale die außerparoxystischen Zeichen der hysterischen Abnormität bemerkt und wie sie allgemeiner bekannt geworden sind; nur die trübe Gewißheit ist uns gegönnt, daß etwa vom fünfzehnten Jahrhundert ab die Hexenrichter im Verfolg ihres Handwerkes nicht mehr bloß auf die Anfälle der Hysterischen angewiesen waren, sondern auch aus bleibenden Malen die diabolische Besessenheit erkennen und dem vermeintlich gerechten Schicksal überantworten konnten.

Besser ist der Trost, daß um dieselbe Zeit, in der die Hexenprozesse noch keineswegs selten waren, von ärztlicher Seite bereits eine nüchternere Untersuchung der hysterischen Erscheinungen in Angriff genommen wurde. Carolus Piso ist der Name, dem es gebührt, an den Anfang der neuen Hysterieforschung gestellt zu werden. Für ihn war die Hysterie eine Krankheit des Gehirns, das er sich dabei mit einer Flüssigkeit seröser Art durchtränkt dachte, und wie radikal er sich von der sexualpathologischen Theorie der Hysterie losgesagt hatte, wird durch die Tatsache beleuchtet, daß er als erster auch von der hysterischen Erkrankung männlicher und kindlicher Personen spricht. Diese Frage, ob die Hysterie nicht eine dem weiblichen Geschlecht reservierte Erkrankung sei, sondern aus gewissen, noch unbekannten Gründen bei Mädchen und Frauen nur besonders häufig und in besonders auffallender Form angetroffen wurde, hat seit Carolus Piso bis zu Hufeland alle ärztlichen Beurteiler der Hysterie stark beschäftigt und nicht

selten zur Fehde widereinander geführt. Im allgemeinen aber finden wir die Zeit zwischen Piso und der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vorwiegend mit phänomenologischen Forschungen ausgefüllt. Sydenham verdient den Ehrentitel eines Altmeisters der hysterischen Erscheinungskunde — ja, man wird, überblickt man die Spanne, welche ihn von den französischen Klassikérn der Hysterie trennt, getrost sagen dürfen, daß die von ihm erreichte Höhe des Standpunktes von keinem seiner Nachfolger vor 1850 wieder erklommen worden ist. Problematisch betrachtet, steckte der englische Gelehrte natürlich ganz in den Anschauungen seiner Zeit, die ein wüstes Gemisch aus humoralpathologischen und paracelsischen Hypothesen waren. Überhaupt bietet die Ätiologie der Hysterie in dieser ganzen, phänomenologisch so wichtigen Periode den Anblick einer eigentümlichen Sprunghaftigkeit, die sich eben aus dem rein hypothetischen Charakter aller Deutungsversuche erklärt. Der eine ersinnt diese, der andere jene Konstruktion; humoralistische werden durch anatomisch gefärbte Interpretationen abgelöst, und mit Dubois, Landouzy und Romberg kehrt die Theorie der Hysterie gar zu der sexualätiologischen Ansicht zurück, während die Frage der männlichen Hysterie von Hufeland im Sinne einer grundsätzlichen Identifizierung von Hysterie und Hypochondrie beantwortet wurde, derart, daß der Hypochonder und der Hysteriker als von der nämlichen Erkrankung heimgesuchte Individuen sich darstellten.

Betrachtet man die Situation um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, so zeigt sich die Phänomenologie der Hysterie in einer geradezu glänzenden Entfaltung. Eine so schwierige Erscheinung, wie die „Gelenkneurose“, an die selbst Virchow den Glauben verweigerte — die Gläubigen hat er sogar gelegentlich als Charlatane bezeichnet — war schon von Brodie richtig als hysterisches Phänomen erkannt worden. Die Stigmata waren seit Sydenham nicht wieder vergessen, die Empfindungsauslöschungen fanden in Gendrin und Szokalski ihre trefflichen Monographen, und das ganze Gebiet der hysterischen Bewegungspathologie wurde von einer der glänzendsten ärztlichen Persönlichkeiten der Neuzeit, von Duchenne de Boulogne, durchmessen. Alles dies aber empfing seine grandiose Zusammenfassung durch Briquet. Ich stelle sein Werk, den „Traité clinique et théra-

peutique de l'hysterie", dessen Erscheinen man vielfach als den Geburtstag der modernen Hysterieforschung bezeichnet hat, nicht ohne Absicht ans Ende dieser einleitenden Bemerkungen. Denn ohne daß ich Briquets Leistung irgendwie verkleinern möchte: er ist, als Großer, der Phänomenolog der Hysterie und als solcher von der gewaltigsten Universalität in der Beherrschung des Krankheitsbildes; seiner pathogenetischen Betätigung aber kann man nur einen mehr zerstörenden, polemischen Wert beimessen, nach der Sachlage freilich, die Briquet vorfand, einen keineswegs geringen. Hatte Romberg die erotogenetische Herkunft der Hysterie durch seine Auffassung der Erkrankung als einer von den Genitalien erzeugten Reflexneurose plausibel gemacht, so hat Briquet damit aufgeräumt; er hat nicht minder Hypothesen beseitigt, welche die Hysterie auf den Bereich des Rückenmarks und des peripheren Nervensystems einengen wollten. Er ahnte mit der Sicherheit eines Wissenden, daß, wie Carolus Piso es vorausgesagt hatte, die Hysterie vor allem eine Abnormität der Gehirnfunktionen zur Voraussetzung habe — aber freilich, wie diese Abnormität zu denken sei, wie vom Großhirn her die proteusartig wechselnden Bilder der hysterischen Erkrankung entstehen könnten, darüber zur Klarheit zu kommen, ist Briquet nicht gelungen. Dieses Grundproblem der Pathologie der Hysterie harrte eines noch umfassenderen Geistes. Und er ließ nicht auf sich warten; er kam in der Persönlichkeit Charcots.

2. Charcot.

Jean Martin Charcot verdient, daran ist kein Zweifel, die Unsterblichkeit, die Moebius ihm in einer Widmung zusprach, in der er ihn den größten Neurologen nannte. Man mag die Absonderung der organischen Erkrankungen des Gehirns, Rückenmarks und peripheren Nervensystems vom Gebiete der klinischen Medizin, die Absonderung der „Neuropsychosen" vom Gebiete der Psychiatrie und die Vereinigung der beiden Gruppen mit einer Reihe noch nicht etikettierbarer Anomalien zu dem Begriffe der „neurologischen Wissenschaft", dem es so gänzlich an Homogenität gebricht, bedauern: sie hat sich als ein Ergebnis wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklung, ganz und gar nicht ohne Mitschuld der Medizin, der Psychiatrie zumal,

herausgebildet und ist nicht wieder rückgängig zu machen. Charcot aber stellt den Typus des Neurologen dar. Er hat sich als Meister und Bahnbrecher auf zwei Feldern erwiesen: bei den Erkrankungen des Rückenmarks und bei den Neurosen. Unsere Aufgabe kann es natürlich nicht sein, diese doppelte Leistung auch nur andeutungsweise zu umschreiben. Nicht einmal was der Name Charcots für die phänomenologische Klärung, für die differentialdiagnostische Abgrenzung der Hysterie bedeutet, kann hier gesagt werden. Lediglich, wie weit der Pariser Gelehrte und Arzt — denn er war beides in einer selten vollendeten Synthese — das Problem der Hysterie, die ihm anhaftenden pathogenetischen Fragen gefördert hat, fesselt uns. Wir begeben uns auch jeglichen Eingehens auf das Gewirr der Prioritätsfaktoren; es soll uns kalt lassen, wie weit schon bei Briquet diese oder jene Idee, die Charcot aussprach, sich im Keime vorfindet, und an die nationaler Forschungseitelkeit Rechnung tragende Erinnerung, daß vor Charcot der Deutsche Hasse bereits ausgezeichnete Ansichten über die Psychogenesis der hysterischen Phänomene geäußert habe, wollen wir ebensowenig rühren. Selbst wenn heute bewiesen werden könnte, daß der große einheitliche Grundgedanke, mit dem Charcot an die Deutung der Hysterie herangetreten ist, schon vor ihm formuliert worden sei, an der historischen Sachlage ändert das nichts; für sie ist entscheidend, daß Charcot es war, der dem Gedanken Bahn brach, der ihn zur Formel im Kampfe der Geister zuspitzte.

Dieser Gedanke besagt: hysterisch sind körperliche Vorgänge außergewöhnlicher Art und Stärke, die durch Vorstellungen erzeugt werden. Wir verzichten auf eine Diskussion darüber, ob diese Formulierung bei Charcot so einseitig gefunden wird, um rein physiopathologische Erscheinungen im Bilde der Hysterie auszuschließen, und alle hysterischen Phänomene ohne Ausnahme als psychogene darzustellen. Ich gebe Binswanger zu, daß man aus den fraglichen Veröffentlichungen Charcots genug Stellen hervorsuchen kann, die sich von jener radikalen Beurteilung der Hysterie fernhalten. Ich vermag aber eine wesentliche Differenz zwischen dem Ob und dem Ob nicht hier kaum einzusehen. Die Hysterie bleibt, wozu Charcot sie gestempelt: eine Psychose — auch wenn man ihr physiopathische

Symptome zugesteht, die unabhängig vom psychischen Leben erscheinen, sie bleibt es so gut, wie die Katatonie nicht aufhört eine Psychose zu sein, weil die von ihr Heimgesuchten am Speichelfluß leiden können. Warum sie es bleibt? Spätere Erörterungen werden uns darüber aufklären. Hier begnüge ich mich festzustellen, daß sie es auch für Charcot selber geblieben ist. Er hat die rein physischen Begleiterscheinungen der Hysterie nicht übersehen, allein es ist ihm auch niemals beigekommen, sie für das Charakteristische zu halten. Ob er sie aber für spezifisch hysterisch hielt oder zu den allgemeinen Stigmen der auch die Hysterie tragenden Entartung warf: das freilich ist ungewiß — nur daß es mir eines Disputs nicht wert erscheint. Genug, daß für ihn das Kennzeichnende der Hysterie im Bereiche des Psychogenen lag.

Für somatische Erscheinungen, die durch Vorstellungen erzeugt werden, kam nun um dieselbe Zeit ziemlich allgemein das Wort „Suggestionen" in Anwendung. In den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in denen ja der Schwerpunkt von Charcots Lebensarbeit liegt, wenigstens sofern die Hysterie in Frage kommt, entwickelte sich auch die wissenschaftliche Kenntnis der Hypnose — desjenigen Zustandes also, in dem eine abnorm gesteigerte Fähigkeit des Menschen besteht, Vorstellungen zu realisieren. Es ist bekannt, wie Charcot psychologisch die Hypnose mit der Hysterie identifizierte, wie er sie gewissermaßen als einen künstlich erzeugten hysterischen Zustand auslegte und beide Abnormitäten auf der gemeinsamen Grundlage der gesteigerten Empfänglichkeit für Suggestionen — der Suggestibilität fußen ließ.

Hysterie ist gesteigerte Suggestibilität: so sah Charcot die Lösung des Problems. Er hat eine Probe auf die Richtigkeit dieser Lösung gemacht, als die traumatische Neurose aktuell zu werden begann. Neigten nämlich die deutschen Untersucher dieses Phänomenenkomplexes dazu, dem Unfall eine materielle Wirkung auf das Nervensystem einzuräumen, so deutete sich Charcot die traumatische Neurose durchaus als traumatische Hysterie. Nicht so das Trauma, als die damit verbundene Gemütserschütterung sei, so meinte er, der Ausgangspunkt einer hysterischen Erkrankung, indem die mit dem Schreck verbundenen Vorstellungen als Suggestionen fort-

wirkten und so den ganzen Komplex der Unfallsneurose aufbauten.

In Deutschland wurde die Anschauung Charcots von zwei Neurologen verfochten, denen beiden die Gabe verliehen war, ihre Gedanken in klarer und fesselnder Art plausibel zu machen, ja ihnen eine Zuspitzung zu leicht kursierenden Schlagworten zu erteilen: Moebius und Strümpell. Wenn Charcot die Hypnose eine künstlich hervorgerufene Hysterie genannt hatte, so zog Strümpell die therapeutische Konsequenz: Hysterische hypnotisieren heiße sie noch hysterischer machen; und Moebius entwickelte die Suggestibilitätstheorie im Jahre 1888 unter dem besonders einleuchtenden Hinweise darauf, wie die Entstehung somatischer Erscheinungen durch Vorstellungen innerhalb gewisser Grenzen auch dem normalen Leben eigentümlich, wie jeder sozusagen ein wenig hysterisch sei, die Hysterie also nur die pathologische Steigerung einer bestimmten psychophysischen Anlage bedeute. Freilich, in einem wichtigen Punkte ging Moebius abseits von Charcot seinen Weg: er betonte die gänzliche Verschiedenheit der Hysterie von der Neurasthenie, und wenn er auch meint, ein Hysteriker könne natürlich neurasthenisch werden, weil eben die Neurasthenie ihm eine einfache Erschöpfung im Nervensystem ohne Rücksicht auf dessen sonstige Dispositionen und Qualitäten bedeutet, so darf man dies keinesfalls mit dem Standpunkte Charcots verwechseln, der seinem Glauben an eine unmittelbare Ähnlichkeit der beiden Erkrankungen durch die Schöpfung des Zwischengliedes „Hystero-Neurasthenie“ Ausdruck gegeben hatte. Hätte Charcot freilich vorauszusehen vermocht, wie sehr dieses Zwischenglied von der ordinativen und poliklinischen Bequemlichkeit aufgegriffen und kultiviert werden würde, um überall da zur diagnostischen Verwendung zu kommen, wo eine oberflächliche Untersuchung zur Sonderung hysterischer und neurasthenischer Symptome keine Zeit oder Lust fand: vielleicht hätte er den Namen lieber nicht kreiert.

Charcots theoretische Leistung erblicken wir danach in der Reduzierung des Problems der Hysterie auf das umfassendere Problem der Suggestibilität. Vergegenwärtigen wir uns nun einmal, was damit gewonnen war und was noch zu tun blieb.

Wir können es kurz in den Satz fassen, daß Charcot die Erforschung der Hysterie zur zweiten Stufe wissenschaftlicher Untersuchungsmöglichkeit gefördert hat. Die erste Stufe ist unter allen Umständen die Beschreibung: sie hatte in Briquet eine Vollendung erreicht, über die hinaus nur noch Beiträge, Korrekturen, Revisionen, Ergänzungen denkbar waren: jene Art von kasuistischer Fortbildung des Erreichten also, wie die Medizin unserer Tage sie in allzu eifriger Beflissenheit uns zeigt. Der Beschreibung folgen die Versuche kausaler Verknüpfung. Es ist dabei zu betonen, daß solche Versuche auch schon vor der Deskription fast regelmäßig unternommen werden — sie machen die halb mystische oder wenigstens analogistische Vorstufe aus, die keinem Problem zu fehlen pflegt. Dahin gehört es, wenn man den wandernden Uterus, wenn man die Ataxie der Lebensgeister für die Entstehung der hysterischen Erscheinungen verantwortlich machte. Auch im Verlaufe der deskriptiven Periode finden sich die Versuche kausaler Erklärung ununterbrochen. Aber es ist sehr bezeichnend, daß es eben „Erklärungsversuche" sind. Versuche heißt das, die sich irgend eine Formel zurechtlegen und diese den wirklichen Erscheinungen unterschieben, anstatt mit deren mühseliger Einzelbetrachtung zu beginnen. So wird das beschreibende Zeitalter, bald mehr, bald minder, meistens auch zu einer Zeit der Hypothesenbildung, noch besser der Hypothesenerfindung: denn Rombergs reflexneurotische Erklärung z. B. ist eine solche Erfindung im eigentlichsten Sinne mit ihrem ganzen Mangel an Respekt vor den Tatsachen. Die Pathologie hat leider zu solchen Erfindungen jederzeit mehr hingeneigt als alle anderen Wissenschaften zusammengenommen; was ihr dabei zu Hilfe kam, war ihre barbaristische, aber für schwache Geister sehr verführerische Terminologie. Man bildete ein lateingriechisches Kompositum und glaubte damit die Theorie zu besitzen. Die Gläubigen dieser Erklärungsmethode sind ja bis heute nicht ausgestorben, und wir haben es vor kurzer Zeit erst erlebt, daß man uns zumutete, die Krankenpflege für eine Wissenschaft zu halten, wenn man sie auf den Namen der Hypurgie taufte.

Diesen objektiv verfehlten, wenn auch im subjektiven Erklärungsbedürfnis der Menschen begründeten Deutungsversuchen gegenüber kennzeichnet sich die echte zweite Stufe wissen-

schaftlichen Forschens durch die kausale Verknüpfung von Erfahrungen. Sie kann sich dazu der Beobachtung und des Versuchs bedienen. Jenes war die gegebene klinische Methode für die Hysterie; das Experiment verdankte seine Einführung im weitesten Anwendungsumfange vornehmlich den hypnotistischen Studien, die in der Salpêtrière auf die Hysterohypnose übertragen wurden. Wenn die Beobachtung die Vermutung nahe legte, daß in den hysterischen Phänomenen Vorstellungen realisiert würden, so erbrachte der hypnotistische Versuch den wissenschaftlich vollgültigen Beweis dafür — vorsichtiger: er schien ihn zu erbringen. Nach den Voraussetzungen, mit denen Charcot an die Forschung herantrat, hatte der Schein sein gutes Recht. Daß freilich nicht alles in der Rechnung glatt aufging, sondern ein recht beträchtlicher Rest blieb, beweist der Begriff der Autosuggestion. Denn so gut er eine gewisse Gruppe von psychischen oder psychophysischen Vorgängen zu decken vermag, so sehr ist er, über sie hinaus angewandt, nicht mehr als ein barbaristisches Wort, das sich nach dem alten schlechten Gewohnheitsrecht der Pathologie auch heute noch überall einzustellen pflegt, wo Begriffe fehlen. Abgesehen aber hiervon finden wir jedenfalls von Charcot den ersten Schritt zur Aufhellung der Kausalität in der Hysterie getan, wenn er den Satz formuliert, daß die hysterischen Erscheinungen durch Vorstellungen hervorgerufen werden. Es ist damit ein Kausalgesetz für die Hysterie ausgesprochen, und da dieses nämliche Gesetz für die Phänomene der suggestiblen Zustände durchgehends gilt, so ist die Hysterie einem umfassenderen Kausalgesetz, dem der Suggestibilität, untergeordnet. Diese Leistung ist das κτημα ες αει in Charcots theoretischer Lebensarbeit, sofern sie der Hysterie gegolten hat.

Das Bleibende nicht seinem Wortlaut, sondern seiner wissenschaftsgeschichtlichen Stellung und Fortwirkung nach. Auf den Inhalt besehen, stellt sich uns Charcots Satz keineswegs als ein wirkliches Gesetz, sondern als eine provisorische Kausalregel dar. Denn was in ihm kausal verbunden wird, sind ja durchaus komplexe Phänomenalbegriffe. Nun fragt man sich, hat man die Formel gehört, unwillkürlich: wie ist denn aber diese Verbindung möglich? wie geht es im Bewußtsein zu, daß Vorstellungen somatische Erscheinungen hervorrufen? Darüber kann uns auch

der Satz von Moebius nicht beruhigen, nach dem Jeder ein wenig hysterisch sein soll. Die Zahl der Vorgänge, die normalerweise durch Vorstellungen hervorgerufen werden, ist minimal, verglichen mit der Hysterie. Selbst die Zahl der Suggestionen, die sich in der Hypnose eines gesunden Menschen realisieren lassen, ist klein und die Art der Vorgänge ist alltäglich, verglichen mit der Hysterie. Und abgesehen hiervon: die Suggestion ist das Rätsel auch unseres Alltagslebens. Sie fällt sozusagen aus dem heraus, was die Psychologie uns als normales, als gesetzmäßiges psychisches und psychophysisches Geschehen kennen lehrt. Die Hysterie sei Steigerung der Suggestibilität — gut; dann aber keinesfalls bloß eine Steigerung der Intensität nach, so etwa, daß die auch beim gesunden Menschen durch Suggerierung realisierbaren Vorstellungen in der Hysterie stärkere somatische Folgen haben: daß ein Jucken heftiger, eine Bewegungsermüdung zum Bewegungsschwund wird. Sondern Steigerung im Sinne einer Ausbreitung über Vorgänge, die normalerweise niemals suggerierbar sind. Wie kommt das? Und dann: was ist überhaupt Suggestibilität, auch in ihrer normalen Gestalt?

Man wird es nicht Charcot zur Last legen wollen, daß solche Fragen auftauchten. Sie knüpfen sich an jeden wissenschaftlichen Fortschritt. Man sagt es oft mit einem banalen Wort: eine Lösung rollt tausend neue Probleme auf. Und jedes Kausalgesetz, das ein Gelehrter formuliert, ist unbefriedigend nach zwei Seiten hin, trägt nach zwei Seiten hin das Postulat in sich, über sich hinwegzuschreiten. Am einen Ende, wo es eine Erscheinungsgruppe in eine größere einordnet, merkt man bald, daß die Einordnung nicht ohne Rest vor sich geht, daß — um bei unserm Thema zu bleiben — selbst wenn Hysterie nicht mehr ist als gesteigerte Suggestibilität, sie uns damit doch nicht klarer geworden ist, denn wir fragen nach der Ursache der Steigerung. Also eine neue Kausalfrage. Am andern Ende fällt uns ein, daß der umfassendere Begriff, auf den wir das Problem reduzieren wollen, selber noch Problem ist. Was ist Suggestibilität? — nicht deskriptiv etwa, denn daß dies geleistet sei, setzen wir voraus, sondern auch wiederum kausal. So spaltet sich jede Kausallösung in dem Augenblicke, wo sie vollendet wird, in zwei neue Kausalprobleme: der ewige

Differenzierungs- und Integralprozeß der wissenschaftlichen Untersuchung. Eine Schranke ist ihm erst dort gesetzt, wo die Kausallösung die Elemente betrifft, die wir dem Geschehen überhaupt substituieren. Obwohl die Wissenschaft selber dahin strebt, auch diese Elemente wieder, sind sie erreicht, zu spalten: von den Molekeln zu den Atomen und von den Atomen zu den Jonen ist die Physik geschritten. Immerhin ist das Tempo dieser Tendenz ein verhältnismäßig langsames gegenüber den andern Fragestellungen. Und von der Psychologie können wir sagen, daß in absehbarer Zeit eine Zerlegung derjenigen Elemente, die *Wundt* für seine Untersuchungen annimmt: der einfachen Empfindung und des einfachen Gefühls — nicht zu erwarten steht. Dürfen wir doch nicht übersehen, daß die an Zahl größere Partei innerhalb der psychologischen Arbeit heute noch nicht einmal auf diesen Elementen baut, sondern in der Vorstellung schlechthin *das* Element psychischen Geschehens erblickt und das Gefühl als „Gefühlsreaktion" eine wenig geklärte Rolle spielen läßt. Für die Psychologie also gilt die Wahrscheinlichkeit, daß eine auf die Empfindungen und Gefühle zurückgeführte Verknüpfung bis auf weiteres als befriedigende Kausallösung erscheinen wird.

Es leuchtet ein, daß *Charcot* die Deutung der Hysterie bis zu diesem Punkte nicht geführt hat, daß seine Arbeit somit die dritte Stufe wissenschaftlicher Forschung nicht erreichte. Die Größe *Charcots* — ich kann es leider nicht mehr für überflüssig halten, dies zu betonen, seitdem die „Größe" des Pariser Meisters gegen meine Versuche, die Hysterie zu analysieren, ausgespielt worden ist — erleidet dadurch natürlich keine Minderung, denn *Archimedes* und *Galilei* sind nicht minder groß als *Newton* und *Leibniz*, wenn ihnen auch die Kenntnis der Infinitesimalrechnung abging und der Gedanke an dieses Kalkül nicht kam. Vielleicht kann man sogar nicht bloß der wissenschaftsgeschichtlichen Aufrichtigkeit, sondern auch dem Bilde eines Forschers selber gar keinen besseren Dienst erweisen, als wenn man scharf die Grenzen seiner Lebensleistung bezeichnet. Und diese Grenze liegt für *Charcot* *vor* der dritten Stufe wissenschaftlichen Forschens: der gesetzfindenden im strengeren Sinne, auf der nicht mehr vorläufige Regeln, sondern allgemein gültige Verknüpfungen zwischen den

Elementen des Geschehens begrifflich formuliert werden. Die auf dieser Stufe geleistete Betätigung setzt ebensosehr die Analyse als Vorbereitung voraus, wie die Leistung der zweiten Stufe ihrerseits die Vergleichung. Das Ergebnis der Vergleichung ist dann die Einordnung einer Erscheinungsgruppe in eine umfassendere; ist das, was Charcot für die Hysterie getan hat. Zur Analyse im planmäßigen Verstande ist er nicht vorgedrungen. Auch der geistvollste deutsche Verkünder seiner Gedanken, auch Moebius nicht. Beide, wir werden uns weiter noch damit zu befassen haben, halten am Begriff der Vorstellung als einer Einheit fest. Sie haben sich nirgends ausdrücklich dahin ausgesprochen, daß diese Einheit eine elementare, nicht weiter zerlegbare sei — aber sie haben jedenfalls auch keinen Versuch gemacht, sie zu zerlegen.

Damit kann dann höchstens für die Assoziationspsychologie — zu der übrigens Charcot nicht gezählt werden darf, und die Moebius nachdrücklich ablehnt — ihre Leistung als eine abschließende gelten, sofern eben diese psychologische Richtung mit der Vorstellung als einem Elementarprozeß arbeitet. Wir andern werden uns bewußt sein müssen, daß die dritte Stufe in der Entwicklung des Hysterieproblems von Charcot nicht erreicht worden war, daß somit die wissenschaftlich höchste Leistung noch übrig blieb. Lassen wir dann unsern Blick über die Spanne hingleiten, die zwischen Charcot und der Gegenwart liegt, so wird uns deutlich, daß es an Anläufen diese Stufe zu erklimmen, nicht gefehlt, gleichzeitig aber, daß die wissenschaftliche Situation durch eine unvermeidliche Komplizierung der Fragestellung sich eher verdunkelt als gelichtet hat. Ehe wir jedoch diesen interessanten Entwicklungen des Hysterieproblems, die das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts füllen, nachgehen, wollen wir uns vorher einer geschichtlichen Pflicht entledigen: einen kurzen Blick nämlich auf einige mehr isolierte Versuche zur Deutung der Hysterie zu werfen. Isoliert nenne ich sie einmal, weil sie einem schwebenden Problem nahe treten, ohne recht organisch an das schon geleistete Stück der Lösung anzuknüpfen, und weil weiterhin ihre Wirkung auf die Fortspinnung des Problems als eine geringe, oder höchstens als eine indirekte, durch den Widerspruch wirkende erscheint.

Es sind hie und da aufschießende Hypothesen, die doch abseits der Theorie der Hysterie, soweit sie historisch geworden ist, sich bewegen.

3. Ephemeres.

In der modernen Wissenschaft läßt sich kaum eine erheblichere Gefahr denken, als jene, die in der Verwechselung der Deutung mit dem Gleichnis gegeben ist. Ganze Disziplinen sind dadurch für Jahre hinaus der exakten Forschung entzogen worden, um den analogistischen Phantasieen, in denen das Mittelalter gedacht hat, zu verfallen. Es ist begreiflich, daß die Psychologie, die als vorletzte aller Wissenschaften (die letzte, zum Teil noch ungelöste ist die sogenannte Religionswissenschaft) dem Banne der Mystik entronnen ist, den analogistischen Spielereien verhältnismäßig wenig Widerstand entgegenzusetzen hatte. Und namentlich die Probleme der Hysterie und der Hypnose boten den günstigsten Boden zur Aussaat von Gleichnissen. Rechnet man hinzu, daß der romanische Geist gern in Bildern seinen Gedanken Ausdruck gibt, und daß der Antithesen-Esprit der französischen Seele geradezu auf das Spiel mit Analogieen angewiesen ist, wenn er auf seine Rechnung kommen will, so wird es nicht Wunder nehmen, daß es der Hysterie an Erklärungen nicht gefehlt hat, die entweder gänzlich aus der Luft gesponnene, aber durch ihre Formulierung blendende Hypothesen oder weiter nichts als sprachliche Gleichnisse für einen längst bekannten Sachverhalt — oder beides zusammen in einer Mischung waren.

Zu dieser Mischung gerade reizte in der Psychopathologie ganz besonders die eine zeitlang grassierende Anschauung, daß eine rechte Theorie nur anatomischen Charakter haben könne. Wir kennen Meynert als ihren geistreichen Vater, und es ist erst Flechsig in überaus glücklicher Weise gelungen, sie durch die eigene Betätigung ad absurdum zu führen. Er hat durch seine Geographie des Gehirns den Forschern auf lange Weile hin ihren Appetit auf lokalisatorische Hypothesenbildungen verscheucht. Trotzdem spukt die anatomische Ausdrucksweise in der psychopathologischen Diskussion noch immer. Dem einen ist die Hirnrinde mit einer Mosaik von Erinnerungsbildern durchsetzt, der andere redet von Erinnerungszellen, selbst

ein Mann, der gelegentlich die anatomisierende Richtung so fein verspottet hat, wie Moebius, spricht von einem Organ für Mathematik, wo ein Stigma der mathematischen Anlage vorliegt, und das modernste Lehrbuch der Physiologie plädiert für ein Gutmütigkeitszentrum. Die schlechte Gewohnheit ist so eingewurzelt, daß Männer, die berufen wären, psychologische Fragen vom Fleck zu bringen, offenbar an nichts Psychisches ohne die gleichzeitige Halluzination eines Stückes Gehirn zu denken vermögen. Neun Zehnteln aller psychologischen Einfälle und Interpretationen wird der Weg mit der Übersetzung ins Anatomische oder, was neuerdings mehr in Mode kommt, ins Physiologische verschüttet.

Das Paradigma einer solchen Thesenbildung mit psychologischem Anlaut und anatomischem Auslaut ist die Interpretation, die Sollier für die Hysterie gegeben hat. Er meint, es seien schlafende Gehirnteile, die das Zustandekommen der hysterischen Phänomene zu erklären vermöchten. Man sehe sich nun diese Art Erklärung einmal an. Vom Schlaf wissen wir sehr wenig, aber wenn wir ihn phänomenologisch genau charakterisieren wollen, so müssen wir sagen: es ist ein psychologischer Begriff, der physiologisch bisher nur in Hypothesen faßlich gemacht werden konnte. Jedenfalls ist uns das eine heute geläufig, daß der Schlaf zwar ein Aufhören des Selbstbewußtseins und damit der zeitlichen Kontinuität unsrer psychischen Erlebnisse, keineswegs aber ein Schwinden des Bewußtseins bedeutet: Schlaf und Bewußtlosigkeit sind durchaus von einander getrennt zu halten. Das im Schlafe sich abwickelnde psychische Geschehen nennen wir den Traum. Frühere Zeitalter haben dem Träumen einen mystischen Sinn untergeschoben; dann hat man im Traum ein mehr oder minder sinnloses, zufälliges Spiel von Assoziationen erblickt, die nur sehr vagen Regeln zu gehorchen schienen; endlich heute begegnen wir wieder verschiedenen Versuchen, das Seelenleben des Schlafes psychologisch zu erleuchten und seinen Gesetzen nachzuspüren. Besonders die Traumdeutung von Freud und die Lehre von den verschiedenen Möglichkeiten des Wachseins im Schlafe, wie Oskar Vogt sie angebahnt hat, gehören dahin. Beide Versuche, die ich, ohne hier in ihre Besprechung einzutreten, für außerordentlich bemerkenswert halte, sind streng

psychologisch gehalten; denn wenn auch Vogt seine Ansichten in die nervenmechanische Ausdrucksweise übersetzt hat, so ist er sich doch überall des absolut Hypothetischen dieser Betätigung bewußt geblieben und hat niemals den Kardinalfehler begangen, das Physiologische ins Psychologische hineinzumengen. Und weder Freud noch Vogt haben sich nur Stile der lokalisierenden, topographischen Hirnanatomie ausgedrückt.

Nun kommt Sollier und läßt Gehirnteile schlafen, konstruiert sich einen partiellen Somnambulismus, zerlegt nach Bedarf Unbewußtes und Unterbewußtes in etliche Schichten und phantasiert sich über das Geschehen in diesen Schichten — graphische Darstellungen zusammen. Der langen Mühe kurzer Sinn ist der: daß bestimmte Bewußtseinsanteile, bestimmte psychische Komplexe bei den Hysterischen zeitweilig nicht disponibel sind oder zu sein scheinen. Das lehrt die Phänomenologie der Hysterie: die Hysterischen reagieren auf mancherlei nicht, worauf der normale Mensch prompt zu reagieren pflegt, es macht den Eindruck, als seien einzelne Reaktionsmöglichkeiten bei ihnen ausgeschaltet. Ein Faktum. Die wissenschaftliche Aufgabe wäre nun eine möglichst eindringliche Analyse solcher Erfahrungen, und es ist ja nicht unmöglich, daß diese Analyse auch zu einem theoretisch formulierbaren Verständnis der fraglichen Zusammenhänge führte. Statt dessen baut Sollier eine Hypothese über die andere. Erstens nimmt er an, daß die bei den Hysterischen anscheinend außer Funktion gesetzten psychischen Komplexe in bestimmten Hirnpartieen lokalisiert seien. Gerade nun für den am besten beobachteten, am häufigsten in Frage kommenden und größten dieser Komplexe, für die Tastempfindungen, haben wir keinerlei Anhaltspunkt, daß er eine engere Lokalisationsstätte besitze, als die Großhirnrinde schlechthin. Zweitens läßt Sollier jene völlig imaginären Gehirnteile schlafen, das heißt, er versetzt sie in einen Zustand, von dem wir, soweit er einen Gehirnteil angeht, überhaupt noch nichts wissen. Diese beiden Hypothesen, von denen die erste eine pure Erfindung und die zweite ein schlechtes Gleichnis ist, werden mit der völlig erfundenen Schichtung des Unterbewußtseins, zusammengekoppelt und das Ganze als eine Deutung der Hysterie vorgeführt, während es in Wirklichkeit höchstens ein bildlicher Ausdruck für eine bestimmte Erfahrung sein könnte.

Geht man der „Deutung“ Solliers auf den Grund, so kommt man zu dem Ergebnis, daß sie sich ihrem Sinne nach kaum von der Lehre Janets unterscheidet. Es wird weiterhin unsere Aufgabe sein, dessen Theorie der Hysterie näher zu treten, da sie sich auf einer sehr umfassenden psychologischen Analyse aufbaut. Nur ihren Inhalt will ich hier andeuten: nach Janet ist das Charakteristische der Hysterie in einer Abspaltung gewisser Bewußtseinsanteile vom Selbstbewußtsein und ihrer Verbindung untereinander durch Erinnerungsfähigkeit gegeben. Es entsteht auf diese Weise ein zweites Ich, das somnambule Ich, neben dem wachen. Moebius, der Janets Verdienst um die Förderung unseres Verständnisses der hysterischen Erscheinungen außerordentlich hoch einschätzt, warnt dennoch davor, diese Erklärung für mehr zu nehmen als für eine Verbildlichung der bei der Hysterie außerhalb des wahren Bewußtseins sich abspielenden Geschehnisse, von denen wir, wie er wörtlich sagt, „in Wirklichkeit gar nichts wissen“. Und Janet selber hat eine mystische oder auch nur analogistische Absicht so fern gelegen, daß er nicht einmal, wie Moebius es im bewußten Gegensatz zu ihm tut, die Abspaltung der Bewußtseinsanteile für das Primäre in der Hysterie hält, sondern sich bemüht, ihr Zustandekommen durch Bedingungen des psychischen Geschehens zu erklären, die auch dem normalen Bewußtsein vertraut sind: durch eine verminderte Fähigkeit aufzufassen und zu kombinieren. Diese Art, die Hysterie zu interpretieren, dünkt aber Gelehrten wie Sollier wahrscheinlich viel zu einfach und geradwegig, und obwohl er ganz ersichtlich keinen Gedanken hatte, der über Janets Leistung auch nur einen Schritt hinausführte, fühlte er sich doch bewogen, es dann mit einer Übersetzung ins weniger Verständliche zu versuchen. Das Ende davon: man weiß nun von der Hysterie, daß sie etwas völlig Geheimnisvolles sein muß, da der Versuch ihrer Erklärung mit weiter nichts endet, als mit der Übersetzung ihres Namens in einige andere. Das ist ja der kardinale Fehler von Solliers Hypothese: sie bringt keine Interpretation der Hysterie, sie ordnet diese Abnormität nicht einmal einer weiteren ein; denn Hysterie ist nicht etwa Somnambulismus, sondern eine eigene, von jeglichem andern Schlafzustand unterschiedene Form von Somnambulismus: partieller Somnambulismus. Und das

Hysterieproblem lautet danach: was ist partieller Somnambulismus? Das heißt, es ist auch nicht um einen Schritt vom Fleck gekommen. Die schlafenden Gehirnteile und das Unbewußte in Curven sind für eine nüchterne Erwägung um nichts wahrscheinlicher, als der wandernde Uterus oder die ataktischen Lebensgeister.

Zeigt uns die Hypothese Solliers einen wesentlichen Fehler der französischen Betrachtungsweise: eben die Verwechselung des Gleichnisses mit der Erklärung, so möchte ich den Versuch Oppenheims, eine Deutung der Hysterie zu finden, als ebenso typisches Exempel einer deutschen Gepflogenheit: nämlich der Gründlichkeit am unrechten Platze, ansehen. Als Ganzes steht Oppenheims Leistung hoch über der Solliers, denn sie ist in der Tat ein Deutungsversuch. Da wir uns später mit Einzelheiten gerade dieser Theorie kritisch befassen werden, so gehen wir hier auf sie nicht näher ein. Das im ganzen Verfehlte der Oppenheimschen Anschauung liegt wesentlich in der Form, in die sie gefaßt ist. Es handelt sich um einen physiologischen Deutungsversuch. Vielleicht kommt einmal die Stunde, wo es möglich ist, die Hysterie nach ihrer organischen Seite hin zu betrachten, den Chemismen nachzuspüren, die sich bei ihr abspielen; ich halte den Glauben daran nicht bloß für erlaubt, sondern für wissenschaftlich notwendig, und ich kann Meinungen wie die von Hoche, der eine solche Möglichkeit für immer negiert, nur aus einer völlig verfehlten Auffassung des Anatomischen mir erklären — denn daß die Gehirnprozesse der Hysterischen materiell andere sind als die der Gesunden, das nimmt doch wohl auch dieser Forscher an. Heute aber besteht von der Gehirnphysiologie weiter nichts, als ein traumhaftes Bild, und jeder Versuch, gehirnphysiologische Deutungen für irgend ein Phänomen zu finden, ist Hypothese im allerradikalsten Wortsinne; ist schlechthin Phantastik. Mit sicheren Strichen hat vor wenigen Jahren einer der wenigen philosophischen Köpfe in der Medizin unserer Tage, der Freiburger Physiolog Johannes v. Kries, die Grenzen gezeichnet, die er heute der physiologischen Interpretation von psychischen Geschehnissen gezogen sieht; mir scheinen selbst diese Grenzen noch weitherzig abgesteckt zu sein. Und so ist denn auch die Theorie Oppenheims ohne eine Möglichkeit, sie für ein wirkliches Verständnis der hysterischen Phäno-

mene fruchtbar zu machen. Immerhin, auch Wundt und Hering haben ihre Versuche, eine Mechanik des nervösen Geschehens hypothetisch zu konstruieren, unternommen, Exner hat uns ein sehr umfangreiches Buch über die physische Basis des Psychischen geschenkt, und Binswanger redet seit dieser Bescherung mit Vorliebe in der physiologisch-irrationalen Terminologie; es ist wie überall, die Ungeduld des Wissensdranges eilt phantasierend der mühevollen Untersuchung voraus. Oppenheim aber hat sich nicht einmal mit der physiologischen Sprache begnügt, sondern am Ende das Ergebnis noch ins Physikalische übertragen. Die Grundlage der Hysterie soll in einer verminderten inneren Reibung der Moleküle des Nervensystems gesucht werden. Ich weiß es so wenig wie Oppenheim, ob es Gehirnmoleküle gibt und glaube, daß die Physik längst die Moleküle hinter sich haben wird, ehe die Psychopathologie dahin kommt, von der Physiopathologie eine Physik der Hysterie zu erbitten. Der Drang zur Mechanik scheint aber bei uns unausrottbar zu sein. Man hat es ja lange Zeit für ein Zeichen besonders kühner Freigeistigkeit gehalten, sich die Welt aus Atomen und zwischen ihnen befindlichem Äther bestehend zu denken. Die konstruktiven Hilfsbegriffe der Mechanik sind überall hin gezerrt worden, wo sie nichts zu suchen haben: bald sollten sie philosophische Wahrheiten sein, bald irgendwo irgend eine Lücke zustopfen. Oppenheim selber gehört zu den wenigen Forschern, die nachträglich erklären, daß sie auf eine ihrer Anschauungen keinen Wert mehr legen, und es wäre durchaus ungerecht, ihn heute noch mit jener Hypothese zu identifizieren: hier sollte sie nur als charakteristisch dafür gekennzeichnet sein, daß selbst in einer Zeit, in der das Interesse der Forscher an der Hysterie aufs höchste gesteigert war, die wissenschaftstheoretischen Mängel der Pathologie, die in der Medizin vorherrschende Verständnislosigkeit für irgend eine Problematik, sich der Förderung der theoretischen Auffassung hysterischer Tatsachen hindernd in den Weg legte. Denn die Hypothese einer Autorität ist ja allemal ein sanftes Polster, auf dem die Hunderte der in verba magistri Schwörenden schleunigst ihr Denken zur friedlichen Ruhe betten.

Allein die Theorie Oppenheims ist nicht bloß für eine beliebte Art der medizinischen Betrachtungsweise typisch,

sondern sie signalisiert auch eine Linie in der Bearbeitung des Hysterieproblems, deren Bedeutung zwar eine wesentlich ephemere geblieben ist, die aber doch als Reaktion auf die Errungenschaften Charcots verzeichnet zu werden verdient: eben die physiologische Linie, wie man sie nennen könnte. Sie ist außer in Oppenheim noch in Onanoff und Pitres verkörpert. Im einzelnen auf die Anschauungen dieser Untersucher einzugehen, würde uns weitab vom Ziele unsrer Darstellung führen; soweit sie von bleibendem Interesse sind, rühren sie zum Teil an Fragen, die in den Komplex der psychologischen Problematik der Hysterie nicht hineingehören, zum andern Teil werden wir in unsern analytischen Kapiteln Gelegenheit finden, auf sie zurückzukommen. Das Charakteristische für beide Forscher ist, daß sie die psychogene Herkunft der hysterischen Erscheinungen ganz erheblich eingeschränkt wissen wollen. Onanoff wie Pitres, so verschieden geartet auch sonst ihre Darstellungen sind, machen für die Entstehung des überwiegenden Teiles der in der Hysterie beobachteten Störungen einen physiopathologischen Zustand des Nervensystems verantwortlich, der eines Hinzutritts psychischer Ursachen gar nicht bedürfe, wenn auch keiner der beiden Autoren etwa soweit geht, die Möglichkeit und verhältnismäßig erhebliche Häufigkeit dieses Hinzutritts zu leugnen. Im Gegenteil, beide, und an erster Stelle muß man da Onanoff nennen, haben selber interessante Beiträge zur Erforschung der psychogenen Herkunft hysterischer Störungen geliefert. Dennoch verbindet sie mit Oppenheim die Grundauffassung, daß das Wesentliche an der Hysterie ein krankhafter Gehirnzustand sei, aus dem sich zahlreiche pathognostische Störungen der Empfindung und Bewegung auch ohne psychogene Einmischungen notwendig ergeben würden.

Die Hysterie rückt nach dieser Ansicht von den Psychosen ab und in eine unmittelbare Nähe der eigentlichen Nervenkrankheiten: etwa der Basedowkrankheit, bei der wir ja auch mit unsern Hilfsmitteln keine organischen Veränderungen des Nervensystems entdecken können, und die innerhalb gewisser Grenzen der Suggestion unterworfen ist; oder der Neuralgien, von denen das Nämliche gilt; oder der Katatonie, wenigstens vorsichtiger gesagt, gewisser katatonischer Bilder, deren einzelne Symptome suggestiven Einflüssen gehorchen, ganz deutlich

aber auch ohne Suggestion rein physiopathologisch entstehen können. Und was der Beispiele noch mehr sind.

Dies aber zugegeben, kann von einer Förderung des Hysterieproblems als einer psychologischen oder psychophysischen Fragestellung durch diese Gruppe von Theoretikern nicht mehr die Rede sein. Die Hysterie bietet dann nur noch physiopathologisches Interesse: entweder man sucht für sie eine physikalische oder doch physiologische Konstruktion, wie Oppenheim, oder man bemüht sich, mit neuen Methoden anatomischer oder chemischer Art der Veränderung auf die Spur zu kommen, die der Hysterie zugrunde liegt. So ist es ja bei der Dementia paralytica gegangen, wo man eine anatomische, und bei der Basedowkrankheit, wo man eine chemische Alteration als das kausale Moment entdeckt hat. Es liegt mir ferne, diesen Weg von vornherein als unfruchtbar zu verwerfen. Unfruchtbar ist nur das Erklärenwollen einer völlig unbekannten Veränderung des Nervensystems aus einer völlig imaginären Nervenmechanik heraus. Der andre Weg gehört der ernsthaften Forschung an, freilich nicht mehr der Psychologie, sondern der Physiologie der Hysterie. Er hätte beschritten werden können.

Was ich hier aber feststelle, ist die Tatsache, daß er nicht beschritten worden ist, auch von seinen Anbahnern nicht. Das Interesse an der Hysterie ist trotz des glänzenden Dreigestirns Oppenheim, Pitres, Onanoff nicht ein physiologisches geworden, sondern ein exklusiv psychologisches geblieben. Und das historische Faktum scheint auch theoretisch gerechtfertigt zu sein. Denn da eine so naheliegende, ins Krankheitsbild selber eingeschlossene organische Veränderung, wie etwa die Basedowkrankheit sie bot, bei der Hysterie bis heute nicht gefunden werden konnte, so hätte man sich an die mikroskopische Gehirnanatomie wenden müssen. Es bedarf nun für den Kundigen keines Beweises, daß von hier eine Antwort in absehbarer Zeit nicht zu erwarten stand, da diese Disziplin um die Zeit jener physiologischen Interpretationen der Hysterie noch kaum bis zur Sicherung ihrer elementaren Arbeitsmethoden vorgedrungen war; den Unkundigen muß ich bitten, der Versicherung zu glauben. Und so blieb für den, der in einer völlig hypothetischen Physiologie der Hysterie keine befriedigende Lösung des Problems zu sehen vermochte, weiter nichts übrig,

als dort anzuknüpfen, wo wir die Leistung Charcots ihre Grenze finden sahen. Die psychologische Analyse der Hysterie, positiv schon vorbereitet, fand durch den naturgemäß ephemeren Charakter der physiologischen Theorieen auch, wenn ich so sagen darf, negativ den wissenschaftlichen Boden für ihre Leistungen in zweckmäßiger Weise vorbereitet.

4. Die Analytiker der Hysterie.

Kein Versuch, zu einer theoretischen Gesamtauffassung der hysterischen Erscheinungen zu gelangen, hat so großes Interesse gefunden und wird auch heute noch vielfach so schlechthin als die Theorie der Hysterie angesehen, wie die große Studie Pierre Janets über den Geisteszustand der Hysterischen. Moebius, der in der letzten Auffassung schließlich von Janet sich trennen muß, hat dennoch dessen Leistung mit Sätzen gewürdigt wie: „Alles weitere knüpft sich an den Namen Pierre Janet an.“ „Die Ausführungen Janets sind meines Erachtens unwiderleglich.“ Und in der Tat: es mag so leicht kein Buch gefunden werden, das auch den kundigen Leser mit so bestechenden Argumenten fesselt, wie dasjenige Janets.

Durch Janet findet die psychopathologische Auffassung der Hysterie ihren vollen Ausdruck. Auch er setzt freilich als materielle Basis der hysterischen Veränderung einen Gehirnzustand voraus, der vom normalen abweicht; aber er ist weit entfernt davon, sich über das Wie? dieses Zustandes Gedanken zu machen. Er konstatiert vielmehr lediglich die Erfahrungstatsache, daß dieser Zustand sich den im Gebiete der Entartung liegenden Dispositionen des Nerversystems subsumieren läßt. Das ergeben ja klinische Beobachtungen: wenn die Hysterie immer und immer wieder bei Gliedern von Familien angetroffen wird, in denen auch Neuralgie, Migräne, Fallsucht, Mißbildungen, Neurasthenie, manisch-depressive Zustände usw. zu finden sind — so gehört sie eben in die famille névropathique hinein, wie Charcot die degenerativ begründeten Krankheiten des Nervensystems gemeinschaftlich benannt hat. Aber Janet weiß sehr gut, daß damit für das besondere Verständnis der Hysterie noch nichts gewonnen ist, und er verneint entschieden die Frage, ob der Weg zu diesem Verständnis durch die Physiopathologie

führe. Die rein physischen Symptome der Hysterie sind ihm, so wenig er sie übersieht, etwas durchaus Nebensächliches. In ihrer Besonderheit kann die Hysterie nur begriffen werden, wenn man ihre Phänomenologie als eine psychogene betrachtet.

Allerdings hat Janet diese seine Grundansicht nicht überall ohne Konzessionen und mit gleicher Klarheit zum Ausdruck gelangen lassen. Aber wir brauchen in eine Diskussion seiner Discrepanzen nicht einzutreten, weil sie für die Würdigung seiner Arbeit schließlich gegenstandslos sind.

Hat doch Janet mit jenem Bekenntnis noch nichts Neues gebracht; seine Leistung ist darin lediglich eine akzentuierte Wiederholung der Auffassung Charcots. Nun aber geht der Schüler über den Meister hinaus und unternimmt eine Analyse der einzelnen hysterischen Erscheinungsgruppen. Es genügt ihm nicht, überzeugt zu sein, daß die hysterischen Erscheinungen durch Vorstellungen hervorgerufen werden. Er will sehen, wie diese Art der Entstehung sich vollzieht. Er betritt die dritte Stufe der wissenschaftlichen Untersuchung und will nicht bloß eine Meinung, eine Hypothese haben, sondern eine Theorie im Vollsinne des Wortes anbahnen.

Ich habe früher gelegentlich die Wertung ausgesprochen: Janets psychologische Leistung sei eine höchst bescheidene geblieben. Dies Wort könnte mißverstanden werden; ich habe den Begriff der Leistung dabei wohl etwas schief verwendet. Was ich treffen wollte, war nicht so die psychologische Leistung Janets als ihr Ergebnis. Im einzelnen wie im ganzen Aufbau kann man Janets Arbeit bewundern und doch mit dem Ende unzufrieden sein. Einmal, weil das Ende durch die ganze Gedankenführung hindurchschimmert; dann, weil es ihr widerspricht.

Man kommt nicht zu dem Eindrucke, daß der Forscher voraussetzungslos an seine analytische Arbeit herangetreten sei. Vielmehr scheint es, daß er den Gedanken von der Abspaltung einzelner Bewußtseinsanteile hatte, daß der ihm durch die Betrachtung namentlich der Amnesie, der somnambulen Wiedererinnerung und ähnlicher Erscheinungen nahegelegt war, und daß es ihm der Mühe wert schien, nun auch die übrigen Erscheinungen der Hysterie auf dieses eine Faktum zurückzuführen. Vielleicht ist es gar nicht so, aber Janets Publikationen hinterlassen diesen Eindruck. Damit ist noch kein Vorwurf erhoben;

Theorieen kommen dem Forscher oft als plötzliche Einfälle und regen ihn dazu an, sie den sämtlichen Erscheinungen eines bestimmten Gebietes unterzulegen. Dieser Weg hat zu den fruchtbarsten Hypothesen, er hat freilich auch oft zu dürren Konstruktionen geführt. Bei Janet aber kann ich mich eines Empfindens nicht erwehren, das dem Forscher gegenüber stets Unbehagen einflößt: er frisiere. Er sieht, scheint es, die verschiedenen Argumente gar nicht, die er selber in Wahrheit gegen, vermeintlich für seine Anschauung ins Feld führt. Die Betrachtung der letzten Fassung seiner Theorie reicht hin, um das zu erkennen. Es ist der Punkt, auf den schon Moebius hingewiesen hat; man könnte etwa sagen: mit psychologischer Gewissenhaftigkeit zerstört Janet eigenhändig das, was er eben zu gewinnen versucht hat.

Es ist unkorrekt — ich selber habe mich leider dieser Unkorrektheit wiederholt schuldig gemacht — wenn man sagt: Janet habe eine Bewußtseinsspaltung (oder Bewußtseinsverdoppelung) als die Grundlage der Hysterie angenommen. Man tut Janet damit Unrecht, denn man stellt ihn dann etwa in eine Linie mit Sollier als dem Typus der reinen Hypothetiker der Hysterie. Die Abspaltung von Bewußtseinsanteilen ist aber nicht das letzte, auf das Janet die hysterischen Erscheinungen zurückführt. Vielmehr leitet er diese Abspaltung selber wieder aus einer Schwäche des Vermögens zu kombinieren — man kann es deutsch schwer ausdrücken, er sagt: de la synthèse psychologique — her. Diese Schwäche ist für ihn das letzte, ist die Basis der Hysterie überhaupt.

An diese Stelle gehört keine Polemik um das Recht oder Unrecht der Theorie, sondern nur um ihren Wert für die Problematik der Hysterie. Und gerade von diesem Gesichtspunkte aus findet man sich in einer schwierigen Lage, soll man Janets Leistung abschätzen. Indem Janet über den Begriff der Bewußtseinsspaltung hinausgeht, um für diese Erscheinung selber wieder eine Unterlage zu suchen, zeigt er sich zunächst als gewissenhaften Psychologen. Er empfindet offenbar das Mystische, das in jenem Begriffe unvermeidlich liegt, er will es vermeiden, indem er es in möglichst einfache psychische Vorgänge auflöst. Er will seine Theorie so einfach, so einleuchtend, so annehmbar als nur möglich machen. Aber dabei passiert ihm das Unglück,

daß er sie gar zu einfach werden läßt. Sicherlich gibt es nichts Elementareres für eine so komplizierte Erscheinungsgruppe wie die Hysterie, als wenn man sie auf eine Schwäche der psychischen Synthesen zurückführt. Nur reißt damit leider jeder Zusammenhang zwischen dem zu Deutenden und der Deutung. Wenn tatsächlich zunächst alle hysterischen Phänomene als Bewußtseinsabspaltungen verständlich werden, so ist doch dieses Gemeinsame, das sie verbindet, als Folge einer Schwäche der Synthese ganz unverständlich; und gerade die typischen Belege für ein Doppelbewußtsein, die somnambulen Erinnerungsverknüpfungen der Hysterischen, gerade sie sind als Wirkungen einer einfachen Kombinationsschwäche nicht mehr zu begreifen. Moebius hat vollkommen Recht: diese Schwäche finden wir beim Neurastheniker; aber bei dem haben wir nirgends auch nur Andeutungen einer Bewußtseinsspaltung. Es ist schließlich Janet ähnlich ergangen wie Oppenheim: er wollte die Hysterie erklären und hat die Neurasthenie getroffen. Bei Oppenheim ist das insofern begreiflich, als seine Interpretation überhaupt mehr eine Formel für die degenerative Minderwertigkeit des Nervensystems darstellt, für etwas also, dessen einfachster, sozusagen klassischer Ausdruck die neurasthenische Beschaffenheit ist. Bei Janet aber, dem analysierenden Psychologen, ist es unbegreiflich. Und man bleibt in dem Dilemma: je höher man ihm seine Gewissenhaftigkeit anrechnen möchte, die ihn über die Bewußtseinsspaltung hinaustrieb, desto weniger kann man es ihm vergeben, daß er die Unmöglichkeit einer kausalen Verknüpfung von Bewußtseinsspaltung und Synthesenschwächung übersehen hat.

So besteht in Janets Theorie eine peinliche Lücke. Er hat eigentlich nicht eine, er hat zwei Grundlagen der Hysterie uns zu beweisen versucht. Die eine ist die Abspaltung von Bewußtseinsanteilen — das war die vorgefaßte Hypothese; die andere ist die Kombinationsschwäche — das war das eigentliche Ergebnis von Janets Analyse. Zwischen diesen beiden Faktoren wollte eine Verbindung gefunden sein. Wieder ist Moebius im Rechte, wenn er sagt: die einzig mögliche Verbindung ist die, daß die Bewußtseinsabspaltung das erste, die Kombinationsschwäche das ihr Folgende und aus ihr kausal Hervorgehende ist. Aber ebenso bliebe prinzipiell Janet gegen

Moebius im Rechte, wenn er die Zurückführung der Hysterie auf die Desaggregation für eine unzureichende Lösung des Hysterieproblems erachtete. Nur die besondere Art, wie er diesem Mangel abhalf, setzt ihn gegenüber Moebius ins Unrecht.

Zieht man alles Persönliche einmal ab, so ergibt sich aus der mit Janet erreichten Situation eine charakteristische Komplizierung des Hysterieproblems. Drei Wege eröffnen sich mit einem Male, die zu einer Deutung der Hysterie hinzuleiten scheinen. Der eine davon, beschritte man ihn, wäre nichts anderes als der ehrliche Verzicht auf eine psychologische Deutung. Es ist der Weg, den Moebius geht: ins Unbewußte. Man kann sich dabei die Verbindung zwischen Anfang und Ende durch Gleichnisse veranschaulichen, aber man muß niemals vergessen, daß es Gleichnisse und nicht psychologische Erfahrungsbegriffe sind. Offenbar wird hier das Hysterieproblem ein physiologisches. Denn da wir niemals wissen können, wie eine durchs Unbewußte gehende Wirkung im einzelnen sich verhält, so müssen wir uns gedulden, bis die Wissenschaft uns diejenigen Geschehnisse kennen lehrt, die sich im Gehirn abspielen, während die psychische Kette unterbrochen ist. Der zweite Weg ist die provisorische Hypothesenbildung: Janets Bewußtseinsspaltung, Solliers partieller Somnambulismus. Ich habe auf die Gefahren dieses Weges schon hingewiesen; sie sind besonders erhebliche innerhalb einer so wenig zum Denken geschulten Forschung wie der pathologischen. Aber es gibt Phasen der wissenschaftlichen Untersuchung, in denen sie zum notwendigen Übel wird, und nicht selten hat sie uns heuristische Anregungen von bedeutender Zeugungskraft hinterlassen. Der dritte Weg endlich ist die Analyse. Janet hat sie versucht, aber — und hier stehe ich nun davor, mein Urteil von ehedem zu rechtfertigen — sein Ergebnis ist ein bescheidenes und nicht bloß ein irrtümliches geblieben.

Einfach darum, weil auch er die Zerlegung der hysterischen Phänomene nicht wesentlich über den komplexen Vorstellungsbegriff hinauszuführen vermochte. Den Schlüssel zu diesem Mangel liefern uns Janets Ausführungen über die Empfindung, wie er sie gelegentlich der Interpretation der hysterischen Anästhesie gibt. Er entwickelt dort einen Empfindungsbegriff, über dessen Merkmale ich trotz der eifrigsten

Bemühung nicht zur Klarheit gekommen bin. Für ihn ist die Empfindung ein Phänomen unterhalb der Bewußtseinsschwelle; das einzige, was ihr Wesen kennzeichne, sei der Umstand, daß sie ein einfacher, ohne Hinzutritt des Ich-Bewußtseins bestehender Vorgang sei; sozusagen ein psychologisches Atom. In dem Augenblicke, da sie mit dem Ich-Bewußtsein vereinigt werde, sei sie eine Wahrnehmung, eine „Auffassung durch das Ich". Man erkennt leicht, daß hier alle möglichen physischen und psychischen Vorgänge durcheinander und mit logischen Begriffen gemischt werden: Vorstellung und Apperzeption mit dem physischen Reizprozeß und dem durch Analyse gewonnenen Begriff der Empfindung. Die Empfindung, die Janet so nennt, ist kein psychisches Atom, ist überhaupt nichts Psychisches, sondern ist der physische Begleitvorgang der Empfindung; und die Empfindung, die bei ihm etwas Psychisches sein soll, ist eine Vorstellung, ja eine apperzipierte Vorstellung! Zwischen beiden aber steht bei Janet nichts Vermittelndes, und wie das „Ich", die „Vereinigung aller gegenwärtigen Empfindungen, die Erinnerung an alle vergangenen Eindrücke und die Fähigkeit, die zukünftigen Erscheinungen sich vorzustellen" — wie dieses Ich es macht, um eine Empfindung (im Sinne Janets) in eine apperzipierte Vorstellung zu verwandeln, dafür findet unser Analytiker nur ein Bild: das Bild einer gefräßigen Amoebe . . .

In diesem Komplex von Begriffsverwirrungen und Kreisschlüssen ist keine eigentlich analytische Leistung auch nur möglich. Selbstverständlich ist es ein Leichtes, mit der Empfindung, die keine ist, das Fehlen der Empfindung zu erläutern. Man kann sagen, Janets Theorie des Empfindens sei geradezu schon auf die Interpretation der hysterischen Anästhesie hin frisiert worden. Eine Empfindung, die zwar alles leistet, was in der normalen Psyche von Empfindungen geleistet wird, und die nur den einen Haken hat, daß sie nicht empfunden wird: jeder Kundige erkennt in ihr sofort die ausgelöschte Empfindung der Hysterischen. Das aber ist wohl der unfruchtbarste Weg, den der Patholog zur Lösung seiner Probleme gehen kann: daß er die Merkmale des Pathologischen einfach als Merkmale eines verwandten Normalen dekretiert, um nun nachträglich jenes Krankhafte aus diesem Gesunden heraus zu erklären.

Wenn die Bewußtseinsspaltung, oder selbst wenn die Schwäche der Kombination darin ihre Deutung findet, daß die Empfindung an sich überhaupt nichts Psychisches ist, sondern vom Ich erst dazu gemacht werden muß, dann wird nicht der pathologische Vorgang klar, sondern der normale dunkel. Denn nach welchen Gesetzen sich das Ich bei der Auswahl der psychischen Atome richtet, die es an sich zu reißen und damit zur Auffassung zu bringen beliebt: darüber hat sich Janet nirgends vernehmen lassen. Daß diese Auswahl stattfindet, hat er uns versichert, und in recht anschaulicher Weise die alltägliche Zerstreutheit durch sie erläutert; von der Hysterie aber hören wir nur die Annahme, daß bei ihr die Auswahl eine noch engere sei. Und wieder läßt uns Janet vor dem ungelösten Problem stehen, wie es denn nun kommt, daß in der hysterischen Psyche die zur Auffassung nicht zugelassenen Empfindungen abgespaltene Bewußtseinsanteile bilden, in der normalen aber nicht.

Und doch hätte Janet es nicht nötig gehabt, eine eigene Psychologie sich zurechtzumachen, um mit ihr ein psychopathologisches Problem zu lösen. Als er seine Untersuchungen unternahm, war die Psychologie des normalen Seelenlebens bereits weit genug gediehen, um wenigstens die Grundtatsachen des Vorstellens und Wollens in ihrem Aufbau aus den Elementarprozessen der einfachen Empfindung und des einfachen Gefühls begreiflich machen zu können. Es wäre eine außerordentlich reizvolle Aufgabe gewesen, nun diese psychologische Erfahrung an der Hysterie ihre Probe bestehen zu lassen: den Weg also etwa einzuschlagen, den Kraepelin für die Psychopathologie der krasseren Psychosen gegangen ist. Dieser Weg aber wurde für die Hysterie erst lange nach Janet und bis heute ein einziges Mal gewählt: in der Analyse Oskar Vogts.

Vogt nennt seine Leistung geradezu eine normalpsychologische Einleitung in das Verständnis der Hysterie. Und er geht ohne Umschweife in das Zentrum des Problems: zu den psychischen Elementen, im besonderen zu dem Zusammenhang zwischen Empfindungen und Gefühlen. Psychologisch zeigt sich Vogt dabei in einer Art Mittelstellung zwischen Gefühlspsychologie und Intellektualismus, wie er denn auch Wundt und Ziehen als seine Lehrer nennt. Aber freilich ist der Grundstandpunkt Vogts der voluntaristische, und die Konzession an

die Intellektualisten liegt lediglich darin, daß er gefühlfreie, rein intellektuelle seelische Erlebnisse anerkennt. Im übrigen hebt er hervor, daß das Gefühl keine Eigenschaft der Empfindung, analog der Qualität und der Intensität, auch keine Reaktion aufs Empfinden, sondern eben das zweite selbständige Element neben der Empfindung sei, das auch ohne intellektuelle Begleitung fortdauern und sogar Gegenstand der Aufmerksamkeit sein, durch diese deutlicher gemacht werden könne.

Wir müssen es uns versagen, hier den Gedankengängen Vogts ins einzelne hinein nachzugehen. Wer das beabsichtigt, würde überdies nicht bloß des Autors Arbeit über die Hysterie zu berücksichtigen haben. Denn im intimsten Zusammenhange mit ihr stehen die Studien, die Vogt vorher über die Suggestion und Suggestibilität veröffentlicht hat. Es handelt sich also um einen wissenschaftlichen Wurf großen Stils, wie ja auch Vogt das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, die „Zeitschrift für Hypnotismus“ von charlatanistischen Schlacken gereinigt und auf exakten wissenschaftlichen Boden gestellt zu haben.

Wenn ich urteile: jener Wurf ist mißlungen — so muß ich diese Zensur gewissermaßen dogmatisch aussprechen; und ich vermag nur leichthin zu skizzieren, woran das Gelingen scheiterte. Im Grunde wohl an dem nämlichen Faktor, der Vogts Arbeit als einen großen Wurf schätzen läßt. Die Absichten Vogts sind zu weite gewesen, und so ist er notwendig der Konstruktion, der Gewaltsamkeit verfallen. Er wollte alles aus demselben Faden spinnen: normale Wachsuggestibilität, Schlaf, Hypnose, Somnambulismus, Hysterie, — und das Ende war die Behauptung, daß die Suggestibilität eine seelische Eigenschaft sui generis bedeute. Er wollte mit seiner Analyse zugleich eine neue experimental-psychologische Methodik schaffen und begründen, und so blieb die Analyse selber in dem Begriffe der Dissoziation stecken. Er wollte schließlich die psychologischen Erkenntnisse, die er gefunden zu haben meinte, auch noch mit einer physiologischen Theorie verbinden. Kurzum — Vogt wollte zu viel auf einmal leisten. Von der meistens allzu leicht verdaulichen geistigen Kost der „Zeitschrift für Hypnotismus“ heben seine Arbeiten sich grell ab, wie eine kolossale Kondensation tiefdringenden Forschens, aber man spürt, je weiter man in ihnen vordringt, desto mehr, wie die Neben-

absichten den leitenden Faden überwuchern. So kommt es wohl auch, daß das Ganze ein Torso blieb; ja die einzelnen Teile selber wieder sind im Grunde Torsi — weder die Studie über den Hypnotismus noch die über die Hysterie sind vollendet worden, und eine spätere Zusammenfassung hat ihren fragmentarischen Charakter nicht verwischen können.

Der Begriff der Dissoziation, auf dem Vogt fußt, sagt eigentlich nur etwas Negatives aus: Störung (bis zur Aufhebung) der Assoziation, wie sie gewöhnlich sich vollzieht. Insofern ist in der Tat der Schlaf das beste alltägliche Beispiel der dissoziativen Zustände. Psychische Komplexe, die im wachen Normalleben weit auseinander liegen, verbinden sich, Vorstellungen ändern ihre sinnliche Färbung, erhalten halluzinatorische Intensität, Gefühle und Affekte erscheinen in gänzlich veränderten Verknüpfungen mit den intellektuellen Erlebnissen. Von diesen diffusen Dissoziabilitätszuständen scheidet nun aber Vogt zwei andere Gruppen ab, die er als systematische im Gegensatz zu jenen benannt hat. Es sind der partielle systematische Dissoziationszustand und das partielle systematische Wachsein. Beide sind gemeinsam dadurch gekennzeichnet, daß in ihnen bestimmte, assoziativ charakterisierte Systeme von Bewußtseinselementen aus dem psychischen Ganzen herausgehoben erscheinen — dort durch eine suggestiv erzeugte abnorme Erregbarkeit, hier durch die normale Erregbarkeit, während das übrige Bewußtsein dort den Zustand des normalen Wachseins, hier einen Zustand mehr oder weniger ausgedehnter und ausgeprägter Schlafhemmung darstellt.

In seiner jüngsten Arbeit stellt nun Vogt den hysterischen Zustand als eine Schlafhemmung dar, deren Entstehung durch eine pathologisch gesteigerte Affektivität des Individuums erklärt wird. Damit sehen wir die Hysterie in die dritte Gruppe der oben aufgezählten Dissoziationszustände eingeordnet. Wir werden uns später ausführlicher über die Unmöglichkeit, in der Dissoziabilität eine Lösung des Hysterieproblems zu akzeptieren, äußern müssen und treten darum hier in eine Detailkritik der Vogtschen Hypothese nicht ein. Nur einige logische Bemerkungen seien gestattet, da mir das Unzulängliche jenes Abschlusses der immerhin großartigen Untersuchungen wesentlich in logischen Momenten zu liegen scheint.

Wir sagten schon, Dissoziabilität sei ein Negativum; und als solches kann es wohl eine konsequente Analyse, nicht aber einen genetischen Versuch beschließen. Unsere eigene Analysis wird das Exempel für die Möglichkeit eines negativen Abschlusses sein; unsere Genese aber wird ebenso zeigen, daß dieser Abschluß notwendig zu einer positiven Wendung vorwärts drängt. Die Analyse sagt am Ende: So sind die Bedingungen, unter denen Hysterie sein kann; die Genese dahinwider: so sind die Bedingungen, unter denen Hysterie sein muß. Hysterie kann nun ohne Zweifel sein, wo Dissoziabilität aus Affektivität ist; aber sie muß keineswegs da sein, schon darum nicht, weil nicht einmal Dissoziabilität sein muß, wo erhöhte Affektivität ist. Daß aber, wo Hysterie ist, erhöhte Affektivität sei, stimmt überhaupt nicht zu der empirischen Sachlage, mit der doch selbst die geistvollste Denkmöglichkeit niemals in offenen Widerspruch kommen darf. Die Vogtsche Genese deckt nur einen Bruchteil der empirischen Hysterie — das hat auch Binswanger in seiner umfassenden Monographie hervorgehoben; das genetische Ergebnis ist schließlich um ebensoviel zu eng, wie das analytische zu weit. Ähnlich Janet, wenn auch in ganz anderem Sinne, sitzt Vogt am Schlusse seiner Untersuchungen zwischen zwei Stühlen.

Und das erscheint mir doch im wesentlichen als das Symptom eines logischen Konfliktes, in den um die nämliche Zeit analytische und genetische Interessen, zunächst zugunsten einer Vorherrschaft der Genese, geraten. Ende der neunziger Jahre, das ist problematisch interessant, schießt eine ungeheuere Phänomenologie der hysterischen Genesen auf. Studien über die Hysterie der Kinder, über die Hysterie im Völkerleben, über die Unterschiede der Hysterie sozial höher und niedriger stehender Menschen, zwischen der männlichen und der weiblichen Hysterie, über die Möglichkeit einer erworbenen Hysterie, über die Prognose der therapeutischen Bemühungen bei Hysterischen und die Möglichkeit einer Heilung der Hysterie, über das Verhältnis zwischen Anlage, Erziehung und Erlebnis bei den Hysterischen, über den hysterischen Charakter und hunderterlei mehr: lauter Studien also, die im Kern ihrer Fragen durchaus auf die genetische Betrachtungsweise zugespitzt erscheinen, treten in den Vordergrund. Wir werden sehen, daß diese

Wendung eine notwendige war, daß sich aus der wissenschaftsgeschichtlichen Situation eine Ablösung der Analyse durch die Genese ergeben mußte. Ihren theoretischen Ausdruck empfing sie in einer Untersuchung, die zum ersten Male die Analyse streng am Leitbande der Genese und, ein pikanter Kontrast! — in dieser gänzlich neuen logischen Gewandung den ältesten Deutungsversuch der Hysterie wiederbelebt zeigt: in der Konversionshypothese von Breuer und Freud.

5. Die genetische Analyse.

Breuer selber, in dem wir den Schöpfer der Konversionsidee zu sehen haben, hat angedeutet, es könne vielleicht wider seine Lehre der Vorwurf des Eklektizismus erhoben werden. Er hat, wie ich finde recht glücklich, im vorhinein darauf entgegnet, daß er diese Charakterisierung für einen Vorwurf nicht halten könne. In der Tat kann es nicht bloß objektiv verdienstlicher, sondern auch subjektiv schwieriger und im bessern Sinne „schöpferisch“ sein, das Bleibende aus allem bisher Geleisteten zusammenzufassen, als irgend eine mit Originalität prunkende Hypothese zu erfinden. In diesem guten Sinne kann die Breuersche Lehre eklektisch genannt werden. Damit will ich mich nicht etwa auf eine durchgehende Zustimmung zu ihren Thesen festlegen; nur im Prinzip scheint sie mir eben ein gutes Muster dafür zu sein, wie heute eine Theorie der Hysterie in Szene gesetzt werden muß, wenn sie mehr als eine ephemere Hypothese bedeuten soll.

Breuer hebt nachdrücklich hervor, daß ein Teil der hysterischen Phänomene wohl überhaupt nicht psychogen, sicherlich nicht ideogen, d. h. von Vorstellungen hervorgerufen, sondern rein physischer Natur ist. Dies Buch wird zeigen, wo sich meine Auffassung hysterischer Erscheinungen in dieser Frage mit der des Wiener Neurologen begegnet. In nicht minder vernünftiger Weise stellt sich Breuer zu der „überwundenen“ Reflextheorie. Die Wahrheit ist, daß wir von dem Zustandekommen irgendwelcher Beschwerden auf reflektorischem Wege nicht viel wissen, daß uns aber der irradiative Weg aus einer ganzen Reihe von Erfahrungen bekannt ist und daß wir uns zwar hüten werden, die Hysterie im ganzen als eine Reflex-

neurose aufzufassen, die Möglichkeit irradiativer und reflektorischer Symptomenentstehung aber keineswegs als „überwunden“ abzutun ein Recht haben. Es ist erfreulich, wenn man bei Breuer liest, daß man die körperlich bedingten hysterischen Erscheinungen zwar aus einem Erregungszustande des Nervensystems sich abgeleitet denken müsse, daß wir aber von diesem Zustande nichts wissen, daß Oppenheims Labilität der Moleküle nichts darüber aussagt, und daß es gut ist, bei einer Auseinandersetzung über die Hysterie wenig vom Gehirn und gar nicht von Molekülen zu reden. Leider hat Breuer dieses Versprechen, das er seiner Abhandlung vorausschickte, selber nicht gehalten; denn er verliert sich ein paar Seiten lang angelegentlich in die Hypothesen Exners, die nicht minder imaginär sind wie alle anderen.

Psychologisch erblicke ich bei Breuer einen Fortschritt in der Unterscheidung zwischen psychogenen und ideogenen Erscheinungen, die im Laufe der Hysterie-Debatte vielfach identisch geworden waren; eine bedauerliche Konzession an die bequeme Gewohnheit dagegen in der Annahme der unbewußten Vorstellungen, die Breuer sogar noch durch „bewußtseinsunfähige“ ergänzt. Er versteht darunter solche, die dicht unter der Schwelle des Bewußtseins intensiv auf dieses wirken, ohne daß es uns aber trotz allen Anstrengungen gelingt, sie ins Bewußtsein zu heben; z. B. ein vergessener Name, der uns wochenlang „auf der Zunge liegt“, ohne daß wir uns doch seiner erinnern könnten. Oskar Vogt hat diese Kategorie von psychischen Erscheinungen von Breuer übernommen. Und doch, so plausibel alles klingt, was Breuer zur Rechtfertigung der Einführung des Unbewußtheitsbegriffs sagt — er ist im Unrecht. Wer eine psychische Kausalität annimmt, für den ist das Unbewußte mindestens überflüssig, eigentlich aber unmöglich; darüber werden wir uns ja noch des weiteren auszusprechen haben. Und ich vermag nicht einzusehen, zu welchem Ende gerade Breuer und Freud das Unbewußte brauchen sollten, da ja im Grunde ihre Anschauung darauf hinausläuft, dieses Unbewußte als ein auf eigenartige Abwege gebrachtes Bewußtes darzustellen.

Das ist nämlich der wesentliche Inhalt dessen, was diese Autoren die hysterische Konversion nennen. Die Grundansicht

stammt, wie es scheint, von Breuer. Freud hat sie in umfassender Weise fortentwickelt: seine Erklärung der Träume, sowie der kleinen psychopathologischen Erscheinungen des Alltagslebens — des Versprechens, Verschreibens, Namenvergessens — läuft letzterdings auf Vorgänge hinaus, die zur Konversion der Hysterischen in der allerengsten Beziehung stehen.

Wir haben hier, wo es sich nicht um eine Kritik der Hypotheseninhalte, sondern um die Darstellung ihres problematischen Wertes handelt, die Konversionslehre nur ganz im Umriß zu skizzieren. Danach stellt sich uns die Konversion als eine Form der Dissoziation psychischer Erlebnisse dar. Jede Vorstellung, die bei ihrem ersten Erleben mit einem starken Affekt verbunden war, pflegt, wird sie gelegentlich erinnert, mindestens im Lichte einer jenem ersten Affekt ähnlichen Stimmungsfarbe aufzutauchen. Diese Färbung ist desto schwächer, je vollständiger sich ehemals der Affekt körperlich entladen hat. Je mehr diese Entladung irgendwie — durch äußere Hindernisse, durch dazwischen tretende andere Affekte, durch gewollte Hemmung — verhindert, je weniger das Erlebnis wirklich „ausgelebt" worden ist, desto intensiver pflegt auch der ursprüngliche Affekt in der Erinnerung wiederzukommen. Der Vorgang der Konvertierung besteht nun darin, daß der Affekt in dem Erinnerungsvorgange sich durch seinen körperlichen Ausdruck ersetzt, so daß die Vorstellung immer zugleich mit einem körperlichen Phänomen auftaucht: ein Mädchen etwa, das sich eines ihr Schamgefühl verletzenden Erlebnisses erinnert, errötet jeweils, sowie eine der Vorstellungen des Erlebnisses in ihr sich erneuert, ohne aber affektiv die damalige Scham wieder zu empfinden. Jedoch ist hiermit die Konversion noch nicht vollendet. Vielmehr kann es — ich folge natürlich nur referierend der Meinung Breuers — weiterhin dazu kommen, daß die Vorstellung vergessen wird, oder doch vernachlässigt, und daß nun das physische Phänomen für sich aufzutreten scheint. Solange der Affekt noch bestand, verknüpfte er die Vorstellung psychophysisch mit dem körperlichen Vorgang, und das erleidende Individuum selber empfand diesen Vorgang als durch die Vorstellung hervorgerufen. Durch das Schwinden des Affektes — seine „Konversion" in den an Stärke stets wachsenden körperlichen Vorgang — erscheint dieser nun von der Vorstellung dissoziiert, die Vorstellung

verliert mit dem Affekt das Interesse für uns und das körperliche Phänomen bleibt als isoliertes Symptom übrig. Als Konversion im engeren Sinne wird dieser ganze Prozeß dann bezeichnet, wenn das körperliche Phänomen nicht in dem normalen Ausdruck des Affektes — Erröten bei Scham — sondern in einer abnormen Ausdrucksbewegung bestanden hat. Besser sagen wir hier: Begleiterscheinung — anstatt Ausdrucksbewegung. Denn es kann sich dabei ebensowohl um psychische wie um physische Folgen des Affektes handeln. Neuralgiker ziehen sich oft durch gemütliche Aufregung ihre Neuralgieen, Migräneleidende einen Anfall zu; bei allen psychopathisch veranlagten Menschen finden wir eigentümliche abnorme Affektfolgen, wie Heiserwerden bei Befangenheit, Gänsehaut bei einfachen Unlustgefühlen u. dgl. mehr. Alles nun, was sich dem Affekte überhaupt assoziieren kann, ist auch im stande, bei der Konversion mitzuspielen. Auf diesem Wege bilden sich nicht bloß motorische und vasomotorische, sondern auch sensorische — halluzinatorische — Spontanphänomene. Neben diesen direkten Assoziationen des Affektes, die durch Konversion spontanisiert werden, kommen auch mehr indirekte, „symbolische" in Frage: wenn etwa im Laufe der Konversion der Ekel sich in tatsächlichem Erbrechen manifestiert, das den ursprünglichen Ekelaffekt nicht begleitet hatte. So oder so: auf diese Weise geschieht es, daß psychische oder physische Phänomene dem Assoziationsverkehr entzogen, durch assoziative Korrektur nicht mehr berührt werden und gegenüber der übrigen assoziativ zusammengehaltenen Psyche als abgespaltene Phänomene erscheinen.

Wir sehen, wie damit die Theorie von Breuer und Freud sich mit den Anschauungen Janets berührt. Und in der Tat hat Breuer nicht bloß Janets Verdienste um die Entschleierung des Hysterierätsels in den begeistertsten Tönen gepriesen, sondern sich ausdrücklich zu der Spaltung der Psyche bekannt. Er hat freilich korrigiert, daß es zu einer Bewußtseinsspaltung im Sinne Janets nur in wenigen extremen Fällen komme; in den übrigen seien die abgespaltenen psychischen Komplexe nicht bewußt, ja nicht bloß unbewußt, sondern geradezu bewußtseinsunfähig und wirkten somit — wir sehen uns auf Moebius gedrängt — von jenseits des Bewußtseins auf dieses alterierend ein.

Breuer selber glaubte nicht, damit eine erschöpfende Genese der hysterischen Erscheinungen geliefert zu haben. Er

betonte, daß es sich nur um eine Darstellung des Mechanismus der hysterischen Konversion handle und gab zu, daß im großen ganzen seine Theorie mit der Ansicht von Moebius sich deckt. Offen bleibt ja, nach dem was wir bisher referierten, die Frage, ob die Konversion etwas spezifisch Hysterisches und wie nun wiederum sie zu deuten sei. Bei Breuer finden wir zur Lösung dieser Frage die Annahme hypnoseähnlicher, dissoziativer Zustände, wie sie auch bei normalen Menschen ab und zu vorkommen („Wachträumen“ ist ein recht bezeichnendes Wort dafür), wie sie aber bei den zur Hysterie Veranlagten besonders häufig und auch wirksam sein sollen. Hier stellt sich also Breuer mit Moebius gegen Janet, indem er die Veranlagung zur Abspaltung selbständig wirkender — „dem Assoziationsverkehr entzogener“ — psychischer Komplexe für das Primäre in der Hysterie, eine synthetische Schwäche aber für höchstens sekundär, für meistens gar nicht erweislich hält.

In der Entwicklung darüber hinaus liegt das selbständige Verdienst Freuds. Er hatte neben das Breuersche „Hypnoid“ bereits die Möglichkeit einer Konversion durch gewollte Verdrängung psychischer Erlebnisse gesetzt. Mehr und mehr wurde diese Entstehung der Konversion für ihn die vorherrschende. Und hatte schon Breuer darauf hingewiesen, daß die Pubertät ganz besonders eine zum Wachträumen geeignete Zeit im Leben des Menschen sei, so wird für Freud das erotische Erlebnis die vornehmlichste Quelle der hysterischen Seelenstörung.

Unsere eigenen genetischen Kapitel werden sich mit den Anschauungen Freuds so eingehend auseinanderzusetzen haben, daß wir hier auf ihre Referierung ins einzelne hinein verzichten können. Nur das möchte ich von meinem Urteil verzeichnen, daß ich der vielfach üblichen Ironisierung der Freudschen Lehren mich nicht anzuschließen vermag. So stark meine Bedenken gegen viele Einzelheiten der explorativen wie der interpretativen Methode Freuds bis heute auch geblieben sind, so wüßte ich doch im Bereiche der theoretischen Psychopathologie außer den experimentellen Forschungen der Heidelberger Schule keine Leistung des letzten Jahrzehnts, die an anregender Kraft sich den Arbeiten Freuds an die Seite zu stellen vermöchte. Es gibt Leute, die sich angeblich durch einen sensationslüsternen Zug in den Veröffentlichungen Freuds abgestoßen fühlen. Nun, daß Freud

gut und fesselnd schreibt, ist doch wohl kein Nachteil; daß eine im wesentlichen mit erotischen Erlebnissen operierende Forschung für Menschen mit mangelnder Objektivität immer gewisse nebendeutige Anziehungspunkte bieten wird, ist unvermeidlich; im übrigen aber berührte es mich geradezu wohltuend, nach all den Herren, die 90, 95, 98, 100 Prozent aller Menschen in Hypnose versetzen zu können behaupten, endlich einen Forscher zu finden, der die Schwierigkeiten selbst der leichten Hypnose, die Peinlichkeit der Refraktion gegen den Hypnotiseur ehrlich zugibt und schließlich für die Mehrzahl seiner Fälle auf die Hypnose verzichtet, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß die Konzentration bei geschlossenen Augen nahezu dasselbe leiste — psychognostisch wie psychotherapeutisch.

Genug! sicherlich ist die wissenschaftliche Arbeit Freuds auf dem Felde der Hysterie die letzte von Bedeutung, die wir zu nennen haben. Und für unser besonderes problematisches Interesse bezeichnet sie einen hervorragenden Markstein durch ihre eigenartige Verknüpfung analytischer und genetischer Betrachtungsweise.

Eine Verknüpfung nämlich, die sich durch den Anfang einer bewußten Trennung analytischer und genetischer Leistungsmöglichkeiten charakterisiert. Die Wiener Forscher nennen das, was durch ihre Untersuchungen aufgedeckt werden soll, den Mechanismus der Hysterie. Ich empfinde gegen die Anwendung des Wortes Mechanismus in psychologischen Fragen eine starke Abneigung, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß in neunundneunzig von hundert Fällen diese Anwendung eine nicht bloß in den Konsequenzen, sondern schon in den Motiven bedenkliche war. Aber man versteht bei Breuer und Freud ohne Schwierigkeit, was sie meinen, wenn sie den Mechanismus der eigentlichen Entstehungsweise der Hysterie gegenüberstellen. Nämlich dieses: sie wollten zunächst aufdecken, wie eine Hysterie entstehend gedacht werden soll, wie Hysterie werden kann, nicht wieso sie wirklich entsteht. Vielleicht ist selbst dies noch dem Mißverständnis ausgesetzt. Wie Hysterie entstehen kann — das heißt: wie allein der Aufbau, die Synthese ihrer Phänomene möglich ist, welches die psychischen und psychophysischen Vorgänge sind, die unter allen Umständen bei einer Hysterie dabei sein müssen. Damit ist eben noch nicht das andere vorweg genommen: was nun diese psychischen und psychophysischen

Vorgänge ihrerseits auf die Bildfläche ruft, so wenig wie wiederum eine Beantwortung dieser Frage die Lösung der vorigen einschließen würde.

So merkwürdig es allen, die in den schulmäßigen Geleisen des medizinischen Denkens sich zu bewegen gewöhnt sind, klingen mag: die beiden Probleme sind im Grunde verschieden und voneinander relativ unabhängig, mindestens in logischer Hinsicht. Das hat Freud zugegeben, als er schrieb, er könne seinem Mitforscher Breuer nicht mehr die Verantwortung für alles aufbürden, was er seit ihrer gemeinsamen Publikation nachträglich über die Entstehung der Hysterie an Ansichten gewonnen habe. In der Tat hat ja erst Freud den Weg der Genese betreten, ist erst er von der Erforschung des Mechanismus zur Erforschung der Ätiologie fortgeschritten.

Mit dieser Einsicht in die Unvermeidlichkeit einer Trennung analytischer und genetischer Aufgaben tritt nun das Hysterieproblem zugleich in den Kreis einer helleren Nuance des Lichtes wissenschaftlichen Denkens ein. Ich möchte mir kein Richteramt über die faktische Entwicklung anmaßen und etwa urteilen, diese Einsicht sei verhältnismäßig spät gekommen. Eine historische Betrachtung wie diejenige, die auf den letzten Blättern versucht worden ist, wird im Gegenteil, wie mir scheint, das Tempo des Fortschritts in der Erkenntnis der Hysterie als ein bewundernswert rasches und erfreulich gleichmäßiges aufdecken können. Nur wer den ganzen wertlosen Wust von kasuistischer und epigonenhaft hypothetisierender Literatur, die jahraus, jahrein über die Hysterie zu Tage gefördert wird, mit philologischer Akribie verfolgt, den mag manches Mal die Verzweiflung packen über eine so ungeheure und anscheinend doch gänzlich vergebliche Arbeitssumme. Wer aber das Gold im Sande zu sehen und aus ihm zu scheiden sich anstrengt, der muß gestehen, daß die vorwärtsweisenden Bemühungen im Bereiche des Hysterieproblems in gesunden Abständen einander gefolgt sind, und — was unendlich viel bedeutet: daß sie trotz der Konkurrenz mit jener völlig wertlosen Publizistik sich immer wieder rasch zur Beachtung durchgerungen haben.

Es geht nicht an, daß eine Forschung, die noch mitten im Deskriptiven steckt, bereits zur klaren logischen Scheidung der Einzelprobleme, die ihr vorliegen, fortschreitet. Jeder Versuch

dieser Art müßte „Logik“ im schlechtesten und übelst berufenen Sinne dieser mit Recht mißtrauisch angesehenen Disziplin werden. Auf den Denkerglanz, der die Persönlichkeit Charcots umleuchtet, würden Erwägungen über die analytische und genetische Seite des Hysterieproblems höchstens Schatten werfen können. Was aber wiederum nichts dagegen sagt, daß an einem späteren Punkte der Entwicklung die nämlichen Erwägungen unerläßlich werden, und das Vorherrschen deskriptiver Arbeit eine Stagnation bedeutet. An diesem Punkte stehen wir heute. Ich denke nicht daran, einen logischen Beweis dafür anzutreten. Die einzig entscheidenden Gründe sind hier Taten; sie liegen also in diesem Buche selber und könnten niemals in einer noch so gut stilisierten Rechtfertigung liegen, die ich dafür schriebe. Höchstens darf ich mich damit trösten, daß ich nicht der Böse bin, der angefangen hat; sondern daß eben vor meinem Versuche in der Arbeit von Breuer und Freud die Notwendigkeit einer Trennung von Analyse und Genese der Hysterie bereits zu deutlich ersichtlich wird, um noch gut länger verschwiegen oder umgangen zu werden.

Obwohl im Bereiche der Pathologie diese letzte Methode Erstaunliches zuwege bringt. Die ideale Aufgabe, die dem Pathologen damit obliegt, daß er in erster Linie Arzt, also Heilkünstler ist, eine Aufgabe, die gewiß keiner von uns aus dem Betätigungskreise seiner Persönlichkeit fortdenken möchte, bringt doch unvermeidlich auch ihre Kehrseite mit sich: das häufige Aufgehen in einem brutal empirischen „Denken“, in einem „gesunden Menschenverstande“, der sich schließlich, ohne es zu merken, von spekulativen — im Börsensinne spekulativen — therapeutischen Moden an der Nase führen läßt; und das gleichzeitige Verachten von „Vernunft und Wissenschaft“. Gegen diese Tendenz, die verhängnisvollste, die sich für eine Forschung denken läßt, rennt das, was dies Buch beabsichtigt, in etwas vehementer Weise an. Denn es wagt, mit einer logischen, einer wissenschafts-theoretischen, einer problematischen Frage zu beginnen — mit dem Problem des Problems, könnte ich sagen, wenn ich den Ehrgeiz hätte, geistreich genannt zu werden. Auch dieser Problematik, die mit einer historischen Skizze anheben mußte, werde ich kein anderes Plaidoyer schreiben, als sie selber und das Ganze es sein können. Und

ich will hoffen, daß das Ergebnis, mit dem ich sie beschließe: das theoretische, das sie selber noch bringt, und das praktische, das in den weiteren Abschnitten von der Analyse und der Genese der Hysterie gegeben ist — daß dieses Ergebnis es, wenigstens für denkende Leser, zu rechtfertigen vermag, wenn ich in weiten Spiralen, von der Logik der Pathologie überhaupt aus, den engeren Fragestellungen mich nähere. Die Hysterie ist für mich ein geradezu klassischer Prüfstein, an dem das Denken des Pathologen sich versuchen kann; aber es soll nicht so werden, daß er vor ihren Schwierigkeiten den Kopf in den Sand steckt, sondern er muß zunächst einmal sich bewußt werden, was andere pathische Phänomene ihn denken gelehrt haben. Sicherlich bleibt es etwas Schönes um die „Ehrfurcht vor der Wirklichkeit“, um den Respekt vor Tatsachen, aber wir dürfen nie vergessen, daß alles, was wir in der kasuistischen Literatur der Hysterie tagtäglich als Tatsachen serviert bekommen, in Wahrheit Beobachtungen, zumeist höchst grobe und oberflächliche Beobachtungen, sehr oft nur als Beobachtungen herausstaffierte Analogieschlüsse sind. Und dann, in diesen Tagen erst wieder zeigt es die Entwicklung neuer, unerhörter Probleme in der Königin der Naturwissenschaften, der Physik: es gibt theoretische Errungenschaften des wissenschaftlichen Denkens, die nicht um eines Einzelfaktums willen preisgegeben werden dürfen — so wenig, daß es zeitweilig zu einem förmlichen Kampfe zwischen Denkweise und Tatsache kommen kann. Was in ähnlichen Situationen die Pathologie oft zu wenig erbaulicher Kapitulation vor nicht einmal unzweifelhafter Erfahrung gebracht hat, ist der Mangel an Wissen von ihren eigenen Denkmethoden gewesen. So tut sie meines Erachtens gut daran, gegenüber den Rätseln der Hysterie sich klar zu besinnen, mit welchen Methoden sie Rätsel zu lösen pflegt; nur vom festen Boden ihrer eigenen Logik aus um die Erkenntnis zu ringen, die das Fragezeichen der Hysterie ihr zu bergen und zu verheißen scheint.

Zweites Kapitel.

Der Krankheitsbegriff.

1. Die pathologische Anatomie.

Das Los, als selbständige Disziplin im Kreise der das Lebendige umfassenden Forschungsgebiete hervorzutreten, wäre der Pathologie schwerlich beschieden gewesen, wenn nicht eben ihrem Gegenstande, der Krankheit, eine ganz außergewöhnliche praktische Bedeutung für des Menschen Tun und Lassen eignete. Allein die Erfahrung, daß der παθος einmal als ein Zustand mehr oder minder lange währenden Unbehagens, ja peinlichen Schmerzes, weiterhin sogar als ein drohender Bote des Todes sich ins Leben drängte — sie reichte hin, forschenden und deutenden Eifer schon in außerordentlich früher Zeit auf das unheimliche Rätsel zu lenken. Gesteht man überhaupt zu, daß religiöse Durchtränkung keiner Wissenschaft in ihrem ersten Aufkeimen erspart geblieben sei — und selbst ein Keppler hatte die astrologischen Anwandlungen noch nicht überwunden — so muß der Pathologie in der Altersreihe der Disziplinen wahrscheinlich der Vortritt vor allen andern eingeräumt werden. Wie immer aber auch diese historische Frage sich entscheiden möge: das ist sicher, daß die Pathologie aus der Heilkunde heraus geboren wurde und daß auf dem ganzen Wege ihrer mehrtausendjährigen Wandlungen diese Herkunft entscheidend für alle ihre Fortschritte geblieben ist. An ständiger Aktualität, an unablässigem Bestimmtsein durch praktische Rücksichten und Bedürfnisse, vermag, wohin ich blicke, kaum eine andere Wissenschaft, am ehesten vielleicht noch die — Theologie mit ihr zu wetteifern.

Die großen Bahnbrecher und Förderer der pathologischen Forschung sind, ehe sie Pathologen wurden, Ärzte gewesen;

und im Laufe der neueren Entwicklung war das pathologische Denken nirgends wieder so schlecht aufgehoben als bei denjenigen Vertretern medizinischen Forschens, in denen am wenigsten Ärztliches lebendig geblieben ist: den pathologischen Anatomen. Wenn in den Jahren ihrer Diktatur, die den Schwerpunkt pathologischer Bemühungen vom Krankenbett an den Leichentisch zu verlegen suchte, ein Billroth zornig schrieb: ein pathologischer Anatom sei noch lange kein Arzt — so ist das eine Wertung, bei der ein künftiger Geschichtsschreiber der modernen Pathologie mit besonderem Interesse wird verweilen dürfen.

Wenn aber Ärzte — Ärzte nicht bloß dem approbierten Titel, sondern eben der ganzen inneren Persönlichkeit nach — es sind, die als die Träger fortschreitender pathologischer Erkenntnis uns begegnen, so kann es nicht wunder nehmen, ja, man wird a priori auf den Gedanken kommen, daß der philosophischen Grundlegung und Durchdringung der Pathologie immer nur verhältnismäßig sehr wenig Zeit im Leben und Raum in den Veröffentlichungen dieser Forscher gegönnt wurde. Dem Arzte braucht man so wenig wie dem Kranken zu definieren, was Krankheit sei; für beide gilt mit nahezu absoluter Zuverlässigkeit das Kriterium, daß krank-sein heiße sich-krank-fühlen, und eine der allerneuesten Bewegungen, die der alten goldenen Regel zugunsten eines stets wachsamen Verdachtes auf Simulation den Todesstoß geben wollte, hat ihrer Geltung am Ende doch nur sehr wenig Eintrag getan. So braucht der Arzt keine Definition von den Grenzen seines Wirkens noch vom Inhalt seines Gegenstandes; er müht sich, zu heilen oder doch zu lindern, sucht, wo er zum Pathologen wird, für diese Mühen festere Regeln zu gewinnen und würde es vor sich selber schwer zu rechtfertigen wissen, wenn er die Zeit mit philosophischen Haarspaltereien vertrödelte.

Ein historisches Moment verstärkt diese Tendenz noch. Wenn die Pathologie das erstgeborene Kind wissenschaftlichen Dranges war, so hat sie doch als die letzte die Kinderschuhe ausgezogen; sie ist hinter den meisten andern Disziplinen in der Befreiung von mystischen Bestandteilen und in der Annahme der großen Waffen Beobachtung, Versuch und Induktion erheblich zurückgeblieben. Bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein haben für sie die Geburtswehen des bakonischen Geistes

gedauert; desto feindseliger aber hat sie auch dann, einmal frei, allen philosophischen Zumutungen den Rücken gekehrt, desto hartnäckiger auf das Alleinrecht der Erfahrung sich eingeschworen. Selbst das materialistische Bekenntnis wurde in ihren Händen mehr zu einer Ablehnung jeden Philosophierens, als daß es selber eine bestimmt gerichtete Philosophie darstellte. Und wo immer große Ideen aus andern naturwissenschaftlichen Gebieten in sie einströmten, wie der Entwicklungsgedanke oder die Erhaltung der Energie, dort hat die Pathologie sie äußerlich aufgenommen, ohne doch sie organisch zu assimilieren, geschweige denn in eigengeartetem Geiste sie fortzubilden. Gerade des größten und universellsten Pathologen, Rudolf Virchows Stellung zur Entwicklungslehre, auch seine spätere Forderung einer logischen Propädeutik der Gymnasiasten — um mich auf zwei Beispiele zu beschränken — sie zeigen mit unvergleichlicher Schärfe, wie völlig abhanden den pathologischen Denkern selbst, nicht bloß den Arbeitern, jede Spur wirklichen philosophischen Geistes gekommen war.

Es liegt nahe zu vermuten, daß dieser Zustand, wenn er Jahrzehnte dauerte, eine geistige Verarmung der Pathologie zur Folge haben mußte. Die Losreißung von allerhand Metaphysik war freilich die Bedingung für pathologisches Forschen im Sinne moderner Naturwissenschaft gewesen; der tragische Irrtum der Pathologen aber lag darin, daß sie mit der Metaphysik jedwede philosophische Anwandlung überhaupt preisgeben zu sollen meinten. Die Zeit, in der jene Befreiung sich vollzog, erklärt uns, warum über das Ziel hinausgeschossen ward. Gleichsam als wäre die Aufrüttelung aus dem dogmatischen Schlummer durch Skepsis und Kritizismus, durch David Hume und Immanuel Kant, eine gar zu anstrengende Episode gewesen: so hatten die Geister sich mit dem Anbruch des neunzehnten Säkulums von neuem flugs in die Gewebe metaphysischer Dogmatik eingesponnen. Von Fichte bis zu Eduard von Hartmann wird Philosophie wieder mit Metaphysik identisch, und der eben erst zu jung sich reckender Selbständigkeit erwachten Pathologie sollte man es nicht verargen, wenn die dialektische Bewegung der Idee oder die schöpferischen Vermögen des Unbewußten ihre Teilnahme nicht zu erwerben vermochten. Ungeheuere Kleinarbeit lag vor ihr;

doch indem sie pflichtgemäß diese nächste Aufgabe bewältigte, vergaß sie freilich auch, daß noch ihres Meisters Lehrer, der Physiolog Johannes Müller, den sicherlich keiner des Kokettierens mit der Metaphysik verdächtigen konnte, immerhin vom Naturforscher nachdrücklich den „Mut zum Phantasieren“ gefordert hatte. Es erging übrigens der Physiologie selber nicht viel anders; nur daß die einen Wortführer besaß, dessen polyglotte Festberedsamkeit in den Momenten feierlichen Ausruhens von der experimentellen Arbeit die schöne Illusion der höchsten kulturphilosophischen Universalität über die Gemüter zu breiten wußte. Und doch, welch ein Brachfeld philosophischen Geistes, diese Reden Du Bois-Reymonds über Goethe als Naturforscher, über die Grenzen des Naturerkennens! Wen romanisch schöne Sätze nicht blendeten, der hätte in ihnen desselben Geistes Kind erkennen müssen, wie in Virchows Restringamur-Weisheit, die in trostloser Unverhülltheit die Pathologie, ja die Wissenschaft vom Menschen schlechthin, abzureißen suchte von den großen bewegenden Ideen des naturforschenden Jahrhunderts und ihr, der von aller Metaphysik glücklich gereinigten, nun die gütliche Einigung mit den — herrschenden Kirchen empfahl!

Man mag sich gegenwärtig halten, daß Virchows Eintritt in die Forschung für die Pathologie den entscheidenden Wendepunkt ihrer ganzen Entwicklung bedeutet hatte: um die Abschüssigkeit einer Bahn zu begreifen, an deren Ende derselbe Denker von dem Unterricht der Gymnasiasten in den toten Formeln aristotelischer Logik eine Hebung des medizinischen Geistes erhoffte. Doch dieses Bild ins Einzelne hinein auszumalen, ist anderer Beurteiler, des Biographen oder des Historikers, Sache; nur ob die Wissenschaft vom Kranken in ihrem geistigen Gehalt dieselbe schiefe Ebene hinabrollte, ob sie ganz stagnierte, ob junge Hände ihre neue Pfade erschlossen, vermag uns zu fesseln.

Und da ist eben am stärksten zu beklagen, daß der große cellularpathologische Gedanke, die Seele sozusagen, die Virchow dem jungen Körper der pathologischen Wissenschaft eingehaucht hatte, von seinem Schöpfer selber nicht fortgebildet ward; schlimmer noch, daß er verblaßte und verflachte, und daß der Meister, wenn man ihn auch von der tätigen

Mitschuld an diesem Gang der Dinge sollte freisprechen können, doch es versäumt hat, das Schlimme kraftvoll zu verhindern; ja, daß er schließlich, als es geschehen war, von dem Ergebnis den Angriff der lebendigen Tatsachen mit einer Schärfe abwehrte, die man gerne zum Schutze der ursprünglichen Cellularidee ihn hätte aufwenden sehen. Kurz gesagt: es ist die Verkrüppelung der Pathologie zur pathologischen Anatomie, die Virchow vielleicht nicht verschuldet und nicht gefördert, aber sicherlich nicht verhütet und schließlich faktisch gut geheißen und adoptiert hat.

Niemand hat diese betrübende Entwicklung deutlicher gesehen als die denkenden Köpfe der Virchowschen Schule selber. Ihnen ist, man muß das rühmend betonen, die Verwechslung des Pathologischen mit dem Pathologisch-Anatomischen entweder gar nicht oder doch immer nur in einem historisch begreiflichen Maße zugestoßen, und der temperamentvollste Fortbildner der Cellularidee, Paul Grawitz, hat wenigstens eines der Momente, das auf jene Idee zerrüttend wirken mußte, frühzeitig erkannt und wiederholt mit großer Schärfe bezeichnet. Es war die Entzündungslehre Cohnheims. Denn man mag zu Grawitzens eigener Zellwertigkeitstheorie, in ihrer Anwendung namentlich auf die Zwischenzellsubstanz, stehen wie man will: das ist sicher, daß mit der radikalen Herleitung der Entzündungs- und der Regenerationsvorgänge aus der Erscheinung der Emigration eine mechanisierende Auffassung vom Leben der Gewebe nahegelegt war, mochte immerhin die anfängliche Vorstellung rein physikalischer Filtration der farblosen Blutzellen durch die Gefäßwand hindurch sehr bald den aus Pfeffers Studien vornehmlich gewonnenen Erfahrungen von den chemotaktischen Wirkungen das Feld räumen. Das ist ja doch wieder und wieder festzuhalten: hier stand Lehre gegen Lehre — nicht etwa, wie es so oft, und heute in der akademischen Unterweisung fast als selbstverständlich hingestellt wird, Tatsache gegen Lehre. Wäre das gewesen, so bedurfte es keiner Diskussion; aber dem unbefangenen Betrachter stellt sich die Sachlage auch jetzt noch dar wie bei Cohnheims ersten Mitteilungen, nur daß nunmehr äußerlich freilich der Sieg als zweifellos, die Cellularpathologie in diesen Fragen durch eine nachträglich vertiefte Blutkörperchenmystik auf lange

Zeit hinaus als abgelöst gelten darf. Für den Sprachgebrauch des praktischen Klinikers ist es ja auch gleichgültig, ob die hier und da und nahezu überall entscheidenden Rundzellen als Emigranten oder als Proliferanten bezeichnet werden, und eine tiefere Verknüpfung als die terminologische gibt es zwischen den Interessen der rüstig arbeitenden klinischen oder experimentellen Pathologie und der Erkenntnissumme, die das Lehrbuch der pathologischen Anatomie überliefert, wohl kaum noch.

Das „Bild“ ist der Fluch der alten Pathologie geworden: das tote Bild am Sektionstisch oder unterm Mikroskop. Hier eben ward sie einseitig anatomisch. Und man muß den Kampf um die Entzündung verfolgen, um zu durchschauen, wie es nicht zum wenigsten die Bildfähigkeit der Emigrationstheorie gewesen ist, die ihr die Sympathie eroberte. Sie hielt die Zelle, jedem Auge einleuchtend, im Bilde fest; und immer mehr schwor die Pathologie auf die Bilder sich ein. Wenn der und der Erscheinung das und das Bild entsprach, dann hatte man die Erscheinung pathologisch-anatomisch „erklärt“; so ward die pathologische Anatomie die eigentlich wissenschaftliche Grundlage der ganzen Medizin, da sie deren Fakta überhaupt erst zu erklären vermochte. Und als später die Erscheinungen sich einstellten, zu denen der Prosektor beim eifrigsten Suchen doch keine Bilder fand, weder am steinernen Bett noch unterm Mikroskop — da wurden die Männer, denen man die Kenntnis jener neuartigen Phänomene dankte, als Schwindler oder Beschwindelte abgetan.

So aber, wie etwa Grawitz die Zelle auffaßt, kommt es auf ihr Bild gar nicht wesentlich an. Denn hier ist die Zelle vor allem biologischer Wert; und als das bleibt sie Zelle, bleibt sie Zellwert, wo das Zellbild dem Auge längst entschwunden ist. Es ist der moderne Zellgedanke; das nämliche im Grunde, was Hering ins physiologische Denken hineingebracht, was viel später Nißl unter dem Terminus des Zelläquivalents der hirnanatomischen Spezialforschung vermittelt hat. Seit den sechziger schon, entscheidend aber seit den siebziger Jahren drängten immer neue Entwicklungstendenzen die klinische Medizin zur steigenden Gleichgültigkeit gegen das Zellbild, zum steigenden Interesse am Zellwert; desto ausgeprägter, man darf sagen: desto einseitiger, je bedeutender die pathologischen

Perspektiven der klinischen Arbeit jeweils sich darstellten. Künftiges Urteil wird sicherlich nicht die unermüdlichen Bazillensucher als die Vertreter des Bleibenden in der Bakteriologie, ihres κτημα ες αει für die Pathologie rühmen; vielleicht ist sogar heute schon die Zahl derer klein, die noch daran zweifeln, daß die große bakteriologische Linie von Koch zu Behring führt, die Richtung also einer konsequenten Unterordnung des Zellbildes unter den Zellwert — weiter gesprochen: der pathologischen Mikroskopie unter die pathologische Biochemie — innehält. Und wie die nämlichen Tendenzen, trotz stärkerer Hemmungen, als die experimentelle Pathologie Behringschen Geistes sie erfuhr, auch im Bereiche des neuerlich am emsigsten beackerten Feldes der Nerven- und Hirnanatomie sich schließlich siegreich durchgesetzt haben, darüber wird dereinst der Historiker der Neuronenhypothese und aller ihr episodisch entsprossenen Dendriten ein ganz besonders anziehendes Kapitel zu schreiben wissen. Hier mag eine Andeutung genügen: abgesehen von Flechsigs kurzlebiger Centrenphantastik, hat der plumpe Bilderaberglaube kaum wieder eine so charakteristische Probe seines Geistes gegeben, wie in der Plastizitätstheorie, die aus flüchtig besehenen Chromsilberfärbungen die verwickeltsten Erscheinungen des gesunden und des gestörten seelischen Lebens zu erklären wußte. Auf der andern Seite lieh Nißl, der eigentliche Eroberer des Nervenzellbildes, indem er den Begriff des Nervenzelläquivalents konstituierte, der symbolischen Auffassung jedweden anatomischen Befundes als eines Indikators für das Walten bestimmter Chemismen den unzweideutigsten Ausdruck, dessen sie nur fähig ist. Heute ist von jenem Chromsilbermißverständnis nirgends mehr ernsthaft die Rede; der Äquivalentbegriff aber ist die stillschweigende Voraussetzung aller diskutablen Arbeit auf hirnanatomischem Gebiete geworden.

Die pathologische Anatomie im übrigen — denn die Hirnanatomie ist nunmehr gänzlich von ihr losgelöst — lebte freilich praktisch fort — als Ordinariat, als gefürchtetes Prüfungsfach und als Sektionstechnik. Fast täglich bedarf der Kliniker ihrer; aber wo immer sie ihm nützt, zehrt sie von den unvergänglichen Schätzen ihrer reichen Jugend, da noch nicht der verhängnisvolle Doppelname sie schmückte. An keinem nennenswerten Fortschritt des medizinischen Wissens hat sie seit langem schon

mehr Anteil. Und was schlimmer ist: in ihrer Position, die auf die Erfolge ihrer Vergangenheit sich gründet, ist die pathologische Anatomie heute der Pathologie ärgste Feindin geworden. Das heißt aber nicht bloß die Feindin fortschreitender Bereicherung der ärztlichen Macht, es heißt auch die Feindin einer Neugeburt des Denkens in der Medizin.

Und damit die Feindin einer unmittelbar vor uns liegenden Notwendigkeit; eines Postulats, dem die Pathologie der Physis, schon möglich, noch etliche Zeit hätte ausweichen dürfen, ohne in ihrem Fortschritt wesentlich berührt zu werden; das aber mit nie erwarteter Geschwindigkeit brennend ward durch die Wendungen in der jüngsten Jahrzehntentwicklung der Psychopathologie.

2. Praktische Hemmungen pathologischer Problementwicklung.

Als die physische Pathologie längst schon im Sonnenschein exakter Wissenschaftlichkeit glänzte, war über der Lehre von den Geisteskrankheiten kaum eine leise Morgenröte des neuen Wesens heraufgedämmert. Zwar hatte *Johannes Müller* mit beißender Ironie von den romantischen Ärzten geredet, die sich mit der Sünde als dem eigentlichen Wesen der Geistesstörung so viel zu schaffen machen, und eine Physik der Seele gefordert. Allein noch war *Schelling* mächtiger; und seines Geistes zeigte sich *Heinroth* voll, dem man sehr gut mit *Moebius* eine außergewöhnliche Bildung, ein tiefes philosophisches Verständnis und einen aufrichtigen monistischen Drang nachrühmen kann, ohne doch ihn darum mit minderem Groll an der Mitte des Jahrhunderts die Theologisierung der Psychiatrie befestigen zu sehen.

Es wäre nur zu begreiflich gewesen, wenn die Lehre von den Geistesstörungen, als sie dann doch endlich von der Last des Jahrtausende alten Krankheitsbegriffes „Sünde" sich befreit hatte, nunmehr ähnlich der physischen Pathologie für lange Zeit jedwede philosophische Zumutung energisch fern gehalten und sich gänzlich in exakte Kleinarbeit, in psychopathologische Deskription vertieft hätte; denn noch keiner Disziplin ist ohne gründliche Absolvierung dieser ersten deskriptiven Stufe eine sichere und erfolgreiche Betätigung in den weiteren Phasen kausaler Verknüpfung und nach Regeln spürender Vergleichung beschieden gewesen. Allein das Begreifliche ist hier nicht das Historische;

und vielleicht läßt sich erweisen, daß es auch nicht einmal das Wahrscheinliche war. Die Psychiatrie, von der pastoralmedizinischen Kette los, erschien in kurzem zu neun Zehnteln ihrer Arbeit als Psychopathologie. Man kann es an nichts deutlicher erkennen, als an den Namen der verschiedenen Schulen, die einander befehdeten oder in der Geltung ablösten. Durch die physische Medizin schimmert nur leise der theoretische Gegensatz humoraler, cellularer oder sonstwelcher Pathologie; hier hat man die Richtungen wesentlich „ex juvantibus“ getauft, nach dem, was jede für die praktisch beste Behandlung des Kranken oder der Krankheit erachtete: Homöopathen, Mechano- und Hydrotherapeuten, Diätetiker, Polypragmatiker, Suggestionsschwärmer und manche Anderen noch bezeichnen hier den Gang der ärztlichen Mode; auch der Roux und Behring hochragende Lebensarbeit wird mit Vorliebe in das Schlagwort der Serumtherapie gekleidet. Die Therapie der Psychosen bot keine Handhabe zu so vielgestaltiger Klassifikation. Ihr Fortschritt verläuft seit Jahrzehnten fast ausschließlich in einer Richtung, die durch das Wort „no restraint“ bezeichnet ist. Da ist es natürlich, daß desto mehr die Sache an sich, das pathologische Bild, den Betrachter fesselte. Und das wiederum provozierte allerlei philosophische Reminiszenzen im weitesten Sinne, den man unter so gearteten Verhältnissen der Philosophie beilegen darf; größtenteils in jenem dilettantischen Stile des Philosophierens, auf dessen Betätigung jeder Mensch gelegentlich ein unveräußerliches Recht zu haben meint. War dieses pathologische Bild doch eben ein psychisches, das heißt, eines, das aus psychophysischen Phänomenen erschlossen werden mußte; und mochte immerhin zu solcher Aufgabe in erster Reihe eine reichliche Dosis praktischer Menschenkenntnis gehören, mindestens solange, bis man eine gewisse Vielzahl regelmäßiger Zuordnungen psychischer zu gegebenen psychophysischen Fakten erraten und durch stets wiederholte Beobachtung sichergestellt hatte; so verlieh doch eine philosophische Einkleidung dieser psychognostischen Tätigkeit ein gewisses Ansehen strengerer Wissenschaftlichkeit. Damit ausgerüstet hat dann immer eine psychiatrische Autorität wider die andere philosophiert, bis die meisten einander überhaupt nicht mehr verstanden, weil jeder sich seine originelle Terminologie geschaffen hatte. Wie fruchtbar konnten,

sollte man meinen, die Bestrebungen einer möglichst exakten Lokalisation der Geistesstörungen, die Mühen eindringlicher psychologischer Analyse, die Forschungen nach den Ursachen psychischer Veränderung der allen vorauszusetzenden peinlichsten Beobachtung des Krankheitsganzen ergänzend zur Seite treten! Statt dessen ritt jeder sein Steckenpferd, hielt dessen Gangart für den Gang der Psychiatrie überhaupt, und Anatomen, wie Meynert in seiner letzten Zeit, Ätiologen wie Magnan, Analytiker wie Wernicke, jeder ein feinsinniger und zur höchsten wissenschaftlichen Leistung begabter Kopf, stellten schließlich nicht verschiedene Tätigkeitsrichtungen einer Disziplin, sondern isolierte Systeme dar, zwischen denen es kaum noch eine Möglichkeit der Verständigung gab. Doch Systeme vergehen; nur drängen sie fruchtbarere Bemühungen oft verhängnisvoll in den Hintergrund. Für den psychiatrischen Alltagsbedarf waren die gelehrten Spekulationen zu schwer verdaulich; so schoß dann neben ihnen die seichte Moment-Symptomatologie der Westphal und Genossen auf, und zwischen ihr und den sozusagen feiertäglichen Versenkungen in den anatomischen Mechanismus der Psychosen, ihre degenerative Grundlage oder sonstwelche Postulate des Hypothesenbedürfnisses pendelte die Psychopathologie hin und her, achtlos vorüber an den Bemühungen Kahlbaums und Heckers um die Gewinnung von Totalbildern der Krankheitsentwickelung, denen erst Kraepelin im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts zum Durchbruch verhalf.

Die anatomischen Phantasien können, durch Flechsig ad absurdum fortgebildet, augenblicklich für zurückgedrängt gelten; die erkenntnistheoretisch gefärbte Analytik Wernickes wird, abgesehen von den einzelnen bleibenden Spuren, die sie zweifellos hinterläßt, als eines geistvollen Kopfes Erzeugnis auch dem späteren Historiker noch Bewunderung abnötigen. Zu ungleich größerer praktischer und prinzipieller Bedeutung aber ist die ätiologische Lehre von der Degeneration gelangt, wie sie vornehmlich von den französischen Psychopathologen und Neurologen, von Magnan, Féré, Charcot ausgearbeitet und in die deutsche Wissenschaft vor allen von Moebius aufgenommen wurde. Denn sie ward die hauptsächliche Anregung zum Studium jener leiseren psychischen Alterationen, die dem Laien noch gänzlich innerhalb der Gesundheitsbreite zu liegen scheinen,

und, in ihren einzelnen Komponenten oder in erst unerheblicher Steigerung betrachtet, doch dem Kundigen als enge Verwandte der die echten Psychosen beherrschenden Züge sich offenbaren. Es ist aber klar, daß mit der Diskussion dieses Übergangs von psychischer Norm zur Abnormität das Problem der psychischen Krankheit schlechthin aufgerollt wurde.

Das Natürlichste war es für den Psychopathologen, wenn einmal dieses Problem ihn zu beschäftigen anfing, zunächst bei der Pathologie der Physis Umschau zu halten, um hier Anhaltspunkte für die Abgrenzung des Kranken vom Gesunden zu finden. Allein das Natürlichste war hier das Vergebliche. Wir bemerkten schon, daß die physische Pathologie wenig Grund hatte, sich mit dieser Abgrenzungsfrage des Näheren zu befassen; sofern sie als Individualpathologie auftrat. Denn die Grenze war für nahezu alle vorkommenden Fälle eine praktisch deutliche. Gewiß deuteten die Erfahrungen, die beim Studium der Konstitutionsanomalien, der chronischen Infektionskrankheiten, der gutartigen Geschwulstbildungen gesammelt wurden, auf Schwierigkeiten hin, die sich gelegentlich der theoretischen Überlegung, wo Gesundheit aufhöre und Krankheit anfange, in den Weg stellen konnten. Wenn die Sektionenstatistik ergab, daß die weitaus meisten Menschen gelegentlich tuberkulöse Herde überstehen, ohne das kleinste Symptom einer Erkrankung aufzuweisen; wenn die Blutpathologie zu dem Ergebnis kam, daß ein Hämoglobingehalt der Erythrocyten von 100 % bei Frauen sehr selten erreicht, daß einer von 70—80 % ertragen wird, ohne die Zeichen anämischer Alteration auszulösen; wenn die Beschwerden, die ein Atherom, ein Angiom, ein Lipom verursacht, in mehr als der Hälfte aller Fälle in den kosmetischen Bereich fallen: so ließe sich, alles dies und noch anderes erwogen, die Frage stellen, wie weit jenseits der Norm nun eigentlich noch der Weg durchs Abnorme bis zur Grenze des Pathischen sei. Ja, es gab wohl noch verwickeltere Sachverhalte: so fällt etwa die hereditäre Unfähigkeit vieler Frauen, ihre Kinder selber zu stillen, völlig aus der Perspektive des Individualpathologischen heraus; denn es ist kein Zweifel, daß dieser Defekt sich nicht bloß mit dem denkbar höchsten und dauernden Wohlbefinden der ganzen Persönlichkeit verträgt, sondern seine Trägerin vor gewissen

Krankheitsgefahren, wie der Mastitis, vielleicht auch der erhöhten Anlage zum Mammakarcinom, geradezu schützt. Andererseits stempelt die Gewißheit, daß jener Mangel sich erblich von der Schwierigkeit zur bleibenden Unmöglichkeit potenziert, zusammen mit der noch festeren Gewißheit, daß die Gesundheit des Säuglings durch die künstliche Ernährung nicht in vollem Umfange gewährleistet wird, das Stillunvermögen zu einer der ernstesten Erscheinungen, die in unsrer Zeit den Arzt nur beschäftigen können.

Gerade dieses Beispiel konnte freilich mir in logischer Hinsicht lehrreich werden. Die Verkümmerung bestimmter Organe, ja ganzer Organsysteme im Laufe der Phylogenese ist eine unstreitbare Tatsache. Nicht minder sicher ist, daß diese Entwicklung verläuft, ohne ein pathologisch zu bewertendes Endglied zu hinterlassen, ja im Gegenteil, daß die Gefahr eines krankhaften oder doch zur Erkrankung disponierenden Ergebnisses dort am stärksten werden kann, wo die Rückbildung noch nicht abgeschlossen, bei einem rudimentären Überbleibsel zu verweilen scheint: man erinnere sich nur der Rolle, die der Wurmfortsatz unsers Blinddarmes spielt. A priori haben wir also kein Recht, eine fortschreitende Verkümmerung des weiblichen Milchdrüsenapparates als einen Krankheitsvorgang darzustellen, nur weil dabei ein Organsystem abhanden kommt; ästhetische Bedenken stehen für uns natürlich nicht in Frage. Ja, wenn es gelänge, eine künstliche Nahrung zu finden, die die Hauptgefahren der heutigen Flaschenernährung, Enteritis und Rhachitis, ausschaltete — und das liegt doch mindestens im Bereich der praktischen Möglichkeit — so wäre nichts Stichhaltiges dawider einzuwenden, daß man die Rückbildung ruhig ihren Weg gehen ließe. Allein dieses „wenn" ist vorerst eben ein echtes wenn, das den Optativ oder den Potentialis regiert; wie lange, ist nicht abzusehen, und bis die Wünsche oder Möglichkeiten sich verwirklichen, steigt mit der Zunahme der rhachitischen Kinder auch die Wahrscheinlichkeitsziffer rhachitisch verbildeter Becken, und damit wiederum sinkt die Wahrscheinlichkeitsziffer normaler Geburtsabwickelungen. Hier also wird ein fürs Individuum zunächst neutraler regressiver Prozeß der Ausgangspunkt schwerster pathologischer Phänomene, sowie wir ihn unterm Gesichtswinkel der Fortdauer über mehrere Generationen hinweg

betrachten. Und in ähnlichem Lichte zeigten uns eben auch Neuropathologen und Psychopathologen eine ganze Reihe der ursprünglich harmlosesten Normabweichungen als Anfänge einer oft erstaunlich rasch progredienten pathologischen Entwicklung in der folgenden oder übernächsten Generation. Als Anfänge wohl meistens im Sinne von Signalen, während jenes Nichtstillen einen direkt kausalen Wert hat; allein der Sachverhalt ist im Prinzip der nämliche, nur daß wir eben die durch Stigmen signalisierten Schädigungen größtenteils noch gar nicht kennen. Man muß, will man die Gleichheit der Situation sich verdeutlichen, nur das sich klar machen: daß das Kind, solange es noch vegetativ auf die Mutter angewiesen ist, trotz der anatomischen Selbständigkeit eine unmittelbare physiologische Funktion des mütterlichen Organismus bedeutet; daß also die mütterliche Abnormität, die das Kind der Wahrscheinlichkeit einer Rhachitis, der Gewißheit jedenfalls einer unzulänglichen Entwicklung preisgiebt muß, damit zu diesen pathologischen Folgen in das ursächliche Verhältnis tritt. Für die Logik der Pathologie ist es aber gleichgültig, ob eine krankhafte Erscheinung als die Wirkung einer positiven Schädigung oder eines Ausfalls sich darstellt.

Trotzdem ist es leicht ersichtlich, mit welchem Rechte ich von der Medizin behauptete, sie habe bis heute kaum Grund gefunden, dem Problem einer Abgrenzung des physisch Kranken vom Gesunden wesentlich näherzutreten. Seitdem die Pathologie zur pathologischen Anatomie erstarrte, die Ophthalmologie und die Geburtshilfe einen gewissen vorläufigen Abschluß ihrer diagnostischen Hilfsmittel und ihrer therapeutischen Indikationen erfuhren, ist zunehmend die innere Medizin und das an sie grenzende Gebiet der Chirurgie zum Schauplatz der physiopathologischen Forschung geworden. Die beiden vorherrschenden Interessenrichtungen: die Stoffwechselpathologie und die Blutpathologie im weitesten Umfange sind, unter organischer Anknüpfung selbstverständlich an frühere Ergebnisse vorzüglich der physiologisch-chemischen und der bakteriologischen Forschung, durchaus aus klinischen Interessen erwachsen. Zuckerharnruhr, Fettleibigkeit, Gicht waren auf der einen Seite die großen Fragezeichen, denen die experimentelle Stoffwechselforschung Antworten zu finden suchte. Anämie und Leukämie

verhalfen uns zu einer Pathologie der geformten Blutbestandteile, aus der Behandlung der Knochenbrüche und Gelenkergüsse entwickelte sich die Stauungslehre, und die Serumforschung stellt ja in geradezu typischer Weise die Klinisierung der Bakteriologie dar. In nicht immer erfreulicher Weise haben es alle diese Arbeitsgebiete erfahren müssen, wie eng sie den Interessen der Klinik angeheftet sind, wie an jede neugewonnene Erkenntnis sich stürmisch die Frage nach ihrem praktischen, therapeutischen oder diagnostischen Werte knüpft — wo wäre da wohl Raum für logische Erörterungen über den Krankheitsbegriff? Wo noch so unendlich vieles zu tun bleibt, um die Kenntnis der in der typischen Erkrankung wirksamen Momente zu vervollständigen — wie sollte man es da verantworten, an den Grenzen von Norm und Anomalie herumzuphilosophieren! Es ist das einzelne Leben, das es hier noch überall dem vorzeitigen Tode abzuringen gilt; und nur auf einer Linie vielleicht steht auch die klinisch eingewurzelte Physiopathologie vor der Wendung, die den Blick über das Individuum hinausführt, gerade um jenes Ringen siegreicher zu gestalten.

Diesem Punkte nähert sich, wenn nicht alle Zeichen trügen, am konsequentesten Behring; sofern sein Name nämlich als programmatisch gesetzt werden darf für die Immunisierungsidee.

Der Gedanke ist im Grunde uralt; denn nicht etwa Jenner, sondern die indische Antike hat die Schutzimpfung geschaffen. Und Behrings erste Forschergabe an die mit den Krankheiten ringende Menschheit, das Heilserum gegen die Diphtherie, wurde zwar aus einem Ideenkreise heraus geboren, der das Immunitätsproblem sozusagen latent in sich barg, war aber dennoch zunächst eine rein therapeutische Tat. Ein scheinbar seltsames Spiel, das doch in der Eigenart der Behringschen Folgerungsweise vorbereitet war, fügte es, daß gerade die Skeptiker in ihrer Kritik an den praktischen Erfolgen der Serumbehandlung das Immunitätsprinzip zur Diskussion brachten. Indem man nämlich darauf hinwies, daß möglicherweise die Wirkung des Heilserums in einer Tendenz der Diphtherie zu momentan steigender Abmilderung ihres Krankheitscharakters begründet sein möchte, rollte man diese ungemein interessante Frage der zeitlichen Wesensveränderung bestimmter, vorzüglich infektiöser Erkrankungen im ganzen auf. Diese Veränderung stellte sich

der rückschauenden Erfahrung bald als eine einfach progressive, bald als eine cyklische dar: die Syphilis hat ohne Zweifel im Laufe der Jahrhunderte an Ernsthaftigkeit zunehmend verloren; die ehedem schon wohlgekannte Influenza ist, nach einer Abschwächung, die selbst den Namen der Krankheit zum Vergessen gebracht hatte, vor einem reichlichen Jahrzehnt mit ungeheurer Vehemenz wieder hervorgebrochen. Das ließ sich auf zwei Arten deuten. Entweder die organisierten parasitären Erreger dieser Krankheiten änderten ihren pathogenen Charakter von sich aus durch Änderung ihrer Eigenart; oder aber der Mensch änderte seine Widerstandskraft gegen die Infektion. Jene erste Auslegung wurde unwahrscheinlich durch die interessanten Beobachtungen, nach denen stark abgemilderte Infektionskrankheiten ihre ganze ehemalige Schwere zeigten, sowie sie in eine früher von ihnen noch nie heimgesuchte Bevölkerung verschleppt wurden. Unwahrscheinlich, sage ich ausdrücklich, und vielleicht ist auch das noch zu viel; denn die Erfahrungen waren vereinzelte und rechtfertigten bei der großen Verschiedenheit der pathogenen Mikroorganismen in ihrem biologischen Charakter nicht die induktive Verallgemeinerung. Aber faktisch neigte man doch mehr der zweiten Interpretation zu, vielleicht wesentlich darum, weil sie so recht in der momentanen Gedankenlinie der klinischen Pathologie infektiöser Krankheiten lag. Denn der Immunitätsgedanke war eben allenthalben latent wirksam.

Aus dieser Latenz oder Verschleierung zur vollen Klarheit fortgedacht, ist aber gerade er, wenn ich es so nennen darf, von der höchsten philosophischen Potenz. Und zwar nach zwei Richtungen hin, deren eine durch die Tatsache der Immunität, deren andere durch die daraus hergeleitete Möglichkeit der Immunisierung bezeichnet erscheint.

Übt nämlich eine Krankheit auf den Organismus einen solchen Einfluß aus, daß sie ihn gegen einen zweiten Anfall immun macht, so hört sie ersichtlich auf, eine von außen her erzeugte und wieder schwindende Episode im Leben des Organismus zu sein. Sondern indem sie eine bleibende Verschiebung im Verhalten des Organismus setzt, reiht sie sich als ein Glied in die Kette der Entwicklung dieses Organismus ein. Dieser Gedanke hat seine Geltung ebensogut für die Kehrseite der Immunität: für alle jene Erkrankungen infektiösen Ursprungs,

welche die Disposition des Organismus für ihre Attacke erhöhen. Die Genesung ist hier wie vorhin keine Rückkehr zum ehemaligen Gesundheitsgleichgewicht, sondern die Erreichung eines neuen, in höherem oder in geringerem Grade labilen. Damit hoffe ich auch schon den Einwand abgetan zu haben, daß ja dann alle destruktiven Krankheiten Entwicklungsphasen seien. Bei ihnen ist die lokale Heilung überhaupt nur eine scheinbare, im Sinne der Chirurgie etwa eine surrogative; die allgemeine Heilung wiederum eine komplette, nämlich einfache Rückkehr zur früheren Gesamtbeschaffenheit. Die „Narbe" im weitesten Sinne bedeutet keine neue biologische „Eigenschaft" eines Wesens.

Von der Immunität nun, die der Organismus passiv gewinnt, zur Immunisierung, die menschliche Absicht ihm gibt, ist etwa der Schritt wie von der Entwicklung zur Zucht. Die Immunisierung führt planmäßig jene Entwicklungsverschiebung herbei, auch für alle die Individuen, die möglicherweise von der fraglichen Krankheit niemals angegriffen worden wären. Sie handelt wenigstens überall dort so, wo sie auf ernste Erfolge rechnet. Sie wird Impfzwang mit der stillen Hoffnung, die Krankheit, der ihr Schutz gilt, vielleicht gänzlich zum Verschwinden zu bringen; durch Immunisierung Aller nach Generationen schließlich einmal zur völligen angeborenen Immunität zu gelangen. Wenn die zunehmende Milderung gewisser Seuchen als eine echte phylogenetische Erscheinung betrachtet werden darf, so verfolgt auch die Impfung phylogenetische Absichten; jene ist Entwicklung, diese Zucht. Und der Inhalt des Immunitätsproblems stellt sich schließlich so dar: *Krankheit wird ihres Charakters entkleidet, indem sie zum Entwicklungsfaktor umgewandelt wird.*

Damit verschwimmt natürlich die Grenze des Krankheitsbegriffes — nun also an der zweiten Stelle bereits. Ja, man könnte die beiden Verdunkelungen geradezu in eine Antithese bringen. Wir erinnern uns, die Degeneration auf einem umgekehrten Wege beobachtet zu haben, als die Immunwerdung ihn geht: von Veränderungen des Gleichgewichts, die so leise sind, daß sie nur durch ein für das Wohlbefinden meist neutrales Stigma sich verraten, bis zu einer Steigerung, deren pathologischer Charakter gar nicht erst in Zweifel gezogen werden

kann. Hier also Variation, die nach Generationen als erstes Signal krankhafter Veränderung sich entschleiert; dort, bei den Immunisierungshoffnungen und Immunitätserfahrungen, anfängliche Krankheit — denn der reaktive Zustand des Körpers nach einer Impfung ist deutlich genug pathologisch — die fürderhin zur bleibenden nicht-pathologischen Variante der Nachkommenschaft wird.

In diesen beiden Entwicklungen liegen heute, wie man nach alledem leicht verstehen wird, die Keime für das Interesse an der logischen Umgrenzung des Krankheitsbegriffes. Aber ohne weiteres kann festgestellt werden, daß die Entfaltung dieser Ansätze innerhalb der Debatte übers Immunitätsproblem noch nicht eben weit fortgeschritten ist; in Ansehung wohl immer jener ungleich eiligeren praktischen Aufgaben, von denen schon wiederholt die Rede war. Und es mag ja auch sicherlich eine gar nicht unbedeutende Zahl von Köpfen unter den Vertretern der Schulmedizin geben, denen die Notwendigkeit logischer Erörterungen überhaupt nicht einleuchtet, denen es wünschenswert scheint, über jeden derartigen Versuch debattelos zur klinischen Tagesordnung überzugehen. Dennoch ist es mindestens fraglich, ob eine solche Arbeitsweise, die angeblich den Interessen der kranken Menschheit dient, auf die Dauer das zu erfüllen vermag, was sie für sich als Vorzug in Anspruch nimmt: das rein und radikal Ärztliche ihres Programms. Die moderne Medizin ist vielleicht noch zu jung, um an ihr Beweis oder Gegenbeweis zu führen. Es lebt noch zu stark in ihrer Erinnerung die gewaltige Wirkung ihrer Befreiung von Mystik und Metaphysik, und damit das Mißtrauen gegen alle Philosophie. Dauert indessen dieser Zustand lange fort, so muß er doch endlich den Eindruck der Schwäche hinterlassen. Denn sicherlich werden ihm die großen Erfolge versagt sein, wie die Mitte des Jahrhunderts sie uns in den Schoß warf. Sie waren ja zum Teil ganz ausgesprochene Denkfrüchte — wie Helmholtzens Augenspiegel oder Donders' Lehre von den Anomalien der Refraktion, zum anderen Teil kühne praktische Wagnisse — wie das Chloroform, das Karbol und das meiste der chirurgischen Technik. Den Wagnissen aber verbaut heute entweder die Vorsicht oder die Moral den Weg — Biers zentrale Anästhesie und Neissers Syphilisimpfungen beweisen es, um von vielen anderen Belegen

abzusehen; und dem Denken läßt man nicht die Ruhe, deren es bedarf, um Bleibendes zu schaffen.

Denn auch das naturwissenschaftliche Denken, das die Medizin von heute gar so gern als ihre Grundlage feiert, erträgt es nicht, von der unaufhörlichen Sucht zum Probieren, zur Anwendung, zur Ausnutzung gehetzt zu werden. Es erlahmt notwendig, soll es unausgesetzt den Blick auf den Nahepunkt des ärztlichen Wunschzettels akkomodieren. Es muß einmal seine Wege gehen können, auch Irrwege, muß in die Ferne schweifen, in Johannes Müllers Geiste phantasieren dürfen. Die Helmholtz, Hertz und Ostwald, die Fechner und Wundt haben im verflossenen Jahrhundert die Erkenntnis um Riesenfernen weitergebracht, und die praktischen Früchte ihrer Lebensarbeit sind in ihrer Fülle noch gar nicht zu übersehen. Aber sie hätten das, ich bin dessen sicher, niemals leisten können, wenn man ihnen die hungrige Frage: „Was kommt Praktisches dabei heraus?“ fortwährend ins Ohr gerufen hätte. Die Medizin irrt gewaltig und, wie ich fürchte, verhängnisvoll, wenn sie die Beobachtung mit ununterbrochener Notizenkasuistik, das Experiment mit vielgeschäftigem Probieren und das Denken mit der jedem Vernünftigen gegebenen Portion Menschenverstand verwechselt. Damit hat sie das Wesen der drei großen Rüstzeuge moderner Forschung wahrlich nicht erfaßt. Daß sie aber diese Verwechselung begeht, zeigt ein Blick auf ihre Zeitschriften und Versammlungen, lehrt vor allem die Geschichte einiger neueren Mißerfolge, vornehmlich der Tuberkulintragödie. Der Staat hilft dabei. Hier ist Geld; wir bewilligen Alles; ein großartiges Institut, Assistenten, Reisestipendien, die teuersten Versuchstiere; aber bringt bald etwas heraus! Und nun wird gearbeitet ohne Unterlaß. Ein Triumphgeschrei bei jeder Publikation; kurz danach die Enttäuschung. Die ernsthaften Forscher möchten ihre Erkenntnisse in den Schubfächern verschlossen halten, um nur nicht in diesen vielgeschäftigen Strudel hineinzugeraten. Bedeutsame Anfänge werden so zertreten. Die Stauungstherapie: großartig! eine neue Methode! hilft hier nicht, hilft dort nicht; taugt also nichts — fort damit; weiter zum nächsten Triumph. Die Heilstätten: die Menschheit ist gerettet; baut nur, eine nach der andern; hört nicht auf die Nörgler; hier ein Mißerfolg, dort ein

Mißerfolg — die Sache scheint schwach zu stehen; findet sich nichts Neues? Kolonialexportation — usw. Von ruhigem Weiterdenken der Grundidee keine Spur; praktischer Mißerfolg — bitte, ein neues Bild! scheint die Parole geworden zu sein. Eine Therapie jagt die andere; und ein findiger Kopf hat es fertig gebracht, vielen Hunderten von Ärzten einzureden, es gebe kaum eine dringendere Aufgabe, als aus der Krankenpflege eine exakte Wissenschaft zu machen und ihr einen entsprechenden Namen griechischer Herkunft zu suchen ...

3. Theoretische Krisen.

In diesem unerfreulichen Gesamtbilde einer reaktionären Behinderung der pathologischen Problemförderung durch ärztliche Polypragmasie erblicke ich immerhin eine Stelle, wo die Ansätze zu theoretischer Klärung nicht so an praktischen Widerständen, als vielmehr an kritischen Wandlungen der physiologischen Grundansichten scheiterten. Die Versuche, die ich hier im Auge habe, knüpften — teils bewußt, teils jedenfalls faktisch — an die Verallgemeinerung an, die Willy Kühne in den sechziger Jahren zugleich etwa mit der von Pflüger für den gereizten Nerven gefundenen Reaktionsformel, der Eigenschaft der Reizbarkeit zu teil werden ließ, indem er sie als eine Grundqualität alles Protoplasmas darstellte. Für die dem Praktiker geläufige Erfahrung nun, daß kleine Dosen in der Therapie nicht selten das Gleiche oder sogar Besseres leisten als größere, schaffte der Greifswalder Pharmakolog Schulz ein experimentelles Material herbei, aus dem er weiterhin folgerte, daß für die irgendwie geartete — in seinen Versuchen chemische — Reizung der Zelle nicht bloß die Pflügersche Formel, sondern daß für die Reizung der erkrankten Zelle ebenso die Ritter-Vallische Modifikation jener Formel — das „Zuckungsgesetz des absterbenden Nerven" — Geltung zu beanspruchen habe. Danach erzielen kleinere Reizdosen im kranken Protoplasma einen Effekt, der im normalen erst mit größeren erreicht werden kann.

Hier schien sich die Gelegenheit zu bieten, in den Gedankengängen der klassischen Physiologie einen Ausgangspunkt für die exakte Umgrenzung des Krankhaften zu finden. Tatsächlich

aber sind diese Studien ohne befruchtende Kraft geblieben. Akzidentelle Momente drängen sich, will man dies deuten, leicht in den Vordergrund: mit der Empfehlung der kleinen Dosen — je kränker, desto kleiner — rückte Schulz in die Nähe der offiziell gerichteten Homöopathie; und von dem bequemen Schlagwort ist denn auch reichlicher Gebrauch gemacht worden, um ihn zu widerlegen, richtiger „abzutun". Dann auch hat ein Plaidoyer der Sache unermeßlich geschadet: das enthusiastische Eintreten des merkwürdigen Greifswalder Psychiaters Rudolf Arndt, der schon kurz nach Beards Beschreibung der Neurasthenie dieses Leiden an der Hand der Pflügerschen Reaktionsformel und ihrer pathologischen Modifikation zu erhellen versucht hatte. Ausgerüstet mit dem ganzen Dilettantismus des Nichts-als-Geistreichen und der stolzen Illusion, Entdecker eines „biologischen Grundgesetzes" zu sein, zerrte er die Reizformel, von der Artenbildung des Stiefmütterchens angefangen bis zur Bekämpfung der sozialistischen Bewegung durch alle Probleme irdischen und himmlischen Geschehens hindurch. Doch wie gesagt, das sind eben nur Mitwirkungen gewesen. Der tiefere Grund, weshalb jene Idee keinen fruchtbaren Anstoß zu geben vermochte, lag gerade in ihrer Klassizität beschlossen. Die Formel, die hier bewiesen werden sollte, ja an Experimenten chemischer Natur bewiesen werden sollte, war durch und durch physikalisch, physikalisch wie die ganze klassische Physiologie es gewesen war. Und damit war es Ende der achtziger Jahre, wo diese Studien zur Welt kamen, radikal vorbei. Wesentlich an den Namen Ewald Hering knüpft sich der große Wandel in der Physiologie zur chemischen Auffassung des lebendigen Geschehens. Er hatte Helmholtzens physikalische Mischtheorie des Farbensehens bei der großen Mehrzahl der Forscher durch seine Lehre von den antagonistischen Stoffwechselphasen in den Sehsubstanzen verdrängt; ähnlich war es ihm mit Du Bois-Reymonds Molekularhypothese der Muskelelektrizität gelungen; er schob für die Erforschung alles Protoplasmatischen die Probleme der Reizschwelle, der Erregung, der Lähmung beiseite und förderte ein paar Stollen tiefer die Begriffe der Assimilation und Dissimilation. Die Zelle als Chemismus, nicht als Molekularmechanismus: da wurde es uninteressant, bei wieviel Graden oder Milliampèren oder bei welcher

Konzentration einer Lösung sie lebendiger, schlaffer, gelähmt erschien; ihren Stoffaufbau und Stoffumsatz strebte man zu ergründen, denn die Kenntnis des Stoffwechsels, zunächst einmal seiner bloß qualitativen Abwickelung, erschien jetzt als die Voraussetzung fürs Verstehen des Kraftwechsels. Man kann geradezu sagen: die physikalische Physiologie rückte zur chemischen in das Verhältnis der deskriptiven Stufe des Forschens zur erklärenden. Deskription, Registrierung war es, wenn Hubhöhe, Wärmeverlust, Arbeitsleistung des kontrahierten Muskels gemessen würden; mindestens einen ersten Schritt zur Deutung dieser Erscheinungen stellte es dar, wenn man erkannte, daß der arbeitende Muskel ohne Eiweißspaltung wesentlich das aus der Leber zuströmende Glykogen in lebendige Kraft und Wärme umsetzt.

Damit war das Gefühl für die Bedeutung von Worten wie Erregung, Lähmung, Hemmung entschwunden, sofern sie mehr als beschreibende, grob beschreibende Bilder, sofern sie gar Elemente eines „biologischen Grundgesetzes“ sein wollten. Ein Begriff wie die Ermüdung ward völlig chemisiert, wenn ich es so nennen darf: als eine gewisse Phase des Stoffverbrauchs, zusammen mit einer gewissen Phase neugebildeter toxischer Substanzen. Und das Problem lautete: wie ist die chemische Totalkonstitution in diesem Zustande, den wir als Ermüdung beschreiben? Freilich, für praktische Zwecke hatte die physikalische Deskription ihre unverrückbare Bedeutung, weil eben die Praxis in ihren Diagnosen und Indikationen mit den groben Äußerungen der inneren Wandlungen arbeiten muß; theoretisch aber, im Geiste der Wissenschaftslehre, war die vegetative Physiologie die eigentliche Repräsentantin des wissenschaftlichen Selbstzwecks der Physiologie überhaupt geworden; in ihrem Dienst, als ihre Vorstufe nur noch blieb die animale bestehen. Es gibt keinen stärkeren Beleg hierfür, als ihn immer wieder der Sieg der Heringschen Theorie des Farbensehens bietet.

Wir hätten bei dieser Abschweifung sicherlich nicht so lange verweilen müssen, um zu zeigen, warum ein Versuch zur Unfruchtbarkeit verurteilt war, der das Pathologische von den Denkformen der klassischen Physiologie her in Angriff nahm. Allein die Wandlung von der physikalischen zur chemischen

Betrachtungsweise ist auch darum interessant, weil durch sie die Betrachtung der Entartung in eine eigentümliche Lage geriet — jener Forschungszweig also, auf den wir den Pathologen eindeutig hingewiesen sahen, wenn er Ansätze zu einer Klärung des Krankheitsbegriffes finden und sie fortbilden wollte.

Erinnern wir uns nur aus der Geschichte der Physiologie, daß die klassischen Forschungen über die Verrichtungen des Nervensystems, getragen von den Namen Du Bois-Reymond und Pflüger, einen eminent physikalischen Charakter trugen: sie behandelten die elektrischen Ströme, die der Muskel und der Nerv selber erzeugen, und das Verhalten des Nerven und Muskels gegen äußere elektrische Reizung. Galvanometerausschlag und Minimalzuckung waren ihre Maßbezeichnungen. Viel weiter ist die allgemeine Nervenphysiologie ein halbes Jahrhundert lang nicht gekommen; vorzüglich wohl, weil die erblühende Anatomie des zentralen Nervensystems eine unübersehbare Fülle von Kleinarbeit brachte, die der Feststellung der speziellen Leistungen einzelner nervöser Gebilde galt. Wundt und Hering haben freilich in schon frühzeitig den Versuch einer Nervenmechanik in durchaus chemistischer Auffassung gewagt. Indessen bei beiden handelt es sich um reinste Theorie, und außer den chemischen Bestandteilen der Nervensubstanz kannte man vom Chemismus des tätigen Nerven so gut wie nichts; ja zeitweise schien das Problem gänzlich entschlummert zu sein. Nißls Verdienst ist es, die Wendung herbeigeführt zu haben. Nicht so sehr durch seine Methode der Zellfärbung, die an sich wohl auch nur eine gute Färbemethode unter andern bedeutet hätte, als durch die kristallne Klarheit des Denkens, das diese Methode der Wissenschaft dienstbar machte. Die Bilder, so lehrte er, die uns die mikroskopisch betrachtete Nervenzelle bietet, sind nicht Selbstzweck; sie sind Indices für bestimmte Chemismen, die in der lebenden Zelle wirksam waren und die in diesen Bildern sich präsentieren, wenn wir die lebende Zelle mit bestimmten Chemikalien töten und färben. Der Erforschung dieser Chemismen dienen unsere „anatomischen" Methoden; da wir der lebenden Nervenzelle selber nicht beizukommen vermögen, so schaffen wir uns das Nervenzellenäquivalent, das eben die chemisch getötete und gefärbte Zelle darstellt.

Praktische Interessen haben andere Probleme nach kurzem schon der Erforschung der Zelle im Nervensystem vorangestellt; und so kann man, bei aller grundsätzlichen Billigung, die denkende Forscher der Lehre Nißls gezollt haben, doch auch heute noch die Nervenphysiologie als physikalisch gerichtet charakterisieren. Ja, gerade in neuerer Zeit vermochten so eminent physikalische Auffassungen, wie die Exnersche Lehre von der Hemmung und Bahnung, der Goldscheidersche Begriff einer Neuronschwelle, die Hypothese von der moniliformen Plastizität der Neuronen gedanklich wie terminologisch die Prinzipien Wundts und Herings stark aus der theoretischen Diskussion der nervösen Phänomene zu verdrängen. Und auch die allgemeine und vergleichende Biologie des Nervensystems zeigt die nämliche Erscheinung: wem es beschieden war, durch das Dickicht der hier üblichen geheimnisvollen Augurensprache zu den Begriffen, die hinter den Namen verborgen sind, sich einen Weg zu bahnen, der wird bei Weismann, bei Reinke, bei den Vertretern der jungen Entwicklungsmechanik, um nur einige herauszugreifen, eine durchaus physikalische Grundanschauung finden, die höchstens hie und da in modernen physikochemischen Varianten zu schillern sich anläßt. Es wird aus späteren Betrachtungen deutlich werden, weshalb dem Problem der Entwicklung gegenüber dieser Standpunkt in der Tat der allein mögliche ist, die chemistische Betrachtung versagen müßte.

Jedenfalls, und das ist der Punkt, auf den es uns hier ankommt, war anfänglich und lange Zeit die Vorstellung, die man mit dem Begriff der Entartung verband, eine ausgesprochen physikalische. Sofern Entartung einen Entwicklungsbegriff darstellt, mit Recht; daß die Denkenden freilich ein Bewußtsein von dem Alleinrecht ihrer Denkweise angesichts eines Entwicklungsbegriffs besessen hätten, vermag ich nicht zu finden, tatsächlich nicht und auch notwendig nicht: denn eine so radikale Sonderstellung, wie ich sie unten für die genetische wissenschaftliche Betrachtung fordern und begründen werde, ist mindestens im Bereiche der naturwissenschaftlichen Disziplinen, so viel ich sehe, nicht einmal als Denkmöglichkeit je ernstlich in Erwägung gezogen worden. Ja, man kann sagen: so stark physikalisch gestaltete sich die Auffassung der Degeneration, daß sie zu anderen chemistisch gehaltenen Krankheitshypothesen geradezu

in die Stellung eines kontrastierenden Begriffes geriet. Ich brauche ja nur darauf hinzuweisen, daß in der Psychiatrie das Krankheitsbild der Dementia praecox (jugendliche Verblödung) von der einen Seite als ein Ausdruck der Entartung, von der andern im schärfsten Gegensatze dazu als eine Stoffwechselkrankheit, ähnlich der Dementia paralytica und dem Myxoedem aufgefaßt worden ist.

Allerdings muß vermerkt werden, daß immerhin eine ganze Reihe von Forschern eine chemistische Note in den Entartungsbegriff hineinzutragen versucht haben. Charcot selber rechnete die Gruppe der rheumatischen Affektionen, vor allem aber die Gicht zur neuropathischen Verwandtschaft; Vigouroux hat in gewissem Sinne den Spieß umgekehrt und die Hysterie als Ausdruck der harnsauren Diathese des Organismus dargestellt, die anderwärts auch von Lange für die Pathogenese des zirkulären Irreseins in Anspruch genommen ward. Besonders vielseitig erscheinen die Versuche einer chemischen Deutung bei der Epilepsie, für deren Entstehung sogar die Ansammlung ganz bestimmter Stoffe — bald der Harnsäure, bald des karbaminsauren Ammoniaks u. a. — verantwortlich gemacht worden ist; auch die Neurasthenie hat gelegentlich eine Zurückführung auf Störungen der Oxydation erfahren, und es muß uns eigentlich Wunder nehmen, daß gerade bei ihr die chemischen Tendenzen sich nicht noch stärker geltend gemacht haben, da doch die Analogie eines großen Teils der neurasthenischen Phänomene mit den Zeichen der Ermüdung eine augenfällige und längst bekannte ist. Sehr energisch ist allerdings diese Auffassung von Möbius begründet und von Kraepelin angenommen worden. Indessen hat Kraepelin, der den chemistischen Deutungen der degenerativen Erkrankungen überhaupt recht wenig Sympathie entgegenbringt, gerade hier den scharfen Strich gezogen: er will zwar die Vergiftung für die Fälle der erworbenen Nervosität, der von ihm so genannten „chronischen nervösen Erschöpfung“, als Ursache festhalten, eben danach aber alle jene als Neurasthenien gebuchten ähnlichen Erkrankungen abscheiden, die erweislich ohne übermäßige Ansprüche an den Organismus auf dem Boden der degenerativen Anlage erwachsen. Endlich neigen ja auch nicht wenige dazu, die praktisch bedeutsamste aller Stoffwechselkrankheiten, den Diabetes mellitus, dieses zentrale Rätsel der

ganzen Stoffwechselpathologie, der Entartung einzufügen, weil seine Vorliebe für ein Volk unverkennbar ist, das auch sonst eine starke Verbreitung der degenerativen Erkrankungen unter sich aufweist.

Nun ist freilich auch dann, wenn alle diese mehr oder minder hypothetischen, zum Teil sogar phantastischen Meinungen Fakta darstellten, von einer wirklichen Chemisierung des Entartungsbegriffes noch nicht die Rede, da ja die erwähnten Erkrankungen durchgehends nur Signale der seit Generationen bestehenden, mindestens doch einfach ererbten Entartung darstellen. Sind sie sämtlich Vergiftungen, so ergibt das immer erst die Charakterisierung der Entartung als einer erblichen und meist erblich progressiven Anlage zu eben diesen Vergiftungen. Was aber ist die Anlage selber? Vor allem: wie entsteht sie, wenn wir sie kurzhin als eine chemische Verschiebung der Totalität des Stoffwechsels definieren wollten? Nun liegt freilich gerade für diese entscheidende Frage die chemistische Antwort am nächsten. Alkohol, Chlorose der Mutter, Syphilis, endlich eine Reihe dunkler Momente, die Möbius als „schlechte Mischung der Keimstoffe" zusammenfaßt, sind die häufigsten Ausgangspunkte der Degeneration, so weit unsere gegenwärtige Kenntnis reicht. Wir dürfen uns vielleicht den Hergang ihrer erstmaligen Wirkung so vorstellen, daß sie eine Verschiebung der chemischen Konstitution der Keimzellen ebenso wie aller anderen Zellen hervorrufen; notwendig ergibt sich dann eine von der Norm abweichende chemische Konstitution des neuen Organismus. Es stimmt zu dieser Annahme sehr gut die Erfahrung, daß alle jene Schädigungen erheblich stärker wirken, wenn die Mutter ihre Trägerin ist; denn sie gibt ja für die Bildung des Kindes nicht bloß die Eizelle, wie der Mann die Samenzelle her, sondern auch während vieler Monate das fortlaufende Ernährungsmaterial, und durch das gleiche Moment scheint eine gesunde Mutter den Effekt einer anomalen Samenzelle, mit der ihr Ei befruchtet ward, mindestens stark abmildern zu können.

So weit macht sich alles vortrefflich. Nun aber erheben sich die Schwierigkeiten, und nichts bezeichnet sie so frappant, als der französische Begriff der Hérédité polymorphe. Wir vermögen nämlich heute auch nicht im entferntesten die degenerativen Erkrankungen in eine Stufenfolge zu ordnen. Gewiß,

wir sprechen von schweren Degenerationsformen, wie etwa der Idiotie, und von leichten, wie der Migräne. Aber diese Charakteristik stützt sich doch mehr auf das äußere Zustandsbild, auf die Proportion, die zwischen Wohlbefinden oder Leistungsfähigkeit und Erkrankung gilt. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Idiotie vielfach den Abschluß degenerativer Stammbäume bildet. Bei dem Mangel an genealogischem Material, das Möbius mit Recht für die Hauptfundgrube der Entartungsforschung hält, läßt sich aber nicht feststellen, ob diese Erfahrung auch nur für die Hälfte der Fälle zutrifft. Mindestens vermögen wir, wenn von der Idiotie abgesehen wird, alle anderen degenerativen Krankheitsbilder in keine Ordnung zu bringen. Neurasthenie, Zwangsvorstellungen, Migräne, Hysterie, Trunkneigung, hypomanisches Temperament, Neuralgien — alles wimmelt ohne Reihe durcheinander. Und selbst die Position der Epilepsie ist noch absolut unklar, zumal hier das erschwerende Moment sich hinzugesellt, daß epileptische Bilder mit anderen Hirnerkrankungen lokaler Natur sich verbinden können und in allen diesen Fällen die degenerative Bewertung der Epilepsie eine zweifelhafte bleibt.

Darf uns aber dieser Mangel einer Schablone eigentlich wundern? Keineswegs; eher schon könnte das Umgekehrte erstaunlich gefunden werden; und nur das Bedauerliche, daß wir praktisch eben immer noch mit einem unsäglich klobigen Krankheitsbegriffe hantieren, läßt uns die unangebrachte Verwunderung über die degenerative Regellosigkeit begreifen. Um ein Bild herzusetzen: im Grunde ist uns die Krankheit ein Bär, der sich mit seinen Pranken über uns wirft; wir sind der „Mensch“, Homo sapiens Linné, und der Bär erhält, je nachdem er ein Eisbär, oder ein schwarzes, oder ein braunes oder sonstwie verschiedenes Exemplar ist, jedesmal einen andern Namen. Und doch reden tausend Erfahrungen des Alltags wider diese Anschauung, die, recht besehen, noch unterm Niveau der alten „unwissenschaftlichen“ Ärzte liegt. Die hatten im Begriffe des „Habitus“ doch immerhin ein Gran Verständnis für das Immanente der Krankheit, wenn dies Wort erlaubt ist, entwickelt, mochten auch die einzelnen Kennzeichen nicht überall richtig beobachtet sein. Gewiß drängte die Forschung dazu, gewiß war es auch höchst fruchtbar und segensreich, einmal gründlich die von außen

kommenden Komponenten des Krankseins zu erforschen: den Habitus hecticus durch den Tuberkelbazillus, den Habitus apoplecticus durch den arteriosklerotisierenden Alkohol zu ergänzen. Nur hätte man nicht den Begriff der Ätiologie dabei einseitig auf diese Komponenten zuspitzen sollen. Denn damit näherte man sich einem Krankheitsbegriff, der den Menschen als passive, unveränderliche Bekannte in die pathologische Gleichung einsetzte, während die unabhängige Variable nun Tuberkelbazillus oder Choleravibrio oder sonstwie hieß. Zur Wirklichkeit stimmte das aber noch weniger, als die tollsten Phantasmen der alten Krasienlehre.

Denker vom Range der Pettenkofer oder Billroth haben sich von dieser modischen Strömung, welche in ihrer Nährgelatine die Krankheitsursachen eingefangen zu haben meinte, nie bestechen lassen. Der Schöpfer der experimentellen Hygiene hat Choleravibrionen gefrühstückt und verdaut, und der Wiener Meister der Chirurgie wagte in einer Zeit, wo der Carcinomparasit jeden Monat einmal entdeckt und das baldige Ende des Krebses verkündet ward, das unmoderne Wort: Krebs sei eine Diathese. Lange hat denn auch diese ätiologische Epoche nicht gedauert, wenngleich ihre schädlichen Nachwirkungen, eine lächerliche Bazillenriecherei, einseitig auf Bazillentötung zugeschnittene hygienische Maßnahmen und ähnliche mehr noch kräftig genug fortleben. Und auf der andern Seite wird man billigerweise nicht verkennen dürfen, wie große Erfolge wir auch wieder jenem Radikalismus danken: etwa die peinliche Durchbildung der Asepsis in der Chirurgie.

Die Bakteriologie selber verspürte am ersten die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit dieser Art von ätiologischer Auffassung. Sie fand, daß die Vermehrung pathogener Mikroorganismen nicht gleichbedeutend sei mit der Zunahme ihrer pathogenen Virulenz, und daß zu deren Entfaltung der Chemismus des menschlichen Körpers selber vielleicht die stärksten Beihilfen liefere. Aber diese Beihilfen ließen sich nicht formulieren. Die Anlage zur Infektion, zur Entwicklung der Toxine beim Eintritt der Mikroorganismen in den Körper, wie die Anlage zur Immunität, zur Bildung bleibender Antitoxine als Abwehr erneuter Infektionen, erschien als individuell verschieden; nicht bloß der Intensität nach, sondern auch in der Qualität, in der Verwandtschaft, wenn man so sagen darf, zu diesen oder jenen Mikroorganismen.

So kristallisierte sich als zentrales Problem des ganzen infektiösen Krankseins schließlich die Disposition heraus.

Und wieder erwies der Gang der Dinge in der Nervenpathologie sich als konvergent mit diesen Tendenzen. Am stärksten mußte hier unter einer ganzen Anzahl ähnlicher Erfahrungen das Studium der „traumatischen Neurosen“ vor einer Verwechselung zwischen Ursache und Anlaß warnen. Gerade die molekularmechanische Formel, auf die gelegentlich der bahnbrechende Forscher der Unfallsnervenleiden, Hermann Oppenheim, die traumatischen Wirkungen zu bringen versucht hat, zeigt die völlige Unzulänglichkeit einer solchen Schablonisierung der Momente, die das Wechselnde gegenüber dem Unfall darstellen: der individuellen Dispositionen. Ließen sich doch hier mindestens drei völlig verschiedene Krankheitsrichtungen sondern: die neurasthenische Unfallserkrankung, die traumatische Hysterie, endlich eine Psychose mit dem Ausgang in Demenz — ohne daß eine Beziehung zu der besonderen Art des Traumas jemals auch nur angedeutet gewesen wäre. Die Psychiatrie lieferte in den Alkoholpsychosen eine ähnliche Erfahrung: der chronische Alkoholismus, der Alkoholwahnsinn, der alkoholische Eifersuchtswahn, das Zitterdelirium, die Korsakowsche Geisteskrankheit: sie alle gehen von der nämlichen toxischen Substanz, von derselben „Ursache“ aus, und der Versuch Magnans, die verschiedenen Alkohole (Äthylalkohol, Fuselöl usw.) für diese oder jene Störung isoliert verantwortlich zu machen, ist mißlungen; nicht einmal zwischen den Qualitäten des Gifts und der Intensität der Erkrankung kann eine befriedigende Beziehung gefunden werden.

Die gesunde Idee, die derart von zwei Seiten her der Wissenschaft zuwuchs, geriet leider wieder in den unvermeidlichen Strudel der therapeutischen Veränderungssucht. „Individuelle Therapie“ — war diesmal das Ziel des rücksichtslosen Totenritts. Es gibt überhaupt keine Krankheit, nur kranke Menschen; wir können nicht heilen, sondern nur die heilenden Lebensprozesse unterstützen . . . . Man sollte meinen, solche Weisheiten brächten nur Leute zuwege, die noch in den Kinderschuhen begrifflichen Denkens stecken. Aber es bedeutete eben die Reaktion gegen die radikale Allopathie, die für jede Diagnose ihr Rezept zur Hand gehabt hatte. Zweifellos sind auch daraus der Gesundheitspflege wie der Krankenbehandlung vernünftige

Anregungen zugeflossen; mindestens hat man doch Erkenntnisse wieder lebendig gemacht, die freilich schon der einfache Menschenverstand und natürliche Reinlichkeitstrieb der antiken Völker besessen hatten. Pathologisch aber, wissenschaftlich, sind die Früchte des physikalisch-diätetischen „Zeitalters" — wenn der Ausdruck für die kurzen Modesaisons unserer Therapie gestattet ist — spärlicher, als der gewaltige Aufwand an literarischer und rhetorischer Propaganda erwarten ließ; von ein paar besonders unerquicklichen Verirrungen ganz zu schweigen.

Aber auch dort, wo man sich nicht von der Strömung tragen ließ, ist der Begriff der Disposition physiopathologisch nicht eben gelichtet worden. Besonders erscheint mir eine Teilfrage des Problems noch völlig ungeklärt, die doch für die Gestaltung des Krankheitsbegriffes von eminenter Bedeutung ist, und auf die sowohl die Infektionsforschung wie das Degenerationsstudium in ihren theoretischen Überlegungen zwingend hingewiesen werden: den scheinbaren Unterschied meine ich, der zwischen abnormen Reaktionen eines Organismus auf bestimmte äußere Attacken und spontaner Produktion pathologischer Phänomene während der ungestörten Entwicklung waltet.

4. Reaktive und produktive Abnormität.

Innerhalb des noch immer bedauerlich undifferenzierten Bilderhaufens der neurasthenischen, nervösen, hypochondrischen, phobistischen Erkrankungen gibt es ohne Zweifel eine Gruppe, die nach bestimmt nachweisbaren Anlässen bei Menschen ohne abnorme Züge zur Entwicklung kommt und durch eine geeignete Behandlung meist zur völligen Heilung gebracht werden kann. Kraepelin hat sie als „chronische nervöse Erschöpfung" abgesondert und aufs energischste die Notwendigkeit ihrer Trennung von den degenerativen Verwandten betont. Sie zeigt deutlich alle Züge der mehr oder minder weit getriebenen Übermüdung bis zur Erschöpfung hin, also jener Zustände, die wir täglich an uns selber erleben können, wenn wir im Ablaufe einer Arbeit das natürliche Signal des Müdigkeitsgefühls nicht beachten und die Tätigkeit fortsetzen. Dazu gesellen sich bei jener Erkrankung nur noch die mehr oder minder ausgesprochenen Verschiebungen des Gefühlslebens, die bei der experimentell zu erzeugenden

Übermüdung angesichts der hier mehr einseitig intellektuellen Leistungen naturgemäß nicht das Bild zu beherrschen pflegen: neben der Unfähigkeit zur Konzentration, dem passiven Erliegen vor sich aufdrängenden, oft einförmigen Gedankengängen oder Einzelvorstellungen, wie es auch die künstliche Übermüdung bietet, macht sich also noch eine erhebliche Steigerung und Beschleunigung der Gefühlskontraste geltend — jener Faktor, der den Neurastheniker meist bald in den Ruf der „Ungenießbarkeit" zu bringen pflegt. Der Laie charakterisiert solche Menschen mit einem vortrefflichen Ausdrucke als „überreizt". Wenige Wochen völliger, freilich nicht bloß intellektueller, sondern vor allem auch affektiver Ruhe reichen meist hin, die Rückkehr der alten Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu sichern. Hier handelt es sich also um eine echte Krankheit, deren komplette Ursache eigentlichen Sinnes in dem Moment der überstarken Beanspruchung nervöser Leistungen sich erschöpft. Ein typisches Beispiel dafür bildet die Examensnervosität, die ein Bild ganz hochgradiger Abnormität, bis zu wirklich pathologischen Aufregungs- und Verwirrungszuständen ergeben kann, und doch bei endlichem guten Erfolge der Prüfung oft schon nach wenigen Tagen vollkommener Ruhe spurlos verschwunden ist.

Ein zweites Bild kann diesem ersten sehr ähnlich sein. Nur erweisen sich die Ansprüche ans Nervensystem, die es erzeugen, als sehr viel kleinere, kaum übermäßige. Geringfügige Verschiebungen der Berufssphäre reichen hin, das nervöse Gleichgewicht zu stören. Offiziere, die die ganze monotone Plackerei der Kompagniechefsstellung gesund überstanden haben, versagen vor der anders gearteten Verantwortung, die auf den Schultern des Bataillonsführers ruht. Kaufleute, an denen alle Sorgen und Unannehmlichkeiten des Reisens jahrelang spurlos vorübergegangen sind, werden hochgradig nervös unter der Last einer Prokura oder eines selbständigen Unternehmens. Ärzte, die lange Zeit hindurch der oft ungeheuren Arbeitslast einer Assistentenstellung sich spielend gewachsen zeigten, verlieren Arbeitskraft und Elastizität nach wenigen Monaten eigener Praxis. Die Beispiele ließen sich hundertfach vermehren. Allen ist gemeinsam, daß eine Steigerung der Verantwortung das Maß überlaufen läßt. Man nennt diese Leute gewöhnlich die typischen Beamtennaturen. Für uns stellen sie die erste Stufe reaktiver

Abnormität dar. Sie würden zeitlebens gesund und leistungsstark bleiben, wenn man sie am richtigen Platze ließe. Und sie fühlen sich meist wieder wohl, so wie sie an den richtigen Platz zurückkehren können. Tausende von Neurasthenikern gehören zu dieser Abteilung, sind die Opfer einer falschen Berufswahl, einer zu guten Karrière.

Den nächsten Typus übergehen wir vorläufig, da er für spätere Erörterungen gerade der wichtigste ist, in ihnen also seine Analyse finden wird.

Nur die Vertreter der eigentlichen Geistesstörung sollen uns hier noch kurz interessieren. Sehr viele von ihnen erscheinen bis zum Eintritt der Psychose völlig gesund. Sie füllen ihren Beruf aus, versagen niemals, kein Mensch hält sie für irgendwie minderwertig. Oft ohne jeden ersichtlichen Anlaß, oft nach einem nicht übermäßig angreifenden Erlebnis, einer Geburt, einem Geldverlust, einem Todesfall, setzt die Geisteskrankheit ein: eine zirkuläre Phase, eine Jugendverblödung, eine Melancholie, eine Paranoia. Millionen von Menschen überstehen ungleich schwerere Prüfungen oder bezahlen sie mit einer Neurasthenie. Der Anlaß also erschöpft hier nicht die Ursache. Die Erkrankung war offenbar vorbereitet, jeder Anstoß konnte sie auslösen. Hier haben wir eine Anlage, die unvermeidlich — nach menschlichem Ermessen unvermeidlich — zur Psychose führt, zu einer bestimmten Geisteskrankheit, die in ihren einzelnen Bildern wie im Ausgange von vornherein scharf bestimmt ist. Die Abnormität trägt die Richtung ihrer Fortentwicklung ausschließlich in sich selber, sie ist eine produktive.

Es fehlt der Physiopathologie keineswegs an Seitenstücken zu dieser spontan sich auswickelnden Disposition, wenngleich man in der Beurteilung wird vorsichtig sein müssen, da eben die Quellen äußerer Schädigung vielfach noch so wenig erforscht sind, daß es schwer ist, ihre Mitwirksamkeit sicher auszuschließen. Aber etwa das Glaukom, die Katarakt, verschiedene, vielleicht auch bösartige Geschwülste, die Zuckerharnruhr, zum Teil wohl auch die Chlorose, endlich Rückenmarkskrankheiten wie die Gliose, die multiple Sklerose, die Muskelatrophien und mancherlei anderes: sie alle imponieren uns als Zustände, die in der Linie der Entwicklung liegen, auf die das Leben unbeirrt lossteuert und gegen die wir gerade in der Verhütung noch machtloser uns fühlen, als in

der nachträglichen Therapie. Sie erscheinen als Ausdrucksformen produktiver Abnormitäten in der Konstitution des Organismus.

Ohne Zweifel sind uns solche Ausdrucksformen auch schon in den körperlichen Stigmen gegeben, die, an sich von vollendeter Harmlosigkeit, uns doch Signale der degenerativen Anlage sein können. Es ist eine höchst äußerliche Betrachtungsweise, wenn man bei ihnen angeborene von später entstandenen Zeichen sondern will. Für die morphologische Gestaltung des Organismus ist die Geburt ein verhältnismäßig wenig besagender Einschnitt. Auch ein Naevus ist nicht schon am Tage der Kopulation von Ei und Samenzelle entstanden, sondern in einem späteren Embryonalmonat; die Entwicklung des Organismus aber hört nie auf, und überzählige Brustwarzen, mit denen ein Kind zur Welt kommt, sind nicht minder der Ausdruck produktiver Abnormität wie der Mangel an Behaarung, wie Azoospermie, wie Milchlosigkeit, wie Fibrome oder Lipome, die im späteren Leben manifest werden.

Im Gegensatze dazu deckt sich dann für die Physiopathologie das Gebiet der reaktiven Abnormitäten wesentlich mit dem noch ungeklärten Begriff der Prädisposition. Als klassisches Exempel möchte man hierfür vielleicht die milderen Formen der skrophulösen Anlage heranziehen, die ja unter sehr günstigen Lebensverhältnissen fast erscheinungslos verlaufen können, bei den geringsten Überschreitungen der eben noch ertragenen Reize aber sofort in den unangenehmsten Reaktionen deutlich werden, Ekzeme, Bindehautkatarrhe, Lymphknotenschwellungen hervorschießen lassen. Ein ähnliches labiles Gleichgewicht schafft wenigstens in vielen Fällen der akute Gelenkrheumatismus, der namentlich bei richtiger Wahl der Bekleidung nie wiederzukehren braucht, aber eine ganz unverkennbare gesteigerte Reaktion der Gelenke und auch des Stoffwechsels wohl auf Kältereize hinterläßt, indem schon minimale Abkühlungen oder Durchfeuchtungen rheumatische Schmerzen oder gar Fieber erzeugen, ohne daß sich aber jedesmal ein echtes Rezidiv anschlösse. Überhaupt besteht ja die rheumatische Anlage vornehmlich in einer abnormen Heftigkeit und eigentümlichen Lokalisation der Reaktion auf Temperaturschwankungen.

Genug der Beispiele! Erscheint denn aber nach alledem die Grenze zwischen der reaktiven und der produktiven Abnormität,

sei es im Bereich physischer oder psychischer Entwicklung, als eine strikte? Oder löst sich diese ganze Sonderung schließlich in eine leere Begriffsspielerei auf, die vor den Anforderungen der Wirklichkeit versagen müßte?

Es wird gut sein, gerade bei dieser Gelegenheit eine grundsätzliche Anmerkung zu machen. Es gibt keine Formel der Wissenschaft, die der Wirklichkeit überallhin zu folgen vermöchte. Wissenschaft ist unter allen Umständen Abstraktion von gewissen realen Teilfaktoren, oft gerade von solchen, die der Technik, der Kunst, den praktischen Interessen etwelcher Art als außerordentlich bedeutsam imponieren. Wilhelm Wundt hat mit Recht darauf verwiesen, daß die ungeheure Schwierigkeit, die die energetische Naturerklärung in unser wissenschaftliches Denken hineinträgt, in ihrem Postulat liegt, die Wissenschaft solle im Verhältnis zu den Erscheinungen nicht bloß dem Ideale des widerspruchslosen Zusammenhanges und der Einfachheit, sondern auch dem der möglichst starken Anschaulichkeit zustreben. Im allgemeinen gilt jedenfalls das: je geschlossener, je einheitlicher uns ein wissenschaftlicher Gedanke erscheint, desto blasser, desto wirklichkeitsunähnlicher ist er notwendig auch. Und so werden wir bei jeder Abgrenzung das Gefühl haben, die Grenze schneide Lebendiges mitten durch — was aber die Forschung doch nicht hindert, unausgesetzt solche Grenzlegungen zu vollziehen. Ja, man darf getrost sagen, gar oft liege diese Tätigkeit am allermeisten im Interesse des angeblich gewaltsam zerschnittenen Übergangsstückes. Denn vielfach löst erst die polare Scheidung eines bislang einheitlich abgehandelten Bereiches in zwei Seiten das volle Bewußtsein der Schwierigkeiten aus, die der begrifflichen Analyse des gesamten Gebietes entgegenstehen, und gerade die mittleren Streifen, vor denen die Entscheidung schwankt, reizen nun den Forscher zu regsamer Bearbeitung, während sie vordem in der Einheitlichkeit des Ganzen keine besondere Beachtung gefunden hatten. Die Geschichte der Wissenschaften liefert tausend Belege dafür: der Versuch zu sondern nötigt dazu, Kriterien der Sonderung zu finden, und enthüllt ungeahnte Hindernisse, die dem Forscher stets ebensoviele neue Anregungen sind. Vor allem gewinnt die erste Stufe des Forschens, die nie gründlich genug sein kann, die Deskription, an Verfeinerung bei allen Teilungen, und das

kommt, die Erfahrung lehrt es, einer späteren Wiedervereinigung des Getrennten unter neuen begrifflichen Gesichtspunkten stets zugute. Die Geschichte der Nierenerkrankungen, der Leukämie, der Muskelatrophien spinaler Entstehung zeigt uns interessante Beispiele solcher Verschiebungen, die über fortgesetzte Absonderungen schließlich zu neuen, besser fundierten Einheiten führten; das vieldeutige Bild der Sepsis steht heute am Anfange einer zunächst einmal bakteriologisch dirigierten Zergliederung. Als Charcot das klinische Gepräge der Hysterie mit klassischer Schärfe herausgearbeitet hatte, konnte Moebius kommen und sagen, es gebe keine feste Grenze und im Grunde sei jeder in einzelnen Zügen hysterisch; und nicht minder sehen wir das Studium der leisesten Psychopathien, der leichten konstitutionellen Verstimmungen, der zirkulären Temperamentschwankungen, der schwachen isolierten Phobien und Impulsitäten eine gewaltige Ausdehnung — zunächst freilich mehr in die Breite als in die Tiefe — gewinnen, sowie die Neurasthenie durch Beard ihre gewiß recht schwierige Darstellung als unzweifelhafte Krankheit gefunden hatte.

Der Vorwurf also, daß eine Trennung gewissen Grenzerscheinungen, und sei ihr Vorkommen noch so häufig, nicht gerecht werde, müßte alle wissenschaftliche Tätigkeit schlechthin treffen und stellt darum seine Urheber, wie mir scheint, in einer wenig erfreulichen Unbekanntschaft mit den Prinzipien und Methoden des Forschens bloß. So hat gegenüber dem diktatorischen Walten der pathologischen Anatomie die Einführung des Begriffs der Neurose zu ihrer Zeit eine unzweifelhaft hervorragende Bedeutung gehabt; heute freilich wird man sagen dürfen, daß die Gefahren des Begriffs größer geworden seien als sein Nutzen, wenn ihn auch als knappe technische Verständigung so leicht keiner missen möchte. Ja, ich gehe soweit, anzuerkennen: selbst Klassifikationen, die ans Spielerische grenzen, tragen die Spur ihres Rechtes in ihrem faktischen Wirken. Und verhängnisvoll werden sie erst, wenn dieses Wirken zu lange fortdauert; das aber ist immer ein Symptom von Stagnation auf der ganzen Linie. In diesem Sinne ist die Geschichte der Paranoia besonders lehrreich nachzulesen.

Es muß jeder Sonderung ein gewisses Bedürfnis zugrunde liegen; je stärker und je allgemeiner dies Bedürfnis war,

desto größeren heuristischen Wert wird die Scheidung besitzen. Natürlich liegt das Bedürfnis keineswegs immer, ja vielleicht nie an der Oberfläche; dunkel angedeutet erscheint es, oft hinter irrtümlichem Suchen und Tasten verborgen. Wir haben uns zu fragen, ob die Sonderung der reaktiven und produktiven Abnormität irgend einem solchen Bedürfnis Rechnung trägt.

Moebius hat zwischen exogenen und endogenen Nervenkrankheiten einen Strich gezogen. Die Einteilung bietet einer praktischen Darstellung viele Vorteile, und ich selber habe sie gelegentlich, als ich die Geistesstörungen in irgend eine Zweiteilung zu bringen durch äußerliche Gründe mich genötigt sah, übernommen. Doch sind wir, finde ich, heute schon teils über den Standpunkt dieser Trennung hinaus, teils noch gar nicht an ihn heran. Das heißt: für manche Krankheiten vermögen wir aus Unwissenheit beim besten Willen keine Entscheidung zu treffen, ob sie exogen oder endogen seien; bei andern wieder wird deutlich, daß die Begriffe unzulänglich sind, weil die Störung halb von außen und halb von innen kommt. Der chronische Alkoholismus ist im wahrsten Verstande exogen, denn wenn nur ein bestimmtes Maß von Gift genossen wird, so entgeht ihm keiner, er mag sonst veranlagt sein wie er will; der Alkoholwahn dagegen macht doch den Eindruck, als ob bei ihm endogene Momente den Ausschlag gäben. Wir sehen, dieser Begriffsdualismus verträgt sich nicht mit einer wichtigen Auffassung der Ursache; er klebt am Anlaß fest. Wenigstens gilt das sicher für die Exogenität, und die Endogenität, der man vielleicht eine bessere Übereinstimmung mit dem Ursachenbegriff zubilligen möchte, ist genau besehen, schließlich doch gar bloß ein Name für unser Nichtwissen: der Rest, der da bleibt, wenn man vom ganzen Krankheitenbestande die exogene Gruppe subtrahiert. Nun gibt es sicherlich Augenblicke, wo der Begriff, der ein Nichtwissen ausspricht, der wertvollste ist; ich finde nur, darüber könnten wir in diesem Falle hinweg sein. Seit reichlich zwanzig Jahren wissen wir, daß wir von der Entstehung der als endogen bezeichneten Erkrankungen nichts wissen; lange genug, wie ich meine, für die sokratische Art der Erkenntnis. Am Ende verlohnte es sich doch zu versuchen, ob wir nichts darüber erfahren können.

Die Unterscheidung der reaktiven und produktiven Abnormität vermeidet nun gänzlich die ätiologische Spur, in der die Teilung exogen = endogen sich bewegte; sie ist klinisch in jenem für die Psychiatrie von Kahlbaum und Hecker angebahnten und von Kraepelin konsequent durchgedachten Sinne, der zunächst einmal das Wie, aber freilich nicht das momentane, sondern das tolale Wie des Krankseins in den Brennpunkt des Interesses rückt. Um Mißverständnissen vorzubeugen: diese Sonderung will nicht etwa einen Ersatz für jene vorher kritisierte geben. Es war lediglich das logische Motiv, das mich den Versuch von Moebius als Beispiel heranziehen ließ. Ich wollte zeigen, eine ätiologische Zweiteilung der Nervenpathologie ist heute nicht angängig; sie sagt bald zu wenig und bald zu viel. Was ich hingegen spalte, ist ja nur eine Gruppe von Störungen, etwa die, die Moebius endogen nennt; als deren Hauptursache wir uns, mangels besseren Wissens, den Begriff der Abnormität, der Entartung, der neuropathischen Anlage, der Belastung, oder wie wir es sonst nennen wollen, zurechtgelegt haben. Diese Gruppe bildet natürlich eine Einheit, aber nicht als Pendant zu einer andern „exogenen“ Gruppe, auch nicht hinsichtlich der Eigenart ihrer einzelnen Glieder, die einander sogar ganz unähnlich sind, also nicht für klinische Zwecke, die es auf das Verständnis gerade dieser Einzelerkrankungen abgesehen haben; sondern sie ist einheitlich, sofern sie als Ausdruck der Abnormität auftritt, sofern unser wissenschaftliches Interesse sich der in den verschiedenen Gliedern jener Gruppe sich so ganz verschieden offenbarenden pathischen Anlage zuwendet. Es ist nicht das Mindeste für die Erkenntnis der Epilepsie gewonnen, wenn ich feststelle, daß sie neben der Neurasthenie, der Migräne, dem manisch-depressiven Irresein in einem belasteten Stammbaum auftritt; es ist unendlich mehr dafür gewonnen, wenn ich das klinische Bild der „endogenen“ Epilepsie mit den exogenen Bildern der infantilen Poliencephalitis, der Alkoholfallsucht, des chronischen Alkoholismus überhaupt, der Arteriosklerose vergleiche. Gewonnen wiederum aber ist mit jener ersten Parallele — Epilepsie, Neurasthenie, Trunksucht, Paranoia usw. — eine bedeutsame Erkenntnis für die allen diesen zu Grunde liegende oder bescheidener zu Grunde gelegte Abnormität. Denn eben die völlige

Verschiedenheit der Geschwister in der famille névropathique zeigt doch — nun, sie läßt uns die Wahl: entweder die Abnormität ist eine qualitativ stets gleiche, nur intensiv verschiedene, dann müssen es äußere Faktoren sein, die bald dieses bald jenes Bild auf der Basis dieser Abnormität erzeugen; oder aber die Einheitlichkeit der Abnormität ist nicht zu halten, schon das befruchtete Ei ist eindeutig und unverrückbar auf die epileptische, die nervöse, die paranoische Störung hin prädestiniert, dann heißt es, uns nach möglichst fruchtbaren Gesichtspunkten für eine Gliederung der anormalen Anlagen umschauen. Denn das ist ja klar, beiseite werfen werden wir den einheitlichen Begriff nicht gleich, um ihn etwa durch die Einzelbegriffe der epileptischen, der paranoischen, der zirkulären Abnormität zu ersetzen; damit drehten wir uns im Kreise herum, ohne vom Fleck zu kommen. Das Bedürfnis, gewisse dieser so wesensverschiedenen, und doch anscheinend durch ein geheimnisvolles X verbundenen Störungen gegenüber andern zusammenzufassen, erstirbt nicht in uns; liegt es da aber nicht außerordentlich nahe, zunächst einmal den Grad der Unerbittlichkeit jener erwähnten pathischen Prädestination als Unterscheidungsprinzip zu probieren? Auf der einen Seite ist der Weg unabänderlich bestimmt: epileptischer Schwachsinn, Paranoia, Imbezillität, vielleicht auch Jugendirresein und Melancholie des Rückbildungsalters. Auf der andern Seite ist nur Instabilität, Labilität, verminderter Widerstand, und die Reize entscheiden, welches Bild zur Auswickelung kommt. Dort produktive Belastung, hier reaktive. Wohl sind auch bei der zweiten leise Tendenzen angedeutet; aber fehlen die ädaquaten Reize, so bleibt das Bild verschwommen. Daß die Hysterie zu dieser reaktiven Gruppe zähle, der Beweis wird ausführlich später zu erbringen sein. Was hier erwähnt werden mag: für die Gliederung des Chaos Neurasthenie, für die Abgrenzung der echten neurasthenischen Bilder von den leisen Zügen der manisch-depressiven Anlage scheint mir unsere Teilung fruchtbare Gesichtspunkte zu liefern. Die Zirkularität ist eben auch in ihren leichtesten Formen absolut produktiv und wandelt die Welt nach ihrem Bilde, gehorcht keinem Reize in ihren Schwankungen. Eine ebenso entschiedene Reaktivität der Nervosität aber möchte den Neurologen heute wohl recht fraglich erscheinen. Beard

hat sie bejaht; dann kam die Trennung zwischen angeborener und erworbener Neurasthenie — die erworbene, hieß es, ist die rein äußerlich, durch Überreizung verursachte Erkrankung vorher gesunder Nerven, die angeborene geht ihren Weg, wäre also in unserem Sinne produktiv, und schließlich, als die hundert Zwischenformen die Scheidung nicht zuließen, hat sich der ganze Krankheitsbegriff der Neurasthenie heillos verwischt und verwirrt. Bis dann Beards Gedanke eine unerwartete Auferstehung und Vertiefung im Denken eines — geisteswissenschaftlichen Forschers erlebte: Karl Lamprecht entdeckte den Seelenzustand der „Reizsamkeit". In seinem Lichte aber erhält unsere Sonderung erst ihre volle Bedeutung für die Logik der Pathologie, insonderheit des Krankheitsbegriffes.

Man muß nicht meinen, die Auffassung der Neurasthenie als einer typischen Zeitkrankheit schließe die Annahme ihres reaktiven Charakters in sich. Das wäre ein schwerer Irrtum. Bei Beard liegt es allerdings im wesentlichen so; und so weit z. B. Binswanger und Krafft-Ebing die Neurasthenie als Zeitleiden auffassen, so weit bewegen sie sich in einem ähnlichen Gedankengange. Nervosität, wie Krafft-Ebing es nennt, neuropathischer Zustand, wie Binswanger sagt, sind da; die Schäden unseres modernen Lebens steigern die Anlage zur manifesten Neurasthenie. Freilich, das ist nicht unzweideutig gefaßt. Wir ersehen daraus nicht, wie es etwa gekommen wäre, wenn andersartige Zeitumstände auf dieselbe schwache Anlage gewirkt hätten. Gab das auch Neurasthenie? Denn so pessimistisch möchten wir doch unser Leben nicht ansehen, daß wir meinten, es bringe überhaupt zum erstenmale in der Kulturgeschichte intensive Gefahren fürs Nervensystem mit sich. Es hat doch mehrfach Zeitalter des aufreibenden, erschlaffenden Lebens, der äußeren oder inneren Überreizung und Übersättigung, der perversen Neigungen und Gelüste gegeben: etwa das spätgriechische, das spätflandrische, das ancien régime; wie stand es damals mit der Neurasthenie? Ist sie schlechthin Überreizungssymptom, oder eine spezifische Krankheit unserer Zeit? Wirken die charakteristischen Momente unseres modernen Lebens lediglich als zu starke Intensitäten? Oder ist in ihrem Quale, in ihrem Inhalt, etwas gelegen, das zu den Erscheinungen der neurasthenischen Alteration eine innere Verwandtschaft aufweist?

Das letzte gerade bejaht Lamprecht; für ihn bedeutet die Nervosität weiter nichts, als eine vorübergehende pathologische Steigerung von Seelenzuständen, die eminent historisch sind, das soll heißen, im Zuge der geschichtlichen Seelenentfaltung der modernen Völker liegen. Und daß wir diese krankhafte Steigerung erlebten, das ist, so geht sein Gedankengang, wesentlich dem überwältigend rapiden Anbruch der neuesten Kultur zur Last zu legen; wir wurden hineingerissen und wurden nervös, etwa wie beim Bergsteiger, der ohne Pause zu rasch die Höhenunterschiede überwindet, der normale Sauerstoffhunger zu pathologischen Symptomen führt. Der historische Seelenzustand aber, in den wir derart unvermittelt hineingerieten, ist die Reizsamkeit, eine Teilphase der subjektivistischen Kulturspanne.

In seinen drei Ergänzungsbänden zur „Deutschen Geschichte" hat Lamprecht gezeigt, wie er sich aus diesem Seelenzustande die Erscheinungen der geistigen Kultur, des Wirtschaftslebens und der Politik herausgewachsen denkt. Die Genesis der Reizsamkeit selber hat er uns nicht gegeben; dazu wird erst die Vollendung der „Deutschen Geschichte", die vorläufig die ganze Zeit vom Übergang des individualistischen Zeitalters ins subjektivistische bis zum Anfang der Reizsamkeit überspringt, ihn führen. Ich selber habe, angeregt durch die Grundidee, aber im einzelnen unabhängig von Lamprecht und für das Gebiet des Wirtschaftslebens noch vor seiner Veröffentlichung, den Versuch unternommen, zu zeigen, wie die Menschen, die in dieses neue Zeitalter nicht hineingewachsen, sondern hineingeboren sind, notwendig nervös werden mußten. Ich habe im einzelnen die psychischen Zumutungen, die Güterverbrauch wie Gütererzeugung heute an uns stellen, mit den Grundzügen der Neurasthenie verglichen und kam zu dem Schlusse, daß mindestens ein sehr großer Teil der modernen Nervosität die qualitativ unvermeidliche Folge jener Zumutungen sei. Das ergibt, wie man sieht, eine streng reaktive Auffassung der Neurasthenie. Ja, ich bin unter lebhaftem Widerspruche so weit gegangen, zu sagen: frühere Zeiten haben, durch ihre anders gearteten Reize, aus einer leicht labilen Anlage heraus ebenso notwendig die massenhafte Hysterie entwickelt, wie unsere Zeit die Nervosität.

Damit ist dann, und darauf wollen diese Darlegungen hinaus, der ursprünglich pathologische Charakter der Abnormität über-

haupt in Frage gestellt. Um das recht zu verstehen, veranschaulichen wir uns kurz jenen Neurasthenikertypus, den wir früher übergangen haben.

Ich meine die heute so ungewöhnlich groß scheinende Gruppe von Menschen, deren Reaktion auf schlechthin alle Durchschnittsanforderungen des Lebens krankhaft gesteigert oder verschoben ist; diese typischen Repräsentanten der „angeborenen Neurasthenie“, an denen die Kennzeichen der neuropathischen Belastung dem aufmerksamen Beobachter schon in der Kindheit deutlich auffallen. Die klinische Schilderung dieser Nervosität ist hier natürlich nicht angängig. Nur das Problem interessiert uns. Man könnte es etwa so zuspitzen: einmal, liegt hier nicht echte produktive Abnormität vor, da der Organismus sozusagen auf die gesamte umgebende Welt unterschiedslos in einer Richtung reagiert? Wer da weiß, wie schwer die gewissenhafte Diagnose Neurasthenie in solchen Fällen ist, mit welchem Recht sich gerade der vorsichtigere Terminus „neuropathische Anlage“ eingebürgert hat, und welche überraschenden Wendungen zu klinischer Ausprägung eines bestimmten Bildes die Pubertät oft bringt, wird die Frage schwerlich bejahen wollen. Man kann zwar einwenden, ein solcher prolongierter ungewisser Auftakt der besonderen Erkrankung beweise nichts gegen den produktiven Charakter; ziehen sich doch auch die vagen Initialien der Dementia praecox oft jahrelang hin; der Weg könne dennoch unabänderlich vorgezeichnet sein. Das ist freilich schwer zu widerlegen; nur weisen uns eben tausend Erfahrungen darauf hin, daß die Pubertät die Zeit der größten Biegsamkeit der Psyche unterm Eindruck äußerer Reize ist, und recht oft wissen die Leidenden selber bestimmte Momente zu nennen, die sie als direkte Ursachen ganzer Symptomenlinien empfinden. Doch lassen wir den Entscheid in der Schwebe! Weiter aber: kann auch für diese Menschen die historische Basis der Reizsamkeit in Anspruch genommen werden? Scheinbar wohl nicht, da sie doch schon mit pathologisch gesteigerter Reizsamkeit zur Welt kommen. Und doch, denke ich mir, wären sie in einer anderen Zeit nicht Neurastheniker geworden; vielleicht, wie wir später zu zeigen haben, hysterisch; vielleicht empfindsam in jenem zweifellos abnormen Grade, der die „gebildeten“ Menschen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahr-

hunderts beherrschte und dessen Bild wir heute kaum noch, höchstens in manchen Zügen der Pubertät wiederfinden. Auch hier ist es die qualitative Eigenart, nicht die intensive, der geschichtlichen Lebenseindrücke, die das besondere Bild der seelischen Veränderung modelliert. Wir mögen die Abnormität überhaupt dann ableiten, wovon immer wir wollen: mit Moebius vom natürlichen Altern der Völker, mit Gobineau und Chamberlain oder anderen Anthropologen von einer schlechten Mischung der Rassen, mit vielen vom Alkohol: sie bleibt eine reaktive, die sich vom Wirken der Zeitumstände erst ihre besonderen Züge aufprägen läßt. Denn nicht darin liegt die Produktivität einer abnormen Anlage schon beschlossen, daß sich überhaupt ein Krankheitsbild entwickelt, sondern erst in der Unmöglichkeit, die Eigenart dieses Bildes mit den aufdeckbaren Schädigungen irgendwie in Einklang zu setzen — qualitativ, inhaltlich in Einklang zu setzen! Kriegt eine Frau nach fünf einander rasch folgenden Wochenbetten eine Katatonie, so sagt man zwar: es war zu viel für sie — warum aber nicht ein Kollapsdelirium oder eine schwere nervöse Erschöpfung, oder eine Depression zirkulärer Herstammung, sondern gerade die Katatonie kam, ist nicht im mindesten erhellt. Die echte Paranoia knüpft freilich oft an eine Rechtsbenachteiligung an, aber meist doch an eine, die nur der Paranoiker selber so tragisch nimmt, die er also da schon krankhaft umfärbt; man kann sagen, er sucht sich einen Ausgangspunkt für seinen Wahn. Wenn ein Mensch wirklich unerhört verleumdet und begaunert worden ist, und er wird paranoisch, so könnte man ja schon von reaktiver Entstehung reden; aber der Fall scheint sehr selten zu sein, denn ob J. J. Rousseau, der hierher gehören würde, wirklich eine Paranoia hatte, ist mir trotz der vortrefflichen Pathographie von Moebius recht zweifelhaft. Jedenfalls, selbst wenn verstreute Ausnahmen vorkommen, die tausendfach bestätigte Regel ist die Unvereinbarkeit des Bildes mit den Anlässen im qualitativen Betracht; den Paranoikern, Depressiven und Melancholischen geht es nicht objektiv schlechter und den Manischen nicht objektiv besonders vorzüglich, sondern ihre Krankheit legt sich die Entstehung erst selber derart zurecht. Man wird sagen, auch dem Hypochonder fehlt meistens nichts. Richtig! Aber die Hypochondrie ist auch nicht die Neurasthenie, sondern ein

Symptomenkomplex darin, und daß auf der neurasthenischen Basis alles mögliche Akzidentelle aufschießt, ist unbestritten. Das Typische der Neurasthenie, nicht etwa die Ermüdbarkeit, die auch schon sekundär ist, sondern der pathologisch gesteigerte und beschleunigte Gefühlskontrast, erscheint in seiner ganzen Eigenart als unmittelbarste Wirkung der Lebensreize unserer Zeit; er bedurfte ihrer, um sich zu entwickeln, er ist, nur gemäßigter, auch der Kern der Reizsamkeit, und neben den zwei Möglichkeiten, daß Nervosität sich zur Reizsamkeit abklärt und daß Reizsamkeit durch Überreizung zur Nervosität sich steigert, steht die wohl das Hauptstück der Wirklichkeit begreifende dritte: daß es die nämlichen geschichtlichen Bedingungen sind, die beim gesunden Teil der Völker Reizsamkeit erwecken, die reaktiv abnorme Anlage aber zur Neurasthenie entwickeln. Im Grunde finde ich mich mit dem deutschen Klassiker der Nervosität, mit Moebius, in dieser letzten Auffassung zusammen. Denn er hat zwar bald die soziale, bald die degenerative Seite der Neurasthenie mehr in den Vordergrund gerückt, aber doch nie eine davon ganz aus dem Auge verloren, und seine therapeutischen Kolonisationsgedanken, die einzig fruchtbaren Ideen zur Behandlung der Neurasthenie unseres dritten Typus, die ich kenne, wollen ja gerade das Meistmögliche an Besserung der Störung erreichen, indem sie nicht vereinzelte Zeitschäden bekämpfen, sondern die Kranken radikal dem geschichtlichen Boden unserer Epoche entrücken. Das ist ein praktisches Glaubensbekenntnis zum reaktiven Charakter der Neurasthenie im größten Stile, und eigentlich nur darüber mögen unsere Meinungen auseinandergehen, wieviel Bruchteile aller Nervösen jener dritte Typ umfaßt, wieviel also ursprünglich abnorm sind — woraus sich freilich dann eine starke Differenz in der Schätzung der „historischen Heilung“ ergibt; in dem Glauben heißt das, die Nervosität werde schwinden oder doch seltener werden, wenn die reizsame Kultur einer anderen Platz macht, ähnlich wie die Empfindsamkeit geschwunden und die Hysterie seltener geworden ist im historischen Wandel.

Mit der Anerkennung aber des reaktiven Charakters der Nervosität sehen wir zugleich den Begriff des Pathologischen in einer neuen histori-

schen Verflechtung. Zeigte uns das Immunitätsproblem die Perspektive einer Einfügung der Krankheit in die Entwicklung, der Entartungsbegriff umgekehrt die Zuspitzung der Entwicklung zur Krankheit, so finden wir nunmehr gewissermaßen eine Verschmelzung beider Tendenzen. Die historische Entwicklung führt eine Art zu reagieren herauf, die je nach der individuellen Beschaffenheit der Nervensysteme, teils als normal, wenngleich neu, teils als ausgesprochen krankhaft ins Auge fällt oder empfunden wird. Weiterhin aber gleitet der Gang der Dinge über diese Phase nicht als über eine episodische hinweg, sondern indem die Produkte der Reizsamkeit und der Nervosität in das Band der Geschichte als neuartige Einschläge sich selber verweben, wirken sie im Sinne der historischen Überwindung jener psychischen Zustände, aus denen sie selber hervorgewachsen sind. Diese gewaltige geschichtliche Bedeutung vermöchte eine Form der produktiven Abnormität nie und nirgends zu erlangen. Es hat kein Zeitalter des manisch-depressiven Irreseins, der Paranoia, der Hebephrenie, der Melancholie gegeben. Die Psychologie mag analytisch aus dem Studium dieser Erkrankungen große Bereicherung ziehen, das psychologische Verständnis der pathologischen Bilder selber mag rückwirksam vertieft und erweitert werden: es existiert doch dafür keine Möglichkeit einer Psychogenese im wissenschaftlichen Sinne, einer Ableitung ihres Entstehens aus dem gesunden psychischen Leben heraus durch psychophysische Einwirkungen, die von der Umgebung zufließen. Sie sind Gehirnerkrankungen im starrsten Wortverstande; ihr psychisches Bild ist eben ganz streng nur ein Bild, und die neueste Entwicklung der psychiatrischen Therapie lehrt schlagend, daß wir sie nur physisch zu beeinflussen leise hoffen dürfen — denn wenn man etwa einwendet, Vermeidung von Aufregungen z. B. sei eine Psychotherapie, so übersieht man, daß deren Wirken ein durchaus umwegsames ist, sofern es eben fernhält, was durch das Medium der Gemütsbewegungen das Nervensystem physisch noch weiter schädigen kann. Die positive, aktive Psychotherapie bekennt ja selber, daß ihre Macht an der Schwelle der Irrenanstalt ihre Grenze findet. Und was ein Manischer, ein Paranoiker, ein Epileptiker etwa an Geisteserzeugnissen hervorbringt, das hat, sofern es die Krankheit verrät, wohl psycho-

pathologisches, oder ästhetisches, oder biographisches Interesse: niemals aber geschichtliches.

Jede Form einer ursprünglichen Abnormität, einer ererbten oder vererblichen außergewöhnlichen Beschaffenheit des Nervensystems ist natürlich Glied einer physischen Entwicklung, die wir eben Degeneration nennen. Auch die Hysterie, auch die Nervosität. Es kann kaum noch zweifelhaft sein, daß die reine erworbene nervöse Erschöpfung, wenn während ihrer Dauer Zeugung oder Empfängnis stattfindet, in einen bislang ungeschädigten Stammbaum den Keim der Entartung zu pflanzen vermag. Sofern wir die Neurasthenie in Ansehung dieser Rolle, als Anfang oder inmitten der neuropathischen Belastung — das Ende bildet sie wohl niemals — betrachten, ist sie eben nur, wie die Psychosen, Bild, Ausdruck einer degenerativen Entwicklungsphase. Zugleich aber gehört sie nicht bloß der genealogischen, sondern andererseits auch der historischen Entwicklung an, und so wie wir von diesem Gesichtspunkte her an sie herantreten, bedarf es ihrer klaren Scheidung als einer reaktiven Abnormität von den produktiven. Nicht ihre erblichen, sondern ihre geschichtlichen Beziehungen haben uns dann zu beschäftigen. Und so rückt sie außer in die genetischen, nun noch in die historischen Kategorien ein.

Vertreterisch hierin, wie jetzt wohl schon deutlich geworden ist, für die reaktive Abnormität überhaupt, vertreterisch also auch, wie ich dogmatisch vorausschicke, für die Hysterie. Wir erkennen, wie dem Problem, das uns beschäftigen soll, hier eine höchst eigentümliche logische Komplikation erwächst. Von der klaren Einsicht in diese Komplikation scheint mir nicht zum kleinsten Teile auch die Möglichkeit wachsender Einsicht in das Wesen der reaktiven Abnormität schlechthin abzuhängen. Die Orientierung über das eben angedeutete Doppelwesen des Entwicklungsbegriffs, seine genetische und seine historische Seite, wird uns also zweierlei leisten: sie wird uns die Denkwege für die psychologische Erhellung der Hysterie vorzeichnen, gleichzeitig aber ihre weitere Geltung für die Psychopathologie der reaktiven Abnormitäten bestimmen. So gewinnen wir im notwendigen Verfolg der logischen Grundlinien unseres besonderen Problems mühelos diesen und jenen Ausblick auf die nocht recht chaotische Wissenschaftslehre der Psychopathologie.

Drittes Kapitel.

Logik der Psychopathologie.

1. Genese und Historie.

Von den drei Richtungen, nach denen die theoretische Wirklichkeitsbetrachtung sich differenzierte, hat weder die religiöse noch die ästhetische von der naiven Art der Weltanschauung — die ja neben allen dreien als ihre ursprüngliche Wurzel immer noch fortbesteht — sich so weit entfernt, wie die wissenschaftliche. Das wiederum hat vornehmlich der Einfluß der Naturwissenschaften zuwege gebracht. Indem sie die Erscheinungswelt zuvörderst von der Gefühlsbetonung lösen, in der jene uns faktisch jeden Augenblick gegeben ist, und indem sie weiterhin auch noch alles andere mit dem Subjekt Vergängliche und Veränderliche auszuscheiden sich bemühen — vollziehen sie eine so radikale Abstraktion von dem, was das naive Gemüt als Wirklichkeit fühlt, daß zwischen dieser und der wissenschaftlich objektiven „Welt" kaum eine Ähnlichkeit sichtbar bleibt. Die Grundbegriffe des naturwissenschaftlichen Denkens sind auch dem einfachen Menschenverstande, geschweige denn den Bedürfnissen des Gefühlslebens, absolut fremd. Das gerade nicht zum wenigsten verleiht ja den Naturwissenschaften ihre imposante Stellung: der Weg, den ihre Arbeit geht, ist dem Laien verborgen, Niemand kann es wagen, hier über Dinge, die er nicht genau kennt, als Sachverständiger mitreden zu wollen; zwischen den Forschern und der Menge fehlt fast gänzlich das Zwischenglied des Dilettantismus; die Erfolge scheinen dem Außenstehenden unvermittelt, und darum eben packend, gleich Raketen emporzuzischen.

Diese Bemerkungen gelten allerdings in solchem Umfange nur für die letzte Stufe naturwissenschaftlicher Arbeit, die

„exakte“, wie man sie oft nennt, besser die gesetzfindende. Erst auf ihr ergibt sich die Notwendigkeit einer unerbittlich scharfen Reinigung der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung von jedwedem Beiwerk andersartiger Betrachtungsweise. Sie ist heute erreicht von der Mechanik und dem größten Teile der Physik; ihr nähert sich in stets wachsendem Tempo die Chemie. Noch aber steht die gesamte Physiologie außerhalb der Möglichkeit einer Einordnung in die mechanische, physikalische und chemische Forschungsarbeit, das Problem des Vitalen ist der Erledigung ferner denn jemals, und die Gesetzbildung befindet sich hier in ganz schüchternen Anfängen.

Im Wesentlichen verharrt das Reich des Lebendigen hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Ergründung noch auf den Stufen der Beschreibung und der kausalen Verknüpfungen mit den ihnen notwendig verbundenen provisorischen Regelbildungen. Hie und da taucht wohl ein Versuch auf, etwa physikochemische Ideen auf das Zelleben anzuwenden, aber zusammenhängende und systematische Arbeit in dieser Richtung scheint noch nicht recht angängig zu sein. Diese Verzögerung wird nun ganz entschieden befestigt durch die Unterordnung des Lebenden unter das Entwicklungsprinzip, derart daß man ein Paradoxon bilden könnte: der exakten Physiologie stärkste Feindin sei die Biologie. Die biologische Problematik hat sich seit Darwin so einseitig in den Vordergrund der physiologischen Naturforschung geschoben, daß von vielen die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete des Lebenden für identisch mit der Biologie gehalten wird. Wie es dahin kommen konnte, mag dereinst der Geschichtschreiber der modernen Naturwissenschaft untersuchen; worin aber das Irrtümliche dieser Meinung besteht, darf hier kurz skizziert werden, da diese Frage in der Richtung unsers eigenen Gedankenganges liegt.

Die Entwicklungsgeschichte ist hervorgegangen aus dem Interesse der Forschung, immer neue Tatsachen des Naturgeschehens kennen zu lernen. Ihr Ursprung ist rein deskriptiv und liegt sehr weit zurück; die naive Freude an der Beschreibung des neuen ist seine Quelle. Noch bei Cuvier trägt die Embryologie einen wesentlich deskriptiven Charakter, und an seinen Namen ja knüpft sich der Konflikt dieser reinen Entwicklungsgeschichte mit der Entwicklungsidee. Die aber

wurde aus einem in viel höherem Sinne ästhetischen Empfinden heraus geboren, und darum verehren wir in Goethe ihren ersten großen Bahnbrecher. Der elementaren Freude am Kennenlernen neuer Tatsachen stellt sich hier das Bedürfnis einer Reduktion der Mannigfaltigkeit der Formen auf eine Grundform gegenüber. Zunächst gegenüber! und nicht an die Seite. Auch Cuvier verglich; aber noch nicht, um abzuleiten. Mit der Entwicklungsidee kommt eine ganz neue, eben ideelle Entwicklung zum Vorschein; eine Entwicklung, die niemand gesehen hat, die man nicht augenscheinlich nachweisen kann, die aber postuliert wird: zu den Ontogenesen, und über sie, tritt die Phylogenese. Lamarck als erster hat dieses Postulat in großem Stile vorgetragen; wohl gemerkt, als Postulat. Erst Darwin suchte mit nie ermüdendem Fleiße ein ungeheures Material zusammen, um aus dem Postulat ein Faktum zu machen, um zu zeigen: wir sehen, wir erleben auch Phylogenesen. Wenigstens ihre Anfänge; ja, wir besorgen sie selber: wir züchten Rassen; und entsprechend entwickelt die Natur Arten. Daraus ist dann die experimentelle Entwicklungsforschung entsprossen, wie sie Darwin, wie sie neuestens wieder in größtem Stile de Vries geübt hat, um dem Problem der natürlichen Artenbildung auf die Spur zu kommen.

Ist nun damit ein neuer Gedanke in die Wissenschaft eingetreten? Sicherlich; nach Haeckel sogar ein Zauberwort, das alle Rätsel zu lösen vermag. Man sollte es dem enthusiastischen Satze nicht ansehen, wie sehr gerade in ihm die eigenartige Bedeutung des Entwicklungsgedankens verkannt wird. Mit der Entwicklungsidee werden in Wahrheit die bisherigen Richtungslinien der naturwissenschaftlichen Forschung weder verdrängt oder gar ausgelöscht, noch werden sie um eine neue neben ihnen bereichert. Vielmehr liegt die Entwicklungsidee schlechthin außerhalb alles dessen, was bis dahin als Wissenschaft betrieben worden war. Sie eröffnet einfach eine zweite Dimension, wenn ich es so nennen darf, für die Forschung, die in ihrer ganzen Absicht, in dem, was sie uns bei höchster Intensität ihrer Leistungen jemals erschließen kann, von der ersten Dimension absolut verschieden, mit ihr völlig unvergleichbar ist. Das Prinzip von der Erhaltung der Energie etwa kann niemals durch eine Entwicklungstatsache bestätigt oder widerlegt werden; es

kann ebensowenig freilich einer Entwicklungstatsache als Erklärung dienen. Beide haben gar nichts miteinander zu schaffen. Die Naturwissenschaft (und, wie sich zeigen wird, nicht sie allein) hat eben zwei Gesichter: das eine heißt *Sein* und das andere heißt *Werden*. *Jenes ist das ontologische und dieses das genetische*. Das erste sucht Naturgesetze im alten Verstande, das zweite späht nach Entwicklungsgesetzen.

Das Ziel alles ontologischen Suchens ist die Gleichung, und darin liegt ja schon der absolute Gegensatz zum Begriff der Entwicklung beschlossen. Wo immer sich etwas verändert, dort ruht die ontologische Forschung nicht, bis sie es doch wieder als Gleichung dargestellt hat. Alle ihre Naturgesetze sind solche Gleichungen. Ihr höchstes Prinzip, das sie bis zur Stunde erreicht hat, ist die grandiose Weltgleichung: jeder Querschnitt des Universums gleicht im Quantum dem andern; die Energie bleibt erhalten. Und das Ziel dieser Forschung, sofern die einzelnen Bestandteile ihrer Gleichungen in Frage kommen, ist das Element, der Elementarvorgang. Die Reduktion alles dessen, was geschieht, auf Gleichungen zwischen Elementarvorgängen ist das letzte Ende. Mechanik und Chemie auf physikalische Begriffe zurückzuführen, dort die Gravitation, hier die Affinität vielleicht als elektromagnetische Fakten hinzustellen, oder so ähnlich: das ist ja die unbestreitbare Tendenz unserer Tage. Es gelingt noch nicht, aber man möchte, daß es gelinge. Elemente das Ziel also; Analyse natürlich der Weg. Radikalanalyse, wie man es nennen könnte; bis zu den Elementarbegriffen — denn es handelt sich ja bei aller Wissenschaft um eine Begriffsbildung, wie *Lamprecht* knapp und scharf sagt, über die Begriffsbildung der Sprache hinaus — bis zu den *Elementarbegriffen* also, meine ich, die allanwendbar sind; denen nichts Zeitliches mehr anhaftet. Bis, kurz gesagt, zu Begriffen ontologischer Art. Man wird dieses Tun am richtigsten als *Elementaranalyse* charakterisieren. Wer alle diese Tendenzen klar sehen will, der durchblättere die Geschichte der jüngsten aller exakten Naturwissenschaften, der physikalischen Chemie.

Auf der andern Seite steht die *Entwicklung*, das heißt: die *bleibende Veränderung; die Ungleichung*. Man fühlt sich, scheint mir, gerade bei dieser knappen Gegenüberstellung zu der schwerwiegenden Frage getrieben: kann die wohl über-

haupt Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein? Wenn das letzte Ziel der Wissenschaft das Gesetz, also eine Gleichung ist: wie mag dann die Entwicklung, die Abfolge des Ungleichen, der Wissenschaft sich einfügen? Gehört sie nicht vielleicht doch nur als Entwicklungsgeschichte in den Bereich der untersten Stufe alles Forschens, der Deskription?

Dawider spräche nicht etwa die umfassende Bedeutung, die die Entwicklungsfragen seit Darwin in der Erforschung des Lebenden, seit Lyell in der Wissenschaft von der Erde, seit Kant und Laplace in den kosmologischen Disziplinen gewonnen haben. Einmal pflegt ein neu erschlossenes Gebiet der Beschreibung ästhetisch einen außerordentlichen Reiz auszuüben, und dann durch die Masse neuer Fakta, die es bringt, eine mehr oder minder lang bemessene Zeit hindurch viele andere Probleme zurückzudrängen. Und so viel gewinnt, lebt man sich nur oberflächlich in ihn hinein, jener Gedanke von der Unvereinbarkeit der Entwicklung mit der ontologischen Gesetzkonstituierung an Wahrscheinlichkeit, daß wir uns eigentlich nicht wundern, ihn schließlich in den wissenschaftstheoretischen Diskussionen unserer Tage auf Schritt und Tritt zu begegnen. Allerdings in Anwendung auf die Psychologie und die Geisteswissenschaften, im besonderen die Geschichte; und da hat er, verschieden nuanciert, in Dilthey seinen ursprünglichen Verkünder, in Windelband und Rickert, in Münsterberg und Eduard Meyer seine Apostel und Fortbildner gefunden.

Eduard Meyer hat es am rücksichtslosesten formuliert: Geschichte bleibe, auch wenn man nachwiese, daß sie mit Unrecht den Namen einer Wissenschaft sich anmaße, doch immer noch Geschichte, und als solche Selbstzweck; und ihm selber sei noch nirgends ein „historisches Gesetz“ begegnet. Auf des unzweideutigen Satzes erste Hälfte kommen wir noch zurück; nur die zweite hat hier unsere Teilnahme. Es gebe kein historisches Gesetz; die Geschichte suche gerade das Individuelle, nicht das Typische, das Ungleiche, nicht das Gleiche. Dies scheint nicht bloß für die Historie, sondern ebensogut für die Naturentwicklung zu stimmen. Doch betrachten wir es für sie genauer.

Nach unseren naturphilosophischen Begriffen sind die Naturobjekte quantitative Systeme, wobei wir es völlig dahingestellt

sein lassen können, ob der Einzelne sie atomistisch oder energetisch sich denkt. Die Entwicklung eines einzelnen Objektes zeigt nun eine Abfolge von Systemen, die keine Kettengleichung darstellt. Vielmehr ist der Quantumwert des Objektes in seinem Zustande 1 verschieden vom Quantumwerte des Zustandes 2, 3, 4, Zustand 3 wieder seinerseits verschieden von 2 und 4 usw. Wenn wir etwa den jeweiligen Quantumwert eines menschlichen Embryos in Grammkalorien ausdrücken könnten, so würde sich vom befruchteten Ei bis zum geburtsreifen Fötus eine stets wachsende Zahl ergeben, die nach der Geburt eine Zeit lang stetig sinkt, um dann wieder stetig zu wachsen usw. Ist es nun etwa die Aufgabe der Entwicklungswissenschaft, diese Ungleichung zu beseitigen, und zwischen den Systemen Gleichungen zu bilden, indem sie die fehlenden oder überzähligen Kalorien auf Ernährungs- oder Abgabequanta zurückführt, etwa in der Art: a Cal (System befruchtetes Ei) + n Cal (zugeführtes Nährquantum) = b Cal (Morula) usw.?

Keineswegs. Denn damit wäre eine höchst überflüssige Aufgabe geleistet. Daß die überschüssigen oder fehlenden Kalorien nicht aus dem Nichts entstanden oder dorthin verschwunden sind, weiß die Entwicklungslehre. Es der ontologischen Naturwissenschaft noch einmal nachzusprechen, hat sie keinerlei Grund; sie würde sich damit das Existenzrecht selber verneinen. Hier kann ihre Aufgabe nicht liegen. Daß die von der ontologischen Wissenschaft gefundenen Gesetze überall und jederzeit gelten müssen, steht außer Frage; und das Problem der Entwicklungsforschung muß anderswo gesucht werden.

Ist es vielleicht gar kein quantitatives, sondern ein qualitatives? Der Gedanke hat viel Bestechendes. Die Entwicklungsidee fing morphologisch an zu existieren; muß es dabei vielleicht bleiben? Morula, Gastrula u. a. sind morphische Begriffe; Gegenstandsbegriffe. Könnte die Aufgabe der Entwicklungsforschung etwa eine rein gegenstandsbegriffliche, gar keine zustandsbegriffliche, wie es die ontologische Aufgabe ist, darstellen? In den Regeln, die Haeckel als Gesetze der Entwicklung gelehrt hat, scheint es fast so zu sein. Denn das viel belärmte biogenetische Gesetz von der Ontogenesis als einer in Verkürzung wiederholten Phylogenesis besagt, ruhig

angehört, nichts weiter als: im Tierreiche sind verschiedene Vertreter, die manchen Stadien des Embryos ähneln; ich nehme an, jene Tierformen haben sich in derselben Reihenfolge auseinander entwickelt, wie die Stadien der Embryonalzeit. Praktische Faktoren haben in der Debatte dieser Probleme ja leider alle wissenschaftliche Rücksicht matt gesetzt. Doch das scheint sicher: eine morphologische Ähnlichkeitslehre, so nötig sie sein mag, ist unmöglich eine Wissenschaft. Dem Laien mag es ungeheuer imponieren, oder auch peinlich sein, daß er in einer Phase seiner Vergangenheit wie ein Amphibium ausgesehen oder in einer späteren einen Schwanz besessen hat; und für die Forschung ist auch dieses Wissen deskriptiv wertvoll, aber das Ende kann es doch nicht bedeuten. Auf die Dauer würde die Feststellung seiner amphibialen Vorstufe selbst dem Laien langweilig werden; nie würde sie dem Forscher eine sogenannte Erkenntnis zu bedeuten vermögen. Selbst die biogenetische Wiederholungshypothese als erwiesen vorausgesetzt, so können wir unmöglich bei ihr uns bescheiden. Wir würden fragen: Welchen Grund hat es denn wohl, daß eine Abfolge von Formen, die innerhalb Jahrmillionen sich vollzog, doch dieselbe Reihenfolge innehielt, wie eine andere, die auf neun Monde sich zusammendrängt? Hat die Zelle, die der Ausgangspunkt beider Genesen ist, vielleicht nur den einen unerbittlichen Weg sich zu verändern? Und mit dieser Frage sind wir freilich dem Kern des ganzen Entwicklungsproblems nahe gerückt.

Verallgemeinert würde sie lauten müssen: Gibt es für ein bestimmtes Quantitätensystem nur eine bestimmte Möglichkeit der Veränderung? Gleichen einander die zweiten Stufen der Systeme, wenn ihre ersten gleich waren, unter allen Umständen? Nur möge man hierbei den Begriff der Gleichheit richtig verstehen. Er bedeutet nicht absolute, zifferntreue Gleichheit, sondern relative Gleichheit, Gleichheit der Verhältnisse, nicht des totalen Quantums, sondern der dieses Quantum systematisch gliedernden Proportionen. Man sieht leicht, daß jene Fragen unmittelbar zu den tatsächlichen Problemen der Biologie hinführen. Die fundamentalen biologischen Begriffe der Vererbung und der Anpassung geben ja beide der Erfahrung Ausdruck, daß in den Quantitätensystemen der lebenden Natur eine latente Richtungssicherheit — manche nennen es teleologisch gefärbt: Zielstrebigkeit — liegt, die nur

geringfügige Eingriffe von außen erträgt und im übrigen ihren Weg geht — immer den nämlichen. Doch das logische Postulat greift übers Lebende hinaus. Die Kristalle sind immer und immer wieder seit langem als Parallele der Organismen betrachtet worden; Ostwald wies das Prinzip der Übung, diesen für eminent organisch gehaltenen Faktor, bei anorganischen Stoffen im katalytischen Prozeß nach, und wer möchte sich des Gedankens erwehren können, daß die Elemente der Chemie für unsere Einsicht eben die elementarsten Systeme bedeuten, deren unerbittliche Eigenart vielleicht den größten Teil der kosmologischen und geologischen Entwicklungen eindeutig lenkte?

So liegt die letzte Aufgabe aller Entwicklungsforschung in der Aufsuchung der Systeme und ihrer Abfolgen. Sie ist dabei natürlich nicht für alle Zeiten an die sinnlich augenfälligen Grenzen gebunden. Das galt für ihre Anfänge, die sich ja an der Hand der gröbsten Ähnlichkeiten zunächst einmal eine Grundlage schaffen mußten. Um nur zwei Beispiele zu zeigen: die grobe Anatomie wird immer noch die Leber zum Digestions- und die Nieren zum Urogenitalsystem rechnen; aber die Stoffwechselforschung zerreißt die Leber in zwei funktionelle Systeme, ja vielleicht in noch mehr, deren eines der Digestion durch Galleabsonderung dient, deren anderes im engsten systematischen Zusammenhang mit den Muskeln steht, sofern es ihnen das Glykogen, die Quelle der Muskelarbeit, bereitet. Und die Leukocyten stecken zwar im Kreislaufssystem, aber sie scheinen ein recht eigenartiges funktionelles System im Organismus für sich darzustellen. So wird auch die Entwicklungsmechanik nicht Halt machen vor den Abgrenzungen grobsinnlicher Art, mit denen die Entwicklungsgeschichte zunächst einmal arbeiten mußte; an den wirklichen Systemen, die wahrscheinlich mit den morphologischen „Einheiten“ nur sehr wenig zu tun haben, wird es ihre Aufgabe sein, die Gesetze der Systemabfolge, eben der Entwicklung, aufzusuchen. Diese Gesetze aber haben mit den ontologischen Naturgesetzen nichts zu schaffen. Beide können einander weder widersprechen noch bestätigen. An nichts läßt sich das so leicht klarlegen, als an dem Begriff der Entropie — einem Entwicklungsbegriff, den Clausius in die Physik hineinbrachte, wo er im Grunde nichts zu tun hat.

Logisch besagt nämlich der Entropiebegriff nichts weiter, als daß die reine Quantitätengleichung der ontologischen Naturwissenschaft kein Ausdruck des wirklichen Geschehens sei. Es ist mir aber auch nicht bekannt, daß sie jemals hierauf Anspruch erhoben hätte. Das Fundamentalprinzip des modernen ontologischen naturwissenschaftlichen Denkens, die Erhaltung der Energie, ist für irgendwelche realen Gestaltungen des Weltablaufs gänzlich irrelevant; es ist eine reine Quantumsformel. Der Entropiebegriff tastet nun etwa keineswegs an die Geltung des Energiesatzes, zweifelnd oder einengend; er hat damit schlechterdings überhaupt keine Berührung. Vielmehr besagt er, daß jeweils unter allen Verwandlungen von Arbeit in Wärme ein Bruchteil nicht umkehrbar sei, sodaß das Weltgeschehen sich progressiv auf eine Anhäufung immer größerer, in andere Energieformen nicht zurückwandelbarer Quantitäten von Wärme zubewege. Aber einem Faktum gibt allerdings der Entropiebegriff Ausdruck: daß nämlich die ontologische Art der Naturforschung eben nur eine Art sei und daß sie durch eine zweite ergänzt werden müsse, die kraft ihrer Grundvoraussetzungen fähig sei, die Weltentwicklungen ins Auge zu fassen. Ob nun wirklich die Entropie dasjenige darstellt, was der Bildung von Systemen und der immer weiter und weiter gehenden Differenzierung, das heißt Vermehrung der Systeme zugrunde liegt, ob sie also das eigentliche Movens, der Grund der Entwicklungen ist, das dürfte heute kaum selbst hypothetisch zu beantworten sein und soll uns auch hier nicht beschäftigen.

Nur muß man sich schon ganz einseitig in die Denkweise der ontologischen Naturwissenschaft verrannt haben, um grundsätzlich daran zu zweifeln, daß auch die genetische Art der Naturbetrachtung zur Aufstellung von Gesetzen führen werde. Daß diese Gesetze keine Quantitätsgleichungen sein können, ist selbstverständlich; dann könnten sie nicht leisten, was von ihnen erwartet wird. Wie sie aussehen werden, darüber brauchen wir uns heute, wo die Genetik noch ganz im Stadium provisorischer Regelbildung steckt, die Köpfe nicht zu zerbrechen; so wenig etwa, wie Archimedes oder Torricelli an ihrem Rechte zu forschen gezweifelt haben, weil ihnen das Äquivalent von Wärme und Arbeit, oder Oerstedt, weil ihm der Potentialbegriff fehlte. Höchst töricht aber erscheint der beliebte Einwand, den man

Kant entnommen hat: daß der Grad der Wissenschaftlichkeit von dem Gehalt an Mathematik abhänge. Kant, der damit eine Psychologie als Wissenschaft für unmöglich erklären wollte — seine Achillesferse, wie man weiß — ahnte noch gar nichts von einer im Prinzip genetischen Naturwissenschaft, so mächtig er auch selber die genetische Naturbetrachtung befruchtet hat; unter Naturgesetzen konnte er mit seiner ganzen Zeit nur die ontologischen Quantitätsgleichungen verstehen. Mit dieser Berufung kann man also weder die Existenzberechtigung einer grundsätzlich genetischen Forschung, noch deren Versuch, zu Gesetzen zu gelangen, bekämpfen.

Wissenschaftstheoretische Erörterungen solchen Inhalts sind freilich fast ausschließlich zwischen den Vertretern der Geisteswissenschaften gepflogen worden. Es ging dabei um nichts Geringeres als um eine Revision des Begriffes „Wissenschaft“ schlechthin, vornehmlich der Feststellung halber, ob die „Geschichte“ diesem Begriffe einzureihen oder wie sie ihm gegenüberzustellen sei. Was die Situation hierbei verwickelte, war die Jugend der wissenschaftlichen Psychologie. Hatte Haeckel die Entwicklung begeistert als den Zauberschlüssel zu allen Rätseln gefeiert, so meinte er doch mit dieser Hyperbel sicher nicht, daß Mechanik, Physik, Chemie nunmehr vor dem Entwicklungsgedanken die Segel streichen müßten. Auch er ist überzeugt, daß die Entwicklungslehre die Geltung des von den ontologischen Disziplinen Gefundenen voraussetzt, ohne freilich sich weiter damit befassen zu müssen. Die Disziplin aber, der die ontologische Rolle für das Reich des Geistigen zufällt: die Psychologie — hatte zu lange ein Anhängsel der Philosophie gebildet, um sich nun sofort selbstverständlicher Anerkennung zu erfreuen. Wiederum, das Lebenswerk Fechners und Wundts als überflüssig hinzustellen, wagte man auch nicht; und so ergab sich die verlegene Konstruktion, daß die Psychologie als gesetzfindende Wissenschaft zwar zu Recht existiere, daß sie aber nicht imstande sei, analog etwa der Mechanik auf naturwissenschaftlicher Seite, eine Grundlage der Geisteswissenschaften zu bilden. Hierzu bedürfe es einer anders gearteten Betrachtung des seelischen Lebens, einer idiographischen, beschreibenden und zergliedernden heißt das und gleichzeitig teleologischen. Besonders scharf hat diesen Schnitt Rickert vollzogen; er schob

die gesetzfindende Psychologie hinüber ins Land der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung und zerteilte damit das System der Wissenschaften nicht mehr nach dem alten Gegensatze von Natur und Geist, sondern ersetzte ihn durch die Zweiteilung: Natur und Kultur.

Ich vermag aus keinem Erzeugnisse dieser logischen Literatur einen andern Eindruck zu gewinnen, als daß hier eine Reihe von Denkern von den liebgewordenen Begriffen des wissenschaftlichen Elementarbetriebes sich nicht losreißen kann und nun den begreiflichen Versuch macht, diesen Begriffen Ewigkeitswert anzubeweisen. Gewisse ästhetische Momente, die der deskriptiven Stufe des Forschens eigen sind, muß aber die spätere Zeit immer fallen lassen. Das Singuläre, es mag ästhetisch, ethisch, religiös angeschaut von höchstem Werte sein: Gegenstand der Wissenschaft kann es nie werden. Vielmehr gestaltet sich im Reiche des Geistigen die Sachlage völlig analog jener, die wir für die Naturforschung feststellten.

Auch hier nämlich haben wir das Zweierlei von ontologischer und genetischer Betrachtungsweise. Jene findet in der Psychologie ihren Ausdruck. Man mag die psychologischen Gesetze, wie Wundt sie formuliert hat, für richtig halten oder nicht: ein psychologisches Gesetz muß für das ganze Reich des Geistigen, für dessen elementarste wie komplizierteste Erscheinungen Geltung bewahren. Es sagt nichts aus von der realen Entwicklung, die das Geistige genommen hat. Natürlich hat es keine quantitative Form, wie wir sie beim ontologischen Naturgesetz fanden, denn alles Psychische ist ausschließlich einer qualitativen Darstellung unterworfen; aber da es eben auch für die letzten psychischen Elemente, zu denen unsere Analyse vorzudringen vermag, nur einen qualitativen Ausdruck gibt, so beeinträchtigt dieses Moment keineswegs die ontologisch zeitlose Geltung der psychologischen Gesetze.

Wie aber in der Physik vielleicht der Begriff der Entropie den Keim aller Entwicklung birgt, so finden wir das Nämliche für die Psychologie im Begriff der schöpferischen Synthese. Irgend eine synthetisch erhaltene psychische Qualität ist niemals bloß die Summe ihrer einzelnen Bestandteile, sondern außerdem durch völlig neue Eigenschaften gekennzeichnet, die nun ihrerseits wieder in synthetische Verbindungen einzutreten vermögen.

Es tragen also auch die psychischen Elemente kraft ihrer Grundeigenschaften die Möglichkeit in sich, Ausgangspunkte einer Abfolge von qualitativen Gebilden zu werden, die den quantitativen Systemen der Naturwissenschaft analog zu setzen sind. Das Studium dieser Abfolgen und der sie beherrschenden Gesetzmäßigkeiten bildet den Inhalt der genetischen Psychologie.

Freilich drängt im Bereiche des Seelischen, des ontologisch wie des genetisch Angeschauten, ein Gebiet zur Abzweigung und spezialisierten Betrachtung, dessen selbständige Bedeutung in der Natur eine verhältnismäßig geringe ist: die Gemeinschaftsvorgänge. Die Wechselbeziehungen, die sich zwischen den Individuen ergeben, fehlen auch bei Pflanzen und Tieren nicht; sofern die Trennung der Geschlechter bereits eingetreten ist, werden sie ja zur Voraussetzung der Fortpflanzung. Im psychischen Leben aber sind sie ungleich reicher kompliziert, allein schon durch das Wirken der schöpferischen Synthese, und vor allem macht sich der Einfluß der Gemeinschaft praktisch hier in jedem Augenblicke geltend; so eminent, daß die Analyse des isolierten Individuums eine Abstraktion darstellt, mit deren Hilfe wir allerdings zur Aufdeckung der Grundgesetze alles seelischen Lebens vordringen, die uns aber ebenso sicher den Weg verlegen müßte, wollten wir sie nicht für die Erkenntnis der wirklichen psychischen Entwicklungen geflissentlich wieder aufheben. Es berichtet uns denn auch die Geschichte der Wissenschaften schon in den Ausläufern der Herbartschen Schule von einem so programmatischen Versuch, gemeinschaftspsychologischen Problemen näher zu treten, wie Lazarus und Steinthal ihn in ihrer Völkerpsychologie wagten. Unterm selben Namen, doch freilich in wesentlich veränderter Auffassung hat dann Wundt die Erscheinungsgruppen der Sprache, Mythe und Sitte zusammengefaßt. Als literarisch besonders fruchtbar erwiesen sich die Anregungen Comtes, der mit der Soziologie eine seither im ruhelosen Zickzack sich bewegende Modewissenschaft aus der Taufe hob; logisch am gründlichsten wurde der ganze Fragenknäuel der gemeinschaftspsychologischen Aufgaben entwirrt durch die geschichtswissenschaftlichen Veröffentlichungen Karl Lamprechts.

Wir müssen es uns leider versagen, auch nur dem Gedankenzuge, den jene Namen darstellen, in seinen Hauptetappen

zu folgen. Das Ergebnis allein, soweit es sich übersehen läßt und soweit es für die besondere Ideenentwicklung dieses Versuches von Bedeutung ist, dürfen wir uns kurz vor Augen führen.

Die Abstraktion von der Gemeinschaft läßt sich nur für ganz bestimmte Zwecke der psychologischen Forschung rechtfertigen; so für die experimentelle Methodik. Sonst ist das psychische Individuum derart in gewisse Gruppen von andern psychischen Individuen hineinverflochten, daß es hieße, sich die Hauptquelle psychologischer Erkenntnis verstopfen, wollte man es einer abstrakten Individualpsychologie zuliebe jeweils aus dieser Verbindung lösen. W u n d t selber bekennt, daß ihm immer und immer wieder die Beobachtung der Sprache ein unerschöpflicher Born psychologischer Befruchtung geworden sei. Es ist also für die ontologische Seite des psychologischen Forschens weder der Name Experimentalpsychologie, noch der Name Individualpsychologie logisch umfassend genug, sondern einzig der auch von W u n d t schon gebrauchte Name der a l l g e m e i n e n P s y c h o l o g i e. Man muß sich aber klar darüber bleiben, daß dieser freilich nun auch die sogenannte Soziologie umfaßt; denn da wir überhaupt kein anderes seelisches Leben kennen, als das in der Gemeinschaft sich differenzierende und wirksame, so müssen die Elementargesetze des sozialpsychischen Geschehens mit denen des seelischen Lebens schlechthin zusammenfallen. Darum wird nun etwa die soziologische Forschung keine überflüssige Aufgabe. Mindestens würde sie schon das eine leisten, daß sie uns die Möglichkeit gäbe, das Gelten psychologischer Gesetze oder wenigstens Regeln an immer neuen sozialpsychischen Komplikationen zu untersuchen; aber wer will heute behaupten, daß schon alle psychologischen Gesetze entdeckt seien? Die Soziologie tröstet uns angesichts dieser Frage immer wieder durch das ungeheure Material, das in ihren Vorratskammern noch jeglicher Bearbeitung harrt. Auch wird sie, schon aus praktischen Gründen, ihren selbständigen Namen, so unschön er ist, behalten; nur darf darüber nie vergessen werden, daß sie im wissenschaftstheoretischen Lichte so gut der allgemeinen Psychologie sich einzuordnen hat, wie etwa die Pflanzenphysiologie letzterdings die Geltung physikalischer oder chemischer Gesetze für bestimmte Komplexe, eben die Pflanzen,

beweist. Nur der Weg, nicht das Erkenntnisziel findet in dem besonderen Namen seinen Ausdruck.

Ungleich schwieriger gestaltet sich die logische Frage gegenüber der genetischen Psychologie. Denn hier begegnen wir zwei Entwicklungen: einer konkreten und einer abstrakten. Jenes die psychische Ontogenese, dieses die Geschichte. Doch genau besehen: konstituiert dies einen wesentlichen Unterschied von der Sachlage in der Naturforschung? Im Gegenteil! Auch die Phyle ist ein begriffliches Ding, eine Summe von Merkmalen, die keines der zugehörigen Individuen erschöpfen. Und darin gleicht ihr die so oder so geartete Gemeinschaft, mag sie uns in ihrem Wirken durch Dokumente überliefert sein oder vor uns sich betätigen. Die Abfolge psychischer Synthesen zu erforschen, nach Regelmäßigkeiten zu fahnden, psychologische Entwicklungsgesetze zu suchen, ist die Aufgabe des Kinderspychologen wie des Historikers, daran darf uns die anscheinend so himmelweit verschiedene Lokalisation ihres Arbeitsfeldes nicht irre machen. Nicht Idiographie, nicht Sammlung immer neuer Einzelfakta: sondern Formulierung nur kann das Ziel auch der Geschichtswissenschaft sein. Formulieren aber heißt: auf Formeln bringen. Noch jünger ist diese Erkenntnis, noch schüchterner ihre ersten Anläufe, verglichen denen der Biologie; und so wollen wir uns hier erst recht nicht dabei aufhalten, herauszuspintisieren, welche logischen Forderungen sich wohl für die Beschaffenheit eines historischen Gesetzes stellen ließen.

Nur ein Bedenken harrt noch seiner Beseitigung. Man kommt immer wieder leicht in die Versuchung, die psychische Ontogenese und die Historie als völlig unvergleichbare Entwicklungslinien aufzufassen, weil in jener das Moment der psychophysischen Einflüsse eine so einschneidende Rolle spielt, während es in der Geschichte minder wirksam zu sein scheint. Scheint! Daß man es darin suchen und sogar zur Omnipotenz erheben kann, beweist ja deutlich genug die anthropologische Geschichtstheorie, die in unseren Tagen so vielfach kultiviert wird. Aber dieses psychophysische Moment kümmert im letzten Grunde die Psychologie gar nicht. Psychologie als Wissenschaft ist nur möglich unter der Voraussetzung einer geschlossenen psychischen Kausalität; und streng angesehen

erscheinen irgendwelche psychophysischen Erörterungen gelegentlich psychologischer Probleme bereits als philosophische Tätigkeit. Dabei darf das Philosophische nun freilich nicht im alten Sinne des Metaphysischen oder überhaupt Spekulativen genommen werden; vielmehr in jener modernen Fassung, der keine Disziplin der Philosophie entraten kann, will sie nicht jeglichen Zusammenhang mit benachbarten Forschungsbereichen und damit auch den Lebensboden der universellen Wirklichkeit unter ihren Füßen verlieren. Gerade einer rechten Einschätzung des Philosophierens in seinem Werte fürs Forschen wird man es aber auch wiederum nicht verargen dürfen, wenn sie andererseits die Grenzlinie zwischen wissenschaftlicher und philosophischer Tätigkeit so klar wie nur möglich herauszuarbeiten sucht. Denn es stiftet Verwirrung, wenn die Ergebnisse dieses und jenes Bemühens miteinander vermischt und verwechselt werden; wenn man — um das häufigste Exempel herauszugreifen — von Gesetzen redet, wo es sich in Wahrheit um Voraussetzungen, Prinzipe oder dergleichen handelt. Ein solches Prinzip ist für die Naturforschung der letzten Jahrzehnte das „Gesetz" von der Erhaltung der Energie gewesen; sollte es jetzund vor den Fakten der radioaktiven Wirksamkeit nicht bestehen können, so wird die Enttäuschung ohne Zweifel gelinder sein, wenn jeder begreift, daß man mit einer irrigen Voraussetzung an die naturwissenschaftliche Betrachtung herangetreten ist, als wenn man die Widerlegung eines Gesetzes zu erleben glaubt. Und ein solches Prinzip müßte auch die Psychologie in einem bestimmten Punkte ihrer geschichtlichen Reifung sich schaffen, um die immer wieder ihre Kreise kreuzende Frage nach den psychophysischen Verhältnissen gewissermaßen zunächst einmal unschädlich zu machen. Es fragt sich, ob dieses Prinzip vor den Interessen der Psychopathologie ebenso zu bestehen vermag, wie es der Psychologie bis heute alles geleistet hat, was sie von ihm nur erwarten konnte.

2. Der psychophysische Parallelismus und die Aufgaben der Psychopathologie.

Das Prinzip, auf das wir zuletzt hindeuteten, war leicht als das vom psychophysischen Parallelismus zu erwarten. Aus der Methaphysik hervorgewachsen — wir finden es ja vor-

nehmlich bei Spinoza in ontologischer, bei Leibniz dann in genetischer Formulierung — hat es das Mißtrauen, das bei diesem Ursprung nicht bloß erklärlich, sondern selbstverständlich scheint, nie ganz zu überwinden vermocht, und Gegner, deren Böswilligkeit ihrer Unkenntnis das Gleichgewicht hielt, in rebus philosophicis meine ich, haben die verdächtige Herkunft nicht selten benutzt, um die auf dem Parallelprinzip fußende Psychologie der Geistesverwandtschaft mit einem jener zwei metaphysischen Systeme anzuklagen, wobei auffallenderweise nicht so der Anklang an Spinoza, den mit Vorliebe auf Grund von Mißverständnissen Verherrlichten, sondern an Leibniz, den bis zur Skrupellosigkeit gewandten Eklektiker, als das Gravierende hervorgehoben ward. Gegen solche Kämpfer ist natürlich jede Abwehr machtlos geblieben; aber sind wir ehrlich, so müssen wir zugeben, daß die Eigenart des psychophysischen Parallelprinzips, wie es der Psychologie zu Grunde gelegt werden kann, auch heute noch von recht wenigen Geistern ganz erfaßt worden ist, einer noch kleineren Zahl in jedem Augenblicke gegenwärtig sein mag. Und das ist eine Feststellung, die als Vorwurf nicht die Jünger der Psychologie, sondern das Parallelprinzip trifft.

Der Satz vom psychophysischen Parallelismus wurzelt in einer erkenntnistheoretischen Erwägung, die überhaupt die Grundlage der logischen Scheidung naturwissenschaftlicher und psychologischer Aufgaben darstellt. Diese Erwägung zeigt uns das naturwissenschaftliche Weltbild als das Ergebnis einer Abstraktion: wir isolieren innerhalb der Wirklichkeit eine uns selber überdauernde — „objektive" Seite, indem wir alles, was uns selber als subjektiv erscheint, loslösen und einer gesonderten Betrachtung reservieren. Das ist ein Vorgang, der uns in seiner Eigentümlichkeit erst mit dem Bedürfnis, Psychologie und Naturwissenschaft zu scheiden, zum Bewußtsein kam, den aber schrittweise die Forschung zweier Jahrtausende mit instinktiver Sicherheit geübt hat, vielfach freilich — man denke nur an John Locke — befruchtet und vorwärts gedrängt von einer systemphilosophischen Zielen zustrebenden Erkenntnistheorie, vielfach wiederum leidenschaftlich oder zähe aufgehalten durch ästhetische Naturen, denen die progessive Abstrahierung von der naiven Wirklichkeit wider das Gefühl ging — man erinnere sich der

Erbitterung, mit der Goethe die Eulersche Farbentheorie befehdete, der Unverdrossenheit, mit der er in seiner eigenen Farbenlehre den schönen Schein naturwissenschaftlich zu retten sich abmühte. In dem Maße, wie die „Reinigung“ des Physischen sich fortsetzte, mußte das Bedürfnis nach einer selbständigen psychologischen Wissenschaft wachsen, da es doch dem menschlichen Erkenntnisdrange nicht eingehen mag, alles das, was die Naturwissenschaft unter den Tisch fallen läßt, nur überhaupt von der Möglichkeit irgendwelcher Erforschung für uns ausgeschnitten zu erachten. So sehen wir denn zweimal in der Geschichte eine sehr auffallende Gleichzeitigkeit von naturwissenschaftlichen Radikalfolgerungen und psychologischem Erwachen; um die nämliche Zeit, wo der Baron Holbach den in de la Mettries „L'homme machine“ niedergelegten Gedankengang zum „Système de la Nature“ ausweitet, für das die naturwissenschaftliche Weltseite schlechthin die Welt bedeutet, erfährt die Psychologie eine erste bewundernswerte Gesamtdarstellung durch David Hume; ein Jahrhundert danach wird mitten in den Triumphen des eigentlich naturwissenschaftlichen Zeitalters, wie es die Namen Darwin und Helmholtz verkörpern, die experimentalpsychologische Forschung geschaffen. Und wie Hume die Freundschaft der Encyklopädisten genoß, im steten Gedankenaustausch mit den Geistern des Salons Holbach stand, so war Wundt der Assistent von Helmholtz, Fechner selbst Physiker gewesen. In beiden Jahrhunderten vollzieht sich das psychologische Erwachen im bewußten Gegensatz und gleichzeitig als bewußte Ergänzung zu der einseitig naturwissenschaftlichen Betrachtung der Wirklichkeit. Sehr begreiflich, wie mir scheint; niemals wird es ja so deutlich, was eine Bemühung überhaupt nicht leistet, als in dem Augenblicke, wo sie ein Maximum ihrer Leistungen zur Schau stellt.

Die Psychologie schöpfte also ihr Existenzrecht gerade aus jener Abstraktion, die das Weltbild von aller psychischen Zutat nach Möglichkeit gesäubert hatte. Sie hob mit Bewußtsein diese Abstraktion wieder auf und proklamierte eine wissenschaftliche Pflicht, die Wirklichkeit in ihrer absoluten Empirie, als eine in Willensprozesse eingegliederte Vorstellungswelt, zu untersuchen. Dabei kam es zunächst und prinzipiell nicht in Frage, ob der weitere Gang der Forschung auch die Willens-

erscheinungen als Vorstellungen auffassen lehren, oder umgekehrt die Vorstellungen als eine künstlich isolierte Seite des Wollens darstellen würde. Der Intellektualismus, heißt das, wie ihn Hume vertreten hatte, und der Voluntarismus, dessen klarster Interpret Wundt wurde, waren bei aller Differenz geeint durch die prinzipielle Vertretung psychologischer Forschungsmöglichkeit. Und die theoretische Formulierung dieses Grundgedankens ermöglichte das Prinzip des psychophysischen Parallelismus.

In Fechners Metaphysik erscheint es vorbereitet; Wundt hat es durch erkenntnistheoretische Fundierung logisch mit den Aufgaben der Wissenschaft verknüpft. Seine Darlegung erleuchtete blitzartig die Sachlage; sie zeigte, daß mit der Einsicht in jenes geschilderte Verhältnis zwischen Naturforschung und Psychologie der Parallelismus im Grunde latent schon ausgesprochen sei. Denn wenn irgend ein Erscheinungskomplex zwei verschiedenen Betrachtungen einer unmittelbar empirischen — psychologischen — und einer abstrahierenden — naturwissenschaftlichen — unterliegt, so ist selbstverständlich jede Phase dieses Komplexes in jedem Augenblicke eine psychische und eine physische zu gleicher Zeit; es kommt nur darauf an, was uns jeweils interessiert, als Forschungsaufgabe gegeben ist. Der psychophysische Parallelismus ist also weiter nichts als die Formel für die Einheit der Erfahrung und die Zweiheit des wissenschaftlichen Standpunktes der einheitlichen Erfahrung gegenüber. Damit erscheint er allerdings dem Leibnizschen Vorstellungskreise von den zwei gleichgehenden aber beziehungslosen Uhren völlig entrückt; und zur spinozistischen Axiomatik verhält er sich als erkenntnistheoretisches Prinzip zum metaphysischen Dogma.

Diese Interpretation, deren kristallener Klarheit sich wohl noch kein Leser Wundts zu entziehen vermocht hat, ist aber für die praktische Forschungsarbeit keineswegs fruchtbar geworden. Und sieht man sich die Sache genauer und recht nüchtern an, so wird man das auch begreiflich finden. Erkenntnistheoretische Erwägungen liegen nicht innerhalb des Kreises jeder Begabung und Neigung, ja, man wird sagen dürfen, daß sie immer weniger Sympathien gefunden haben als selbst die fragwürdigste Metaphysik. Dann aber ist einzuräumen, daß sie in der Tat den Gang der wissenschaftlichen Alltagsarbeit

nicht zu fördern vermögen. Im Gegenteil. Für Beziehungen, die stündlich dem Forscher begegnen, ist eine erkenntnistheoretische Grundlegung wohl nicht schädlich, aber eine erkenntnistheoretische Fassung mindestens zu schwerfällig. Weniger leistet da ungleich mehr, das Einfachere ist das Bessere. So sehen wir denn die praktische Forschung, wenig bekümmert um die logischen Werte jener Parallelismusinterpretation, entweder eine grob materialistische oder eine mehr hylozoistische Auffassung der Beziehungen zwischen Physischem und Psychischem kultivieren. Nach der einen ist das Seelische eine Erscheinungsform der ätherischen oder stofflichen Bewegung, wie Licht, Wärme, Elektrizität, und die Psychologie als selbständige Disziplin nur so weit berechtigt, wie Optik, Mechanik usw. es sind; nach der anderen ist alles beseelt, vom Atom angefangen, und die Empfindung erscheint als die zweite Grundeigenschaft der Materie neben der Bewegung. Für diese hylozoistische Lehre bedeuten Naturwissenschaft und Psychologie danach die beiden Richtungen, nach denen hin eine Erforschung der Welt möglich ist. Bei der geringen Klarheit, mit der die meisten Berufsforscher zu philosophieren pflegen, darf es freilich nicht wunder nehmen, daß die Gemengsel von Materialismus und Hylozoismus uns noch häufiger begegnen, als die reinen Bekenntnisse selber.

Kein Zweifel, das materialistische Prinzip war an Brauchbarkeit dem hylozoistischen immer noch weit überlegen, einfach weil es das naivere von beiden ist. Und für die einseitig naturwissenschaftliche Betrachtung dürfte es auch heute durch kein besseres zu ersetzen sein. Wer die Anatomie oder Physiologie des Nervensystems bearbeitet, der hat gar keine Veranlassung, sich eine andere Formel zu suchen, als die sehr wenig umständliche, das jenes System das Organ des psychischen Lebens sei, wie der Darmtraktus nebst seinen Anhängen das Organ der Verdauung. Nur eben darüber hinaus soll er nicht zu dilettieren wagen. Und das ist freilich leider meistens geschehen. Man hielt mit der Lösung der physiologischen Aufgabe auch die psychophysische und die psychologische für erledigt. Die psychophysische und die psychologische: ich betone diese Zweiheit, denn sie weist auf einen sehr berühmt gewordenen Moment in der Geschichte dieser Ideen hin, in dem der Zweifel

an jenem summarischen Verfahren des Materialismus gewichtige Aussprache fand.

Du Bois-Reymond steckte die Grenzen des Naturerkennens vor dem Psychischen ab, derart, daß ihm das Psychophysische in der vollkommenen Kenntnis des Physischen, der Laplaceschen Formel, einbegriffen schien. Denn diese Formel bestimmte nach ihm ja auch sämtliche Handlungen, den Totalablauf der Geschichte, der doch von den Affekten und Vorstellungen nicht loszulösen ist. Eine kausale Einwirkung des Psychischen auf das Physische nahm Du Bois-Reymond danach nicht an; und sein Standpunkt, über den man bei der philosophischen Ungeschultheit des Akademieredners und seiner Neigung zu romanisch blendenden Formeffekten nur schwer sich klar zu werden vermag, erscheint im Grunde als leibnizisch: der Gehirnvorgang a, dem ein Affekt A entspricht, bestimmt kausalnotwendig den Gehirnvorgang b, der eine Bewegungsauslösung bedeutet, während gleichzeitig aus dem Affekt A sich der seelische Entschlußzustand B kausalnotwendig entwickelt. Zwei Kausalabwandlungen, schrittweise nebeneinander herlaufend, ohne ineinander einzugreifen; daher auch die eine unbedingt schlechthin gegeben, wo die andere bekannt ist; aber eben nur schlechthin, als existierend, und nicht ihrem Wesen — dem Wesen ihrer Elemente und dem Wesen des kausalen Verbundenseins dieser Elemente nach. Klarer vermag es auch die Berichterstattung nicht zu sagen, denn klarer hat Du Bois-Reymond es selber nicht auszudrücken vermocht. Vielleicht sogar greift unsere Wiedergabe schon über das hinaus, was ihm vorschwebte. Man fühlt, daß er mit Widersprüchen ringt, und das wesentliche seiner Kundgebung blieb ihm und bleibt uns der Grundgedanke, daß auch die höchste Vollendung des Naturerkennens nichts über das Psychische aussagen kann. Es interessiert uns hier nicht, wie weit dieser Gedanke von seinem physiologischen Fürsprecher selber durch Parallelisierung mit anderen Problemen — „Welträtseln“ — in seiner Fundamentalität damals schon und noch stärker in einer späteren Rede verdunkelt worden ist.

Positiv war hier die Idee der Unvergleichbarkeit von Physischem und Psychischem fürs Physische im Bilde der Laplaceschen Formel durchgeführt; positiv ward sie fürs Psychische ausgestaltet durch Wundt. Er stellte der physischen Kausalität,

deren Ideal immer das quantitative Äquivalent ist, die psychische als die qualitativ schöpferische gegenüber, dem Reich der Maße das Reich der Werte. Und wir sahen, durch welche erkenntnistheoretischen Betrachtungen er die beiden Reiche als zwei wissenschaftliche Möglichkeiten der einen sie beide umfassenden Wirklichkeit zu erweisen suchte. Aber mittlerweile war ein Forschungsgebiet abgegrenzt worden, dem weder die leibnizische Korrespondenz noch die erkenntnistheoretische Einheit des Physischen und Psychischen gelegen schien: diese, weil sie zu umständlich, jene weil sie zu nichtssagend war. Die Tatsachen, die der jung emporstrebenden Psychopathologie sich boten, forderten eine einfache, aber auch eine mehr als negative Formel für das, was Psychisches mit Physischem verband.

Es mag gleich verraten sein, daß sie diese Formel bis heute nicht gefunden hat, wenngleich ihr der rechte Weg mehrfach gewiesen worden ist. Die wesentliche Schuld daran trägt das merkwürdige Verhältnis der Irrenheilkunde zur Psychologie und zur Naturwissenschaft.

Will man Psychisches und Physisches irgendwie zusammenbringen, so muß man bei den zwei Namen sich natürlich zunächst einmal überhaupt etwas Bestimmtes denken. Der Hylozoismus, wie ihn unter dem Schilde eines Monismus vorzüglich Haeckel seit den sechziger Jahren verfocht, erfüllte diese Voraussetzung. Für ihn war das Physische das Wechselspiel der Atome, das Psychische der Aufbau der Empfindungen, und da die Empfindung eine Eigenschaft des Atoms bedeutete, so war mit dem materiellen Geschehen notwendig auch das psychische gegeben. Diese Gedankenführung trägt unverkennbar die Züge des jungen biologischen Denkens, sofern darin ein gewisser Gegensatz gegen das physikalische, als des genetischen gegen das ontologische, mit Notwendigkeit sich markierte; ein Gegensatz, der wiederum auch Haeckels Sonderstellung gegenüber etwa Büchner und Moleschott erleuchtet. Für sie hatte das Atom ihr Ziel bedeutet, und durch all ihre Predigt ging der Grundton, daß die Welt, so vielgestaltig und reich sie erscheine, dennoch ein Spiel der Atome sei. Es ist das Trostlose, Nüchterne, Kalte und bei aller aufs Papier gebrachten optimistischen Ethik doch in Wahrheit Pessimistische dieses physiologischen Materialismus,

der darin dem mechanischen der La Mettrie und Holbach außerordentlich glich. Bei Haeckel geht der Weg umgekehrt: Die Welt besteht zwar bloß aus Äther und Materie, aber trotzdem! wie reich an Formen und Erscheinungen, an „Wahrem, Gutem, Schönem“ ist sie doch geworden!

Von den Atomen zu den Formen, den stets höheren und reicheren, das ist die Linie, die den Feuerkopf von Jena begeistert; und damit eben auch von den Empfindungen zu den höheren seelischen Phänomenen. Wie diese Synthese zu denken sei, das hat freilich Haeckel niemals unzweideutig gesagt, und — dieser Rückschluß ist bei seiner absoluten Ehrlichkeit erlaubt — sich selber wohl nie recht klar gemacht. Er mag manchmal gespürt haben, daß es mit der mechanischen Summierung seinen Haken habe, im Physischen wie im Psychischen; eine analytische Betrachtung aber, die aus den Atomempfindungen den Aufbau der höheren seelischen Einheiten abzuleiten und darzustellen versucht hätte, lag ihm gänzlich fern. Einfach, weil das psychologische Rüstzeug ihm fehlte. Wo er jemals psychologische Bemerkungen gewagt hat, dort erscheint er völlig befangen in der Schablone der Vulgärpsychologie, deren Arsenal aus logischen, ethischen und ästhetischen Wertbegriffen, also ungeheuer verwickelten psychologischen Komplexen sich ergänzt.

Ähnliche Erwägungen treffen nun auch für die Vertreter der Psychopathologie zu. Die Begriffe der vulgärpsychologischen Betrachtungsweise wurden in der naivsten Art den physischen Komplexen parallelisiert, die eine physiologische Untersuchung jeweils kennen gelehrt hatte. Es ist hier nicht unsere Sache, eine Geschichte dieser Irrtümer zu schreiben, und so mag es genügen, einige krasseste der Parallelwagnisse herauszugreifen. Zu denen, die heute noch einer schier unaustilgbaren Lebensdauer sich erfreuen, gehört die „Erinnerungszelle“. Wir begegnen in diesem Kompositum zuerst dem Begriff der Erinnerung, der in den meisten Fällen, und jedenfalls wo immer er zu dem „Erinnerungsbild“ sich hergeben muß, ganz ausgesprochen vulgären Charakter zeigt. Wir können, was das Einzelne anlangt, auf die Kritik verweisen, die Wundt an dem Erinnerungszellenphantom geübt hat; hier sei nur allgemein hervorgehoben, wie nun ein streng physiologisches Forschungsergebnis — die Nervenzelle — ohne

Umstände als der natürliche „Sitz" des „Erinnerungsbildes" postuliert wird. Man nimmt die Einheit, die der vulgäre Verstand für gewisse oberflächliche Selbstbeobachtungsergebnisse sich zurecht gelegt — Erinnerungsbild — und die Einheit, die die Physiologie für zunächst gänzlich abseits liegende Verrichtungen gefunden hat — Zelle —; und man überredet sich, daß diese chemistische Einheit mit jener überhaupt ganz illusorischen, nur vermeintlichen Einheit ein Ganzes bilden müsse. Irgend einen Anhalt für diese Selbsttäuschung hat die Erfahrung niemals ergeben; aber die Vorstellung ist bequem, sie paßt sich dem naiven Denken an, und so wird sie nicht bloß zeitweise modisch, sondern, was schlimmer ist: unverwüstlich.

Besser in gewissen Erfahrungen begründet erscheint der Begriff des „Zentrums", dessen die Psychopathologie bei ihren Interpretationen wohl heute nicht mehr zu entraten vermöchte, sofern es sich um Zwecke der Diagnostik handelt. Er stammt von dem hervorragenden und in mancher Hinsicht arg verkannten Hirnanatomen Gall und ist durch die neurologische und psychiatrische Tätigkeit vornehmlich der vier letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zu einer ganz eminenten Bedeutung gelangt. Besonders waren es die von Gall begonnenen und von Wernicke zu klassischer Reife geförderten Untersuchungen über die Störungen des Sprachvermögens bei gewissen organischen Hirnläsionen, die den Lokalisationsdebatten immer wieder Reiz verliehen. Schon dabei sind genug Schablonisierungen untergelaufen, namentlich auch durch die Beteiligung der französischen Neurologen, deren Sucht, ein Schema für die Vorgänge der Worterzeugung zu finden, recht wunderliche Ergebnisse gezeitigt hat. Aber auf die schlimmsten Abwege geriet die Lokalisationslehre mit dem Eingreifen Flechsigs. Hatten nämlich bei den Untersuchungen über die Aphasie die anatomischen Erfahrungen selber dazu gedrängt, den Vorgang der Sprachbildung in mehrere Glieder zu zerlegen, indem bei Läsionen dieser oder jener Hirngegend die eine oder die andere Teilphase des Sprachvorganges Ausfälle erlitt; hatte also hier die Anatomie geradezu zur Analyse eines vulgären Komplexes genötigt und damit psychologisch vertiefend gewirkt — so war davon bei der Wendung, die die Lokalisationstheorie nunmehr nahm, keine Rede mehr. Genau wie Gall nahm Flechsig die vulgären

Wertungsballen, wie er sie fand, und stopfte sie in irgend eine Gehirngegend hinein. Schon die Unbekümmertheit war bedauerlich, mit der hier, ohne ein Minimum von Tatsachen, eine tolle Lokalisationsphantastik erfunden wurde; wissenschaftstheoretische Erwägungen dürfen überdies den Tiefstand feststellen, den für die psychologische Denkfähigkeit ein solches Beginnen anzeigte. Und sie dürfen weiterhin die etwa mögliche Freude über die rasche Isolierung Flechsigs durch seine Fachgenossen kaum aufkommen lassen vor der Bemerkung, daß diese Abwendung nicht mit psychologischer, sondern wesentlich mit anatomischer und physiologischer Motivierung sich vollzog.

Aber, und darauf möchte ich hier einmal mit besonderem Nachdruck hinweisen, könnte man über die psychologischen Defekte aller dieser Unternehmungen psychophysischer Art sich mit der Jugend einer analytischen Seelenbetrachtung im Vergleich zu der viel bequemeren alten Vulgärwertung trösten und von der fortschreitenden Vertiefung psychologischer Erkenntnis auch ihre zunehmende Verbreitung erhoffen: so bleibt doch ganz erstaunlich und, wie mir scheint, in der traurigsten Weise für einen großen Teil der modernen medizinischen Forschung kennzeichnend der naturwissenschaftliche Tiefstand, den jene Hypothesen verraten. Der materialistische Standpunkt von dem Verhältnis zwischen Physischem und Psychischem, war erträglich, verglichen mit den Deduktionen der Lokalisationstheoretiker. Wie ja jede vage Verfehltheit immer noch sympathischer wirkt als ein spezialisierter und unter Arbeitsteilung ausgebauter Unsinn. Es ist die völlige Verkennung des Organbegriffes, die so besonders ins Auge fällt.

Ich bestreite nicht, daß die naive Auffassung vom „Organ", wie die primitive Physiologie sie gehabt hatte, eine gewisse Berechtigung in sich trägt; so sehr, daß es nicht gut wäre, jene Auffassung einer Umdeutung zu unterwerfen. Das Organ des Greifens, des Atmens, der Begattung ist tatsächlich das ganze anatomisch sich uns präsentierende Gebilde, mit dem jene Tätigkeiten vollzogen werden. Es wäre höchst verwirrend, dem spezifischen Gewebe, das nach physiologischer Erkenntnis den wesentlichen Akt leistet, innerhalb des Organbegriffes eine Sonderstellung einzuräumen. Denn das Organhafte besteht gerade nicht in der Isolierung des kardinalen Faktors,

sondern in seiner Verbindung mit anderen, seine Leistung nicht bloß unterstützenden, sondern überhaupt erst ermöglichenden: Organ ist ein praktischer, gewissermaßen ein teleologischer Begriff. Und die Wissenschaft benötigt solche Begriffe jederzeit, sie sind für die praktische Verständigung unerläßlich. Es ist theoretisch annehmbar, daß eine der Haut und allen Fettgewebes beraubte Hand noch greift, wenn auch der Durchführung der Annahme mancherlei Schwierigkeiten sich bieten dürften. Unmöglich aber ist, daß eine Summe X Muskelzellen mit einer Masse Y Knochensubstanz verbunden, ein Greiforgan darstellen sollten. Und so unbedingt die Physiologie vor die Aufgabe gestellt ist, innerhalb der Organe das primär und sekundär Wirksame analytisch zu erforschen, so wenig kann es ihr einfallen, das Sekundäre zu streichen und das Primäre als ein Produkt X. Zelle darzustellen.

Denn wir haben überhaupt keinen Anhalt dafür, daß eine Zelle des Organismus für sich zu funktionieren vermöchte. Jede Analogie mit den Protozoen ist hier nichts als bodenloser Dilettantismus. Die Reduktion aller Lebenstätigkeit auf die Zelle, die einen so bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte der Naturforschung darstellt, besagt doch nichts weiter, als daß die Zelle die vitale Voraussetzung — nennen wir es mit einem neurologischen Modewort: die „trophische“ Voraussetzung für irgend eine funktionelle Leistung im Organismus sei. Dabei ist dieser Satz nicht einmal unangefochten. Zelle bedeutet etwas anatomisches; physiologisch würde dafür der Begriff des Zellwertes zu treten haben, und wir mögen nicht entscheiden, ob z. B. in der Zwischenzellsubstanz die Zellen faktisch ohne Grenzen gegeneinander, oder ob diese Grenzen nur unseren Instrumenten nicht erkennbar sind. Sehen wir aber von diesen Einwänden ab; nehmen wir an, die Zelle im Wortsinne sei die einzige Möglichkeit, in der Materie Lebensfunktionen verrichten kann — ist damit etwa nun auch ausgesprochen, daß die Zelle die Trägerin der Funktion sei? Ei, woher doch! Das relativ Elementarste, das wir im Organismus funktionieren sehen, sind Gewebe, und nirgends ist die Zelle Funktionsträgerin, sondern immer nur Funktionsvoraussetzung. Darüber scheinen sich von den hirnphysiologischen Forschern nur sehr wenige klar geworden zu sein. Wer aber

solche Unterscheidungen gar für überflüssige Spitzfindigkeiten hält, mit dem kann man überhaupt keine ernsthafte wissenschaftliche Diskussion führen.

Und nun sehe sich einer daraufhin einmal das Chaos von naturwissenschaftlicher Begriffsschlamperei in der Lokalisationsforschung an! Als man die Erinnerungen in Zellen stopfte, wußte man von einer Hirnrindenhistologie noch so gut wie nichts; und heute erscheint die Möglichkeit einer Analogisierung der das geistige Leben möglicherweise tragenden Gewebe mit andern beliebigen Zellkomplexen als völlig zweifelhaft. Trotzdem leben die herrlichen Argumentationen der Neuronenlehre, dieser vorschnellen Ausdehnung von Rückenmarkbefunden auf das Gehirn, unverwüstlich fort — etwa: dem Reichtum der Assoziationen gehe der Reichtum der Dendriten und der Kollateralen parallel; die ungeheure Komplikation des Zellbestandes sei ein Abbild von der Verwickeltheit geistigen Lebens; und ähnliche erfreulichen Analogismen, die eben schließlich ein Gipfelprodukt wie das Plastizitätsphantasma gar nicht so wunderbar erscheinen lassen. Oder: selbst ein philosophisch so geschulter Kopf wie Moebius nennt die Veränderung, die der Augenwinkel der Mathematiker zeigen soll, das „mathematische Organ", wo es sich, wenn die Sache überhaupt stimmt, allenfalls um ein Stigma, ähnlich den sekundären Geschlechtscharakteren, handeln mag. Weiter: Flechsig bezeichnet seine Assoziationszentren als „Denkorgane". Und doch, wenn selbst ihre Zerstörung die Ausfälle bewirkte, die Flechsig annimmt, wären sie darum als die Organe der ausgefallenen Funktionen erwiesen? Keineswegs! Sondern immer nur als Voraussetzungen, oder Anteile der Voraussetzungen des „Denkens" — von der qualligen Vieldeutigkeit dieses vulgärpsychologischen Wortes gar nicht zu reden. Endlich: der unglaubliche Streit um die „organische", die nur „molekulare" und die gar nur „chemische" Alteration. Hoche ist der Meinung, man werde die physischen Veränderungen, die den hysterischen Phänomenen parallel gehen, nie finden, prinzipiell nie, so wenig wie die andern, die den normalen geistigen Vorgängen entsprechen. So etwas muß man angesichts einer in den Anfängen befindlichen Forschung, wie der Gehirnhistologie hören, nachdem sogar für die Ermüdung schon anatomische Befunde erzielt worden sind! Ob er die Methodik

für grundsätzlich unfähig zu weiteren Fortschritten hält; oder welchen Differenzen er den Mißerfolg, den er prophezeit, zuschreibt — darüber hat Hoche sich leider nicht ausgelassen; er hat sich begnügt, die Leute zu ironisieren, die anderer Ansicht sind. Und doch hilft es nichts, daß man sich zu den nur „chemischen" Alterationen rettet; gut, eine trübe Schwellung, einen Kernzerfall sieht man ohne Schwierigkeiten — heute nämlich; vor etlicher Zeit sah man ihn noch nicht, und nach etlicher Zeit könnten wir am Ende auch Reagentien gefunden haben, die uns das „nur Chemische" im Bilde festhalten. Von den Denklöchern, die das Wörtchen „molekular" zudecken muß, soll gar nicht erst gesprochen werden.

Genug! Das eine ist ja unverkennbar: irgendwelche fruchtbare Formel für die Beziehung zwischen Psychischem und Physischem haben alle diese psychopathologischen Untersuchungen nicht gefunden. Was sie uns lehren, ist das: gewisse, meist schon recht komplizierte psychische Betätigungen sind so weit an die Integrität bestimmter Hirnregionen gebunden, daß sie ausfallen oder doch gestört erscheinen, wenn diese Regionen verletzt werden. Mehr nicht. Damit ist nun weder vom „Sitz" noch gar vom „Organ" zu reden ein Recht gegeben. Weder der naive, noch ein mehr philosophischer Organbegriff würde zulässig sein; naiv betrachtet, ist das Organ des Sprechens immer noch die Zunge, und philosophisch gehört zum Sehorgan alles von der Hornhaut bis zum Hinterhauptslappen. Die Vorstellung aber, daß ein psychisches Element oder ein psychischer Komplex irgendwo „sitze", ist um kein Haar besser als die andere, daß das Psychische vom Gehirn abgesondert werde, wie der Urin von den Nieren. Und andererseits wird niemand daran zweifeln, daß einer Wissenschaft, deren Spekulationen solche Blüten zu treiben vermochten, die unablässige Besinnung auf ein erkenntnistheoretisch gemeintes Parallelismusprinzip schlechterdings nicht zugemutet werden kann. So wenig wie einer andern, die philosophisch viel geschulter sich erwiese. Ich habe gelegentlich den Versuch gemacht, die Vorstellung „Grün" vom erkenntnistheoretischen Gesichtspunkte aus in ihre Parallelitäten, die psychische und die physische, zu zerlegen, derart, daß der ganze Vorgang von der Lichtquelle bis zum Occipitallappen in der physischen Parallele enthalten war; ich kann nur jedem

raten, ähnliches zu versuchen und dann zu entscheiden, ob mit dieser Betrachtungsweise für die praktische Forschung irgend etwas anzufangen ist. Es geht eben mit dem psychophysischen Parallelismus wie mit der Erhaltung der Energie. Beide sind fundamentale Prinzipien, die nur klar bleiben, so lange man sie universal denkt, mit denen aber dem Einzelproblem gegenüber so gut wie nichts gewonnen ist.

Dem naiven Beobachter müssen wir überhaupt ohne weiteres das Zugeständnis machen, daß in der Einzelerfahrung sehr häufig eine Einwirkung des Psychischen auf das Physische und des Physischen auf das Psychische gegeben erscheint. Diese physiopsychische Wechselwirkung beherrscht ja das alltägliche Leben im ausgedehntesten Maße. Wenn meine Stimmung nach dem Essen heiterer, nach dem Bade frischer, nach der Zigarre behaglicher, nach dem Alkohol gehoben wird, so sind das ebenso viele Beispiele für einen unmittelbaren Einfluß vom Körperlichen aufs Geistige. Wenn andererseits freudige Überraschung mich Schmerzen übersehen läßt, Angst mich bleich macht, ich vor Erregung zittere, so fühle ich selber deutlich die Einwirkung des Seelischen auf den Leib. Bedenken wir doch, daß Locke aus den psychophysischen Wechselwirkungen, wie die Willkürbewegung sie zeigt, überhaupt das Bestehen der Kausalität abzuleiten versucht hat, sodaß bei ihm alle Wirkung als Analogie zur Bewirkung sich darstellt. Später ist dann wiederholt namentlich die „innere Willenshandlung", das willkürliche Denken, als der nicht fortdiskutierbare Beleg für einen von uns selbst gefühlten Kausalzusammenhang des Geschehens bezeichnet worden.

Gewiß, es ist nicht schwer, gerade diese Beispiele erkenntnistheoretisch dem psychophysischen Parallelismus einzuordnen. Aber die Naivität hat keine Erkenntnistheorie; und sie empfindet trotz allem eine Unterschrift z. B. als die Wirkung der vorangegangenen Überlegung. Freilich — als die bezweckte Wirkung. Aber dieser Einwand gilt nicht einmal für die meisten Beispiele. Wir fühlen, daß wir erröten, weil Verlegenheit uns befällt; hier ist offenbar kein Gran von Absicht eingemischt. Im Gegenteil! wir möchten die lästige oder verräterische Wirkung gern vermeiden. Und ich verstehe es schwer, wie man immer wieder, auch in bewußtem Widerspruch zu David Humes Auf-

lösung der Kausalität, die Lockesche Argumentation hervorholen kann; wenn uns jemals das „Wirken“ im elementaren Fühlen gegeben ist, so nicht in den Handlungen, sondern in den Ausdrucksphänomenen.

Selbst die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns, daß hier die größte Schwierigkeit für die Herstellung der geschlossenen Naturkausalität bestand. Die Willkürhandlung war ungleich gefügiger. Da eine Masse von Willensakten, ursprünglich sehr umständlichen, schließlich durch Einübung reflektorischen Charakter anzunehmen scheinen, so war es, wollte man's durchaus, nicht eben schwer, die vermeintliche Handlung als einen Reflex zu deuten. So dachte sich ja auch Du Bois-Reymond das Geschehen, wenn er es mit der Laplaceschen Formel berechnen zu können hoffte. Die Ausdruckserscheinungen aber drängten sich mit förmlicher Gewalt immer wieder als die unmittelbaren Wirkungen seelischen Geschehens auf, und die Lehre von James und Lange, die gerade diese physischen Veränderungen als völlig eingegliedert in den Ablauf des Körperlichen und den Affekten gegenüber als primär, als sie verursachend, interpretierte, hat es über ein gewisses Interesse am Absurden nicht hinausgebracht. Überdies wäre es für die kausalitätstheoretische Seite der Dinge irrelevant, ob die Formulierung „Ich weine, weil ich traurig bin“ oder die andere „Ich bin traurig, weil ich weine“ bevorzugt würde. Und in der Tat ist zwischen Affekten und Ausdruckserscheinungen der Zusammenhang ein solcher, daß die Terminologie „Wirkung“ und „Rückwirkung“ hierbei auch in den klassischen Lehrbüchern der Psychologie beibehalten ward.

Was alles für die Wissenschaft freilich nichts daran ändert, daß der Kausalbegriff anderweit vergeben und so vergeben ist, um für eine nochmalige Anwendung auf psychophysische Beziehungen unanwendbar zu sein.

Kausalität nämlich setzt unter allen Umständen eine unmittelbare Vergleichbarkeit der verbundenen Geschehnisse voraus. Diese Vergleichbarkeit reduziert sich im Physischen auf die quantitative Gleichung: causa aequat effectum; im Psychischen auf die qualitative Ähnlichkeit. Sie ist im Psychophysischen schlechterdings unmöglich. Wenn ich soweit bin, das Zittern beim Zorn in einem exakten Maße, etwa in cm g sec auszudrücken, so ist zwischen dieser benannten Zahl und dem Zorn doch

jeglicher Vergleich ausgeschlossen. Das wird ja auch gerade aus jenem Forschungsgebiete ersichtlich, dessen besondere Aufgabe in der Untersuchung der Beziehungen zwischen Psychischen und Physischen lag. Als Fechner die Maßmethoden der Empfindung schuf und revidierte, ergab sich sofort, daß die absolute Ziffer für psychische Maße gar nicht in Frage komme. Vielmehr erwiesen sich die Begriffe der eben merklichen Empfindung, des eben merklichen Empfindungsunterschiedes und der mittleren Empfindung als die einzig anwendbaren, und der exakteste Ausdruck, der damit erzielt werden konnte, waren Verhältnisgleichungen — Proportionen. Wie es am prägnantesten der „mathematische" Ausdruck des Weberschen Gesetzes sagt: Die Empfindung wächst proportional dem Logarithmus des Reizes.

Kausal also kann die Wissenschaft psychische und physische Erscheinungen in keiner Weise verbunden denken, denn sie muß den Kausalitätsbegriff doch nun einmal so nehmen, wie er geworden ist und wie er sich geschichtlich bewährt hat. Und eine Banalisierung des Parallelitätsbegriffes, an die man wohl denken könnte, erscheint ebensowenig empfehlbar. Denn, wir versuchten es ja darzulegen, der psychophysische Parallelismus ist fruchtbar als Universalprinzip; er ist zu schwerfällig als Spezialprinzip; und nähme man ihm diesen Nachteil, so käme schließlich wieder nur etwas Leibnizverdächtiges heraus, oder aber die Parallelität ginge ganz von selbst in das über, was eben nicht mehr Parallelität, sondern mit historischem Anrechte Funktionalität heißt. Damit sind wir dann von selber auf dem Boden angelangt, der mir der einzig unangreifbare für die Verbindung von Psychischem und Physischem dünkt.

Es ist schnell gesagt, was der Funktionalbegriff will; denn nicht seine — höchst interessante — Geschichte wollen wir schreiben, sondern das Recht seiner begrifflichen Anwendung für unseren Zweck nur mit einigen Strichen skizzieren.

Dabei möge einem Bedenken in vornhinein begegnet werden. Die Anwendung mathematischer Formeln auf naturwissenschaftliche und psychologische Ergebnisse ist eine Zeit lang sehr beliebt gewesen, auch wenn jene Ergebnisse sich keineswegs für einen so exakten Ausdruck eigneten. In der Psychologie stellt das klassische Beispiel einer derart verfrühten und

darum eben verfehlten Formulierung das Webersche Gesetz dar. Es ist bekannt, wie seine Gültigkeit für ein Sondergebiet des Psychophysischen nach dem anderen widerlegt oder doch als eine durchaus nur annähernde bestätigt werden mußte. Annähernde Verhältnisse aber sollen nicht in mathematische Gleichungen gepreßt werden; denn Ausnahmen und Schwankungen verträgt eine mathematische Formel nicht. Heute nun kann auch die Zeit, da man alles zu mathematisieren strebte, als überwunden gelten; wir hegen, wo wir bei Dingen, die noch nicht feststehen, auf Anwendung von Mathematik stoßen, immer leicht den Verdacht eines Dilettantismus, der seine Schwächen unter der Hülle der angeblich strengsten Wissenschaftlichkeit verbergen will.

Machen wir uns aber, so könnte leicht einer fragen, nicht desselben Fehlers schuldig? Doch nicht! Denn keineswegs eine Formel, sondern einen Begriff wollen wir in die Psychologie einführen, dessen Vorzüge sich vielleicht am klarsten an einem Beispiele darlegen lassen.

Wenn ich eine Flüssigkeit erwärme, so führe ich ihr eine gewisse Summe von Energie zu, die von ihr aufgenommen wird. Zwischen der Wärmeabgabe der Wärmequelle und der Wärmeaufnahme des zu erwärmenden Objektes besteht dann ein kausales Verhältnis. Dieser Vorgang vollzieht sich aber nun noch in Beziehung zu einem anderen Faktor: der Zeit. Es vergeht eine bestimmte Zeit, ehe eine bestimmte Erwärmung der Flüssigkeit stattgefunden hat; es ist kein Energiewechsel möglich, der nicht eine gewisse Zeit beanspruchte. Würde es uns aber als angängig erscheinen, die Zeit nun in ein kausales Verhältnis zur Temperatursteigerung zu setzen? Doch wohl niemals. Dagegen springt hier der Funktionalbegriff in seine Rechte, und wir konstatieren die Temperatur als eine Funktion der Zeit, mathematisch geschrieben: $T = F(t)$. Was ist der logische Gewinn dieser Formulierung?

Ein zwiefacher, verglichen mit den uns beschäftigenden Begriffen der Parallelität und der Kausalität.

Zuvörderst bietet der Funktionalbegriff den Vorteil, daß er die Kausalität zwar auszudrücken vermag: Kirchhoff hat ja gewünscht, daß der Kausalbegriff in der naturwissenschaftlichen Betrachtung gänzlich zu Gunsten des Funktionalbegriffes

aufgegeben werde — daß er sie aber nicht eo ipso umfaßt. Niemand wird, um auf unser Beispiel zurückzugreifen, sagen wollen, daß die Zeit die Ursache der Temperaturveränderung sei, niemand aber wird trotzdem daran zweifeln wollen, daß die Temperaturänderung durch die Zeit mitbestimmt werde. Wiederum bedeutet das doch ein anderes Verhältnis, als wenn ich sage, daß die Temperaturänderung der Zeit parallel sei. Denn hierin ist nun von jener Bestimmung gar nichts ausgesprochen. Die Parallelität im geometrischen Verstande besteht ohne jede Rücksicht auf endliche Grenzen der beiden fraglichen Faktoren; im geisteswissenschaftlichen Gebrauche deckt sich der Begriff des Parallelen einfach mit dem der Gleichzeitigkeit, zuweilen nüanciert zu einer Andeutung inhaltlicher Ähnlichkeit des Geschehens hin. Man sieht ohne weiteres ein, daß der geometrische Sinn für die psychophysischen Zwecke überhaupt unverwendbar ist; aber auch der geisteswissenschaftliche legt in die Parallelität keineswegs das, worauf es uns gerade ankommt. Die einfache Gleichzeitigkeit kann Gegenstand wissenschaftlichen Interesses sein, sofern sie den Verdacht auf kausale oder funktionale Beziehung des Gleichzeitigen anregt, heuristischen Wert also besitzen; niemals aber kann sie das Ende einer lediglich auf sie hin gerichteten wissenschaftlichen Formulierung darstellen. Die inhaltliche Ähnlichkeit jedoch heißt es beim Psychophysischen gerade mit Bewußtsein negieren, wenn man nicht in die allerplattesten materialistischen Analogismen zurückfallen will.

Der Begriff der Parallelität behält also seine Berechtigung sehr wohl in jener vordem dargelegten erkenntnistheoretischen Universalanwendung, da er hier die getrennten wissenschaftlichen Betrachtungsweisen in einer und derselben ursprünglichen Erfahrungsinhaltlichkeit wieder vereinigt. Wissenschaftlich aber gilt es, diese Ergebnisse einer Abstraktion gerade getrennt zu halten, die Unvergleichbarkeit physischer und psychischer Inhalte scharf hervorzuheben — alles in allem: eine Beziehung des Psychischen zum Physischen zu formulieren, die weder den vagen noch den engen Parallelbegriff enthält und es ebenso vermeidet, an den Kausalbegriff, der für jede der Reihen ein eigener ist, zu erinnern. Schon auf diesem Wege der Ausscheidung des Un-

brauchbaren sehen wir uns schließlich eindeutig auf den Funktionalbegriff hingewiesen.

Damit aber ist seine Optimalität auch sichergestellt. Denn ungleich weniger auf eine Summe positiver Vorzüge, als vielmehr um ein sorgfältiges Vermeiden bestimmter Nachteile handelt es sich. Bei dieser indirekten Beweisführung lassen wir es bewußt vorläufig sein Bewenden haben. Ich jedenfalls sehe keinen besseren Abhängigkeits-, besser noch Bestimmungsbegriff, den wir der Parallelität und der Kausalität gegenüberzustellen hätten. Wer zweifelt, möge warten.

Denn die eigentlich positive Optimalität des Funktionalbegriffes ist einer Beweisführung an der Hand der Einzelanwendung ungleich leichter zugänglich als einer logischen Auseinandersetzung. Die aber können wir hier nicht versuchen, da wir dazu das meiste späterer Darlegungen voraussetzen müßten.

Und so soll nur einer seiner allgemeinsten Vorzüge hier doch noch betont werden: die Möglichkeit nämlich, die er uns gibt, das psychophysische Band nach praktischem Belieben zu ignorieren. Darin ist er dem Prinzip des Parallelismus mindestens ebenbürtig. Für die Aufgaben einer psychologischen Untersuchung sollte gerade dieses Moment außerordentlich hoch bewertet werden. Denn mit ihm erst ist uns ein Mittel zu reinlicher Scheidung der eigentlich psychologischen Problematik eines empirisch dargebotenen Erscheinungskomplexes in die Hand gegeben. Es will nichts besagen, daß die praktische Erforschung seelischer Abnormitäten heute noch ganz und gar auf Bahnen sich bewegt, die einer solchen Scheidung sich kaum zu nähern scheinen. Denn die praktischen Bedingungen, unter denen die Psychopathologie arbeitet, sind so wunderliche, bringen eine so unfruchtbare Zersplitterung des Forschens mit sich, daß wir aus ihnen die logischen Ideale unserer Wissenschaft wahrhaftig nicht gut herzuleiten vermögen. Sie umschließen noch die ganze praktische Seite des Krankseins, das heißt also vornehmlich die subjektive; und es genügt vielleicht, darauf hinzuweisen, daß die große Summe „leichterer“, d. h. nicht gerade gemeingefährlicher psychischer Abnormitäten mit der schonenden Etikette des „Nervenleidens“ beklebt wird — um deutlich zu machen, wie

außergewöhnliche Schwierigkeiten sich auf diesen Gebieten der Erzielung begrifflich klarer Abgrenzungen entgegenstellen.

Und doch muß sie angebahnt werden. Es kann keine ernsthafte Psychologie geben, die sich auf jeden zweiten Schritt mit psychophysischen Fragen durcheinander wirrt und den rein hilfsdisziplinaren Charakter dieser Phänomene nicht bloß erkannt, sondern in jedem Augenblicke der Interpretation ihrer Forschungsresultate vor Augen hat. Wir handelten ja schon in unseren Betrachtungen über Historie und Genese von den Aufgaben der Seelenforschung und wollen hier nicht Wiederholungen auftischen. Nur mag das grundsätzliche Verhältnis der Psychologie zur Psychophysik noch angedeutet sein.

Nach den Voraussetzungen, unter denen heute die Naturwissenschaften wie die Psychologie praktisch betrieben und theoretisch fundiert erscheinen, gibt es eine Wissenschaft vom Psychophysischen schlechterdings nicht. Die psychophysischen Probleme sind entweder Hilfsfragestellungen, die der Vorbereitung naturwissenschaftlicher oder psychologischer Probleme dienen — oder sie liegen im philosophischen Lösungsbereich. Man wird mir einwenden, daß die moderne Psychologie als Psychophysik ins Leben getreten sei. Zweifellos eine geschichtliche Tatsache; sie fand ihren Abschluß bereits mit der Revision der Weber-Fechnerschen Formel. Sowie deren Allgültigkeit ins Wanken geriet, und damit für die unerschütterten Fälle ihrer Geltung eine umständlichere Interpretation als die naive psychophysische unvermeidlich ward, hatte die Wissenschaft Psychophysik recht besehen ausgelebt. Denn jene Interpretation war zwar eine zwiefache, aber in den gegensätzlichen Deutungen pulsierte der nämliche Grundgedanke: die Rückkehr ins Bereich der geschlossenen physischen oder der geschlossenen psychischen Kausalität. So wurde die Webersche Formel teils zu einem Gesetz der Nervenerregung, andernteils empfing sie eine rein psychologische Umwertung zum Gesetz der apperzeptiven Beziehung. Die Kindheit der experimentellen Seelenlehre, ihre psychophysische Periode, erhielt dadurch den Abschluß, und das Psychophysische rückte in die philosophische und die hülfskonstruktive Sphäre. In jener es aufzusuchen, hält wohl mancher für wertlose Spintisiererei. Doch den mag ein Blick auf die moderne Physik eines Besseren belehren: wie ist

neben ihren Erfolgen doch alles, was Psychologie, was Pathologie in derselben Zeit zu leisten vermochten, von kindischer Kleinheit, und doch hat sie keine Minute ihre philosophische Grundlegung und Vertiefung aus den Augen verloren: Hertzens Einleitung zu den „Prinzipien der Mechanik“ wird kommenden Geschlechtern wahrscheinlich nicht minder erstaunlich sein, wie seine elektromagnetischen Experimente. Als Hilfsbegriff aber muß das Psychophysische heute der psychologischen Arbeit sich täglich in den Weg stellen; ist sie sich nur bewußt, daß es nicht ein Endziel ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung darstellen kann, so wird es ihr den Weg zu verlegen nicht mächtig sein.

Die Einführung des Funktionalbegriffes für die psychophysischen Beziehungen soll an dieser Stellung der Psychophysik keineswegs rütteln. Als mathematische Formel hat die Funktion ihre speziellen naturwissenschaftlichen Anwendungen gefunden; aber diese Verwertungen können uns nicht hindern, die rein logische Bedeutung jenes Begriffes für die psychophysische Fragestellung auszunutzen. Ob nun etwa doch einmal gerade an der Hand dieser Formulierung eine Möglichkeit sich ergeben könnte, die psychophysischen Beziehungen wieder von Neuem wissenschaftlich auszudrücken und eine Wissenschaft des Psychophysischen damit in die Wege zu leiten; ob gerade der Funktionalbegriff dafür sich geeignet erweisen würde, weil er ja von naturwissenschaftlicher Seite bereits als prinzipieller Ersatz der Kausalität in Vorschlag gebracht worden ist — das vermag heute überhaupt keiner zu ahnen. Dazu wäre es jedenfalls Bedingung, daß die letzten Grundlagen des naturwissenschaftlichen, vornehmlich also des mechanistischen Denkens preisgegeben würden, und des psychologischen nicht minder. Es kann heute schon kaum zweifelhaft sein, daß der jüngste gewaltige Vorstoß in dieser Richtung, die Energetik, im tiefsten Wesen mißlungen ist; die Forderungen des widerspruchslosen Zusammenhanges und der getreuesten Anschaulichkeit, die Wundt in den klassischen Beschlußkapiteln seines Lebenswerkes als die Gegensätze mechanistischer und energetischer Naturansicht darstellt, lassen sich nie und nirgends in unserm Denken vereinigen, sondern höchstens in einem faulen Kompromiß aneinanderbinden,

und vorerst neigt die überwältigende Mehrheit der naturwissenschaftlich Tätigen zur Beibehaltung der widerspruchslosen Zusammenhänge. Gewiß, die Krisen der mechanistischen Naturansicht haben mit den Kundgebungen der Kirchhoff, Mach, Hertz, Ostwald erst ihre Präludien erlebt; doch wohin ihre Tendenz gehen kann, ist nicht zu prophezeien, und daß sie grundstürzenden Charakter tragen könnten, darauf deutet kein Symptom hin. Das aber erst wäre der Ausgang einer völlig neuen Fragestellung hinsichtlich der Psychophysik. Zur Stunde jedoch ist gerade die Trennung naturwissenschaftlicher und psychologischer Betrachtungsweise so sehr die Vorbedingung einer wissenschaftlichen Bearbeitung der fraglichen Phänomene schlechthin, daß ein Zurückgreifen auf psychophysische Komplexe entweder einen Rückfall in die Naivität der Alltagserfahrung, oder eine Wendung zu philosophischen, sei es dogmatischen, sei es logischen Problemen bedeuten kann.

Daran ändert auch der merkwürdige Standpunkt einer Gruppe geisteswissenschaftlicher Forscher nichts, der die Grenzlinie jenseits der analytischen Psychologie ziehen, diese den Naturwissenschaften zuteilen, jenseits des Rubikon aber nicht Geisteswissenschaften, sondern Kulturwissenschaften zu finden meint. Diese Strömung, kommt letzterdings doch mit unserer Auffassung in dem Bedürfnis nach einer Zweispaltung der naiven Erfahrung zum Zwecke wissenschaftlicher Bearbeitung zusammen. Wie wir die Kausalität der quantitativen Gleichung mit der Kausalität der qualitativen schöpferischen Synthese, so vermögen jene Forscher auch das System der Ursachen mit dem System der Zwecke nicht durch eine wissenschaftliche, lediglich durch eine philosophische Rechnung auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Nur daß unsere Rechnung eine erkenntnistheoretische, jene andere aber eine ethische ist, denn nur ein bestimmter moralphilosophischer Standpunkt kann entscheiden, wo das Recht der normativen Betrachtung, das Reich der Zwecke, die Kulturwissenschaft anfängt, wenn dieser Anfang nicht beim Psychischen schlechthin gegeben ist: Rickert hat das übrigens recht unverblümt ausgesprochen. Da eine gründliche Auseinandersetzung mit den Normen- und Zweckphilosophen natürlich nicht im Gedankengange dieser Betrachtungen liegt, so muß ich mich mit dem Satze begnügen: daß es schließlich

ja Geschmacksache bleibt, ob man die Fundierung der Wissenschaft ans höchstpersönliche moralische Einzel-Ich ausliefern oder einer auf logische Überzeugungskraft angewiesenen Erkenntnistheorie anvertrauen will. Im übrigen wird die Entwicklung darüber entscheiden, ob die Trennung des Physischen vom Psychischen, oder die des Naturellen vom Kulturellen für die wissenschaftliche Arbeit die länger dauernde Scheidelinie abzugeben vermag; hier sollte nur der Hinweis darauf nicht fehlen, daß das Diesseits und Jenseits einer solchen Linie durch wissenschaftliche Formulierung und in wissenschaftlichem Interesse nicht wieder vereinigt werden kann, weil gerade der Wissenschaftsstandpunkt die Doppelung verlangte — daß hierin also die zwei hauptsächlichen gegnerischen Wissenschaftstheorien unserer Tage sich einig finden.

Trotz alledem wird das Psychophysische auch fernerhin in der wissenschaftlichen Debatte eine hervorragende Rolle spielen, eben weil erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen gerade heute wieder die Forscher auf allen Seiten in wachsendem Maße fesseln; und nicht so sehr das historische Alter einer Disziplin dürfte über das Maß dieser Rolle entscheiden, als vielmehr die gesamte Konstellation der logischen Bedingungen, unter denen ein Wissenschaftszweig sich derzeit etablierte. Diese Konstellation sicherte in der Psychopathologie der psychophysischen Fragestellung von vornherein ein weites Feld, während wiederum in der Sozialpsychologie, so weit sie als Geschichts- und als Gesellschaftswissenschaft bebaut ward, eher eine sublimiert psychologische Denkweise sich offenbarte. Zwischen beiden Atmosphären ist aber in jüngster Zeit eine Art Diosmose nicht zu verkennen. Psychophysische Faktoren wurden der gemeinschaftspsychologischen Forschung durch den anthropologischen Standpunkt, auch wohl durch den biogeographischen aufgedrängt, wie jenen mit so unerhörtem Popularerfolge S. J. Chamberlain, wie diesen in wunderbarer Anregungskraft Ratzel gepflegt hat; umgekehrt empfing die aufs Psychophysische hypnotisierte Psychopathologie von Kriminalistik und Historie her das Problem der sozialpsychischen Beeinflussung pathischer Phänomene, wie unsere Betrachtungen über das Verhältnis der Historie zur reaktiven Abnormität es bereits andeuteten.

Damit nun scheint die Psychopathologie zu einer Verwicklung ihrer praktischen und zu einer Verdunklung ihrer logischen Aufgaben gekommen zu sein, wie sie einer so jugendlichen Disziplin noch selten beschieden ward. Wenn wir den Versuch wagen, die Richtung aufzuzeigen, in der die Entwirrung aller dieser verschlungenen Fäden möglich werden kann, so ist es begreiflich, daß meistens, schon um unser besonderes Problem nicht verschwimmen zu lassen, die Andeutung an die Stelle des Beweises treten muß.

3. Krankheit als Entwicklungsbegriff.

Wäre begrifflich für den Pathos nichts weiter unterscheidend als das Moment der Störung und der Tendenz zu ihrer Ausgleichung, wie Wundt meint; ja könnte selbst der reparative Faktor angezweifelt werden, so daß lediglich die Störung übrig bliebe; so liegt, meine ich, darin schon der Hinweis, daß die Aufgabe der Krankheitserforschung nicht eine ontologische sein kann, sondern einzig eine genetische. Ich habe nie recht verstanden, was man damit meinte, wenn man den Unterschied des Pathischen vom Normalen, oder wie es gemeinhin, aber sehr viel schlechter gefaßt wird, des Pathologischen vom Physiologischen, als einen quantitativen, gradmäßigen, intensiven, nicht prinzipiellen, oder ähnlich charakterisierte. Sofern damit betont wird, daß wir alle nicht mehr an Dämonen, Lebensgeister oder sonstwelche pathogenen Wesen der mystischen Medizin glauben, läuft jene Hervorhebung auf eine Banalität hinaus. Sofern es sich darum handeln möchte, daß in pathischen Phänomenen die nämlichen elementaren Naturgesetze (oder psychologischen Gesetze) herrschten, die wir sonst anerkennen, ist die Banalität nur um ein Kleines schwächer. Nicht einmal die Orthodoxie, der Seuchen als göttliche Strafgerichte feststehen, nimmt dennoch die physische Erkrankung ihrem objektiven Wesen nach aus den andern Naturerscheinungen heraus, und was die Störungen des psychischen Lebens angeht, so ist für denselben Standpunkt die Auffassung der Geisteskrankheit als einer Folge der Sündhaftigkeit eine durchaus richtige Konsequenz seines Glaubens an die primär göttliche Herstammung und damit absolut sittliche Qualität des Seelischen

überhaupt. Ob der Dualismus ein solcher des wirklichen Seins oder der Möglichkeit wissenschaftlicher Untersuchung ist, bleibt eben für die Bewertung des Pathologischen zunächst gleichgültig; in beiden Fällen wird kaum daran gezweifelt, daß das Psychopathische den Naturgesetzen oder Naturzwecken, das Psychopathische den Geistesgesetzen oder geistigen Zwecken mit eingeordnet sei.

So selbstverständlich also das Physiopathische ein physisches Phänomen ist, so wenig ist doch die Pathologie ein Teil der Physik oder der Physiologie, weil eben das wissenschaftliche Problem des Pathologischen keine Unterfrage eines physikalischen oder eines physiologischen Problems bedeutet. *Vielmehr gehört die Pathologie ausschließlich und erschöpfend der Biologie an.* Mit dieser Erkenntnis schwindet einmal aller dilettantische Unfug, der von pathischen Phänomenen im Bereiche der nichtorganischen Gebilde faselt, wobei unter diese Gebilde alle flüssigen und gasförmigen Körper im Sinne des *Ostwald*schen Vorschlages gerechnet sein mögen; denn die Stellung der kristallinischen Körper zum Begriff des Bios ist momentan eine so problematische, daß es sich empfiehlt, dieser Organisationsform heute möglichst wenig an Attributen oder Möglichkeiten zu bestreiten oder zuzuschreiben. Mit dieser Erkenntnis ist aber auch der im logischen Verstande genetische Charakter des Krankhaften proklamiert.

Ein ontologisches Naturgeschehen kann niemals eine Störung im Sinne der Erkrankung erfahren. Denn wir erinnern uns, daß aller ontologischen oder elementaranalytischen Naturbetrachtung Ziel die quantitative Gleichung ist. Wo statt ihrer die Ungleichung sich ergibt, dort heißt es nur nach dem Fehler des Kalküls suchen und mit seiner Berichtigung die Gleichung wieder herstellen. Das lehrt recht hübsch ein Blick auf die Untersuchungen der modernen Stoffwechsellehre. Diese Lehre bezeichnet sich als „Stoffwechselpathologie“, soweit sie den Stoffwechsel in kranken, nach praktischen Kriterien als krank diagnostizierten Organismen erforschen will. Dabei strebt sie mit richtiger Konsequenz Stoffwechselgleichungen an. Ist nun etwa die Gleichung in ihren Untersuchungen das Pathologische? Keineswegs doch! Gleichung bleibt Gleichung, und das Endziel dieser Bemühungen, sofern es als Gleichung sich darstellt, gehört

gar nicht in den Interessenkreis der Pathologie, sondern in den der Physiologie, ja, wo von den vitalen Ursachen der Oxydationen und Reduktionen ganz abstrahiert wird, in den der reinen Chemie. Was den Pathologen interessiert, sind aber gerade die Zwischenstationen, die Ungleichungen, ist ferner die Verteilung der einzelnen Glieder in den Gleichungen und Ungleichungen — ist alles das, was in die Gebildgrenzen des Organismus eingeschlossen erscheint. 100 g Rohrzucker stellen einen ziffernmäßig und in absoluten Maßbenennungen faßbaren energetischen Wert dar; das Ziel aller echten physiologischen Untersuchung ist, diesen Wert durch alle seine Zerteilungen und Zerstückelungen hindurch doch als quantitativ unverändert zu erweisen — zu zeigen, daß er bleibt. Wo er bleibt, ergibt sich dabei ja auch, es bedeutet aber eine neue Fragestellung. Eine Fragestellung, die physiologisch gewendet werden kann: wenn etwa der Zuckeranteil, der in die Konstituierung von Betaoxybuttersäure eingeht, nunmehr isoliert und in Rechnungen eingeführt wird, die sich mit der Säureproduktion im Stoffwechsel befassen; eine Fragestellung aber auch mit biologischen Perspektiven, wenn nämlich nun alle Anteile, die den Organismus exkret verlassen, aus der forschenden Betrachtung ausscheiden, und lediglich das Verhältnis der im Stoffwechsel verbleibenden Anteile zueinander Objekt der Untersuchung wird. Dann tritt auch sofort das pathologische Fragezeichen in seine Geltung: innerhalb welcher Grenzen darf das Maßverhältnis der oxydativen oder reduktiven Einzelfaktoren zueinander sich bewegen, um den ungestörten Fortlauf des ganzen Systems, das der Organismus darstellt, zu garantieren? Wenn freier Zucker im Harn auftritt, so ist es natürlich methodisch unerläßlich, zunächst zu erkunden, woher er stammt; methodisch! sage ich. Ziel der physiologischen Untersuchung ist diese Erkundung nicht, nur eine Hilfskonstruktion. Das Ziel ist immer wieder die Herstellung der Gleichung. Sei es der empirisch chemischen zunächst; sei es einer kalorischen; sei es einer elektrolytischen: überall gilt es, das Geschehen im Organismus als ein Walten ontologischer Naturgesetze zu erweisen. Organische Physik, hieß zu Du Bois-Reymonds und Brückes Zeiten die Physiologie; Chemie des Organismus — da die „organische Chemie“ ja zopfigerweise immer noch als Etikette der Kohlenwasserstoffforschung aufklebt — hätte man später mindestens hinzufügen müssen.

Dann aber hat freilich das Biologische in der Physiologie einen immer breiteren Raum eingenommen, und da es nicht Sache der logischen Durchdringung wissenschaftlicher Untersuchung sein kann, sich gegen reale Tendenzen zu stemmen, und eine ideelle Terminologie zu ertrotzen, die mit der praktisch gültigen keinerlei Fühlung mehr hat: so müssen wir uns darauf beschränken festzustellen, daß die Physiologie von heute eine Mischung von physikalisch-chemischen und biologischen, von ontologischen und genetischen Problemen geworden ist, an logischer Undefinierbarkeit ähnlich der Geographie oder Pharmakologie. Das aber muß trotz alledem gefordert werden, daß die aus praktischer Rücksicht in eine Disziplin zusammengedrängten Problemgruppen nun nicht auch logisch vermengt werden, sondern ihnen immer eine reinliche Scheidung gewahrt bleibe.

Es ist nun interessant, daß die Gesamtstellung der Pathologie, im Gegensatz zu der praktischen Hemmung der pathologischen Einzelprobleme, gerade darum theoretisch die klarere geblieben ist, weil sie am meisten und unmittelbarsten von praktischen Momenten bestimmt wurde. Denn das praktische Interesse heftet sich selbstverständlich ans System, ans Gebilde und seine Abwandlung, und benützt alle Faktoren, die sich außerhalb der Systemgrenzen begeben, nur als Indikatoren für das, was im System selber an Anteilverschiebungen sich abspielt. Schon eingangs dieses Kapitels aber stellten wir Schmerz und Lebensbedrohtheit, beides im weitesten Verstande, als die historisch frühesten, und auch heute noch in der Wertung ersten Kriterien des Krankhaften fest. Vom Schmerz, das heißt allen Äußerungen subjektiven Unbehagens überhaupt, sehen wir folgerichtig seit dem Augenblicke ab, wo die Pflanzenpathologie entstand. So bleibt die Lebensbedrohtheit, und an ihre Stelle dürfen wir heute getrost die Verrichtungsstörung setzen, da wir mittlerweile gelernt haben, daß der Tod selber nur der höchste erreichbare Grad der Verrichtungsstörung ist. Dieser Verrichtungsstörung Kriterien mußten, wo sie nicht durch subjektives Störungsgefühl und seinen Ausdruck oder seine Mitteilung gegeben waren, vom Tode aus rückwärts in mühseliger Tatsachensammlung erschlossen werden; man lernte nach und nach die Frühsymptome bemerken, wo man vorher durchs Sterben überrascht worden war. Die Pflanzenpathologie legt das typische Zeugnis für diesen

Entwicklungsgang ab. Alle Verrichtungsstörung aber ist Anteileverschiebung innerhalb eines Systems.

Darauf liegt dann für den Pathologen der Ton. Darauf gründet sich der berechtigte Kern des Wortes vom kranken Individuum, mit dem die Pathologie es anstatt mit der Krankheit zu tun habe. Das pathische Phänomen mag noch so isoliert erscheinen, in Wahrheit reichen seine Wirkungen bis an alle Körpergrenzen; die minimalste Fluxion im Gefäßsystem ist nicht ohne Schwankung des gesamten Organismus denkbar. Dem Anscheine nach reichen sie noch weiter; der Diabetiker etwa fügt durch das Aceton seiner Ausatmungsluft der Atmosphäre einen Bestandteil ein, den sie ohne ihn nicht enthalten würde. Doch hier gerade ist der springende Punkt. Den Physiologen interessiert auch dieses Aceton an sich bis auf den kleinsten Bruchteil; denn es gehört in seine Stoffwechselgleichung hinein. Den Pathologen interessiert es nur als Indikator; seine Menge nur, soweit aus ihrem Steigen oder Fallen ein Schluß auf steigende oder fallende Schwere der Erkrankung gezogen werden kann. Wie er als Arzt die Aufgabe hat, das System zu retten vor oxydativer Auflösung, so als theoretischer Pathologe, die Abwandlungen des Systems zu untersuchen, und der Erkundung des Abwandlungsgesetzes zuzustreben.

Diese Erkenntnis der genetischen Aufgabe der Pathologie hat sich nun auf psychopathologischem Gebiete außerordentlich scharf und klar in Gestalt einer bestimmten Richtung des psychiatrischen Denkens emporgerungen; damals nämlich, als das „hirnanatomische und psychologische Hypothesenbein der Irrenheilkunde“, wie Moebius es gelegentlich ironisiert hat, die lokalisatorische Phantastik und die symptomatologische Kurzsichtigkeit durch das klinische Prinzip überwunden wurden. Dieser Sieg, dessen praktische Konsequenzen noch unermessen sind, der aber auch wissenschaftstheoretisch einen Markstein in der Geschichte des pathologischen Forschens darstellt, knüpft sich, vorbereitet durch Kahlbaum und Hecker, in seiner Entscheidung an den Namen Kraepelin.

Es bedarf wohl keiner Hervorhebung, daß auch in der psychiatrischen Untersuchung die analytische — ontologische — und die genetische Betrachtungsweise gleichberechtigt sind. Aber so glänzende Arbeiten wir der ersten gewidmet finden,

so war doch gerade die Erfüllung der praktischen Bedürfnisse der Irrenbehandlung und Irrenbeurteilung mit dem Vorherrschen dieser analysierenden Richtung ins Stocken geraten. Auch hier also erwies sich das praktisch Vorwärtsweisende als das wissenschaftstheoretisch Klärende. Praktisch am meisten nun leistet im besonderen Falle der psychischen Erkrankungen derjenige Standpunkt, der die Voraussage der weiteren Entwicklung am sichersten ermöglicht; der nicht bloß das einzelne Bild zergliedert, möge es auch mit noch so großer Seelenkenntnis geschehen, sondern Entstehung, Entfaltung, Abwicklung und Ausgang der Psychose zunächst einmal deskriptiv kennen zu lernen sucht. Man wende nicht ein, daß diese Wertung auch für die physischen, im Grunde eben für alle Krankheiten Geltung besitze. Denn das trifft nicht zu; für viele Erkrankungen des Körpers ist praktisch das Nächstliegende die Abwehr der Todesgefahr, während die besonderen sozialen und rechtlichen Folgen der Psychose viel weniger das momentane Handeln, als die ruhige Vorherbestimmung der Zukunft beanspruchen. Da nun diese Fähigkeit nur erworben werden konnte, wenn eine umfassende klinische Erfahrung gesammelt wurde, der vor allem auch die katamnestischen Daten nicht fehlten, so hat mit gutem Recht jene auf die Persönlichkeit Kraepelins zugespitzte Richtung in der neueren Psychiatrie gegenüber lokalisatorischer Hypothetik und psychologischer Zustandsanalyse sich selber als das klinische Prinzip bezeichnet. Wissenschaftstheoretisch glaube ich dann als Erster darauf hingewiesen zu haben, daß diese Forschungsweise die Einführung des genetischen Gedankens in die Psychopathologie sei.

In unsern Betrachtungen über das Verhältnis der Historie zur Genese begriffen wir das seelische Geschehen als eine Abfolge von Qualitätensystemen unter Einwirkung des Prinzips der schöpferischen Synthese. Diese Abfolge kann aber, ganz wie beim physischen Geschehen, nur als Anteilverschiebung im System aufgefaßt werden, bei der neben der schöpferischen Synthese deren korrelatives Prinzip, das Erlöschen psychischer Qualitäten, eine bestimmende Rolle spielt. Dies zur Rekapitulation! Und nun sehen wir uns vor der Frage: wo beginnt in dieser Abfolge die Störung?

Das Problem der Individualität scheint uns den Weg zu vertreten; wird es doch nicht selten als etwas fürs Psychische

spezifisch Charakteristisches in Anspruch genommen! und doch enthüllt es sich eindringlicher Untersuchung wiederum nur als ein genetisches Produkt. Es bedeutet den Spielraum, innerhalb dessen die Anteile der Systeme — physischer oder psychischer — sich bewegen dürfen, ohne die Grenzen des Typischen zu verlassen, und ohne das Pathologische zu erreichen. Wollen wir nun an genetische Gesetze überhaupt glauben, so müssen wir eine Gleichheit in den Anteileverschiebungen postulieren; wir müssen voraussetzen, daß etwa das Genie so gut unterm Wirken der sukzessiven Gefühlskontraste stehe, wie der Durchschnittsmensch. Man wendet ein: gewiß; aber nicht darin liegt das Persönliche, sondern in dem, was beide unterscheidet. Ohne Zweifel. Auch die Individualität der Erde gegenüber dem Merkur liegt nicht in ihrer Revolution oder Rotation, sondern in dem, was beide unterscheidet, und die Individualität des Löwen gegenüber der Pardelkatze nicht minder. Trotzdem zweifelt niemand, der den Entwicklungstandpunkt überhaupt einzunehmen vermag, daß die Aufgabe der Wissenschaft nimmer darin liegen kann, dies Trennende festzulegen, sondern es nach Möglichkeit zunächst einmal begrifflich, das heißt doch eben nicht individuell, sondern generell, typisch zu erfassen. Da wir damit erst vier Jahrzehnte beschäftigt sind, so darf es nicht gerade Wunder nehmen, wenn die Sache noch nicht weit gediehen ist, zumal der Wahn von der unbegrenzten Sachverständigkeit des gesunden Menschenverstandes uns mindestens die Hälfte der Zeit mit sterilen Einmischungen Unberufener gestohlen hat. Und man denke vielleicht einmal daran, daß die Kalküle der Königin Astronomie nicht stimmen, sobald eine Individualkatastrophe, ein erlöschender Stern oder ein nicht wiederkehrender Komet, sie kreuzt, und daß jede Brücke einfallen würde, die man nach den Rechnungen der theoretischen Mechanik baute. Das Singuläre liegt zunächst außerhalb der Wissenschaft, und deren Streben kann nur sein, alles das in ihren Kreis zu ziehen, was nicht singulär ist, sondern nur scheint. Eine asymptotische Annäherung vielleicht! doch das sind Probleme, die von der geraden Straße unseres Gegenstandes sich entfernen.

Soviel nur über das Individuelle! Wie aber bestimmen wir das Maß — fürs physische Geschehen — oder die Art —

fürs psychische Geschehen — der Anteileverschiebung, wo das Pathologische gegeben ist? Die praktische Bestimmung mag wiederum der logischen als Wegweiser dienen.

Die Todesgefahr erwähnten wir schon mehrfach als das Kriterium, das eine bedeutsame Rolle in der Sonderung des Physiopathologischen gespielt habe, und wo immer man stutzig werden konnte, ob Mitteilung, ja sogar ob Ausdrucksbewegung wahrhaft der Ausdruck subjektiven Erkrankungsgefühles sei, dort erreichten die Zeichen, die man als Frühsymptome des Sterbens in Erfahrung gebracht hatte, eine Kardinalbedeutung fürs pathologische Urteilen. Eine prinzipielle Abkehr von dieser Art Pathologie hat erst die pathologische Anatomie ermöglicht; anfangs natürlich durch ihre Technik, die Sektion, ebenfalls auf das Gestorbene angewiesen, hat sie von da aus an der Hand der von ihr gefundenen Veränderungen, und im Bündnisse mit der Chirurgie — der eine ganz eminente Stelle im Fortschritt der theoretischen pathologischen Erkenntnis zukommt — sowie mit der experimentellen Pathologie uns eine begrifflich aufgebaute, systematischer Fortbildung fähige Lehre vom Krankhaften geschaffen. Immer aber, das ist festzuhalten, war der Tod sozusagen der Spiritus rector in der Erforschung des Pathos. Ursprünglich der Tod des Vollsystems; der Fortschritt der ärztlichen Kunst besteht dann wesentlich darin, das Sterben auf immer engere Systemanteilgruppen einzudämmen, durch genauestes Studium der Regulierung von Anteilverschiebungen Wege zu finden, auf denen ein Teil der Maschine ausgeschaltet werden könnte, ohne daß das Ganze zum Stillstand gebracht würde. Die äußersten Grenzen der Entbehrlichkeit von Systemteilen aufzudecken, das ist die theoretische Leistung der chirurgischen Therapie, in der man so fälschlich immer nur die brutale Praxis zu erblicken pflegt. Vielleicht winkt es dem künftigen Historiker der Pathologie einmal als interessanteste Aufgabe, die Unsumme pathologischer Erkenntnis zu zeichnen, die uns durch die chirurgischen Bemühungen geschenkt worden ist.

Aus alledem ist es ersichtlich, daß Krankheit, und mag sie zeitlich auf einen Moment zusammengedrängt sein, einen streng genetischen Begriffscharakter trägt. Im Grunde ist das auch die immer wiederholte Lehre, die uns der vitalistische

Streit gibt — wir mögen zu ihm sonst stehen, wie wir wollen. Daß im lebenden Organismus die nämlichen „Naturgesetze“ wirken wie in der Summe aller ihn aufbauenden Bestandteile, daran rüttelt auch der Vitalist nicht. Was ihm aus diesen Naturgesetzen nicht begreiflich scheint, ist die besondere Darstellungsform, die Systembildung, unter der sie im Lebendigen sich finden, und für die er ein Prinzip sucht, das außerhalb jener ontologischen Gesetze steht. Ich halte das für irrig, soweit es ein vitalistisches Suchen ist; denn nicht Totes und Lebendes, sondern Sein und Entwicklung ist der letzte logisch faßbare Gegensatz. Doch hier gilt es keine Kritik des Vitalismus. Richtig ist an dessen Zweifeln jedenfalls der: können die „Naturgesetze“ auch die Entwicklungsgesetze sein? Sie können es nicht! Und auch Krankheit ist kein Seinsbegriff, sondern ein genetischer. Im Sein herrscht die Gleichung, und darum gibt es im Sein keine Störung und keine Zerstörung. Die beiden vermögen nur die systematischen Erscheinungsweisen des Seins, das Dasein, heimzusuchen. Krankheit ist ein Glied dieses Daseins, eine Linie in der Genese des Lebendigen. Die Linie, die zur oxydativen Aufhebung der Lebensmerkmale führt, greifen nicht andere Tendenzen hemmend ein. Das logische Kriterium des physischen Erkrankens ist das Abbiegen der Entwicklung des Lebendigen in eine Linie, die früher oder später beim Tode endet.

Das Hauptzeichen des Lebendigen aber ist die Erhaltung der Art, die Fortpflanzung. In ihr besteht auch der spezifische Eigenwert des physischen Lebens. Ein Lebendiges, das sich nicht fortpflanzt, hat gegenüber dem Unbelebten keinen besonderen Wert mehr, auch wo es etwa durch Menschen künstlich erhalten wird. Die veredelte Rose steht durch nichts über dem Smaragden; im Gegenteil, sie steht unter ihm durch ihr individuelles Sterben. Leben ist in der Natur allein bedingt durch Fortpflanzung. Und überall begegnen wir dieser Naturerscheinung: wo die Aufgabe der Fortpflanzung gelöst ist, zeigen sich Erscheinungen, die mehr oder minder ausgeprägten Erkrankungscharakter tragen. Wir nennen sie Rückbildungssymptome. Sie enden mit dem Tode. Die belebte Natur duldet eben kein individuelles Leben, das von der Aufgabe der Fortpflanzung gänzlich losgelöst erschiene.

Wir wollen uns nun nicht in Spekulationen darüber verlieren, wie weit die Krankheit ihrerseits als eine Wirkung von Fortpflanzungstendenzen aufgefaßt werden könne; nur andeuten möchte ich die Nähe dieses Gedankens, die in dem Augenblick greifbar werden würde, in dem es glückte, alle Erkrankungen in die Zweigliederung der parasitären oder der degenerativen Entstehung einzuordnen. Davon aber ist die Pathologie noch weit entfernt, und es kann das Recht zu phantasieren nicht bis zum Schwelgen in allerlei Denkmöglichkeiten ausgedehnt werden. Denknützlichkeiten vielmehr sind es, nach denen vornehmlich auch die Pathologie regere Umschau halten sollte, als sie es heute für gut zu erachten scheint; in deren Grenzen sie sich dann aber auch halten möge.

Man kann also diese Zusammenfassung versuchen: individuelles physisches Leben sei eine Abfolge von Systemen, deren Gesetzmäßigkeit in ontogenetischen Regeln formuliert werden könne. Diese Abfolge führe über den Höhepunkt der Fortpflanzung und den absteigenden Ast der Rückbildung schließlich zum individuellen Tode. Krankheit, physisch genommen, sei jede Abbiegung dieser Entwicklung auf den Tod zu, die nicht mit der natürlichen Rückbildung sich decke. Dabei ist es dann unerheblich, ob der Tod in der Wirklichkeit erreicht wird oder nicht: die Pfeilrichtung genügt logisch.

Nicht so jedoch, wie die physische, vermag die psychische Erkrankung an den logischen Ausgangspunkt, weil praktischen Endpunkt des Todes, geknüpft zu werden. Es wäre absurd, zu behaupten, schon historisch sei die Psychose von der Möglichkeit an ihr zu sterben her betrachtet und untersucht worden. Und auch heute ist dieser Gesichtspunkt weder das Kriterium der allgemeinsten Abgrenzung noch der Anlaß zu tätigem ärztlichen Eingreifen. Vielmehr war bis ins verflossene Jahrhundert hinein die Psychopathologie Priesterdomäne, und die Psychiatrie Regierungsangelegenheit, mochte nun die Kirche oder der Staat regieren. Heute zwar ist jene an die Ärzte übergegangen, aber der Zusammenhang aller Irrenbehandlung mit den staatlichen Organen ist nicht gebrochen, sondern nach mancher Richtung hin in der Ausdehnung begriffen. Und wenn wir gleich das stolze Wort: Psychosen seien Gehirnerkrankungen, im Sinne des

funktionalen Zusammenhanges zwischen physischem und psychischem Geschehen billigen können, so ist der Abgrenzung des psychisch Kranken vom psychisch Gesunden damit nicht geholfen: praktisch nicht, weil wir in das kranke Gehirn vorläufig und wohl noch auf einige Zeit hinaus keinen unmittelbaren Einblick tun können, theoretisch aber ebensowenig, weil jene Abgrenzung schließlich auf ein Vergleichen hinausläuft, das sich natürlich innerhalb des Psychischen bewegen muß, weil ja Psychisches mit Physischem nicht verglichen, keines am andern gemessen werden kann. Praktisch wie theoretisch finden wir vielmehr den einzig brauchbaren und einzig denkbaren Maßstab fürs Psychopathische in dessen sozialpsychischen Wirkungen.

Denn der letzte Wert alles Psychischen besteht überhaupt darin, das es Sozialpsychisches wird. Diese Erkenntnis ist dem individuellen Unsterblichkeitsglauben und seinen Gegnern gemeinsam. Jener, in welcher Religion immer wir ihn finden, sucht die dauernde Gemeinschaft, die der Seele harrt, nicht im Leben, sondern jenseits des Todes. Daß es aber eine Gemeinschaft sei, hat keine Religion stärker betont, als das Christentum mit seinem „Reich Gottes", seinen unter verschiedenen historischen Bedingungen entstandenen Begriffen der „Gemeinde", der „Kirche", der „Gemeinschaft der Heiligen" und anderer, sowie ihrer irdischen, organisatorischen Realisationen. Und andererseits: im Nirwana-Nihilismus Buddhas, im negieren des Lebenswillens bei Schopenhauer, in Fichtes radikalem Phänomenalismus — in ihnen allen steckt bei der schärfsten theoretischen Konsequenz nicht soviel praktische Fruchtbarkeit, daß sie nicht schließlich umbiegen und den Wert individuellen Lebens, auch wo er gleichsam nur als ein trübseliger Notwert betrachtet wird, in Betätigungen oder nur Selbsterlebnisse verlegen müßten, die ohne Gemeinschaft nicht erdacht werden können. Positiv wiederum, in optimistischer Färbung, lehren die mannigfachen Theorieen der „sozialen Unsterblichkeit" die letzterdings bestimmende Rolle der Gemeinschaft für die Bewertung des Psychischen.

So oder so, es muß ja so sein. Denn es gibt keine psychische Fortpflanzung im Sinne der physischen. Daran ändert auch der Begriff der Vererbung nichts. Gewisse Anlagen

scheinen vererbbar zu sein — vornehmlich die Disposition zu bestimmten Abwandlungen des Gefühlslebens, das „Temperament“, aber auch, wenngleich seltener, intellektuelle Potenzen, etwa malerische, musikalische, mathematische, pädagogische Begabung. Immerhin ist schon hierbei die größte Vorsicht in der Anerkennung der Erbschaft geboten: denn man darf den ungeheuren Einfluß nicht unterschätzen, den das Aufwachsen in einem Milieu ausübt, dessen Mittelpunkt der malende, kalkulierende, musizierende Vater ist. Wie dem aber auch sei, für alle diese Anlagen gilt, daß sie wesentlich reaktive Dispositionen, nicht produktive darstellen. Lessing zwar hat das Beispiel von dem armelosen Rafael, der dennoch ein großer Maler geworden sein würde, unsterblich gemacht, und das ist ja zweifellos, daß die Verkümmerung des technischen Organs an sich mit dem Bestehen oder Nichtbestehen der seelischen Anlage nichts zu tun hat. Ein Blindgeborener aber wird sicherlich kein großer Maler, auch wenn in seinem Gehirn die Voraussetzungen dafür gegeben wären. Wo die Anlage fehlt, dort gibt es natürlich keinen Meister; aber wo die Anlage da ist, und die notwendigen Eindrücke nicht an sie herankönnen, dort gibt es auch keinen. In jenem Falle ist das beste Ende noch ein technischer Routinier, und in diesem ein verpfuschtes Talent. Aber an das spezifische Können, um das es sich handelt: an Malen, Musik, Kalkül — reicht der Routinier immer noch faktisch näher heran, als die verpfuschte Begabung. Die Entwicklung des fraglichen „Faches“ verdankt jenem oft bedeutende Anstöße, dieser gar nichts.

Denn, das ist der Kern aller dieser Erfahrungen, das Psychische empfängt seinen Wert dadurch, daß es da, und nicht schon dadurch, daß es möglich ist. Seine Wirksamkeit erwächst aus seiner Wirklichkeit. Und dieser Wirklichkeit steht nur ein Fortpflanzungsweg offen: die Mitteilung. Es ist natürlich ganz unerheblich, wodurch die Mitteilung stattfindet, ob durch die Sprache, durch Farben, durch Töne, durch vorbildliches Leben. Die einen predigen, und andere wirken durch die Propaganda der Tat, zu der im weitesten Verstande auch das Martyrium gehört. Alle aber teilen mit, und sammeln dadurch eine Gemeinde, wenn auch eine noch so stille und unsichtbare. So ist alles psychische Wirken von vornherein

sozialpsychisch. Auch ein Sonderling, der ein einsames Eiland aufsucht, und sich zeitlebens isoliert, keine Mitteilung mehr empfängt, zehrt nur von einem sozialpsychischen Kapital: von seiner Vergangenheit, letzterdings von seiner Erziehung, diesem für die Abwicklung unsers Lebens so entscheidenden Mitteilungsapparat.

Damit aber wird alles Psychische in seiner Bewertung sozialpsychologischen Kriterien unterstellt. Der psychophysische Konnex als Voraussetzung psychischen Wirkens gilt ja nur für das sogenannte Ich, das Selbstbewußtsein. Das endet mit dem Tode des Körpers. Aber es ist, was auch aus seiner Genese heraus begreiflich wird, so eng an das Funktionieren des physischen Organismus gebunden, daß sogar Veränderungen dieses Organismus, die nicht zum Tode führen, das Selbstbewußtsein aufheben: der Schlaf, verschiedene Formen von Dämmerzuständen, die Narkose. Wir wissen, daß damit das Psychische noch nicht erloschen zu sein braucht; ja wir wissen, daß gewisse abergläubische Anschauungen dem nicht mehr durchs Selbstbewußtsein zusammengehaltenen Psychischen einen nach bestimmten Richtungen hin höheren Wert beilegten, von dem Orakelkult des Altertums bis zum spiritistischen Tranceglauben der Gegenwart. Aber mag man im Gegensatz zu jeglicher okkultistischen Neigung das Selbstbewußtsein als die jeweilige Voraussetzung eines psychischen Erlebnisses ansprechen: hier ist doch das Wörtchen „jeweilig“ die Hauptsache, das da besagt, daß die Grenzen der physischen Persönlichkeit nicht die Grenzen eines psychischen Inhalts sind, der vielmehr von einem Ich in hundert andere übergehen kann — durch Mitteilung. Und vom Tode eines psychischen Inhaltes könnte erst dann geredet werden, wenn die letzte Erinnerung an diesen Inhalt im letzten Selbstbewußtsein, das ihn noch aufnahm, erloschen wäre. Es ist etwa das, was wir unter dem Verschwinden geistiger Werte zu begreifen pflegen.

Damit gehört also jeder psychische Inhalt zwei größeren Komplexen an: einmal dem Selbstbewußtsein, das an die physische Persönlichkeit gebunden ist, und dann der Gesamtheit der psychischen Erlebnisse, die ein sozialpsychisches Gemeingut bilden. Ich hätte nach dieser Klärung meinen Beweis zu führen, daß letzterdings nur von der

zweiten, der sozialpsychischen Beziehung her die Kriterien des Psychopathischen, der krankhaften Seelenveränderung entlehnt werden können.

Ich vermöchte sogleich ein sehr populäres Urteil für mich ins Feld zu führen: die Begriffe des Verrückten, des Närrischen, des Blödsinns, wie der Durchschnittsmensch, der Eigentümer des „gesunden Menschenverstandes“, sie anwendet. Bekanntlich gelten der Mehrzahl der Menschen alle neuen und außergewöhnlichen Gedanken oder Forderungen als verrückt. Außergewöhnlich — das besagt alles. Das Gewöhnliche, das, was die meisten gemeinsam empfinden, wünschen, tun, ist der Maßstab. Auch das Talent ist nur geduldet, sofern es dieses Gewöhnliche in besonders gefälliger Form kultiviert, also als strebsamer Schüler, als glänzender Examinandus, als hinreißender Redner, als glatter Erzähler: anders gesagt, als Formaltalent. Die Großen ihrerseits quittieren diese Bewertung mit gleicher Münze: ihnen sind die Massen beschränkt, schwachsinnig, stupide. Selbst die Taxierung geringerer psychischer Differenzen bedient sich mit Vorliebe psychiatrischer Ausdrücke: wer einen Gedanken, der dem andern nicht ganz begreiflich ist, zähe verfolgt, hat eine fixe Idee, und dem Phlegmatiker kommen lebhaftere Mitmenschen nervös vor. Die Abweichung vom Durchschnitt ist für die meisten ein Zeichen von Abnormität. Selbst Goethe fand soviel „Narren“ in der Welt, daß er es als Vorwand nahm, keine Irrenanstalt betreten zu müssen. Aber freilich, die Pathologie verlangt andere Kriterien für ihre Diagnostik.

Nun beobachten wir in der modernen Psychopathologie eine sehr interessante Tendenz: das Streben nämlich, die Kenntnis der körperlichen Zeichen einer Geisteskrankheit zu vermehren, und die Beurteilung der Störung namentlich auch im Hinblick auf den Ausgang an diese körperlichen Symptome anzulehnen. Die Dementia paralytica, bei der man sich früher mit der unfruchtbaren Abgrenzung verschiedener Formen nach psychologischen Gesichtspunkten abquälte, ist das klassische Paradigma für jene Tendenz. Weitere Belege finden wir in der stetigen Kontrolle des Körpergewichts, in den allerdings noch sehr fragmentarischen Ansätzen zu Beobachtungen experimenteller Art — am Ergographen, an der Schreibwage — und endlich in den Wandlungen der Therapie, die auf alle

positiven psychischen Mittel, wie Zureden, Beeinflussung, Suggestion, mehr und mehr verzichtet, um auf Ernährung, Bettruhe und Bäder sich zurückzuziehen. Man könnte sich eine Vervollkommnung dieser Methodik vorstellen, bei der jede Beachtung des psychischen Zustandes überflüssig geworden wäre, und in der physiodiagnostischen Tendenz liegt ja tatsächlich die Ansicht eingeschlossen, daß der Psychiater letzterdings die Gehirnkrankheit festzustellen, zu beurteilen und zu behandeln, den Seelenzustand aber lediglich als eine Symptomengruppe zu betrachten habe, die mangels körperlicher Anhaltspunkte wichtige Rückschlüsse auf den Gehirnzustand gestattet.

Unberührt von dieser Praxis der Irrenheilkunde bleibt natürlich das Interesse des Psychopathologen am Bilde einer geistigen Störung, und an dessen Abgrenzung gegen das geistig Gesunde. Um diese letzte Aufgabe zu lösen, bedarf der Forscher ohne Zweifel einer Norm, eines Maßstabes, der das Gesunde verkörpert, und an dem das Pathologische gemessen werden kann. Nur die Kenntnis der Normalpsyche gestattet uns einen Schluß auf das Vorliegen seelischer Erkrankung.

Aber die Normalpsyche! Der geistige Kanon, wie Moebius ihn fordert! Er hängt an tausend sozialen Fäden. Nehmen wir nur ein Beispiel. Das psychiatrische Lehrbuch zählt unter den Zügen des Epileptikers gewöhnlich auch Frömmigkeit und Umständlichkeit auf. Man sieht sofort: das sind keine Geistesstörungen. Und am Eingange zum Kapitel Epilepsie lesen wir denn auch bei Kraepelin, daß Hysterie und Epilepsie abweichende Reaktionsweisen auf die Eindrücke, die von außen kommen, darstellen, nicht aber an sich als Geisteskrankheiten aufgefaßt werden können. Die Epilepsie enthüllt sich dann durch ihre motorischen Erscheinungen als Gehirnerkrankung; trotzdem meint Kraepelin, oft sei ihm die richtige Diagnose schon nach einer kurzen Unterhaltung mit dem Patienten klar gewesen, ohne daß er nach den pathognostischen Erscheinungen gefragt hätte — rein aus dem geistigen Habitus. Gewiß: im Sprechzimmer. Aber wenn ich im Coupé, in einem fremden Salon mit demselben Manne ins Gespräch komme — stelle ich dann auch die Diagnose? Schwerlich doch! Seine auffallenden Eigenschaften werde ich vielmehr zunächst sozialpsychologisch zu verstehen suchen; etwa: der Mann

scheint ein frommer Katholik zu sein; er stammt wohl auch aus kleinen Verhältnissen, seine breite, umständliche Art zu erzählen, weist darauf hin; sein Interessenkreis ist recht eng — das kann an seinem Berufe liegen, oder an seiner Erziehung, oder an seiner Frau. Ein anderer Fall: ein Manischer, der mit ewig lachender Miene Witz um Witz zum besten gibt, sich der äußersten Ausgelassenheit überläßt und vor Zweideutigkeiten nicht zurückschreckt. Der Psychiater wird, wenn Alkoholwirkung ausgeschlossen ist, vielleicht Verdacht schöpfen; aber es gibt mancherlei Berufsklassen, in denen diese Art sich zu geben gezüchtet wird: Geschäftsreisende etwa. Ist der Mann dagegen ein Gelehrter, so wäre die Diagnose beinahe fertig. Aber nun kommt ein entscheidender Schritt: in dem Augenblicke, wo unser Epileptiker vor aller Augen das Tafelsilber in seine Tasche verschwinden läßt, wo unser Manischer seiner Nachbarin die Genitalien zeigt — in dem Augenblicke ist am Bestehen der Psychose nicht mehr zu rütteln.

Warum denn? Im Grunde sind ja auch das Dinge, die sozialen Wertungen unterliegen. Aber in unserer Kultur stehen sie außerhalb aller Lizenz. Sie lassen sich bei einem Menschen, der von Anbeginn seines Lebens an die Eindrücke dieser Kultur in sich aufgenommen und sein Handeln dementsprechend gestaltet hat, *nicht mehr motivieren*. Für eine Ohrfeige, die einer im Salon austeilt, sind Motive denkbar. Aber wer im Salon stiehlt oder Schamlosigkeiten begeht, der ist — *unzurechnungsfähig*. Und darauf wollte ich hinaus: denn Zurechnungsfähigkeit ist, nach *Franz* v. *Liszt*, bestimmt durch das Handeln nach Motiven.

Motive sind aber eben nicht rein subjektive Erlebnisse. Subjektiv kann auch der Lustmörder seine Tat motivieren. *Nur erkennt die Gemeinschaft diese Motivierung nicht an; besser noch: sie duldet sie nicht.* Sie betrachtet den, der nach solchen Motiven handelt, als einen Verbrecher oder als einen Irrsinnigen; besser noch: sie behandelt ihn als das. Hier soll nicht untersucht werden, wie dieses Kriterium, das duldbare Motiv, im Laufe der Zeiten und je nach sozialen Gruppen sich wandelt. Genug, *daß* es sich wandelt.

Aber man wird den Einwand erheben, daß ich die Begriffe der Geistesstörung und des Verbrechens durcheinander

menge. Ich könnte, um dem zu begegnen, auf die moderne kriminalistische Schule hinweisen uud feststellen, daß niemals die Verwandtschaft jener beiden Begriffe als so eng, ihre Abgrenzung gegeneinander als so schwierig erfunden worden ist, wie in unsern Tagen. Doch ich will mich nicht auf das bequeme Feld der fließenden Grenzen zurückziehen; vielmehr erkenne ich an, daß in einer Reihe von Fällen der Verbrecher vom Katatoniker sich auf den ersten Blick durch Merkmale unterscheidet, die uns als grundsätzliche, nicht als zufällige erscheinen. Festgehalten sei dabei nur dies, daß es sich dabei lediglich um psychische Merkmale handeln darf. Das Gesamtbild muß aus dem Spiele bleiben; es darf uns nicht etwa durch Speichelfluß und kataleptische Nackenstarre eine Diagnose verraten werden, deren ausschließlich psychologische Kriterien wir hier ermitteln wollen. Die aber zeigen sich uns immer wieder als psychische oder psychophysische Verknüpfungen außergewöhnlicher Art, als „unmotiviertes Benehmen". Und es gibt keine Täuschung darüber, daß diese objektive Motiviertheit, von der wir bei der Beurteilung des Mitmenschen jeweils ausgehen, durchaus sozialpsychologisch bedingt ist. Die Grenze zum Fremdartigen, zum Sonderbaren, zum Ungewöhnlichen bleibt fließend.

Wirklich auch auf der Höhe einer Psychose? Oder sind nicht schon Hallucinationen, Gedächtnisfälschungen, Zerfall des Selbstbewußtseins Phänomene, die als Kriterien geistiger Störung durch nichts übertroffen werden können?

Sicherlich. Nur daß wir die Hälfte aller Geisteskrankheiten zur Seite schieben müßten, wollten wir auf diese Erscheinungen warten. Der Laie freilich, und mit ihm eine Richtung in der Irrenheilkunde, legt auf Sinnestäuschungen und Wahnideen den Hauptton, und der intellektualistische Psycholog ist ganz folgerichtig der Meinung, daß er in diesen Symptomen die Elementarphänomene der geistigen Erkrankung erreicht habe. Das Besondere dieses intellektualistischen Irrtums soll uns hier nicht kümmern; irrtümlich bleibt aber in einer solchen Annahme auch noch die allgemeinere Voraussetzung, daß im Vordringen zu den Elementen die Abgrenzung der Geisteskrankheit vom Gesunden verbürgt liege.

Wäre es so: niemand könnte darüber größere Freude empfinden, als wir, die wir uns zu den Prinzipien Kraepelins

bekennen. Denn dann wäre die Heidelberger Schule mit ihren experimentellen Untersuchungen zur Psychopathologie der Möglichkeit einer exakten Grenzlegung zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit jedenfalls am nächsten gekommen. Allein die experimentelle Elementaranalyse, so überlegen sie auch methodisch allen analytischen Versuchen ist, die mit Selbstbeobachtung und Analogisierung sich begnügen, bringt uns dem besonderen Ziel, das wir hier anstreben, nicht näher. Wenn ich nachweise, daß jemand eine um 5 Prozent kürzere sensorielle Reaktionszeit hat, als der Durchschnitt aller bisher Untersuchten; oder einen um 10 Prozent höheren Anteil von Klangassoziationen in seinen assoziativen Verknüpfungen; oder eine um $^1/_3$ herabgesetzte Fähigkeit der Auffassung instantan erscheinender Silbengruppen; oder eine aufs Doppelte gesteigerte Höhe der Pulswelle bei lustvoller Geschmacksempfindung: wenn ich alles das weiß, so weiß ich genau soviel, als mich auf physiologischem Gebiete der Nachweis einer Hyperacidität im Magensafte, einer um Tausend vermehrten Leukocytenzahl im Blute, eines Zuckergehaltes im Harne lehrt. Ich weiß, daß Abweichungen vom Gewöhnlichen vorliegen. Wieweit aber diese Abweichungen Zeichen einer Krankheit sind, dazu bedarf ich auf physiologischer Seite erst jener Maßstäbe, von denen früher die Rede war, und das kann ich als Psychologe ebenso nur regressiv aus den Erfahrungen ableiten, die mir die sozialen Kriterien geschaffen haben. Wenn jene veränderte Reaktionszeit, Assoziationsweise, Auffassungsfähigkeit usw. sich mir als die elementaren Begleiterscheinungen eines sozial auffälligen Handelns zeigen, dann kann ich sie nach gründlicher und vorsichtiger Prüfung an Hunderten von Fällen auch als kausale Elemente eben dieses Handelns betrachten. Wenn aber dieser Anhaltspunkt fehlt, wenn der Mensch, der so reagiert, auffaßt, assoziiert, von normaler Berufsfreudigkeit, Arbeitskraft, familiärer und öffentlicher Gesittung ist, kurzum, wenn er niemandem als abnorm auffällt, auch sich selber nicht — so müßte ich schon alles begriffliche Denken auf den Kopf stellen, um ihm eine Geistesstörung an den Hals zu konstruieren.

Es sind eben doch nicht die Veränderungen der Elementarphänomene, sondern es ist die Verschiebung der psychischen Totalität, der Persönlichkeit, die allein das Kriterium geistiger Erkrankung bildet. Damit ist selbstverständlich nichts gegen

den Wert der experimentellen Psychopathologie gesagt. Genau wie die Physiopathologie durch tausendfältige Erfahrung dazu kam, geringfügige Abweichungen dieser oder jener Reaktion als die Frühsymptome einer nahenden, oder als die Manifestationen einer versteckten Erkrankung kennen und benutzen zu lernen, genau so wird die Psychopathologie ihr Experiment in den Dienst einer möglichst exakten Frühdiagnostik spannen. Neben dieser praktischen Leistung wird sie uns theoretisch den Aufbau der komplizierteren Störung aus der elementaren aufdecken und uns den bündigen Nachweis liefern, warum der Mensch, der so abweichend reagiert und assoziert, nun auch so abweichend handelt — natürlich ohne in den Irrtum der „logischen“ Psychiatrie zu verfallen, die den Weg von der Sinnestäuschung zum Wahn in spitzfindigen logischen Überlegungen des Geisteskranken suchte. Man wird also die höchsten Leistungen von der experimental-analytischen Psychopathologie erhoffen dürfen — und ich selber erhoffe sie ehrlich — ohne sich doch darüber zu täuschen, daß der einzige Maßstab, an dem auch sie ihre Elementarkriterien messen und rächen kann, der soziale Maßstab der normal sich verhaltenden Persönlichkeit ist.

Mit dieser Erkenntnis gewinnen wir zugleich zwei Feststellungen, die für das Wesen der geistigen Erkrankung bedeutsam sind. Einmal enthüllt sich uns auch die Geisteskrankheit als Entwicklungsbegriff. Das ergibt sich aus ihrer Bindung an die Persönlichkeit; denn die ist eben psychische Qualitätensynthese, wie frühere Überlegungen uns gezeigt haben. Die Grundgesetze des psychischen Lebens bleiben unwandelbar innerhalb der Persönlichkeit; die Persönlichkeit selber wandelt sich ebenso unablässig, ist in jedem Moment nur ein Querschnitt einer Abfolge, und in der Abfolge erkennen wir eine Regel: bestimmte Synthesen folgen in bestimmter zeitlicher Ordnung einander — die Persönlichkeit erscheint bestimmt durch ein Entwicklungsgesetz. Dieses Entwicklungsgesetz wird durchbrochen von der geistigen Krankheit. Man kann auch, denke ich, nicht mißverstehen, wenn ich hier von einem Durchbrechen eines Gesetzes rede. Was wir Gesetze nennen, sind ja, und gar in einem so frühen Alter, wie in dem der Psychologie, nur empirische Regeln, die zur vorläufigen Zusammenordnung des Gleichen formuliert wurden. Wie also die physische Krankheit

uns als die Abbiegung der gesetzlichen Entwicklungslinie des Organismus auf den Tod hin deutlich ward, so erkennen wir nun die Geistesstörung als Abbiegung der Entwicklungslinie der Persönlichkeit — in welcher Richtung aber? Auf welches Ziel hin? Das ist die entcheidende Frage, denn die Antwort darauf ist die unterscheidende Antwort gegenüber der Lösung, die sich uns für das Physische ergab.

Auf das Ziel der Ausschaltung bestimmter sozialpsychischer Betätigungsmöglichkeiten hin.

Darin liegt ja zunächst die ungeheure Bedeutung der Geisteskrankheit für das individuelle Leben. Es wäre schließlich unerheblich, ob einer außergewöhnlich viel lachte und in Reimen redete, ob er verbigerierte oder mutazierte, oder ob er ein gegen ihn gerichtetes Komplott zu entschleiern suchte: dies und tausend anderes könnte billig als Privatvergnügen jedem einzelnen überlassen bleiben, wenn es nicht eben an soziale Beziehungen rührte und sie in der folgenschwersten Weise alterierte. Und das gilt für die schwerste katatonische Erregung so gut wie für die leichten Abnormitäten, die auf dem Boden psychopathischer Anlage in Gestalt einzelner Phobien, einer mäßigen Neurasthenie, einer periodischen Verstimmung erwachsen. Schon ist der Ruf nach kolonisatorischer Absonderung der Nervenschwachen erklungen: ist er nicht gleichbedeutend mit der Feststellung, daß diese Abnormen für die ganze reiche Gemeinschaftstätigkeit, die in unsern Städten betrieben wird, im Grunde verloren sind? Der Gesunde fühlt seinen Persönlichkeitswert gegeben in seiner sozialen Leistung, und auch die heteronome Ethik der Kirche kann an der Anerkennung dieses Maßes nicht vorüber. Nicht einmal der Mönchsgedanke vermag sich ihr zu entziehen. Welcher Verlust nun für die Persönlichkeit, wenn sie von der Lebensaufgabe, der sie sich widmen wollte, fortgerissen wird, um an einer andern Stelle „beschäftigt" zu werden. Hier den Schaden möglichst zu verkleinern, den Geisteskranken an einen Platz zu stellen, der auch für ihn selber nicht bloß ein Fortvegetieren, sondern eine Art sozialer Mitbetätigung verbürgt, ist ja das zentrale Problem der modernen Irrenpflege. Hier handelt es sich darum, den neuen Entwicklungsfaden in der veränderten Persönlichkeit zu finden und ihn ins soziale Netz wieder hineinzuknüpfen.

Hier stellt sich uns die Geisteskrankheit als individueller, als ontogenetischer Entwicklungsbegriff dar.

Aber der Defekt, den die Persönlichkeit erleidet, ist zugleich eine Störung des psychischen Gemeinschaftslebens. Denn die Persönlichkeit ist nicht die einzige psychische Qualitätensynthese. Neben ihr steht, was je eine soziale Gruppe etwelcher Ausdehnung und Art zusammenfaßt: wie man es nennen kann, das Programm der Gemeinschaften, das freilich Persönlichkeiten als seine Bekenner voraussetzt, aber doch wieder nicht an die oder jene Persönlichkeit gebunden ist, sondern stets neue in sich einzubeziehen vermag. Das Wort Programm darf uns nicht etwa verleiten, nun ausschließlich an Parteien oder Vereine zu denken; wandeln wir es in das Wort Aufgabe, und es umfaßt die Familie, den Stand, das Volk. Reißt aber die einzelne Geisteskrankheit hier wirklich Lücken in die über den Persönlichkeiten begrifflich objektivierte sozialpsychische Aufgabe?

Ohne Zweifel, und es kann in dieser Bestätigung auch kein Widerspruch zu unsern früheren Ausführungen über das Unhistorische der produktiven Abnormitäten gefunden werden. Denn freilich sind diese Lücken nur die nämlichen, die auch der physische Tod verursacht, sofern er eben das gleichzeitige Ende der seelischen Persönlichkeit notwendig in sich schließt. Darum wird niemand den Tod eine historische Kategorie nennen wollen, weil die sozialpsychische Entwicklung — die „Geschichte“ — vielleicht ganz anders verlaufen wäre, wenn dieser oder jener Mensch länger gelebt hätte. Die Geschichtswissenschaft hat es, als Lehre von den sozialpsychischen Entwicklungen, wie alle Wissenschaft mit der Realität, also auch mit der realen Dauer der individualpsychischen Voraussetzungen sozialpsychischer Entwicklung, die die Persönlichkeiten vorstellen, zu tun: mit dem also, was geworden ist, dadurch daß . . . und nicht mit dem, was hätte werden können, wenn . . . Und soweit Geisteskrankheiten einen produktiven Charakter, Spontaneität in sich tragen, soweit bedeuten sie für die soziale Entwicklung nur Verkürzungen, nur Lücken, und können danach dieser Entwicklung vom wissenschaftlichen, das heißt kausalbegrifflichen Standpunkte aus nicht eingegliedert werden.

Einzig die reaktiven Abnormitäten haben Anspruch auf diese Berücksichtigung. In ihnen erreicht die Krankheit

die letzte Möglichkeit entwicklungsbegrifflicher Bedeutung, und wird historische Kategorie. Und damit scheint sie zugleich, hegelianisch zu reden, ihre eigene Negation zu vollziehen. Denn der reaktiven Abnormität fehlt ja doch gerade, was wir nach so langem Suchen als Kriterium der Geisteskrankheit gefunden hatten: das sozial Außergewöhnliche. Ihr Wesen beruht in ihrer Massenausbreitung, die sich an die Grenzen sozialer Gruppen hält, und in ihrem typischen Zeitcharakter. Höchstens also einer späteren Epoche könnte sie, weil als ungewöhnlich, so als Krankheit erscheinen. Doch diese Wertung wäre zurückzuweisen, denn jede vergangene Zeit ist anders, als die Gegenwart, ist dieser im Grunde unbegreiflich; darin besteht ja eben gerade die Entwicklung, und alle Geschichte würde mit Hilfe retrospektiver Diagnosen in Krankheit verwandelbar sein.

Aber das sind Fragezeichen, denen wir nicht näher rücken dürfen, ohne uns ganz in das Gewirr geisteswissenschaftlicher Diskussionen zu verstricken. So mag es mir erlaubt sein, dogmatisch nur noch an den Schluß dieser logischen Überlegungen zu setzen, was für die reaktive Abnormität mir bestimmend erscheint. Es ist der interessante Ring, der sich in dem Moment schließt, wo wir die historische Begriffsfassung des Pathologischen erreichen: die reaktive Abnormität kann letzterdings durch kein anderes Kriterium pathologisch bestimmt werden, als durch ihre Bindung an individuelle körperliche Krankheit. Was als Reizsamkeit in Millionen psychischen Persönlichkeiten erschien, das befiel als Nervosität ebensoviele einzelne Nervensysteme. Jenes wuchs sich zum charakteristischen sozialpsychischen Zustande eines Zeitalters aus; dieses unterstand dem früher begründeten Streben des Pathologen, seine Diagnose streng auf physische Kriterien zu gründen. Und wer jenes dem Begriff des Pathologischen eingliedern will, muß wissen, daß dieses eine Krankheit ist, und daß beides miteinander sich verbindet. Niemals könnte Reizsamkeit als Erkrankung, Krankheit damit als historische Kategorie angesprochen werden, hätte nicht Reizsamkeit an Nervosität, die historische Kategorie an die biologische sich gekettet erwiesen. Und das gilt auch für andere Möglichkeiten, als für diesen, eben nur am besten studierten Fall. Wo immer historische Erscheinungen (Historie im Sinne sozialpsychischer Entwicklung verstanden)

an körperliche Krankheit sich binden, dort spreche ich von reaktiver Abnormität, oder, mit einem andern, modischen Worte: von sozialpathologischen Phänomenen.

Wieweit diese Ansicht möglich, wieweit sie fruchtbar ist: das soll weiterhin am Problem der Hysterie praktisch sich erproben. Denn mindestens die Frage, ob die Hysterie als reaktive Abnormität gedacht werden könne, wird sich bei dem genetischen Teile unserer Aufgabe nicht aus dem Wege schieben lassen. Und dann wird das psychopathologische Problem um so einfacher sich darstellen, je gründlicher es durch die eingehende Diskussion des logischen Problems hier vorbereitet wurde.

Zweiter Teil.

Analyse der Hysterie.

Dogmatik.

4. Aus den Zuständen der Zerstreutheit, der Demotivation, der Bewußtseinsleere ist eine Begriffsbestimmung der Suggestion nicht zu gewinnen. Eine solche muß von dem Verhältnis des Suggestiven zur psychischen Kausalität ausgehen; sie bestimmt dann die Suggestion als einen Erfolg von kompletter Sinnlosigkeit oder Maßlosigkeit.

5. Die hysterische Bewegungsstörung umfaßt Bewegungskomplexe, die in sprachlichen Begriffen festgelegt sind.

6. Die hysterische Hyp- und Anästhesie ist als apperzeptive Empfindungsschwächung zu verstehen. Hyper- und Parästhesieen sind z. T. rein physisch verursacht, z. T. Suggestiverscheinungen, die im normalen Leben ihre Analoga haben; ihre Stärke und Dauer bei Hysterischen ist Teilproblem der gesteigerten Suggestibilität.

7. Der hysterische Intellekt verdankt seine Eigenart der phantastischen Apperzeption.

8. Der hysterische Wille ist der analytischen Erforschung verriegelt durch die psychophysische Maßstörung der Hysterie, die in einer intensiven, extensiven und qualitativen Disproportionalität der Ausdrucksphänomene zu den Gefühlserlebnissen besteht. An diesem Punkte sieht sich der Erkenntnisdrang von der Analyse zur Genese hingewiesen.

Viertes Kapitel.

Suggestion und psychische Kausalität.

1. Ausgangspunkt einer Analyse der Hysterie.

Nicht im psychologischen Sinne, sondern als Objekt der Klinik betrachtet stellt die Hysterie sich uns als Erscheinungskomplex dar. Psychologisch würde man sie einen Haufen von Komplexen nennen müssen, die dem oberflächlichen Blicke keine Verbindung untereinander bieten. Oder doch nur die eine, daß sie sämtlich von psychischen Erlebnissen in hohem Maße abhängig erscheinen, was ihre jeweils besondere Gestaltung angeht. Und die ist freilich für unser Interesse von entscheidender Wichtigkeit; denn sie legt es uns nahe, mindestens den Versuch einer psychologischen Untersuchung und Zerlegung jener Phänomene zu unternehmen.

Logische Erwägungen liegen hinter uns; aber nicht bloß von ihnen ausgehend kommt man bei einem solchen Versuche zu der Frage, an welchem Punkte des hysterischen Erscheinungskomplexes dessen Analyse am richtigsten zu beginnen habe. Diese Überlegung ist vielmehr von ungemein praktischer Bedeutung, weil sie uns Umwege zu ersparen, Wiederholungen mindestens zu verringern vermag. Und so fruchtlos eine wissenschaftliche Arbeit bleiben muß, die vor lauter Diskussionen über ihre Ziele und Wege nicht zum Gegenstand ihres Interesses selber kommt, so gewiß würde sich doch auch wieder eine Untersuchung, die vom einen Ende eines Komplexes ausginge, um schließlich zu spüren, daß sie besser den umgekehrten Gang eingeschlagen hätte, dem Vorwurf der Planlosigkeit aussetzen.

Bei der Hysterie nun möchte es vielleicht verlockend sein, dort zu beginnen, wo anscheinend die bleibende Grundlage der pathologischen Verschiebung liegt: beim hysterischen

Charakter. Allein wir haben gute Gründe, dieser Lockung zu widerstehen. Einmal rein klinische: denn der hysterische Charakter wird von manchen beachtenswerten Kennern des hysterischen Krankheitsbildes einfach bestritten. Dann aber auch theoretische, die sich bei der späteren Untersuchung des hysterischen Charakters ergeben werden.

Auf der andern Seite läge es vielleicht wieder nahe, zuerst an diejenigen Erscheinungen der Hysterie zu denken, die dem Betrachter als die grellsten ins Auge zu fallen pflegen: die großen Anfälle vor allen übrigen. Aber gerade sie, so sicher sie in sehr vielen praktischen Fällen als der Hysterie eigentümliche und für sie pathognostische Zeichen erkannt werden können, sind doch hinwiederum keineswegs in dem Grade typisch für die hysterische Abnormität, daß man ein Ergebnis ihrer Analyse verallgemeinern dürfte. Und zudem bedeuten sie, wie schon der genaueren klinischen Betrachtung erkennbar wird, in ihrer superlativen Intensität keine psychische, sondern wohl nur eine physische Steigerung, die für eine Beobachtung und Zergliederung von Einzelheiten nicht gerade die günstigsten Bedingungen liefert. Sofern in der großen hysterischen Attacke Krämpfe vorherrschend sind, wird man sich lieber Konvulsionen von minderer Vehemenz aussuchen, um an ihnen die Untersuchung ihrer psychophysischen Eigenart in die Wege zu leiten; sofern jene Attacke aber überhaupt ein Gemisch der mannigfachsten hysterischen Phänomene darstellt, würde sie einen einheitlichen Ausgangspunkt für eine Analyse schlechterdings nicht abgeben können.

Man wird angesichts solcher Zweifel vielleicht einwenden, daß dann die Analyse der Hysterie wohl unterbleiben müsse, da es Zeichen, die unter allen Umständen bei der Hysterie gefunden werden müßten, gar nicht gebe. Denn die Hysterie sei eben der Proteus, der bald so, bald so erscheine, und lediglich die Erfahrungen an den schwersten Formen, die entweder gleichzeitig oder im Nacheinander keines der Symptome vermissen lassen, hätten uns dazu geführt, allmählich auch die rudimentären Hysteriefälle als der Hysterie zugehörig zu deuten. In der Tat erleben wir es täglich, daß die Meinungen über das, was hysterisch sei, nicht bloß an den äußersten Grenzen des Hysteriformen, sondern auch dort schon auseinandergehen, wo

der erste Blick — der ja nicht der richtige zu sein braucht — noch eine echte Hysterie zu diagnostizieren pflegt. Gibt es also überhaupt etwas typisch Hysterisches, dem man Allgemeingültigkeit zusprechen könnte, wie auch immer das einzelne Bild variieren möge?

Zu bejahen ist diese Frage nur cum grano salis; denn ob nicht doch der eine oder andere sich findet, der abweichende Ansichten vertritt, kann bei der gewaltigen Ausdehnung der Hysterieliteratur niemals verbürgt werden. Aber auch davon abgesehen, wird man sich schwerlich im positiven Sinne entscheiden, solange man an einer rein phänomenologischen Überschau über die Zeichen der Hysterie es genug sein läßt. Man muß schon einen Schritt zur Abstraktion hin tun, muß die Aufmerksamkeit auf einen Begriff statt auf die unmittelbaren Erscheinungen lenken: dann ergibt sich freilich, daß ein solcher gemeinsamer Begriff existiert. Es ist die Suggestibilität.

Mehr nicht. Wir würden späteren Erörterungen und mancherlei Einwänden zu früh vorgreifen, wollten wir die Hysterie hier als gesteigerte Suggestibilität festnageln. Diese Ansicht hätte zwar die grandiose Autorität Charcots hinter sich, aber viele andere Hysteriekenner ebensosehr wider sich, und sie entspricht, das wird auch das Ergebnis unserer Erwägungen sein, in dieser einfachen Fassung keinesfalls den wirklichen Verhältnissen. Daß hingegen jene psychische Eigentümlichkeit, oder jene Gruppe psychischer Eigentümlichkeiten, die wir als Suggestibilität zusammenfassen, in der Hysterie, und zwar in jeder Hysterie, irgend eine sehr wichtige Rolle spiele, darüber kann ich kaum eine Meinungsverschiedenheit finden. Auseinander gehen freilich die Ansichten darüber, ob vermehrte oder verminderte oder qualitativ veränderte Suggestibilität den Hysterischen eigen sei; wenngleich auch in dieser zweiten Frage die Wortmißverständnisse bei allen Differenzen eine große Rolle spielen. Denn daß zwei Untersucher, von denen der eine der Hysterie vermehrte Fähigkeit Suggestionen zu realisieren, der andere aber verstärkte Gebundenheit an Autosuggestionen als charakteristisch zuschreibt, überhaupt nicht mehr mit Begriffen wissenschaftlicher Prägung streiten, sondern auf Worten herumreiten, bedarf keines Beweises.

Indem wir also feststellen, daß keine Untersuchung der Hysterie an der Frage der Suggestibilität vorbeigehen kann, erachten wir es für das praktisch Einfachste, auch in unserer Analyse von den Suggestionen unsern Ausgang zu nehmen. Die Möglichkeit, neues zu bringen, liegt ja nicht darin beschlossen, daß man eine Sache von einem ganz andern Ende her angreift, als alle Vorgänger, und wem neues zu bringen beschieden ist, dessen Verdienst wird wohl eher wachsen, wenn er zeigt, daß auch beim Anmarsch auf der alten Straße noch neues genug gefunden werden kann. Freilich bleiben auch dabei noch zwei Möglichkeiten offen. Es gibt Suggestionen, die jeder, heute selbst der Laie, mit keinem andern Namen belegen wird, sozusagen typische Suggestionen, und es gibt auch eine Linie, bei der die Suggestion aufhört, ja in deren Nähe schon die Entscheidung schwierig werden kann, ob die Kriterien des Suggestiven noch gegeben seien oder nicht. Es fragt sich, an welcher Stelle wir das Wesen der Suggestion besser studieren können; vielmehr, da uns eigentlich unser Weg vom einen zum andern führen muß, in welcher Richtung wir ihn gehen sollen.

Es kommt jeweils auf den wissenschaftlichen Zweck an. Die erste und dringendste Aufgabe aller Untersuchung ist die deskriptive, und sie wählt ihren Angriffspunkt am vorteilhaftesten dort, wo die Erscheinungen, die es zu beschreiben gilt, am stärksten in ihrer Eigenfarbe hervortreten. Es wäre unsinnig, wollte die beschreibende Erforschung sich anfangs auf ein Grenzgebiet begeben, wo sie zunächst die Aufgabe hätte, mühsam Kennzeichen für das zusammen zu suchen, was sie beschreiben soll, um zu erweisen, daß sie nicht etwas anderes beschrieben habe. Nun ist aber Deskription nicht der Zweck unserer Untersuchungen. Im Gegenteil, wir sahen ja, daß wir im kasuistischen Überfluß leben, und viel wichtigere Aufgaben vor einer täglich wertloseren Kasuistik zurückgesetzt worden sind. Uns ist es um die Analyse zu tun; und die findet ihre einfachsten Bedingungen dort, wo der Vergleich mit dem Normalen am nächsten liegt. Denn historisch ist eben die normalpsychologische Analyse der psychopathologischen vorausgegangen, und diese wird die leichteste Arbeit haben, wo sie an jene sich anlehnen kann. Dennoch möchten wir uns auch an diesen Gang nicht binden, so wünschenswert er uns erscheinen mag. Es

kann nötig werden, von der entgegengesetzten Seite her die Arbeit zu erleichtern, von beiden Enden aus gelegentlich der Mitte zuzustreben. Oder wiederum von der Mitte aus nach der abgedämpften und nach der grelleren Erscheinungsgruppe fortzuschreiten. Je nachdem es sich als praktisch fördernd erweist. Dieser Rücksicht auf momentane Zweckmäßigkeit können wir getrost unsere Gedankenführung im einzelnen anheimgeben, wenn wir dabei den Gesamtweg, den wir gehen wollen, klar im Auge behalten.

2. Befehl und Suggestion.

An einem schlichten Exempel möge unsere Analyse ihre erste Anknüpfung suchen.

Tritt jemand in ein fremdes Zimmer und ruft einem darin sitzenden und lesenden Manne in befehlerischem Tone zu: „Stehen Sie auf!" so erscheint es als das Natürliche, daß der Mann diesem Wunsche nicht Folge leistet. Würden wir als Dritte einer solchen Szene beiwohnen, so dürften wir über einen Erfolg des Befehles jedenfalls sehr überrascht sein. Und wir würden annehmen, daß zwischen dem Befehlenden und dem Gehorchenden ein Verhältnis bestehe, das die Unterordnung dieses unter jenen in sich schließe. Oder aber, erführen wir, daß diese Annahme nicht zutreffend sei, so wären wir vielleicht geneigt, bei dem Angerufenen eine starke Überraschung, ein Erschrockensein, kurzum einen plötzlich ausgelösten Affekt vorauszusetzen. Im ersten Falle wäre sein Gehorsam durch Überlegung, im zweiten Falle durch Gemütsbewegung motiviert. Man könnte häufig an die Stelle der Überlegung auch die Gewöhnung setzen, so befremdend das klingen mag; denn ehe es zu einer solchen Gewohnheit kam, muß der Gehorchende sich ohne Zweifel mit Überlegung in das Verhältnis der Unterordnung begeben haben, und selbst wo der Mensch nur durch Zwang in dieses Verhältnis gerät, beim Militärdienst etwa, bedarf es des Entschlusses, sich dem Zwange zu fügen, um den Gehorsam zu einem gewöhnten, zu einem mechanischen zu gestalten.

Wo ich also etwas ausführen sehe, was ein anderer angeordnet hat, dort nehme ich nach aller Erfahrung an, daß den Ausführenden Überlegung oder Affekt zu seiner Handlungsweise

veranlassen. Unter dieser Voraussetzung ist mir die Handlung verständlich, ich mag sie an sich, ihrem Inhalte nach, billigen oder nicht. Auch die praktische Lebensweisheit lehrt mich ja, daß ich entweder an den „Verstand“, oder an das „Herz“ eines Menschen appellieren muß, wenn mir daran liegt, ihn zu einer Handlung zu bestimmen, die er aus freiem Entschlusse nicht begehen würde. Die Form, deren ich mich dabei bedienen kann, mag Befehl, Aufforderung, Bitte, Überzeugung, Überredung sein: in allen Varianten wird mein Wunsch, daß etwas geschehe, daß eben dies Bestimmte geschehe, unverhüllt, wenn auch mehr plötzlich oder mehr allmählich, zum Ausdruck gebracht. In keinem dieser Fälle würde man sagen dürfen, daß ich einem andern etwas suggeriert hätte.

Freilich, sehr weit von der letzten der aufgezählten Möglichkeiten, der Überredung, scheint nach dem Alltagsgebrauche die Suggerierung nicht zu liegen. Einem etwas einflüstern, einblasen, einträufeln, beibringen: das bezeichnet die Wege, die von der unverhüllten Aufforderung zur mehr oder minder verhüllten hinüberleiten.

Auch sie sind freilich mit dem Suggerieren im Alltagssinne nicht ganz gleichbedeutend. Wie denn überhaupt dieses Wort eines jener Fremdwörter darstellt, die man nicht in einem Falle, sondern in recht verschiedenen anwendet, um eine Handlungsnuance zu kennzeichnen, deren man mit einem deutschen Worte nicht habhaft zu werden meint — abgesehen von der einfach gedankenlosen Verwertung. Bald will man damit bezeichnen, daß der Überredende sein eigenes Interesse am Geschehen irgend eines Ereignisses geschickt zu verdecken, eine Handlung als lediglich im Interesse des andern liegend auszumalen weiß; womöglich in der Form, daß er selber sich als Gegner der Handlung schildert, während geschickt eingeflochtene Bemerkungen die Leidenschaft des Zweiten nähren, oder seine Überlegung so dirigieren, daß ihm die Notwendigkeit eines bestimmten Entschlusses immer plausibler wird. Das Drama aller Zeiten und Völker hat von dieser Methode mit Vorliebe Gebrauch gemacht. Bald wieder soll das Suggerieren nur die schrittweis vorgehende Art der Überredung, das Einträufeln, bedeuten. Bald ist das Augenmerk mehr auf die Festigkeit gerichtet, mit der das Eingeredete in den Entschließungen des Beredeten haftet; in diesem Zusammen-

hange begegnet man namentlich oft solchen Wortfügungen, wie „suggestive Kraft“, und ähnlichen. Das Wort „Suggestion“ wird dann nahezu gleichbedeutend mit „fixe Idee“: etwas, das den ganzen innern Menschen einnimmt, ihn unablässig beschäftigt und bestimmt, ohne ihn wieder freizulassen. „Im Banne einer Suggestion“ stehe einer, sagt man wohl.

Dann aber werden — immer im Alltagsgebrauche — auch wieder die mehr abrupten Wege zu einem Erfolg als Suggestionen, charakterisiert. Ein Kommando, eine Anspornung wirkt suggestiv; das Erscheinen einer Persönlichkeit, der Klang einer Stimme wirkt suggestiv: man meint damit, daß ein Erfolg erzielt worden sei, der nach der Lage der Dinge überraschend und nicht vorauszuberechnen war. Etwa, wenn der Ruf „Ruhe!“ eine ausbrechende Panik augenblicklich zum Stillstande bringt, oder was dergleichen Beispiele mehr sind, die sich aus dem Leben zu tausenden anführen lassen, vornehmlich immer wo Massen, auf die es zu wirken gilt, in Frage kommen.

Man sieht, daß in den Begriff der Suggestion die psychologisch verschiedensten Dinge hineingepreßt werden. Aber man darf dem Alltagsleben, in dem „Suggestion“ zeitweise ein abgehetztes Modewort gewesen und stellenweise noch ist, kaum einen ernsten Vorwurf aus der Gedankenlosigkeit machen, die sich ja immerhin in dieser Art von Anwendung kundgibt, wenn man einen Blick auf die wissenschaftlichen Untersuchungen wirft. Die Verwirrung ist da ebensogroß, wenn nicht größer. Es liegt nicht im Plane unserer Aufgabe, ausführlich und umfassend andere Meinungen zu widerlegen, und über das, was der eine unter einer Suggestion versteht, der andere gerade nicht, und was der dritte darunter verstanden haben möchte, ließen sich allein ein paar Bände historischer Darstellung und kritischer Beleuchtung schreiben. Nur dies also sei hervorgehoben: An den letzten Extremen gemessen, umspannt für die eine Gruppe von Autoren der Kreis der Suggestion so ziemlich alle Beeinflussung des Psychischen überhaupt, von welcher Seite immer sie kommen, mit welchen Mitteln immer sie durchgeführt, auf welche Ziele hin immer sie gerichtet sein möge. Ein sehr viel gelesener Autor nennt es z. B. Suggestion im Völkerleben, wenn eine objektiv unwahre Nachricht von irgend

einem wichtigen Ereignis, das sich zugetragen haben soll, an der Börse eine Panik hervorrufe. Am andern Ende stehen die Forscher, die den Begriff der Suggestion auf einen ganz bestimmt umschriebenen Kreis seelischer Vorgänge eingeengt wissen wollen. Und zwischen beiden bewegen sich dann die mannigfachsten vermittelnden Auffassungen, deren Zahl unberechenbar bleibt; gibt es doch so leicht keinen Arzt, der das Wörtchen „Suggestion“ nicht gelegentlich in der Diskussion, in Veröffentlichungen oder in der eigenen Überlegung verwendete und natürlich damit einen bestimmten, oft freilich recht wenig begründungsfähigen Sinn verbände.

Ich bekenne nun, daß ich es für unmöglich halte, die Verflüchtigung des Suggestionsbegriffes zum psychologischen Wirksamkeitsbegriffe überhaupt ernsthaft zu diskutieren. Daran vermag mich auch der Gedanke nicht zu hindern, daß ein so vortrefflicher Suggestionsforscher wie Bernheim gerade zur Ausbreitung einer solchen Auffassung nicht wenig beigetragen hat. Wissenschaft kann niemals darin bestehen, den terminologischen Wörterschatz zu bereichern und die Begriffsscheidung zu verdunkeln, die in der Psychologie ohnedies noch so sehr der Fortbildung bedarf. Wer schon bei Vorgängen, wo die glatte Motivierung so sonnenklar zu Tage liegt, wie in dem vorher angezogenen Beispiele von der Börsenpanik, suggestive Wirkungen sieht, für den hat der Begriff des Suggestiven jede Besonderheit andern Kategorien des psychologischen Zusammenhangs gegenüber verloren. Es ergeht ja manchen Vertretern der sogenannten Assoziationspsychologie nicht anders; sie nennen jedwedes Zusammentreten psychischer Erlebnisse einen assoziativen Vorgang, und behaupten dann, das ganze seelische Geschehen sei wirklich und gerade am allereinfachsten aus der „Ideenassoziation“ ableitbar. Wer zufrieden ist, wenn er ein Fremdwort hat, mit dem er alles Mögliche zudecken kann, der kann nicht recht eigentlich widerlegt werden. Es fehlt ihm das besondere Einsehen dafür, was wissenschaftliche Interpretation ist, mindestens im Einzelfalle. Deshalb kann er immer noch ein hervorragender Forscher sein: Entdeckung und Beschreibung stehen nicht auf einem Blatt mit der hypothesenschaffenden Kraft, und die wiederum nicht mit der eigentlichen wissenschaftlichen Theorie.

Von Modewörtern sollte aber die wissenschaftliche Untersuchung sich nach Kräften rein zu halten versuchen. Nach diesem Grundsatze kann uns kein Verlangen ankommen für psychisches Wirken Suggestion zu sagen; wohl aber vermögen wir diesen Begriff anzunehmen, wo uns eine Gruppe von Phänomenen entgegentritt, deren die Terminologie der Psychologie sich noch nicht bemächtigt hat, und die auch von den Vertretern eines zu sehr überdehnten Suggestionsbegriffes als die Suggestionen par excellence zugestanden werden. Die Eigentümlichkeit dieser Vorgänge läßt sich am besten charakterisieren und analytisch untersuchen am suggestiven Befehl, während mir die mehr chronischen Arten der Suggerierung viel zu verwickelte Verhältnisse zu bieten scheinen, um mit Vorteil den Ausgangspunkt einer psychologischen Analyse abzugeben.

Kehren wir zu unserm ersten Exempel zurück, und versuchen wir uns klarzulegen, welche weiteren Umstände wohl den Gehorsam des zum Aufstehen Aufgeforderten noch erklären könnten, wenn sowohl der Affekt wie das Unterordnungsverhältnis aus dem Spiele bleiben müßten. Eigentlich käme nur eine Deutung in Frage, die in uns als elementar empfundenes Urteil aufsteigen würde: der Mann, der diesem Befehle folgt, ist ein Narr. Er ist geistig abnorm. Was heißt das aber im Grunde, auf den besonderen Fall angewandt? Daß die seelischen Verknüpfungen, die in der Psyche dieses Menschen sich abspielen, uns nicht nach Analogie der uns geläufigen konstruierbar erscheinen. Hörten wir nun, daß der vermeintlich Gestörte in Wahrheit noch niemals Spuren einer psychischen Abnormität habe erkennen lassen, so müßte die Annahme einer Verdunkelung der seelischen Zusammenhänge sich auf den einen einzigen vorliegenden Fall beschränken. Und das würden wir dann in die Worte kleiden, der Befehl habe suggestiv gewirkt. Das heißt eben: außergewöhnlich, erstaunlich, derart, daß wir uns von den einzelnen Gliedern dieser Wirkungsreihe kein Bild machen können.

Damit dürfen wir den Fall natürlich nicht erledigt sein lassen. Denn bisher verzeichneten wir nur die oberflächlichsten, elementaren Eindrücke; nunmehr folgen wir den Spuren der psychischen Eventualität in ihre blasseren Verflüchtigungen.

Ist der Befehlende ein uniformierter Offizier, der Gehorchende ein Untergebener, so würde uns der Gehorsam nicht wundern.

Spielt der Fall in einer Garnison, wo jeden Augenblick das Auftauchen von Vorgesetzten erwartet werden kann, der Untergebene also sozusagen stets auf dem Sprunge ist, so könnte es auch wohl eintreffen, daß ein Soldat bei dem energischen „Stehen Sie auf!“ einer Zivilperson in die Höhe fährt. Er hätte sich dann, vertieft vielleicht in eine Lektüre oder ins Nachsinnen, einfach überrumpeln lassen. Völlig mechanisch ist ja der Gehorsam des Soldaten lediglich unter dem Kommando „Stillgestanden!“ Unter allen andern Verhältnissen ist nicht nur Überlegung im Gehorchen möglich, sondern sie wird sogar verlangt, da sie für die höheren Zwecke des Felddienstes eine Notwendigkeit bedeutet. Denn auch der militärische Gehorsam soll ja nur einer möglichst raschen Realisierung des Zweckmäßigen dienen. Trotzdem kommt es natürlich oft genug vor, daß eine allzu plötzlich hereinbrechende Zumutung mechanisches Gehorchen findet, einmal, weil der Soldat den Grundsatz sich eingeprägt hat: besser dem widersinnigen Befehl zunächst gehorchen, als einem womöglich berechtigten den Gehorsam verweigern, und noch mehr weil der blinde Gehorsam reflexartig funktioniert. Allerdings als Reflex auf bestimmte Kommandos. Ein Befehl, der nicht mit einem dieser Kommandos gleichlautend ist, findet immer nur schlaffere Verwirklichung, bei der zum Überlegen Zeit genug bleibt. Von allen diesen Betrachtungen schließen wir den Rekruten aus; wir denken immer nur an den im militärischen Brauch sattelfesten Soldaten. Denn der Rekrut steht unterm Drucke so starker Affekte, namentlich aus der Gruppe der Furcht, daß er gegenüber dem Vorgesetzten als zurechnungsfähig im ganzen Umfange keinesfalls gelten kann.

Es wäre also, um aus diesen Erörterungen nun die Nutzanwendung auf unsern Fall zu ziehen, wohl möglich, daß der Befehl „Stehen Sie auf!“ als überrumpelnder einfach den Gehorsamsmechanismus eines Untergebenen in Tätigkeit setzte. Der Mann würde dann aufspringen, er würde sich aber unverzüglich wieder setzen, sowie er in dem Befehlenden keinen Vorgesetzten erblickte.

Dennoch handelt es sich hier nicht bloß um einen Effekt militärischer Gehorsamserziehung. Und es handelt sich auch nicht um eine reine Affektentwicklung. Vielmehr um einen sehr

interessanten psychischen Vorgang, der in seinen Elementen jedenfalls zur Suggestion enge Verwandstchaft aufweist: um die Realisierung von Befehlen bei abgelenkter und in der Ablenkung stark gefesselter Aufmerksamkeit. Es ist ja hinreichend bekannt, daß man jemanden, der in lebhafter Unterhaltung sich befindet, zu allerlei sinnlosen Handreichungen mißbrauchen kann: er zündet etwa zwecklos mehrere Streichhölzer an, er unterschreibt Karten, ohne sie zu prüfen, er gibt sein Taschentuch heraus, oder seine Geldbörse. Das Gelingen hängt einmal von der Individualität ab, von ihrer Fähigkeit, sich auf etwas zu konzentrieren. Je stärker sie ist, desto leichter erreicht man die Realisierung von Aufforderungen. Das praktische Leben faßt solche Menschen unter den Typus der „Zerstreuten" zusammen; sie begehen alles mögliche Unsinnige in der „Zerstreutheit", d. h. gerade darum, weil ihre Psyche mit höchster Konzentration auf einen Punkt eingestellt ist. In der wissenschaftlichen Psychologie hat man aus diesen Beobachtungen vornehmlich Waffen für und wider die assoziationspsychologischen Lehren zu schmieden gesucht. In der Tat läßt sich ja die Sache von zwei Seiten ansehen: der eine betont, es seien Vorstellungen, die hier ohne Gefühlsbetonung realisiert, und in Bewegungen umgesetzt würden, und wir hätten das Musterbeispiel vor uns, daß eine Handlung weiter nichts als eine Bewegungsvorstellung mit nachfolgender Bewegung sei. Die Voluntaristen entgegnen: gerade hier könne man sich überzeugen, wie es überhaupt keine reine, isolierte Vorstellung gebe, wie jede an sich mit einem Willensimpuls verbunden sei — Moebius nennt es gelegentlich ein „seelisches Radikal", Vorstellen plus Wollen — und wie man nur die Hemmungen auszuschalten oder abzuschwächen brauche — eben durch ablenkende Fesselung der Apperzeption — um den an die Vorstellung gebundenen Impuls zur faktischen Handlung sich auswachsen zu lassen.

Das Gelingen hängt aber außer von der Person auch von der Art ab, wie der Auftrag erteilt wird. Stimme, Sprechweise, der gewählte Moment, vorzüglich auch die Beschaffenheit der geforderten Handlung — ihre Kompliziertheit, die Körperteile, die ihre Realisierung besorgen — das alles sind Faktoren, die heute einmal so gut stimmen können, daß die erstaunlichsten Dinge zuwege kommen, und von denen dann wieder einmal nur

ein einziger ungünstig beschaffen zu sein braucht, um den Erfolg in Frage zu stellen.

Unter diese Art von Handlungen könnte nun auch der Gehorsam in unserm Beispiel fallen. Die Wahrscheinlichkeit ist nicht groß, die Möglichkeit immerhin nicht ausgeschlossen. Es käme eben alles auf die einzelnen Faktoren an. Und da wir uns hier den Suggestiverfolgen schon dem äußeren Eindruck nach sehr nahe befinden, so gilt es die Nachforschung, ob in diesen Zerstreutheitshandlungen vielleicht auch der innere, der psychologische Faden zur Suggestion hin verläuft. Eines kurzen Überblicks über das Wesen gewisser Varianten der Handlung werden wir allerdings im Verfolg dieses Zieles nicht entraten können.

3. Demotivation und Mechanisierung.

Ich lege der Auffassung vom Handeln den streng voluntaristischen Standpunkt zu Grunde, wie Wundt ihn entwickelt hat. Danach stellt sich uns als die komplizierteste Form des Wollens die Wahlhandlung dar, und jene Vorstellungs- und Gefühlsverkettungen, die dem Willensakt am stärksten seine eigentümliche Richtung zu geben scheinen, sind die Motive des Handelns. Das Wesen der Wahlhandlung liegt dann in dem Vorhandensein mindestens zweier oder sogar mehrerer Motive beschlossen, deren Gefühlsstärke eine soweit annähernd gleiche ist, daß die Entscheidung, der Abschluß des Willensvorganges, jedenfalls in seiner Beschaffenheit nicht schon eindeutig beim Auftauchen eines Motives bestimmt werden kann. Wir erleben ein Ringen der Motive gegeneinander, und finden mit dem lösenden Gefühl der Entscheidung oder Entschließung erst den Sieg eines Motivs vollendet.

Diese verwickeltsten Möglichkeiten des Wollens sind genetisch aus den Trieben hervorgegangen, in denen wir die primitivste Art seelischen Lebens überhaupt erblicken. Aus ihnen haben sich einmal die geordneten Reflexe und automatischen Handlungen abgespalten, und diesen Entwicklungsprozeß nennen wir die Mechanisierung der Triebhandlung. Auf der andern Seite ist mit der fortschreitenden Differenzierung und Komplizierung des psychischen Lebens aus dem Trieb die

eigentliche Willenshandlung geworden, von der ja wiederum die Wahlhandlung nur eine Abart darstellt.

Wenn sich nun die Mechanisierung wesentlich als ein Produkt der Phylogenese erweist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß auch im Einzelleben Verkürzungen, wenn es so genannt werden kann, von komplizierten Arten des Wollens sich herausbilden, indem entweder psychische und psychophysische Glieder gänzlich ausgeschaltet werden, oder indem eine Verminderung der zeitlichen Dauer in der Abfolge der einzelnen Glieder sich einstellt, oder endlich durch das Zusammenwirken beider Faktoren. Es bleiben also hierbei, im Gegensatz gerade zur Mechanisierung, die wesentlichen psychologischen Kriterien des Willensaktes unangetastet; es bleibt im besonderen für die Wahlhandlung der Zustand des Zweifels, in dem uns subjektiv das Ringen der Motive gegeneinander gegeben ist, sowie das für den Abschluß des innern Teiles der Willenshandlung charakteristische Gefühl der Entschließung, oder doch das minder intensive der Entscheidung qualitativ in seiner Eigenart bestehen. Der Unterschied liegt aber trotzdem nicht allein in der Zeitverkürzung, er liegt auch nicht in dem Wegfall dieser oder jener Einzelvorstellung innerhalb der Motive, die bei langsamerem Ablaufe vielleicht in die Erscheinung treten würde; sondern er liegt vor allem in einer sehr merkwürdigen Veränderung, welche die Reproduktion einer derartigen Willenshandlung in der nachträglichen Überlegung zeigt. Wir vermögen uns nämlich über das Emporringen des entscheidenden Motives keine Rechenschaft mehr zu geben; es ist uns sozusagen nur aus dem Ergebnis des Entschlusses, der äußeren Beendigung des Willensaktes, einer irgendwie gearteten Bewegung bekannt. Damit geht uns dann auch die subjektive Illusion der Willensfreiheit, die sonst dem Moment der Entschließung anhaftet, für diese Art von Wahlakten verloren. Wir erleben das, was uns zum Handeln trieb, nicht mehr in seinem ursprünglichen, motivistischen Charakter, wir vermögen unser Handeln nachträglich nicht zu motivieren. Ich nenne daher diesen Vorgang einen demotivierten Willensakt, und die Entwicklung, welche uns als Voraussetzung für die reichere Ausbildung solcher Akte in unserm psychischen Leben erscheint, die Demotivation.

Diese Demotivation ist die Grundlage fast alles dessen, was als Lebensgewandtheit eine so große praktische Rolle in unserm Dasein spielt. Es gibt in der Sprache ein Eigenschaftswort, das dem Sinne des Demotivierten möglichst gerecht wird: „selbstverständlich“. Wir fühlen, daß nicht „mechanisch“ oder „automatisch“ damit identifiziert werden kann. Wir wissen aber auch, daß das „Selbstverständliche“ überall ein Entwicklungsbegriff ist, daß es meist im Anfang durchaus bestreitbare und bestrittene, und oft geradezu unverständliche Handlungsformen bezeichnet, daß wir uns alle in unserer Ontogenesis gegen nichts so heftig gesträubt haben, als gegen die Zumutungen, deren Erfüllung uns später selbstverständlich erscheint. Noch in dem Augenblick, wo wir in eine neue Lebenssphäre treten, erstaunen wir über tausend Dinge, die den in diese Sphäre Eingelebten durchaus selbstverständlich geworden sind.

Man mag einwerfen, daß ich ja eigentlich dann von nichts weiter, als von der „Gewöhnung“ schlechthin spreche. Fast scheint es so, und es ist doch ein großer Unterschied zwischen diesen Begriffen. Gewöhnungen stehen vielmehr auf dem Register der Mechanisierung. Die Selbstverständlichkeiten aber ermangeln durchaus nicht der feineren psychologischen Abstufung. Sie fallen vielfach mit dem zusammen, was man das Bewahren der Haltung nennt. Man sagt davon wieder, und mit Recht, es könne nur bis zu einem gewissen Grade erlernt, also durch Gewöhnung erworben werden und bleibe darüber hinaus Sache des Gefühls, des Instinktes, des Taktes, oder wie man es sonst vulgärpsychologisch zu benennen pflegt. Man will damit ausdrücken, daß keine noch so peinliche Überlegung hilft, wenn die Entscheidung im richtigen Augenblicke getroffen werden soll, und daß der Handelnde selber über die Art, wie der Motivenkampf in ihm zum Austrag kommt, gar keine Rechenschaft ablegen kann; er vermag niemandem zu erzählen, warum er es so macht, wie er es im gegebenen Momente macht. Der Außenstehende aber empfängt den Eindruck eines fabelhaft komplizierten Abwägens der verschiedensten Möglichkeiten gegeneinander, während der Handelnde versichert, daß ihm jede eigentliche Wahl gänzlich fernliege, ja daß er einen Mißerfolg riskieren würde, wenn er in ernstliche Erwägungen für und wider einträte.

Versuchen wir ein Beispiel des alltäglichen Lebens zu analysieren! Denn, worüber wir uns hier den Kopf zerbrechen, ist nicht etwa ein Objekt laienpsychologischer Interessen. Es liegt vielmehr durchaus im Interesse der Psychologie selber, wenn sie die Exempel von der Straße aufliest und an ihnen zeigt, wie fruchtbar die Ergebnisse der experimentellen, der analytischen und der völkerpsychologischen Untersuchung auch für das seelische Alltagsgeschehen sind. Mancher törichte Vorwurf von seiten der zahlreichen Leute, die zwar die Psychologie nicht kennen, und doch sie mißbilligen, möchte durch einen solchen Brauch mit Leichtigkeit zurückgewiesen, mindestens aber in seinem Effekt für die Unbeteiligten geschwächt werden — denn nichts greift ja so leicht epidemisch um sich, als absprechende Behauptungen, wenn sie mit billiger Ironie an den Lachkitzel unzureichend vorgebildeter Leser appellieren.

Zwei Menschen stehen an der einen Ecke eines sehr verkehrsreichen Platzes einer Weltstadt. Straßenbahnen, Droschken, Automobile, Radfahrer wirbeln in einem dem Auge kaum entwirrbaren Knäuel durcheinander. Die beiden Menschen müssen unbedingt auf die andere Seite des Platzes gelangen. Der eine verläßt den Bürgersteig, schreitet anscheinend ruhig durch das Gewühl, bleibt hier einen Moment stehen, geht dort einige Schritte seitwärts, beschleunigt wiederum sein Tempo und kommt wohlbehalten auf der andern Seite an. Der andere steht ängstlich zaudernd, betritt schließlich den Platz, ein Pfiff, ein Anrufen jagt ihn zurück, er gerät mit einem Radfahrer in Kollision, und er schwebte in Todesgefahr, wenn nicht der Schutzmann mit raschem Griff ihn zu sich heranzöge. Das sind Bilder, die man in unsern Großstädten täglich während der Stunden des gesteigerten Verkehrs beobachten kann.

Mit der an sich klareren Überlegung betritt der Zweite den Platz. Er achtet auf alles, möchte sich gegen jede Möglichkeit eines Unglückes schützen und, was dabei in Frage kommt, gegeneinander abwägen. Der erste aber schreitet seinerseits doch nicht etwa automatisch hinüber. Auch er verarbeitet die Eindrücke, die auf ihn eindringen; aber freilich in einer von der Verarbeitung des Zweiten gänzlich abweichenden Abfolge und Proportionalität.

Man könnte zunächst daran denken, es sei lediglich der Affektunterschied, der den Ausschlag gebe: der Scheue habe

zuviel Angst, die allein verwirre ihn so, daß die Beurteilung der Eindrücke ein völlig illusorisches Vorhaben werde; jeder Eindruck bedeute eben für ihn nur eine neue Aufregung. Der Nachtwandler könne ja auch die bedenklichsten Dachpromenaden nur überstehen, weil ihm jeglicher äußere Eindruck fehle; und es sei bekannt, daß des Seiltänzers am stärksten angestaunte Leistung, das Überschreiten des Seils mit verbundenen Augen, seine subjektiv leichteste sei. Überall steigert sich so mit der Abdämpfung der Angstaffekte die Möglichkeit eines planmäßigen Handelns.

Das ist gewiß richtig; nur umfaßt es nicht die ganze Richtigkeit. Ein Affekt von solcher Intensität, daß der Zustand der Verwirrung durch ihn erzeugt wird, hebt selbstverständlich das geordnete Handeln auf. Aber auf diese Spitze soll unsere Betrachtung keineswegs getrieben werden, denn sie würde für die Mehrzahl der Menschen dann nicht gültig sein. Wenn die Angst allen ungewöhnten und bedrohlichen Situationen gegenüber vorherrschte, so müßten z. B. nach der Einrichtung einer schnelleren Straßenbahn die Unfälle in dem Maße sich häufen, als die Angst schwände; denn die Angst würde in diesem Falle die Menschen doch zur größten Vorsicht anhalten. In Wahrheit nehmen die Unfälle in dem Maße ab, wie die Leute sich an die neue Einrichtung „gewöhnen“. Es überwiegt eben anfangs doch im allgemeinen die Sorglosigkeit, und die Vorsicht stellt sich erst allmählich ein. Zugleich aber entwickelt sich die Erfahrung in gewissen Abschätzungen, und das erscheint mir als das weitaus wichtigste Moment. Auf belebten Plätzen werden ohne Zweifel ebenso viele, wenn nicht noch mehr Tollkühne als Ängstliche von Unfällen betroffen. Beiden mangelt die Schätzungssicherheit. Darauf kommt es uns an. Sie aber ist ein sehr zusammengesetzter Komplex psychischer Erlebnisse; sie besteht eben in der Kontraktion verschiedenartiger, gegenteiliger Erwägungen auf eine möglichst kurze Zeitspanne. Wer diese Fähigkeit einmal erlangt hat, der wird auch, wenn er plötzlich in eine bedrohliche Lage kommt, nicht so leicht den Kopf verlieren. Denn die Erfahrung verleiht den Vorstellungen ein bestimmtes Maß motivierender Kraft. Das heißt: sie mäßigt einen anfangs bestehenden sehr starken Affekt oder sie steigert einen sehr schwachen soweit, daß in den Gefühlsverteilungen ein gewisses Gleichgewicht herrschend wird. Wo der Wunsch, den Platz zu

überschreiten, die Sorge wohl gar, durch Zaudern etwas zu versäumen, mit der Sorge, zu verunglücken, sich etwa die Wagschale hält, dort wird die Möglichkeit, durch Kopflosigkeit oder durch Unvorsichtigkeit sich in Schaden zu bringen, am geringsten sein. Nicht also Affektlosigkeit, sondern eine mittlere Affektlage ist hier gegeben, und sie scheint den günstigsten Boden für die Entfaltung jener richtigen Abschätzungen zu bilden, von deren sicherem Ineinandergreifen dann das wirkliche Gelingen des Versuches abhängt. Es ist geradezu erstaunlich, wie viele Erfahrungen und Überlegungen sich dann oft auf Bruchteile von Sekunden zusammendrängen; man würde Seiten brauchen, um sie aufzuzählen, und doch fehlt in der Wirklichkeit meist keine einzige; aber ihre Verbindung zu einer Kette von lauter einzelnen Wahlhandlungen geschieht mit unerhörter Schnelligkeit.

Vielleicht wird die Gefühlsseite eines solchen Entschließens noch deutlicher am Beispiele eines Kapitäns, der ein Schiff bei Nebel durch eine vielbefahrene Enge lenkt. Wie ungeheuer hier in einzelnen Momenten die Erregung ansteigen kann, zeigen die Folgen; man sagt oft von solchen Fahrten, sie kosteten jede ein Lebensjahr, womit der Nervenverbrauch bezeichnet wird, den der Lenker nachträglich zu verspüren pflegt. Und dabei oft Entschließungen von wunderbarer Treffsicherheit in einer knappen Sekunde! Aber die Rechenschaft über den damit zusammengedrängten Wahlakt versagt meistens; es ist so außerordentlich charakteristisch, daß den Leuten die Sekunde als „Ewigkeit" erschien — sie wissen etwas von einer ungeheuren Verwickelung seelischer Erlebnisse in sich, aber die Konzentration war zu stark, um die Wiedergabe einzelner Momente oder gar Verknüpfungen zu ermöglichen. Sie haben das Gefühl, daß sie nicht hätten anders handeln können, als gerade so, und doch beweist die objektive Handlung, wie starke Gegenerwägungen überwunden wurden. Die Illusion der Wahlfreiheit fehlt also für diese Entschlüsse, sie sind die Ergebnisse einer Demotivation; und die demotivierte Handlung ist vom Reflex so weit entfernt, daß sie im Gegensatze zu diesem wirklich entseelten Vorgange vielleicht den höchsten Reichtum des psychischen Erlebens und die stärkste psychophysische Leistung schlechthin verkörpert oder doch verkörpern kann. Dann freilich bezeichnen diese Beispiele nur das eine

Ende der Demotiviertheit, aber eben darum eignen sie sich am meisten zur Klarstellung der Kriterien, auf die es ankommt, zur Abgrenzung vornehmlich gegenüber den mechanisierten Bewegungsakten. Es wird sich zeigen, daß diese Klarstellung für die Auffassung der Suggestion, die ich zu entwickeln denke, eine notwendige Vorarbeit bildet.

Erkennen wir also an, daß die Demotivierungen, darin allen psychologischen Begriffen gleich, nicht eine so abgegrenzte Gruppe seelischer Phänomene bilden, um sich nicht, in stetig verblassender Eigenart, schließlich in die normalen Wahlhandlungen zu verlieren: so haben wir damit freilich nur etwas ausgesprochen, was von aller wissenschaftlichen Untersuchung schlechterdings niemals berührt werden kann, heute aber auf manchen Seiten der Forschung oder des Forschen-Wollens oft genug vergessen wird. Die Grenzen, die die Wissenschaft setzt, sind nie denen der Realität entsprechend, weil die Realität überhaupt keine eigentlichen Grenzen kennt, und höchstens durch Lücken welche vorzutäuschen vermag. Auf diese Lücken stützte sich die gesamte Konstanzlehre in der Biologie; auf ihnen ist jede zu vorläufiger Orientierung vielleicht ganz dienliche, zu kausalen und nomothetischen Zwecken aber untaugliche Systematik erbaut, wie wir sie in der Kindheit aller Disziplinen finden. Hier aber, in unserem besonderen Falle, bleiben wir von jedem Vorwurfe, „durch Schablonen die Wirklichkeit zu vergewaltigen" (in diesem Stile entrüsten sich gewöhnlich die Dilettanten) unberührt, auch ohne ihn logisch erst zu entkräften. Wenn Ereignisse, wie die in unsern Beispielen geschilderten, existieren, so gibt es eben eine Demotivation, ganz gleichgültig, ob sie an gewissen Stellen von der Wahlhandlung unterschieden oder nicht unterschieden werden kann. Es gibt dann den seelischen Zustand, den wir charakterisierten, und auf das allein kommt es uns an.

Uns selber fesselt nur noch die Frage, ob es auch einen auf der Basis der Demotivation beruhenden Gehorsam gibt. Damit gewinnen wir ja erst die dritte Möglichkeit, unter der Demotivation sich äußern könnte. Im Beispiel vom verkehrsreichen Platze versetzt sich der Überschreitende sozusagen mit einem Ruck selber in den Demotivationszustand. Er sagt zu sich: Nun aufgepaßt! und bahnt damit eine psychische Einstellung

an, der eben die Kriterien der Demotiviertheit zukommen. Im Beispiele des Schiffskapitäns kann die Kraft, demotiviert zu handeln, auch sozusagen latent sein, es kann aber ebensowohl eine komplette Überraschung vorliegen, und die Einstellung muß eine instantane sein. Das Kennzeichen, das über alle Unterschiede hinweg demnach beide Fälle verbindet, ist das Bestehen eines echten Wahlhandelns. Danach scheint der Gehorsam aus der Demotivation herauszufallen; denn sein begrifflicher Inhalt ist der Wahl entgegengesetzt.

Doch das gilt nur dort, wo von absolutem Gehorsam die Rede ist. Es gibt aber nicht wenige Fälle, wo lediglich für die Außenwelt der Schein des Gehorsams gegeben ist, während in Wahrheit das Ergebnis einer Wahl zwischen Gehorchen und Nicht-Gehorchen vorliegt. Solche Beispiele bietet etwa eine Truppe, die sich im Zustande höchster Ermüdung befindet, und der nun noch gewisse Leistungen zugemutet werden. In diesen Fällen erwartet kein Truppenführer, daß er mit dem Kasernengehorsam der Leute noch rechnen könne. Von rein sinnlichen Wirkungen, wie die Musik sie hervorbringt, abgesehen, erweist sich trotzdem in dieser Lage das scharfe Kommando als das beste Mittel, um einen Erfolg zu erzielen. Und nach allen Erfahrungen ist weiterhin der Erfolg desto sicherer, je größer die Leistung ist, deren es zu seiner Einheimsung bedarf. Wie ist das zu erklären?

Man muß hier zwei Komponenten des Erfolges unterscheiden. In der ersten Phase handelt es sich darum, für einen Augenblick nur einmal erst wieder Leistungsbereitschaft zn erregen. Dann gilt es, unverzüglich die Leistungsbereitschaft in die tatsächliche Leistung überzuführen. Psychologisch betrachtet stellt sich das erste als eine Überrumpelung, das zweite als eine Ablenkung dar. Das energische Kommando wird zunächst unter allen Umständen realisiert. Das ist ein Effekt der Einübung. Die ersten Bewegungen sind reflexartig; was überhaupt als fraglich diskutiert werden kann, ist ihre Fortsetzung. Die der Erschöpfung nahe Truppe wird auf das Kommando: „Geradeaus — schwärmen!“ unweigerlich das Gewehr von der Schulter reißen und sich in die geforderte Formation aufzulösen beginnen. Aber vielleicht nach zwei, drei Schritten schon bricht die Ermattung durch, ein Teil bleibt zurück, die Ordnung verwirrt sich. Dazu darf es nicht erst kommen. Und das beste Mittel ist dann die

Häufung der Anforderungen, die Aneinanderreihung immer neuer Kommandos. Einen eminenten Faktor in der Ermüdung macht ja die Müdigkeit aus, eine Summe von Empfindungen, namentlich von Gemeinempfindungen, die mit starken Unlustgefühlen betont sind. In dem Maße, wie diese Empfindungen apperzipiert werden, wachsen sie bis zur Unerträglichkeit an. Es gibt kaum eine Ermüdung, die nicht durch die Ablenkung der Aufmerksamkeit von diesen Empfindungen wenigstens für eine kurze Zeit „überwunden“ werden könnte. Darum ist der Erfolg einer sehr starken, aber kurz dauernden Leistung immer der sicherste. Jagen sich die Befehle, kommen die Ermüdeten gar nicht mehr zur Besinnung über die Möglichkeit des Versagens, so wird man am meisten erreichen können.

Ist das nun Demotiviertheit? Dem oberflächlichen Eindruck nach kaum. Und doch ist eine Verwandtschaft mit den anderen beiden Beispielen gar nicht zu verkennen. Worin soll sie bestehen?

Nicht in den einzelnen Akten des Handelns. Wenn dem Soldaten „Nieder!“ zugeschrieen wird und er begibt sich in die vorschriftsmäßige knieende Stellung, so liegt dieser Akt ohne Zweifel außerhalb des Bereiches jeglicher Wahlhandlung. Warum aber? Weil dasjenige Motiv, oder die Anzahl von Motiven, die überhaupt mit dem Gehorchen in einen Wettstreit treten könnten, für eine bestimmte Zeit von dem Handelnden einfach ausgeschaltet worden ist. Wie das erreicht wurde, ob durch Appell an seine Überlegung, oder durch Drohung, oder sonstwie, bleibe außer Betracht. Diese Ausschaltung setzt aber einen verhältnismäßig normalen Seelenzustand voraus, und ihre Wirksamkeit wird unsicher, wo dieser Zustand Erschütterungen ausgesetzt ist. Das trifft vornehmlich bei übermäßiger Ermüdung ein; ja es macht sich dann sogar ein grelleres Aufflackern der vordem bewußt ausgeschalteten Regungen, ein gewisser Widersetzlichkeitsdrang bemerkbar. Gehorcht der Soldat noch, so gibt er doch in der Art, wie er einen Befehl ausführt, zu erkennen, daß er es ungern tue. Der Vorgesetzte weiß, wie bedenklich diese Phase der Erschlaffung ist. Er weiß aber auch, daß sie schon oft durch eine hochgradige Anforderung überwunden werden konnte. Und er weiß endlich, daß kein gutes Zureden so sicher wirkt, wie ein mit aller Schärfe gegebenes Kommando. Ich behaupte nun, daß der Reflex, den dieses Kommando auslöst, eine analoge Rolle

spielt, wie bei unserm Fußgänger der Entschluß, und bei unserm Kapitän die Überrumpelung. Er schafft eine psychische Disposition, aus der störende Faktoren — hier das Ermüdungsgefühl — verdrängt sind. Aber weiter reicht der Vergleich freilich nicht. Denn bei unserer Truppe ist damit nur dem Zustande des mechanischen Gehorsams wieder Bahn geschaffen, und die weiteren Aktionen sind weder motiviert noch demotiviert, sondern lediglich die ungestörten — durch keinerlei außergewöhnliche Gemeinempfindungen beeinflußten — geordneten Reflexe, Reflexe cum grano salis zu nennen, aber mit gutem Rechte doch immerhin soweit, daß alles wahlmäßige Psychische aus ihrem Ablauf verdrängt ist.

Danach gibt es in der Tat keinen demotivierten Gehorsam. Man wird einwenden: auch im Ernstfalle — also etwa beim Angriff im Kriege — nicht? Nein. Denn dann wirkt ja entscheidend die Situation, nicht der Befehl, dem nur disponierende Kraft übrig gelassen ist. Das „daß" fordert die Lage; über das „wie" mögen Anordnungen am Platze sein.

Dennoch bleibt eine psychologische Verwandtschaft aller drei von uns gewählten Beispiele bestehen, so vager Art sie auch erscheinen mag. Immer handelt es sich um Ablenkungen der Aufmerksamkeit oder um höchste Konzentrationen, wie man es jeweils ausdrücken will. Ob beides sich immer decke, lassen wir unerörtert; Hand in Hand geht es ausnahmelos. Vorher betrachteten wir die eine Seite: die Zerstreutheitaktionen, bei denen der Inhalt der Handlung außerhalb des Apperzipierten sich bewegt. Jetzt wiederum begegneten uns die Effekte der Apperzeption in ihrem eigenen Bereiche. Bei allen Differenzen tritt als das Gemeinsame eine außergewöhnliche Wirkung der Apperzeption in den Vordergrund: eine bestimmte Einstellung der Aufmerksamkeit ermöglicht Handlungen, deren Zustandekommen uns an normalen Maßstäben gemessen mindestens überraschend dünkt. Das ist eine Sache, der es auf den Grund zu gehen gilt.

4. Apperzeption und Koordination.

Nach der Apperzeption ist eine ganze Richtung in der Psychologie benannt worden. Man hat ihr von assoziationspsychologischer Seite den Vorwurf gemacht, sie führe mythische,

transzendente, spekulative, metaphysische Wesenheiten in die Psychologie ein, um verhältnismäßig geringfügigen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Man hat behauptet, die Apperzeption sei im Grunde eine verschleierte und verschlechterte Neuauflage der alten Seelenvermögen, mit denen die Psychologie von Aristoteles bis zu Kant, und darüber hinaus als Laienpsychologie noch heute sich begnügt habe. Diese und ähnliche Behauptungen sind in der deutsch schreibenden Wissenschaft besonders von Theodor Ziehen immer wieder vorgetragen und weiten Kreisen mundgerecht gemacht worden.

Wir haben hier nicht die Aufgabe, Debatten heraufzubeschwören, deren Gegenstand elementarpsychologische Fragen sind. Aber das apperzeptive Erleben ist für unser Problem ein so außerordentlich wichtiges Moment, daß doch in wenigen Strichen gezeigt werden muß, was wir mit Wundt und seiner Schule unter dem psychologischen Begriff der Apperzeption verstehen.

Weiter nichts nämlich, als einen seelischen Zustand, den jeder an sich unzählige Male am Tage erlebt und zu beobachten vermag. Von den Erlebnissen, welche jeweils den simultanen Gesamtinhalt unseres Bewußtseins ausmachen, pflegt eines oder eine Gruppe sich vor den übrigen durch die Eigenschaften der Klarheit und der Deutlichkeit auszuzeichnen: der Klarheit, das heißt, sein besonderer Inhalt wird an sich besser aufgefaßt, eben klarer bewußt; der Deutlichkeit, das heißt, dieser Inhalt erscheint gegen die andern im Bewußtsein noch anwesenden Erlebnisse schärfer abgegrenzt zu sein, als etwa diese andern unter sich es sind. Diese Heraushebung eines einzelnen seelischen Erlebnisses aus seiner Umgebung durch Klarheit und Deutlichkeit wird regelmäßig von ganz bestimmten Gefühlserscheinungen begleitet, und diese am meisten subjektive Seite des Phänomens kennen wir unter dem Namen der Aufmerksamkeit; den gesamten Vorgang aber, durch den ein psychischer Inhalt Klarheit und Deutlichkeit gewinnt und damit zugleich den Zustand der Aufmerksamkeit heraufführt, nennen wir die Apperzeption eben jenes Inhaltes.

Nun vollzieht sich das, was wir soeben schilderten, auf zweierlei Art. Entweder nämlich das klarere und deutlichere Hervortreten eines Inhaltes und seiner psychischen Nachbarschaft scheint ohne unser Zutun zu erfolgen; es drängt sich uns auf,

wir werden, wie es im täglichen Leben heißt, auf eine Sache aufmerksam. Wir fühlen uns sozusagen dabei als passives Objekt der Eindrücke oder aufsteigenden Erinnerungen. Der Zustand der Aufmerksamkeit ist dann durch ein Gefühl des Erleidens gekennzeichnet, das soll heißen, ein schwer zu beschreibendes Passivitätsgefühl, das durchaus nicht etwa ein Unlustgefühl zu sein braucht; denn ganz im Gegenteil wächst diese Art aufmerksamer Beobachtung in ihren reinsten Formen sehr oft aus einem behaglichen Phlegma hervor. Ich erinnere hier an die Zustände leichter Müdigkeit, an die mit Absicht herbeigeführten geringfügigen Vergiftungen, wie durch Nikotin, durch Alkohol, durch Morphium. Allerdings kann das Passivitätsgefühl auch als ein sehr erhebliches Unlustgefühl sich darstellen, und es scheint diese Wendung mit einer gewissen Beschleunigung des Vorstellungswechsels einzutreten: ein Zustand sehr peinlicher Art, wie die verschiedenen Bilder der Erschöpfung ihn bieten, und wie es uns allen aus Stunden der Schlaflosigkeit in Erinnerung ist.

Dieses „Je nach dem“ erklärt sich aber einfach daraus, daß das Passivitätsgefühl überhaupt nur die Einleitung zur Apperzeption darstellt. Dem Sich-Aufdrängen eines seelischen Erlebnisses folgt die faktische Apperzipierung unter dem Gefühle der Tätigkeit, und was in jenen genannten leichten Ermüdungs- und Vergiftungszuständen wahrscheinlich so angenehm empfunden wird, ist der Wechsel zwischen Passivitäts- und Aktivitätsgefühlen — der sukzessive Gefühlskontrast, während ein allzu rasches Tempo dieses Wechsels natürlich nur die erste, passiv gefühlte Phase des Apperzeptionsvorganges zum deutlichen Erleben bringt, sodaß die einzelne Apperzipierung niemals vollendet, vielmehr durch neue heranströmende Inhalte unterbrochen und das Gefühl der Passivität so in Permanenz erklärt wird. Wir fühlen uns als einen „Spielball“ unserer Vorstellungen, wir können uns ihrer nicht „erwehren“ und wie es die Ausdrücke der Laiensprache sonst noch verbildlichen mögen. Dies ist das „entweder“: die passive oder wie Wundt es neuerdings gerne nennt, die nicht vorbereitete Apperzeption. Wir müssen das „nicht vorbereitet“ darin cum grano salis nehmen; es besagt nur, daß die aufsteigenden Erlebnisse in keinem so unmittelbaren Stimmungszusammenhange mit den voraufgegangenen stehen, um als unvermeidliche von uns gefühlt zu werden. Die assoziative

Anknüpfung ist selbstverständlich vorhanden und bei genauer nachträglicher Prüfung meist ohne Schwierigkeit aufzudecken.

„Oder"! Oder der Vorgang des Apperzipierens wird von uns als Tat erlebt. Hier ist die Voraussetzung eine gewisse Einheitlichkeit der Grundstimmung, innerhalb deren die assoziativen Möglichkeiten sich bewegen, und wir apperzipieren von diesen Möglichkeiten eine nach Wahl. Hier wird die Apperzeption als Willensvorgang deutlich. Ihre passive Form entspricht dem triebartigen Handeln, bei dem eine bestimmte gefühlsstarke Vorstellung zum Motiv wird, das sich ohne einen Kampf mit andern Erlebnissen durchsetzt: und es „setzt sich durch", ob man nun darunter die Auslösung einer Bewegung oder die Klärung und Verdeutlichung eines psychischen Inhaltes versteht. Die aktive Apperzeption dagegen ist die innere Wahlhandlung. Wo sie mit einem Beschluß endet, dort wird ihr Willenscharakter nicht bestritten werden; und doch ist auch der Beschluß nur die klare Abgrenzung einer Vorstellungsgruppe innerhalb des Bewußtseins, deren Realisierung auf später verschoben wird. Am stärksten tragen aber den Charakter der aktiven Apperzeption die reinen Denkoperationen, weil hier der streng psychische Charakter gewahrt bleibt; denn das Ergebnis des Willensaktes ist lediglich eine Veränderung des Vorstellungsablaufes und der Vorstellungsverbindungen. Beim willkürlichen Denken, das wir fürderhin kurzweg als Wahldenken bezeichnen, erscheinen die in uns anfangs aufsteigenden Erlebnisse durch eine bestimmte Gefühlslage vorbereitet, in der vornehmlich Spannungsgefühle eine große Rolle spielen: wir „spannen unsere Aufmerksamkeit an". Welcher von den miteinander um die endgültige Apperzipierung ringenden Inhalten dann siegt, das entscheiden Eigenschaften, die meistens in der gesamten Vorentwickelung unseres Bewußtseins begründet sind — wie oft z. B. beeinflussen nicht Erziehungseinflüsse noch den Mann in seinen abstrakten Denkentscheidungen! — und die gerade darum uns das Wahldenken so recht als die Betätigung unserer Persönlichkeit fühlen lassen. Trotzdem ist die Dauer einer aktiv apperzeptiven Tätigkeit nur selten sehr groß. Jeder geistig Arbeitende weiß, wie fruchtbar es sein kann, auch der passiven Apperzeption einmal ihr Recht zu lassen; etwas, wonach wir uns vergeblich den „Kopf zerbrochen" haben, „fällt uns kurz

danach (beim Essen oder Plaudern) ein"; ein neuer Gedanke „stößt uns auf", womöglich zuerst als Störung abgewiesen, oft erst später in seinem Werte erkannt. Und andererseits macht sich die beginnende Ermüdung nicht zum wenigsten dadurch bemerklich, daß passive Apperzeptionen in unliebsamer Weise unser Wahldenken durchkreuzen.

Genug! Die Einsicht, daß es sich hier um keinerlei Art von Gebilden metaphysischer Verwandtschaft handelt, ist nach solchen Überlegungen nicht schwer zu gewinnen; der Name „Apperzeption" ist eben ein Name, ein Begriffswort zu rascher wissenschaftlicher Verständigung über Vorgänge, die zu verwickelt sind, um jedesmal in ihren Einzelheiten geschildert zu werden, und zu sehr der Klarheit bedürfen, um die Einkleidung in die schillernde, vieldeutige Terminologie der Alltagssprache zu vertragen. Und nun mögen uns, im Verfolg dessen, was im vorigen Abschnitt besprochen wurde, die Wirkungen der Apperzeption beschäftigen.

Da wäre denn zunächst festzustellen, daß die Apperzeption ein hemmender Vorgang in unserm psychischen Erleben, vornehmlich aber auch im psychophysischen Verhalten ist. Die Apperzeption des Gewollten ist eine Verzögerung des Willensaktes, mag es sich um triebmäßig oder wahlmäßig Gewolltes handeln. Denn das Klar- und Deutlichwerden der Vorstellungen beansprucht Zeit.

Dann aber bedeutet die Apperzeption eine Verschiebung in dem Intensitätsverhältnis, das die Elemente einer Vorstellung, die sie konstituierenden Sinnesempfindungen, zueinander haben. Das Klarwerden einer Vorstellung betrifft nicht alle, sondern nur einzelne dieser Elemente; ja, ich behaupte, es beruht in seiner Eigenart gerade hierauf, daß einige Elemente zurücktreten, die anderen an Klarheit zunehmen. Die klarere Vorstellung ist demnach, verglichen mit der minder klaren, keineswegs eine gleichmäßig intensivierte, sondern eine, um es kraß zu sagen, andere Vorstellung.

Diese Verschiebung, deren Wichtigkeit für unser Problem uns später deutlich werden wird, könnte zweierlei Ursachen haben. Entweder die Apperzipierung stärkt die Intensität einzelner Elemente, und es treten in der Konzentration des Bewußtseins auf diese die andern notwendig zurück. Oder sie schwächt

einzelne Elemente und läßt dadurch andere stärker erscheinen. Das Endergebnis wäre ja in beiden Fällen die Vereinfachung der Vorstellung, woraus ihre größere Klarheit abgeleitet werden könnte. Und wir werfen die Fragestellung nach diesen beiden Möglichkeiten lediglich deshalb auf, weil es uns um die Wirkung der Apperzeptionsvorgänge auf die Vorstellungselemente, die Sinnesempfindungen, zu tun ist.

Für die Entscheidung dieser Fragen ist es außerordentlich lehrreich, die Sehapperzeption in Betracht zu ziehen. In einer nach meinem Empfinden durchaus glücklichen Weise hat Wundt von der Apperzeption als dem Blickpunkt des Bewußtseins geredet, wogegen sich die minder klaren und deutlichen Inhalte im Blickfelde des Bewußtseins bewegen sollen. Denn unser Auge ist das einzige unter unsern Sinnesorganen, das ein physiologisches Analogon zu den Vorgängen des Bewußtwerdens und des Apperzipiertwerdens bietet. Wir bedienen uns für das Apperzipieren von Gesichtseindrücken ausschließlich jener Augenstellung, in welcher das Netzhautbild des von uns betrachteten Objektes in die Mitte des gelben Fleckes, dessen Zentralgrube fällt. Dieser Ort gilt als die Stelle des schärfsten Sehens auf der ganzen Retina, eben weil das, was auf ihr abgebildet wird, die größte Klarheit und Deutlichkeit in unserer Wahrnehmung erreicht. In dem Maße, wie wir ein Bild seitlich von der Zentralgrube entfernen, wird die Auffassung des Objektes schwieriger, es verschwimmt zusehends in seiner Umgebung. Aber die höchste Klarheit und Deutlichkeit, die uns das Sehen mit dem gelben Fleck bietet, geht doch auf Kosten einer Eigenschaft der Objekte: ihrer Lichtstärke. Die Lichtstärke ist bei der Abbildung seitlich vom gelben Fleck größer, die peripheren Partieen der Netzhaut sind empfindlicher gegen die Lichtintensität. Das ist ein durch experimentelle Untersuchungen unabänderlich festgestellter Sachverhalt. Das apperzipierte Objekt ist danach das klarste und deutlichste, aber nicht mehr das am stärksten leuchtende. Wir begegnen hier der im Organismus durch dessen Bau begründeten Sachlage, daß von den vier Faktoren einer Farbenempfindung drei, nämlich Farbenton, Sättigung und Helligkeit in der Apperzeption auf Kosten der vierten, der Intensität, zur klar-deutlichen Wahrnehmung kommen.

Leider fehlt es an Untersuchungen, ob auch in anderen Sinnesgebieten ähnliche Verhältnisse bestehen, völlig; wahrscheinlich darum, weil nur am Sehapparate eine unmittelbare Beziehung zwischen der Apperzeption und den physiologischen Leistungen des perzipierenden Organs ins Auge fällt. Weder das Hinhorchen, noch das Schnüffeln, noch das Züngeln beim Kosten drängt sich uns so elementar als Vorbedingung für die Klarheit und Deutlichkeit der Wahrnehmung von Tönen, Gerüchen, Schmeckeigenschaften auf, wie das Fixieren. Zerstreute Beobachtungen aber machen es wahrscheinlich, daß auch hier die gespannte Aufmerksamkeit der Intensität der Empfindung Abbruch tut, um zur klaren und deutlichen Auffassung der Qualität zu gelangen. Ich habe schon an anderer Stelle einmal berichtet, daß für mich ganz leise Geruchsempfindungen unter die Bewußtseinsschwelle sinken, wenn ich sie zu apperzipieren versuche, und diese Beobachtung wird mir von verschiedenen Seiten durchaus bestätigt. Daß Tonempfindungen von geringster Intensität beim gespannten Aufhorchen verschwinden können, scheint mir außer Zweifel zu stehen. Man wird vielleicht geneigt sein, das alles auf rasche Ermüdung der perzipierenden Sinnesapparate bei stärkster Anspannung zurückzuführen. Diese Deutung bewiese nun an sich nichts gegen meine Auffassung; denn wenn die Ermüdung des Sinnesorgans so rasch sich geltend machte, daß der Sinneseindruck für die Perzeption überhaupt verloren ginge, so wäre damit nur bestätigt, daß die Apperzeption die Empfindungsintensität schwächt. Der Grund dafür läge dann im Bereiche der physischen Kausalität; das Faktum aber stände fest. Doch der Befund am Auge spricht überhaupt gegen jenen Einwand. Es braucht nämlich dabei eine seelische Anspannung gar nicht vorhanden zu sein; bei einäugiger und akkommodationsfreier Betrachtung läßt sich zeigen, wie die Intensität der Farbe mit dem Eintritt in den Bereich des schärfsten Sehens sich vermindert, mögen die Seitenteile vorher noch so viel, und der gelbe Fleck noch so wenig in Anspruch genommen worden sein.

Nun gibt es ein sehr merkwürdiges Experiment, das die Hypnotisten gern anwenden, um einer in Hypnose zu versetzenden Person die Suggestibilität deutlich zu machen. Die Bindehaut unseres Auges ist gegen Berührungen bekanntlich höchst empfind-

lich; auf jeden Versuch einer solchen Berührung antwortet der Conjunktivalreflex, das ist ein prompter und kräftiger Schluß der Augenlider, und die leiseste Berührungsempfindung ist derart unangenehm für uns, daß gewöhnlich zu dem Conjunktivalreflex sich noch eine ausweichende Bewegung des ganzen Kopfes gesellt. Durch die bestimmte Versicherung nun, die Versuchsperson werde den Druck des Fingers auf die Bindehaut nicht spüren, sie solle das Auge nur still geöffnet halten, läßt sich bei den weitaus meisten Menschen nicht nur die Abwehrbewegung und der Conjunktivalreflex unterdrücken, sondern die Empfindung selber schwindet angeblich. Ich betone dieses „angeblich". Denn ich selber habe beim besten Willen kein Schwinden, nicht einmal eine merkliche Abschwächung der Empfindung an mir bemerken können, sondern lediglich die gewollte Hemmung des Reflexes. Andererseits weiß ich aus experimentalpsychologischen Erfahrungen, wie wenig die meisten ungeschulten Menschen in der Lage sind, über Druckempfindungen hinreichenden Bescheid zu erteilen; viele wissen gar nicht, ob sie eine Druckempfindung haben, oder nicht.

Ich erwähne diesen Bindehautversuch lediglich, weil ja überhaupt vielerlei Empfindungen von den leisesten Parästhesien bis zum Schmerz hinauf dadurch geheilt worden sein sollen, daß man den Leuten in einem bestimmten Zustande, dem hypnotischen, einredete, sie hätten die fraglichen Empfindungen nicht. Normalerweise ist doch nun die Sachlage so, daß man eine Angelegenheit, von der man redet, zur Apperzeption bringt. Und darauf wollte ich hinaus. Wenn einer Empfindungen, über die ihm bestimmte Eröffnungen gemacht werden, in diesem Moment nicht mehr hat, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: e n t w e d e r d i e A p p e r z e p t i o n i s t i m s t a n d e, E m p f i n d u n g e n b i s z u r A u s l ö s c h u n g z u s c h w ä c h e n, o d e r i n b e s t i m m t e n s e e l i s c h e n Z u s t ä n d e n b e s t e h t d i e F ä h i g k e i t, b e g r i f f l i c h g e w e c k t e E r i n n e r u n g e n a n s c h a u l i c h z u r e a l i s i e r e n. Denn „Verschwinden des Schmerzes" ist ein Begriff, der die Erinnerung an frühere Erfahrungen hervorruft, und wenn dabei der Schmerz wirklich schwindet, so ist eben eine Erinnerung, die begrifflich geweckt wurde, realisiert worden.

Die Diskussion der zweiten Möglichkeit sei auf eine spätere Gelegenheit verschoben. Die M ö g l i c h k e i t e i n e r

Abschwächung der Empfindungsintensität durch die apperzeptive Auffassung der Empfindung dagegen halten wir als Tatsache fest, ganz unbeschadet dessen, was sie für das eben erzählte Suggestionsexperiment leistet oder nicht leistet. Sie ist durch das Faktum der Intensitätsverminderung im gelben Fleck allein schon als bestehend erwiesen, so unsicher ihre Existenz in den übrigen Sinnesgebieten immer sein mag. Wir verfolgen von dieser Tatsache aus nun die Bedeutung, die sie für das Zustandekommen der Willlenshandlung haben kann.

Die Apperzeption, sagte ich oben, ist in jedem Falle eine Verzögerung des Willensaktes, ein hemmender Vorgang. Die experimentellen Untersuchungen über muskuläre und sensorielle, besser über Wahl- und Reflexreaktionen, bieten für diese Erkenntnis, die in allgemeinster Form sich schon aus vagen Selbstbeobachtungen erschließen läßt, ziffernmäßige Beweise. Damit aber ist die Frage gestellt, wie sich denn die Apperzeption zur Einübung verhalte. Wir wissen, daß im praktischen Leben die Verkürzung von Handlungen durch Übung eine außerordentliche Rolle spielt. Diese Übung scheint nun wesentlich auf Kosten der apperzeptiven Vorgänge stattzufinden; denn es isf jedem geläufig, daß die durch Übung erlangte Fertigkeit durch aufmerksames Beachten des zu Vollbringenden Störungen zu erleiden pflegt. Der Klavierspieler vergreift sich, der Buchhalter addiert falsch, der Turner läuft Gefahr abzustürzen — wenn er sich die Einzelheiten seines Leistungskomplexes plötzlich „überlegt". Im Anfang der Einübung ist es umgekehrt, da heißt es gerade, an jede Einzelheit denken, sie mit aller Präzision vor der Ausführung ins Auge fassen; sonst ergibt sich eine oberflächliche Fertigkeit, der die Sicherheit fehlt und die vor unerwarteten Komplikationen völlig versagt. Wir nennen den Vorgang, der als physiologisches Phänomen allen verwickelteren Bewegungsabfolgen zu Grunde liegt, die Koordination; sie baut sich aus einer kontinuierlichen Reihe von Innervationen auf, und die Abstufung dieser Innervationen gegeneinander, sowie die Dauer jeder einzelnen muß einer innerhalb gewisser Grenzen sich bewegenden Arbeits- und Zeitgröße entsprechen, wenn eine Koordination zustande kommen soll. Die Koordination stellt also einen teleologischen Begriff dar, eine Norm: sie bezeichnet diejenige Abstufung der Innervationen, die das Vollbringen

einer bestimmten Leistung garantiert. Bei der Erlernung einer Leistung muß jede Innervationsdosis, intensiv und zeitlich gemeint, apperzeptiv erteilt werden; das Ziel der Einübung aber ist, ein so festes Gefüge von Assoziationen zu schaffen, daß deren Ablauf außerhalb des Apperzeptionsfeldes ohne Störung gesichert ist.

Nun ist, das braucht ja kaum betont zu werden, die Grenze der apperzipierten Inhalte gegen die übrigen im Bewußtsein anwesenden natürlich fließend, und sie schwankt unablässig auch während des Apperzeptionsaktes selber. Der Blinde, der ein in der Blindenschrift hergestelltes Buch „liest“, der Musiker, der ein neues Stück spielt, beide machen von diesem Oszillieren der Apperzeptionsgrenze fortwährend Gebrauch. Die rechte Hand des Blinden übernimmt die vorläufige Orientierung über die kommenden Worte, während die linke jeden einzelnen Buchstaben der Apperzeption überreicht. Der Musiker überfliegt mit dem Auge eine ganze Zeile und empfängt so ein dunkles Bild von deren musikalischem Inhalt, während die einzelnen Noten apperzipiert werden, die assoziative Verknüpfung zwischen Note und Anschlag aber eine fast völlig mechanisierte ist. In dem Augenblicke, wo er diesen Anschlag apperzipieren wollte, würde die Apperzeption der Noten natürlich fortfallen, und ein Verspielen wäre die Folge. Ähnlich verhält es sich bei allen vollendeten Fertigkeiten, und die Kunst der „Fertigkeit“ liegt eben darin, die verschiedenen notwendigen Betätigungen richtig im Bewußtsein verteilt zu halten.

Wir beurteilen aber eine Fertigkeit nicht bloß nach der Raschheit, mit der eine komplizierte Leistung verrichtet wird, sondern auch nach der Gewandtheit, mit der Störungen überwunden werden. Der Violinspieler, dem eine Saite platzt, soll dabei nicht den Kopf verlieren, und unsere Hochachtung ist desto größer, je außergewöhnlicher die Störung sich darstellt. Damit kommen wir auf jenen Punkt zurück, den wir im Eingang der Betrachtungen über die demotivierten Vorgänge schon berührten.

Ein Redner spricht mit größter Gewandtheit und ohne Manuskript. Da stört ihn ein Zwischenruf, und er gerät aus der Fassung. Er stockt, er sucht nach Worten; es dauert einige Zeit, bis er wieder im Geleise ist. Meistens nehmen wir dann an, er habe seine Rede auswendig gelernt, und er „klebe“ deshalb

am Wortlaut. Der schlagfertige Redner knüpft unverzüglich wohl gar an den Zwischenruf an, und führt improvisiert von da aus die Rede in den beabsichtigten Gedankengang zurück. Dazu gehört ein gewisser Reichtum von assoziativen Verknüpfungen, und eine gewisse Schnelligkeit im Ablauf der Inhaltsassoziationen. Übung tut dazu auch etwas, aber das meiste muß wohl angeboren sein. Es gibt viele sehr fließend sprechende, selbst packende Redner, denen doch jede Schlagfertigkeit abgeht. Denn es handelt sich bei der echten Schlagfertigkeit ja stets um eine innere Wahlhandlung, die mit großer Raschheit vollzogen werden soll. Wir erwarten vom Redner nicht bloß eine Replik — er soll sich nicht nur „herausreden" oder durch einen Witz die Lacher auf seine Seite ziehen, sondern er soll die auch inhaltlich beste Erwiderung disponibel haben. Das setzt psychologisch die Fähigkeit voraus, die Aufmerksamkeit der Reihe nach mit enormer Geschwindigkeit über vielerlei Assoziationen hingleiten zu lassen. Und was hier von der inneren Wahlhandlung gesagt ist, gilt im Prinzip genau ebenso von der äußeren, bei der es sich um Koordination, um Innervationsfolgen handelt. So stellt sich uns das frühere Beispiel vom Kapitän als eine Mischung psychischer und psychophysischer Assoziationen, die zur Wahl drängen dar: psychischer — denn der Mann muß die Situation bis zu den letzten Konsequenzen übersehen; psychophysischer — denn er muß für jede einzelne dieser Situationsphasen die am besten vorbeugenden Befehle erteilen oder gar selber mit zugreifen. Der Befehl ist ja überall, wo die Voraussetzungen des absoluten Gehorsams und der absoluten Genauigkeit im Vollzug erfüllt sind, weiter nichts als eine Handlung „mit verlängertem Arm".

Es scheint, daß die psychophysischen Assoziationen verhältnismäßig leichter zu erlernen, durch Übung zu bereichern und zu festigen sind, als die psychischen. Denn die tägliche Erfahrung lehrt, daß die sogenannten körperlichen Fertigkeiten bis zu einem gewissen Grade wenigstens von den meisten Menschen erworben werden, sofern nur ihre Einübung in früher Jugend beginnt. Nun ist die Sachlage ja zweifellos dadurch ein wenig unklar, daß die Erziehung zur Geistesgegenwart heute außerordentlich vernachlässigt wird; in ganz unverantwortlicher Weise ist z. B. das rhetorische Element in unsern Schulen

zurückgedrängt worden. Unsere ganze Schulerziehung übt im wesentlichen das, worauf es später am allerwenigsten ankommt, das tote Gedächtnis. Eine systematische Pflege der Debatte kennt sie überhaupt nicht, und es ist gar nicht einzusehen, mit welchem Rechte die höhere Schule an das Ende ihres Lehrganges eine Prüfung stellt, die auf der Voraussetzung einer Erziehung zur Geistesgegenwart basiert — wie eben jede Prüfung. Da also die Fähigkeit, über Assoziationen im entscheidenden Augenblicke zu disponieren, nicht geübt, im Gegenteil durch die Gedächtniserziehung systematisch zur Verkümmerung gebracht wird, so tritt sie später natürlich nur noch bei denen hervor, denen sie in besonderer Stärke angeboren war.

Leider sind ja die experimentellen Untersuchungen über die Assoziationen bisher so gering an Zahl, daß wir aus ihnen vorderhand keine Schlüsse ziehen können. Eins aber steht fest: daß jene Geistesgegenwart keinesfalls eine rein assoziative Sache sein kann. Im Gegenteil vermissen wir sie gerade oft bei Menschen, deren Reichtum an Assoziationen sonst ein sehr großer ist. Sie besteht eben in der Fähigkeit, aus einem gewissen Reichtum von zuströmenden Assoziationen sehr rasch die geeigneten auszuwählen; sie setzt einen bestimmten Umfang dieses Assoziationenschatzes wohl als Bedingung voraus, sie selber aber stellt sich uns als eine durchaus apperzeptive Funktion dar.

Und zwar, wie mich dünkt, nicht als die höchste Anspannung der aktiven Apperzeption. Es ist bekannt, daß geistesgegenwärtige Menschen ihre Eigenschaft am stärksten gegenüber wirklichen Überraschungen, also unvorbereitet betätigen. Es gibt gerade unter ihnen viele, denen erst der höchste Ernst der Situation die Kraft zur Entfaltung ihrer Anlage gibt. Das würde darauf hindeuten, daß der Zustand der Geistesgegenwart in einer gewissen Nähe wenigstens der passiven Apperzeption liegt; und die Sprache würde in der „Ruhe“, mit der solche Menschen die Gefahren „an sich herankommen lassen“, den entsprechenden Ausdruck dafür geschaffen haben. Selbstverständlich bleibt die jeweilige Entscheidung ein aktiv apperzeptiver Akt, und der ganze psychische Komplex liefe schließlich auf die Fähigkeit eines raschen Wechsels zwischen passivem und aktivem Apperzipieren hinaus. Das dürfte sicher sein: die aktive Aufmerksamkeit drängt die meisten Assoziationen zurück, hemmt ihren

Zustrom und spitzt sich immer wesentlich auf einen Punkt zu, wenigstens bei stärkster Anspannung. Sie dient auch, wir alle erleben es, in der geistigen Arbeit viel mehr dem Ausbau von Gedanken, ihrer logischen Ausschöpfung, als dem Auftauchen von Ideen selber; große oder nur fruchtbare Gedanken sind niemals ersonnen, ausgeheckt worden, sondern haben sich ihrem Schöpfer aufgedrängt — weshalb man so gerne das „Unbewußte“ mit der schöpferischen Tätigkeit in Beziehung bringt.

Es gibt wohl keinen großen Redner, von dessen Leistungen man nicht sagen könnte: er muß seinen „Tag“ haben. Natürlich ist damit eine gewisse Stimmungslage gemeint. Aber man bemerkt so oft, wie der „Tag“, den man zunächst vermißte, sich einstellt, wenn der Redner gereizt, seinen Argumenten widersprochen wird. Es gibt hunderte von Offizieren, deren Fähigkeiten nur der Krieg zu enthüllen vermag. Und was wir Abenteurerlust nennen, ist eine Form des Gefühls, lediglich im Wechsel bedrohlicher Situationen seinen Mann stellen zu können. Das Alles aber läuft schließlich auf das Eine hinaus: es ist ein Gefühlsmaximum, das die Demotivation erst entfaltet. Natürlich gilt der Superlativ als ein relativer, der jeweiligen Sachlage entsprechender; es ist nur im Prinzip dasselbe, ob ich in einem Hause, wo ich mich sonst zwanglos unter gesellschaftlich Gleichen bewege, unvermutet einem Fürsten gegenüberstehe, oder ob ich in der Schlacht eine unerwartete Attacke abschlagen muß.

Und so stellt sich auch unser erstes Beispiel: das Überschreiten des verkehrsreichen Platzes, als eine Mäßigung der aktiven zur passiven Apperzeption dar. Der Unkundige spannt seine Aufmerksamkeit sogleich mit höchster Intensität auf den ersten Wagen, der gefahren kommt. Infolgedessen hat er Aussicht beim zweiten zu verunglücken. Der Geübte läßt die Eindrücke an sich herankommen, und setzt sich immer nur momentan, für den einen nächsten Schritt zur Seite, vorwärts oder rückwärts in den Zustand der Wahlhandlung. Im Momente, wo die Entscheidung fällt, entspannt sich die Aufmerksamkeit schon wieder und öffnet sich neuen Eindrücken.

In psychologischer Sprache stellt sich dies so dar: Je stärker aktiv die Apperzeption, je gespannter die Aufmerksamkeit, desto enger wird das Blickfeld des Bewußtseins, desto

blasser alles, was nicht Objekt der apperzeptiven Wahrnehmung ist; desto mehr wird auch der Zustrom von Assoziationen gehemmt. Diese Assoziationen sind aber sehr oft nicht psychische, sondern psychophysische; sie würden, könnten sie nur heran, den wichtigen Entschluß schon in sich tragen. Denn das ist ja sicher: die einzelnen Momente, die das Überschreiten eines Platzes konstituieren, haben wir schon hundertmal erlebt; wir sind oft genug vorher einem Wagen, einem Automobil, einem Radler ausgewichen, und die Erinnerungen daran sind in uns latent. Nur können sie nicht an den Blickpunkt unseres Bewußtseins heran, wenn der auf ein einzelnes Objekt eingestellt ist.

Freilich könnte nun auch der ganze Platz in diesen Blickpunkt treten. Der Künstler, der ihn etwa in einer Bleistiftkizze festhalten wollte, müßte das ganze Bild eine Weile in sich aufnehmen, ohne sich in die Betrachtung von Einzelheiten zu verlieren. Der Beschauer, der es nur in der Erinnerung, der Poet, der es in einem lyrischen Gedicht bewahren möchte, hätte dieselbe Aufgabe. Aber diese Apperzeption des ganzen Platzes ist im Grunde nur die Apperzeption einer Auswahl von Eindrücken, die vom Platze her auf den Sehenden einströmen. Es bestätigt sich hier, daß die Apperzeption ein selektives Erfassen der Sinnesempfindungen ist. Vielleicht wird man sagen, von einer Apperzipierung des Platzes sei im strengen Sinne überhaupt nie die Rede; auch das Auge des Künstlers schweife von diesem zu jenem Detail. Gewiß, sofern es sich um korrekte Wiedergabe der einzelnen Objekte handelt; soll aber ein einheitliches Stimmungsbild herauskommen, so muß zwischen diese Detailapperzeptionen immer wieder die Auffassung der Totalität sich einschalten, gerade damit der Künstler die richtige Selektion treffe; sonst wird seine Zeichnung den Eindruck erwecken, daß er sich „ins Detail verzettelt“ habe.

Dem Überschreiter aber würde ein selektives Apperzipieren des Ganzen verhängnisvoll werden. Natürlich bleibt trotzdem auch jede seiner Einzelapperzeptionen selektiver Art: er apperzipiert den elektrischen Wagen, der herangesaust kommt, aber er wird nachher schwerlich sagen können, ob es einer von der „roten“ oder der „grünen Linie“ gewesen sei. Aus dem Vorstellungskomplex „Wagen“ apperzipiert er vor allem die Fahrgeschwindigkeit. Und darin liegt wiederum eine Gewähr für

sein glückliches Hinüberkommen. Das Finden des richtigen Entschlusses ist natürlich auch dann noch Übungssache; aber es vereinfacht sich wesentlich durch die selektive Vereinfachung des Sinneseindrucks. Und nun gesellt sich eben das ausschlaggebende Moment hinzu, daß nach einmal gefaßtem Entschluß die Ausführung ohne apperzeptive Überwachung geschieht. Das unterscheidet am meisten den Geübten vom Ungeübten. Der Ungeübte blickt sich immer noch einmal ängstlich um, ob er sich nicht doch verrechnet habe, ob er nicht doch in Gefahr sei. Er weiß nicht, daß diese Apperzeptionen sein Weiterkommen nur aufhalten. Der Geübte überläßt die Ausführung des Entschlusses seinen psychophysischen Assoziationen; er entspannt sofort die Aufmerksamkeit, läßt mehr passiv die neuen Eindrücke auf sich einströmen und apperzipiert nun den nächsten rasch wieder, und so fort. Ich sah einen Herrn, der auf dem Potsdamer Platz in Berlin mit Mühe sich selber vor einem elektrischen Wagen rettete und im gleichen Augenblick ein Mädchen zurückriß, das vor einem Automobil die Fassung verlor. So etwas wäre nie möglich, wenn die Aufmerksamkeit in höchster Anspannung sich befände. Man kann den Zustand, der für solche Situationen der günstigste ist, nur als eine Stufe der passiven Apperzeption begreifen, der auf der einen Seite die psychischen und psychophysischen Assoziationen zu Gebote stehen, und die auf der andern Seite instantan zur aktiver Apperzipierung überzugehen vermag.

Dabei wird freilich eine gewisse Loslösung des assoziativen Handelns vom apperzeptiven, und auch eine gewisse Unabhängigkeit einzelner assoziierter Handlungen voneinander unerläßliche Bedingung sein. Was damit gemeint ist, kann man sich leicht verbildlichen an der Unabhängigkeit der rechten und linken Hand beim Klavierspieler, die dem Unkundigen etwas ganz Erstaunliches ist; noch komplizierter liegt der Fall bei der Orgel. Und die Fertigkeit der Glieder muß hier weiterhin, als Ganzes besehen, wiederum mit dem Auffassen der Noten so verknüpft sein, daß das „technische Spiel“ allmählich ganz ins Assoziative rückt, so daß z. B. Musiklehrer während des Spiels gleichzeitig Erläuterungen über den inneren Gehalt dieser Musik und ähnliche geben können — Darlegungen, die ihrerseits die Apperzeption auf sich gerichtet halten. Ein anderes Exempel: das

Regieren des Reitpferdes nimmt im Anfang die ganze Überlegung und Aufmerksamkeit des Reitenden in Anspruch. Und dann vergegenwärtige man sich die Ordonnanz, die im Galopp eine Erkundung ausführt, oder den berittenen Musiker, der zugleich reiten, Noten lesen und das Instrument spielen muß. Man denke an intensive Unterhaltungen während des Tanzes — die Beispiele ließen sich ins Ungemessene vermehren.

Allen diesen Exempeln ist, bei genauer Überlegung findet man es leicht, dies eigen: die passive Apperzeptionslage, in der die relativ meisten Bewußtseinsinhalte eine gewisse mittlere Klarheit und Deutlichkeit gewinnen. Sie allein ermöglicht es, daß verschiedene Tätigkeiten, die sich freilich von halbmechanisierten bis zu aktiv apperzeptiven abstufen, nicht etwa sämtlich apperzeptiv gleichwertig sein dürfen, nebeneinander erledigt werden können. Enge ich aber das Blickfeld ein, spanne ich meine Aufmerksamkeit auf einen Punkt mit höchster Intensität: so werden ja immerhin rein assoziativ geweckte Handlungen noch möglich sein. Aber zweckmäßig sind sie dann nur noch durch Zufall, und es ist ebenso leicht, in diesem Zustande jemanden die ärgsten Unsinnigkeiten tun zu lassen. Die Kontrolle, die sich in der mehr passiven Apperzeptionslage übers ganze Bewußtseinsfeld erstreckt und damit die reichste Willensbetätigung ermöglicht, schwindet mit der zunehmenden Spannung der aktiven Apperzeption. Dann entstehen die Zerstreutheitshandlungen. Es fragt sich nur, ob die maximale Aufmerksamkeitsspannung ihre einzige Quelle ist.

5. Bewußtseinsleere.

Hinter das letzte Fragezeichen können wir sofort ein bestimmtes „Nein!" setzen. Denn es gibt Bewußtseinszustände, in denen von einer maximalen Spannung der Aufmerksamkeit auf einen Punkt gar keine Rede und doch eine gewisse Disposition zu Zerstreutheitshandlungen vorhanden ist. Diese Zustände stellen innerhalb des Wachseins jedenfalls die stärkste denkbare Passivität unserer Persönlichkeit dar; die Sprache kennt sie unter verschiedenen Benennungen, wie Versunkenheit, Vergessenheit, Geistesabwesenheit u. dgl. Aber die sprachlichen Bezeichnungen

sind freilich hier, wie meistens, nicht eindeutig und daher wissenschaftlich kaum verwendbar. Denn die Versunkenheit kann einen Zustand aktiver Apperzeption darstellen, in dem zwar die Aufmerksamkeitsspannung verhältnismäßig gering ist, und dennoch die Apperzeption während einer ungewöhnlich langen Dauer auf einen Punkt eingestellt bleibt, weil mit dem Nachlassen des aktiven Apperzipierens die Grundstimmung immer wieder den nämlichen Gegenstand zunächst zur passiven und dann zur aktiven Apperzeption vorschiebt. Die Sprache bezeichnet also nur etwas Negatives mit Sicherheit, nämlich daß der Versunkene für seine Umgebung geistig abwesend sei, und sie erläutert die positiven näheren Bestimmungen des Versunkenseins erst durch Zusätze, indem sie etwa von Menschen spricht, die in Gedanken, in Erinnerungen, in Träume versunken seien. Jedenfalls stellen diese Bewußtseinszustände keine apperzeptive Entspannung, sondern meist nur eine außergewöhnlich lange dauernde und mit außergewöhnlicher Verdrängung der übrigen Erlebnisse verbundene Apperzipierung eines Inhaltes dar. Sie erwachsen auf der Grundlage intensiver Stimmungen, und das hat sie auch zu einem Lieblingsgegenstande künstlerischer — poetischer, musikalischer, bildnerischer Darstellung erhoben.

Allerdings werden nun eben diese Wörter auch für den Bewußtseinszustand gebraucht, den wir in der Überschrift dieser Erörterung als Bewußtseinsleere charakterisiert haben: eine höchst eigentümliche Bewußtseinslage, über die analytische Untersuchungen noch so gut wie ganz fehlen, deren Kenntnis sich also lediglich auf die ja immer unzuverlässigen Ergebnisse der Selbstbeobachtung stützen muß.

Ohne Zweifel gibt es im Wachsein überhaupt keinen Zustand von Bewußtlosigkeit. Es wäre aber möglich, daß das Recht zu dieser Feststellung sich von einer unrichtigen oder doch unzulänglichen Begriffsbestimmung des Wachseins herleitete. Ich überlasse es gern jedem einzelnen, sich einmal an einer befriedigenden Definition des Wachseins zu versuchen; es ist ganz außerordentlich schwierig, und man kommt, je mehr man sich damit abmüht, desto gewisser zu der Einsicht, daß eben im Wachsein ganz verschiedene seelische Zustände zu einem recht groben Begriffe verbunden sind. Doch wie dem auch sei: erloschen ist das Bewußtsein niemals, solange wir die Augen

offen haben. Denn die geöffneten Augen bleiben vielleicht noch immer das beste Kriterium des Wachseins — für die Zustände der Norm natürlich. Freilich scheint auch der Schlaf nur selten ein Zustand von Bewußtlosigkeit zu sein, und bei vielen Menschen ist er es ganz sicherlich niemals, solange nicht etwa künstliche Mittel ihn vertiefen. Es spielen sich vielmehr lebhafte Träume ab, und an diejenigen wenigstens, die vom Erwachen unterbrochen werden, ist die Erinnerung meist erhalten.

Verlassen wir nun aber den Boden des Normalen, so begegnen wir einer Reihe von Bewußtseinszuständen, die sich weder unter den Begriff des Wachseins noch des Schlafes recht einreihen lassen. Ich erinnere in erster Linie an die epileptoiden Anfälle von Bewußtseinsunterbrechung, die man gewöhnlich Absencen nennt. Sie bieten so wenig das Bild des Schlafes, daß sie oft von der Umgebung gar nicht bemerkt werden, sofern es sich nicht um eine sachverständige Umgebung handelt. Sie stören die Abwickelung der seelischen Phänomene, vor allem den assoziativen Gang der Erlebnisse, scheint es, so wenig, daß bekanntlich begonnene Sätze, die von der Absence unterbrochen worden sind, korrekt zu Ende geführt werden, sowie die Störung vorüber ist. Eine Erinnerung an irgend ein seelisches Erlebnis während der Absence ist nachträglich wohl niemals vorhanden. Oft fehlt auch jedes Bewußtsein von der Absence selber; manchmal haben die Betroffenen nachher das dunkle Gefühl, daß „etwas mit ihnen losgewesen sei", ohne daß es ihnen aber möglich wäre, eine lebhaftere Erinnerung daran zu wecken. Diesem Gefühl begegnet man ja bei den Epileptikern aller Nuancen, namentlich auch im Hinblick auf nächtliche Krampfanfälle. Andererseits fällt es mir schwer anzunehmen, daß während der Absence eine echte Bewußtlosigkeit herrsche. Denn die Absencen sind ja kein Zustand sui generis, sondern führen durch eine Reihe von Zwischengliedern hinüber zum epileptischen Dämmerzustand. Und in dem sind die psychischen Erlebnisse nach aller Erfahrung sehr mannigfaltig; die Kranken begehen die kompliziertesten Verrichtungen, durchaus nicht bloß solche, die man allenfalls als mechanisierte Handlungen deuten könnte; nachträglich ist die Erinnerung daran erloschen.

Eigenartige Bewußtseinszustände von viel längerer Dauer bietet das Krankheitsbild der Dementia praecox. Die Kranken

sitzen — es ist dies geradezu ein pathognostisches Frühsymptom der Erkrankung — stundenlang auf einem Fleck, starren regungslos vor sich hin und sind sehr oft nicht einmal durch starke Sinneseindrücke oder gewaltsame Attacken aus ihrem Znstande aufzuscheuchen. Befragt man die Kranken während einer Remission, oder nach einem günstigen Ausgange des Leidens über den Grund oder den Inhalt dieses regungslosen Hindämmerns, so geben sie meist die Antwort: sie hätten nicht anders gekonnt. Sie behaupten oft, an nichts gedacht zu haben; in andern Fällen werden freilich bestimmte Erlebnisse mitgeteilt. Nun sind gewiß alle diese Angaben mit großer Vorsicht aufzunehmen, weil eben auch der „geheilte" Patient bei der Dementia praecox fast nie ohne jede Veränderung seines inneren Wesens bleibt; gerade eine gewisse Scheu, ein ausweichendes Antworten auf namentlich solche Fragen, die die Persönlichkeit betreffen, etwas Verstecktes im ganzen Benehmen, ist nicht selten das einzige Residuum bei den am besten verlaufenden Fällen, und angesichts dessen dürfen Mitteilungen über die Krankheit, zumal sie fast niemals spontan, sondern auf Befragen erfolgen, nur mit der größten Vorsicht verwendet werden. Eins aber soll nicht übersehen sein: in diesen Zuständen findet sich häufig schon Katalepsie und Befehlsautomatie — diese freilich meistens erst, wenn der Negativismus besiegt wird, der ihr voraufzugehen pflegt.

Katalepsie, Negativismus, Befehlsautomatie: die drei Zeichen, die man als die Suggestibilitätserscheinungen im Bilde der Dementia praecox ansieht, und die in bestimmten Nuancierungen selbst dem kundigen Beobachter, namentlich mit gewissen Charakteräußerungen vereinigt, eine Hysterie vortäuschen können: die Fehldiagnose ist ja außerordentlich häufig. Alle drei Zeichen auf dem Boden einer Störung freilich, aber in einem Zustande, der an die Bewußtseinsleere des Gesunden mindestens erinnert. Und vornehmlich die Befehlsautomatie klingt an die Zerstreutheitshandlungen an. Aber selbst der Negativismus hat vielleicht in der Norm seine Analogie, sofern er wenigstens als passiver sich darstellt. Diese Einschränkung freilich ist unerläßlich; aber daß sie es ist, scheint mir doch mehr auf eine Unklarheit im psychopathologischen Begriff des Negativismus hinzudeuten. Denn ob der aktive Negativismus, bei dem der Kranke das Gegenteil von dem Verlangten tut, und der sich auch bei

Manischen und Paralytikern findet, mit dem passiven Negativismus, der den Patienten regungslos in seiner Stellung verharren läßt, identisch ist, sodaß beide nur zwei Intensitätsabstufungen des im Grunde gleichen seelischen Vorganges oder Zustandes darstellen, muß billig bezweifelt werden.

Wir haben zwei pathologische Zustände in Parallele zur normalen Bewußtseinsleere gesetzt — wie ich betone, in eine durchaus oberflächliche Parallele, die über die psychologische Verwandtschaft dieser Dispositionen gar nichts aussagen soll. Wir sehen, daß über die psychische Beschaffenheit in diesen Zuständen nichts oder doch nur Unzuverlässiges zu erfahren ist. Viel besser aber steht es mit dem auch nicht, was wir von der normalen Bewußtseinsleere berichten können. Und ganz natürlich: denn die Bewußtseinsleere ist, dies eine steht von ihr fest, ein Zustand, der die Selbstbeobachtung in einem auch nur einigermaßen geschärften Grade ausschließt. Die Selbstbeobachtung kann gegenüber diesem Phänomen nur so gehandhabt werden, daß sie als Erinnerung an ganz kurze Phasen von Bewußtseinsleere funktioniert. Das ist deshalb gut möglich, weil es den meisten Menschen, und namentlich den psychologisch Geschulten, keine besonderen Schwierigkeiten macht, sich willkürlich in den Zustand der Bewußtseinsleere zu versetzen.

Die Aufmerksamkeit hat in diesem Zustande einen außerordentlich geringen Spannungsgrad; unterbrechen wir die Bewußtseinsleere, so ergibt sich eben bei der Erinnerung, daß wir eigentlich an „nichts“, oder besser an „nichts Rechtes“ gedacht haben. Was heißt das aber? Bedeutet es, daß eine große Anzahl von Assoziationen in großer Eile durch unser Bewußtsein liefen? Keineswegs. Die assoziative Betätigung war vielmehr eine äußerst geringe. Ganz leise bloß und verschwommen sind vereinzelte Assoziationen im Bewußtsein aufgetaucht, um rasch wieder zu verschwinden. Was aber den Inhalt der Apperzeption ausmachte, ist noch schwerer zu sagen. Gewöhnlich scheinen es abgerissene Begriffskomplexe zu sein, einzelne Satzfragmente also mit Vorliebe: etwa das Stück „an nichts denken“ — die in einer merkwürdig sinnlosen Art in der Apperzeption hin- und herschwanken. Gerade die Aussagen von psychopathisch veranlagten Persönlichkeiten, Leuten, die unter die Bequemlichkeitsrubrik „Neurasthenie“ eingeramscht zu werden pflegen,

sind hier wertvoll. Wir finden bei diesen Menschen gar häufig die Klage über Zustände von — natürlich ungewollter, sie überfallender — Bewußtseinsleere. Sie berichten uns, daß sie Satzbruchstücke, wie das oben erwähnte, ganz vage vor Augen oder Ohren hätten, ohne darüber wegzukommen, ohne aber auch einen Sinn damit zu verbinden. Wir dürfen das natürlich nicht verwechseln mit jenem Symptom der beginnenden Ermüdung, das in der steten monotonen Wiederkehr gewisser Gedanken besteht, obwohl eine psychologische Ähnlichkeit, der wir hier nicht weiter nachzuspüren haben, ja nicht verkannt werden soll.

Das Wichtigste am Zustande der Bewußtseinsleere ist aber sicherlich das Verhalten der Sinneswahrnehmung. Äußere Eindrücke, die nicht monotoner Art sind, durchbrechen den Zustand bei hinreichender Intensität; die Bewußtseinsleere setzt immer eine gewisse Unveränderlichkeit der Umgebung voraus. Das schließt nicht aus, daß der Zustand innerhalb eines sehr lebhaften Treibens möglich ist, etwa im Ballsaal, auf der Bank einer Promenade. Nur muß dann das Treiben eine gewisse rhythmische Gleichförmigkeit haben, es muß in einem schwer mit Worten zu erläuternden Sinne monoton sein: in dem Sinne etwa einer kaleidoskopischen Monotonie. Fürs Auge ist dieser Zustand schwerer zu erreichen als fürs Ohr. Daher scheint bei geschlossenen Augen die Bewußtseinsleere erheblich leichter einzutreten, als bei der Zugänglichkeit des Sehorgans für die Eindrücke der Außenwelt. Rhythmische Geräusche aber begünstigen den Zustand der Bewußtseinsleere ganz außerordentlich, namentlich wenn es sich nicht um durch Pausen unterbrochene Einzeltöne oder Einzelgeräusche, sondern um ein An- und Abschwellen handelt. Und am allerwichtigsten ist der Zustand der Gemeinempfindungen. Für sie ist die größte Gleichförmigkeit erforderlich. Lageveränderungen der einzelnen Glieder können nur in verhältnismäßig sehr geringem Umfange stattfinden, ohne die Bewußtseinsleere zu unterbrechen. Mit diesen zwei förderlichen Bedingungen, Ruhe und Geräuscheinförmigkeit, stimmt es denn auch zusammen, daß die Bewußtseinsleere sich am leichtesten in zwei recht modernen Situationen einstellt: am Meeresstrande und bei der Eisenbahnfahrt.

Die Rolle der rhythmischen Toneindrücke ist sehr begreiflich; denn sie sind eben dann das Apperzeptionsobjekt, und

während einer langen Eisenbahnreise werden sie es allmählich in immer einseitigerem Maße, die übrigen Assoziationen verblassen und verflüchtigen sich mehr und mehr. Außerordentlich kennzeichnend ist die damit verknüpfte Veränderung der Zeitvorstellung hinsichtlich der genauen Abschätzung. In der ersten Stunde ist uns — von Unterhaltung, Lektüre, Landschaftsreizen natürlich abgesehen — die Fahrt langweilig. Dann kommt die Periode zunehmender Bewußtseinsleere, während deren das Gefühl für die Dauer der Fahrt sich zunehmend abstumpft, und erst mit dem Eintritt der Ermüdungszeichen beginnt die Aufmerksamkeit wieder lebhafter sich anderen Dingen, vor allem der Zeit, zuzuwenden.

In diesen Zuständen nun können Handlungen ausgeführt werden, die so völlig assoziativen Charakter tragen, daß dem Handelnden nachträglich kaum die Spur einer Erinnerungsmöglichkeit bleibt. Wir beobachten zwei Typen: Handlungen mehr reflektorischer und mehr automatischer Art. Jene stellen sich als die bei weitem häufigeren dar; beide weisen mit den Zerstreutheitshandlungen, die durch stärkste Konzentration der Aufmerksamkeit ermöglicht werden, eine große Ähnlichkeit auf. Der Unterschied, den ich festhalten möchte, prägt sich zunächst in der Intensitätsgrenze aus. Das soll heißen: Die Bewegungen können bei der echten Zerstreutheitshandlung von größerem Umfange sein, ohne die Aufmerksamkeit auf die Handlung zu lenken, als bei den Aktionen in der Bewußtseinsleere. Diese bedeutet einen ungleich labileren Seelenzustand. Und das ist, meine ich, nicht schwer zu verstehen. Konzentriert sich das Bewußtsein apperzeptiv auf einen Punkt, dessen Inhalt vornehmlich auch die Stimmung fesselt, so ist die Unterbrechung dieser Bewußtseinslage natürlich nicht so leicht, als in einem gefühlsmäßig nahezu indifferenten Zustande, in dem sich ebenso indifferente Objekte im Blickpunkte des Bewußtseins befinden. Charakteristisch ist auch die affektive Folge einer Unterbrechung beider Zustände. Das Aufstören aus einer maximalen Konzentration pflegt bei dem Gestörten sehr lebhafte Unlustgefühle zu erwecken, während die Unterbrechung der Bewußtseinsleere als eine meistens lustbetonte Lösung gefühlt wird. Doch gebe ich ohne weiteres zu, daß es sich dabei kaum um eine ausnahmefreie Gültigkeit handelt.

Eine letzte Differenz endlich ist die Erschwerung der assoziativen Anknüpfung an die Bewußtseinsleere gegenüber der Konzentration. Bedarf es, wie früher festgestellt wurde, schon hier einer gewissen Mäßigung in der Intensität der Stimme, einer Vorsicht in der Wahl des Augenblicks, kurzum gewisser technischer Kunstgriffe, um die Realisierung einer an den Konzentrierten gerichteten Aufforderung zu erlangen, so gilt das in bedeutend höherem Grade für die Bewußtseinsleere. Ein plötzliches Anreden, ein Herantreten, eine einzige Bewegung kann diesen Zustand sofort unterbrechen. Es ist durchaus nicht einfach, sich sozusagen in das assoziative Erleben des in der Bewußtseinsleere verharrenden Menschen einzuschleichen; und gelingt es, so muß immer noch in jedem Augenblick das Erwachen aus der Leere erwartet werden. Das Aufscheuchen einer gefühlsstarken Assoziation genügt dazu. Es bedarf also einer technischen Geschicklichkeit, um während der Bewußtseinsleere Befehle realisieren zu lassen; und die Beziehung zwischen dem Befehlenden und dem Ausführenden, welche eine derartige Technik voraussetzt, nennen wir den Rapport.

Diese Beziehung ist aber noch für zwei andere Zustände charakteristisch, für Schlaf und Hypnose. Wir wollen an dieser Stelle die Ähnlichkeit, die sich da andeutet, nicht weiter verfolgen; nur erinnern wir uns der Erfahrung, daß im Schlaf und in der Hypnose der Rapport die Voraussetzung des „Suggerierens“ ist. Das heißt in praxi: der Ausführung von Befehlen durch den Schlafenden oder Hypnotisierten; oder auch des Auftretens bestimmter Vorstellungen bei beiden, die wir dann je nachdem als „suggerierte“ Träume, oder „suggerierte“ Halluzinationen bezeichnen.

Leitet sich also etwa der Begriff der Suggestion, auf den uns so lange Umwege zurückgeführt haben, von dem Seelenzustande her, in dem die „suggestiven“ Befehle möglich, das heißt wirksam sind? Hätten wir in diesem Sinne ein Recht, jeglichen Befehl, der im Schlafe, in der Hypnose, in der Bewußtseinsleere, in der apperzeptiven Konzentriertheit ausgeführt wird, eine Suggestion zu nennen? Besteht das Wesentliche der Suggestion in der Notwendigkeit des Rapports zwischen Befehlendem und Gehorchendem?

Vielleicht hätte die Bejahung dieser Fragen manches Verlockende. Und doch würde sie uns logisch im Kreise herumführen. Wir müßten sagen: es gibt eigentümliche psychische Zustände, in denen jemand mit Hilfe einer besonderen Routine dazu gebracht werden kann, Befehle zu realisieren, ohne etwas von ihnen apperzipiert zu haben — die nennen wir suggestible Zustände; was in ihnen realisiert wird, heißt eine Suggestion. Aber wer gäbe sich damit zufrieden? Man kann eine Schilderung der besagten Zustände verlangen; und zu den Kriterien, die in dieser Schilderung nicht fehlen dürften, würde vornehmlich auch die Suggestibilität gehören. Es geht eben nicht an, einfachere Definitionen auf kompliziertere zurückzuschieben, und das dann als Lösung eines Problems auszugeben.

Und so wären diese anscheinend so wenig auf das Hysterieproblem zugespitzten Darlegungen auch noch nutzlos gewesen? Doch nicht. Was sie für die Analyse der Hysterie positiv geleistet haben, werden spätere Kapitel erweisen; aber auch für die Definition der Suggestion waren sie, als ausschließende Vorbereitung, unentbehrlich. Die Unsitte, mit dem Worte „Suggestion" tausenderlei nicht genügend klare Zusammenhänge zuzudecken, steht ja gerade auch der Aufhellung des Hysterieproblems hinderlich im Wege; und diese Unsitte wiederum ist kaum anders zu brechen, als durch die gründliche Analyse dessen, womit sie spielt. Es bleibt gewiß bedauerlich, daß der Hysterieforscher heute so viel negative Arbeit leisten muß, ehe er an die positive gehen kann; aber unnütz ist diese Arbeit darum wahrlich nicht vertan.

Nun hat man aber das Recht, von mir eine bessere Definition der Suggestion zu fordern; und auf eine solche glaube ich positiv freilich von einer ganz andern Seite her hinsteuern zu müssen. Sie geht von den Grundlagen der Motivierung unseres Handelns aus.

6. Sinn und Maß.

Zwei Maßstäbe pflegen wir im praktischen Leben an eine Handlung zu legen, die uns zur Beurteilung vorliegt. Einmal fragen wir uns, ob der Inhalt einer Aktion in einem rechten Verhältnis stehe zu ihrer Ursache, und dann, ob dieses Verhältnis

auch zwischen der Intensität der Ursache und derjenigen der Aktion seine Geltung habe. Je nachdem finden wir dann, eine Handlung habe Sinn oder sie sei sinnlos, sie sei den Umständen angemessen oder sei maßlos.

Das ist, wie man merkt, durchaus die Sprache der Vulgärpsychologie. Ich brauche nicht zu erhärten, daß über Sinn und Maß einer Handlung die Meinungen meistens recht weit auseinandergehen. Kurzum, es ist ja klar, daß wir diese Wertmesser nun nicht ohne Umstände zu wissenschaftlichen Maßstäben umwandeln können. Aber freilich bin ich der Meinung, daß in ihnen ein Kern steckt, der gerade für unsere Frage von großer Wichtigkeit sein kann, wenn er richtig herausgeschält wird.

Die psychologische Analyse hat von allen individuellen Variationen zu abstrahieren; denn das Singuläre, auch das nur scheinbar Singuläre, das sich mühelos in typische Komponenten auflösen läßt, kann in seiner Totalität nur Objekt der genetischen Untersuchung sein. Darüber ließen die ersten Kapitel unseres Buches keine Zweideutigkeit der logischen Auffassung bestehen. Nun gibt es ohne Einwand eine typische Verknüpfung der psychischen Erlebnisse, die über jede persönliche Variante hinausreicht, und deren Störung ins Pathologische fällt. Diese typische Verknüpfung baut sich auf unserer Erfahrung von dem immer und immer wieder beobachteten Zusammenhang zwischen äußerer Bewegung und innerem Erlebnis auf, den wir überhaupt für jedwede Erschließung des im Mitmenschen sich abspielenden geistigen Lebens in Anspruch nehmen müssen. Kausale Verbindungen dagegen kann uns freilich nur die Selbstbeobachtung kennen lehren; sie aber nun, mit jener Erschließung Hand in Hand gehend, zeigt uns auch die Spur zu den kausalen Verknüpfungen des Psychischen im Mitmenschen, ohne deren Kenntnis eine praktische Regelung unseres sozialen Verhaltens nicht möglich wäre.

Wollen wir nun die Begriffe von Sinn und Maß auf die psychischen Kausalzusammenhänge anwenden, so heißt es unter allen Umständen, mit der indirekten Selbstbeobachtung uns befreunden, das besagt: uns in den seelischen Zustand des Nebenmenschen hineindenken. Sinn und Maß gelten dann als Kennzeichen aller Erlebnisse, in denen das Folgende als im vorangegangenen begründet erlebt wird. Auf den äußeren Schein

kommt es dabei keineswegs an. Nehmen wir ein Beispiel: den Alkoholdeliranten, der nach Fliegen greift. Wenn ich den Mann in seiner Betätigung beobachte, so erscheint sie mir als ein sinnloses Treiben. In dem Augenblicke aber, wo ich mich erinnere, daß der Mensch wirklich Fliegen auf sich zuschwirren sieht, rückt sein Handeln ins Licht des Sinnvollen; es ist eine ganz natürliche Abwehraktion, und wir müßten umgekehrt von einer Sinnlosigkeit reden, wenn der Kranke Fliegen, die ihn belästigen, halluzinierte, ohne irgendwelche Abwehrmaßregeln dawider ins Werk zu setzen: solche Unbegreiflichkeiten begegnen uns oft in Halluzinationszuständen der an Dementia praecox leidenden Geistesgestörten.

Bleiben wir im Bilde, das wir wählten! Der Alkoholdelirant begegne uns samt seinen Fliegen in einer andern Situation: in angstvoller Erregung vor ihnen fliehend und sie abwehrend. Hier gilt nun das Kriterium der Maßlosigkeit. Denn der Kampf mit Fliegen kann wohl auf längere Dauer als ein höchst belästigender empfunden werden, aber die Angst ist ein Affekt, der in keiner Weise dem Anlaß entspricht. Nun lehrt uns die psychiatrische Erfahrung, daß die Angstanfälle im Alkoholismus ein häufiges Phänomen darstellen, und daß sie gänzlich unmotiviert oder doch aus sehr kleinen Anlässen heraus auftreten können. Die Halluzination erscheint zwar dem Deliranten als Ursache seiner angstvollen Erregung, aber nachträglich vermag er selber diese Verknüpfung nicht als berechtigt zu fühlen — und das ist das Entscheidende. Denn die Linienführung der psychischen Kausalität wird erst in der Erinnerung scharf und endgültig; wir täuschen uns während der Dauer einer affektiven Erregung nicht selten über die Motive, aus denen wir handeln, also über den seelischen Ursache-Wirkung-Ablauf, und werden uns erst nach dem Abklingen der Gemütsbewegung der tatsächlichen Verknüpfungen bewußt.

Vielleicht läßt sich einwenden, daß zwischen den Begriffen des Sinnes und des Maßes selber eine rechte Grenzlinie fehle. Das klingt ganz plausibel; gerade an unserm Beispiele gemessen. Man kann, würde man es formulieren, die Angst als Folge des Fliegensehens ebensogut eine sinnlose Wirkung nennen, wie wir sie eine maßlose genannt haben. Der gesunde Mensch ärgert sich, wenn Insekten harmloser Art ihn belästigen; es würde, um

bei ihm den Angstaffekt auszulösen, etwa eines Wespenschwarms bedürfen. Und sicherlich ist der Ärger eine von der Angst nicht bloß intensiv, sondern in erster Linie qualitativ verschiedene Gemütsbewegung. Man könnte sogar glauben, eine leichte Angst stehe auf einer niederen Intensitätsstufe, als ein schwerer Ärger; aber das ist kein stichhaltiger Einwand, da wir natürlich nur die Schwellenwerte der Affekte vergleichen dürfen, wenn wir eine Intensitätsreihe bilden wollen, und da die Gefühlsintensität, auch die Gefühlausdrucksintensität schon bei der leichtesten Angst entschieden größer ist als beim kleinsten Ärger. Und damit erledigt sich dann freilich auch das erste Bedenken. Es kommt uns eben nicht auf die besondere Qualität der Affekte an, die beim Gesunden und beim Deliranten auftreten, sondern auf die Stärke. In andern Stunden ist es nicht die Angst, sondern die Wut, die den Alkoholisten anstatt des Ärgers packt; nicht der andere, sondern der stärkere Affekt — darauf legen wir den Nachdruck, und die Verknüpfung zwischen der Ursache der Gemütsbewegung und dieser selber als Wirkung erscheint vor allem als eine maßlose. Und da jede Kausalverbindung von uns vom Gesichtspunkte der Wirkung aus beurteilt wird, so sprechen wir in unserm Beispiele, in dem ein Affekt die Wirkung ist, von affektiver Maßlosigkeit.

Gibt es als Seitenstück zu ihr auch eine assoziative Maßlosigkeit? Unwillkürlich stutzt man. Denn was soll man unter einer Vorstellungssteigerung verstehen, die jenem Begriffe zu Grunde liegen würde? Vorstellungssteigerung — das kann offenbar dreierlei, und dreierlei ganz verschiedenes heißen. Einmal: Intensitätssteigerung der eine Vorstellung konstituierenden sinnlichen Elementarbestandteile, der Empfindungen, also größere sinnliche Lebhaftigkeit der Vorstellung. Dann: größere Klarheit und Deutlichkeit, die in der Apperzeption vorhandene Eigenart der Vorstellung. Endlich aber; begriffliche Vorstellungssteigerung. Dabei hört die eigentliche Steigerung auf. Denn es handelt sich in Wahrheit um den Ersatz einer Vorstellung durch eine andere, die aber innerhalb einer Wertreihe eine höhere Stufe innehat, mag das Wertmaß nun ein logisches, ein ethisches, ein ästhetisches sein. Wenn der Paranoiker aus Anlässen, die dem Gesunden als eine Zurücksetzung, als Taktverletzung also erscheinen können, den Beweis seines Verfolgtseins, der gegen ihn

angezettelten Verschwörung ableitet, so haben wir eine solche begrifflich höherwertige Vorstellung, die an Stelle einer andern tritt. Und das würde das typische Beispiel einer seelischen Verknüpfung sein, die sich durch assoziative Maßlosigkeit kennzeichnete.

Die Trennung, die wir vorgenommen haben, ist eine logische; es fragt sich, wie der psychologische Sachverhalt ist. Gibt es die affektive und assoziative Maßlosigkeit isoliert? Oder ist die Isolierung immer nur ein Ergebnis begrifflicher Spaltung? Vielleicht beantworten wir die Frage leichter, wenn wir auch die Begriffe der affektiven und der assoziativen Sinnlosigkeit uns verdeutlicht haben.

Der Typus affektiver Sinnlosigkeit ist im Krankheitsbilde des manisch-depressiven Irreseins gegeben. Wenn der im normalen Zustande unter allen Verhältnissen unlustbetonte Schmerz bei Manischen heiter ertragen wird, und wenn ein Depressiver bei einer frohen Botschaft in Tränen ausbricht, um sie sich nachträglich als eine neue Prüfung des Schicksals auszulegen, so handelt es sich um affektive Sinnlosigkeiten reinsten Charakters. Die Beispiele sind nicht etwa bloß ausgetüftelte Denkmöglichkeiten; ich habe eine Manische, deren Stimmung sonst mäßig gehoben war, in tolle Lustigkeit geraten sehen, als man ihr wegen eines Brustdrüsenabszesses einige tiefe Inzisionen in die Mamma machte; dies „Schmerzschwelgen" der Manischen ist bekannt — und das Verhalten der Depressiven selbst den frohesten Botschaften gegenüber bedarf keines einzelnen Beleges, so geläufig ist es durch viele Beispiele jedem, der in einer Irrenanstalt tätig war. In allen diesen Fällen aber ist uns, worauf es ankommt, nicht die Stärke, sondern die Weise des Affekts; nicht um das Maß, sondern um den Sinn der Neuknüpfung handelt es sich. Wir nennen auch im Alltagsleben ein Lachen sinnlos, das über einen ernsten Gegenstand ausbricht. Dieser Begriff der affektiven Sinnlosigkeit ergibt sich uns also ohne Schwierigkeiten.

Die assoziative Sinnlosigkeit endlich kennzeichnet, wie die affektive das manisch-depressive Irresein, so die Verblödungskrankheiten und zum Teil auch die Erschöpfungen. Im normalen Leben aber findet sie ihre schönsten Belege in den Träumen. Wir treten an dieser Stelle nicht auf die interessanten Versuche

von Freud ein, diese Sinnlosigkeit der Traumassoziationen aufzulösen und eine Deutung auch der scheinbar verworrensten Träume zu finden. Für uns kommt es lediglich darauf an, daß die Traumassoziationen, so wie sie uns gegeben sind, ein Bild völliger assoziativer Sinnlosigkeit bieten. Nicht immer, aber doch sehr oft; man kann sagen, kein Traum verlaufe ganz ohne solche Sinnlosigkeiten.

Wie steht es nun mit der Trennung oder dem Vereintsein des hier begrifflich Gesonderten im psychischen Geschehen?

Schon was wir soeben ausführten, deutet darauf, daß die Trennung für die beiden Formen der Sinnlosigkeit eine ganz natürliche, im realen Vorkommen meist schon deutliche ist. Es gibt komplette Sinnlosigkeit, es gibt partielle. Es gibt, heißt das, Wirkungen, die in ihrer affektiven wie in der assoziativen Komponente sinnlos sind, es gibt andere, bei denen nur die eine Hälfte betroffen erscheint. Gesellt sich etwa zu jener geschilderten sinnlosen Heiterkeit eines Manischen, wie so oft, noch die Ideenflucht, so ist das Bild der kompletten Sinnlosigkeit vollendet. Ich überlasse es jedem, sich selber weitere Exempel zurechtzulegen; es ist ein leichtes, und darum stellen wir es vor den ungleich schwierigeren Fragen zurück, welche der Begriff der Maßlosigkeit uns aufgibt.

Gedenken wir einer Erfahrung, die der Normalpsychologie entstammt. Wenn Maßlosigkeit eine solche Intensitätssteigerung bedeutet, die aus dem Rahmen der gewöhnlichen Verknüpfungen herausfällt, so erinnern wir uns sogleich, wie stark alle derartigen Steigerungen, sofern sie die affektive Seite unseres psychischen Lebens heimsuchen, auf das mit dem Gefühlsleben verbundene Vorstellen abändernd zurückwirken. Denken wir uns, daß irgend etwas in uns den Affekt des Ekels erregt habe, und wir unmittelbar darauf zur Einnahme einer Mahlzeit schreiten. Da werden wir zugeben, daß es für die meisten Menschen so leicht keine Erregung durch Ekel gibt, die nicht auch sofort auf die von den aufgetragenen Speisen ausgehenden Sinneseindrücke verändernd wirkte. Das Fleisch strömt einen abstoßenden Geruch aus; der Teller ist nicht sauber; das Gemüse schmeckt eigentümlich. In analoger Weise verändert jeder stärkere Affekt das Vorstellen. Darum wird die affektive Maßlosigkeit wohl selten isoliert bleiben; sie wird vielmehr zu einer

kompletten sich auswachsen. Und diese Tendenz muß bei der Beurteilung assoziativer Maßlosigkeit natürlich berücksichtigt werden; das für den ersten Blick assoziativ Maßlose ist vielleicht in seiner Intensität durch das Zwischenglied eines Affektes verständlich.

Das Krankheitsbild der chronischen nervösen Erschöpfung, des mit Vorliebe als Nervosität diagnostizierten Leidens, und die ihm in einer Reihe von Zügen ähnelnden Zeichen der degenerativen Neurasthenie geben uns zu diesem Fall die besten Belege. Gerade unser Beispiel vom Ekel klingt an mannigfache Erfahrungen aus dem Symptomenkomplex der nervösen Dyspepsie an. Geradezu klassisch aber zeigt uns den Unterschied zwischen scheinbarer und echter assoziativer Maßlosigkeit die Erscheinung der Platzangst. Dieses Phänomen erinnert an ein uns allen geläufiges normales: Gefühle der Unsicherheit stellen sich bei den meisten Menschen ein, wenn sie vor sich, oder zu beiden Seiten, eine größere, leere und gleichmäßige Fläche erblicken, die sie überschreiten sollen. Es taucht dann die Empfindung auf, als sei der Gang unsicher, obwohl objektiv davon nichts bemerkt zu werden pflegt, als sei es unmöglich, genau geradeaus zu schreiten, als schwanke der Körper. Woher diese Erlebnisse beim Gesunden stammen, soll hier nicht untersucht werden, ein so fesselndes Problem auch das Verhältnis unseres Ich zur räumlichen Umgebung ist. Was aber die Platzangst angeht, so scheinen ihr zwei Entstehungen zu Grunde zu liegen, und ich glaube Anhaltspunkte genug dafür zu besitzen, daß sie im wesentlichen den beiden Grundlagen der Agoraphobie: der Erschöpfung und der Entartung — entsprechen. Bald entwickelt sich nämlich das Leiden einschleichend, bald ist es unerwartet da. Im letzteren Falle fehlen andere, verwandte Phänomene nur selten, und die Platzangst stellt unter den wechselnden Zwangsvorstellungen nur eine einzelne dar. Bei der nervösen Erschöpfung hingegen ist der Anfang ein allmählicher; die Patienten achten, wie auf andere Gemeinempfindungen, so auch immer mehr auf die, denen die vorher geschilderte Platzunsicherheit entspricht, und nun schiebt der leicht zu krankhafter Höhe anschwellende Affekt die Erscheinungen vorwärts. Wie leicht Schwindel, Schwanken, Taumeln einer erst einmal und noch dazu erschrocken apperzipierten Unsicherheit folgt,

weiß jeder. Beim Agoraphoben vollzieht sich, ist das Leiden auf seinem Höhepunkte, alles das dann mit unglaublicher Raschheit. Wir sehen ihn erblassend innehalten und im nächsten Augenblick schon zitternd zusammensinken. Scheint da nicht eine ausgeprägte assoziative Maßlosigkeit vorzuliegen? Darin, daß der Unsicherheit auf der Stelle der faktische Kollaps folgt? Und doch, so zusammengedrängt der seelische Vorgang erscheint: er spielt sich als eine zwar zu pathologischer Höhe ansteigende, aber lückenlose Verknüpfung ab. Zwischen dem leichten Empfinden der Unsicherheit, oder der Zwangsvorstellung des Nichtkönnens, und dem Zusammensinken liegt der Affekt der Angst, der die Verbindung zu einer kausal lückenlosen macht. Man mag die unvergleichliche Abgrenzung der Platzangst, die Moebius gegeben hat, nachlesen, um sich ganz dieser das Überraschende erklärenden Rolle des Affekts bewußt zu werden. Die assoziative Maßlosigkeit stellt sich hier also nur als eine scheinbare dar, und wie hier, so ist es nicht selten auch in andern Fällen — die vorsichtige Bewertung der assoziativ maßlosen Wirkungen mag also nicht ohne Grund empfohlen sein.

Wie streng bei derartigen Zergliederungen überhaupt die einzelnen Akte des psychischen Hergangs auseinandergehalten werden müssen, mag noch ein letztes Exempel lehren, mit dem wir wiederum an den Affekt des Ekels anknüpfen. Sage ich einem Menschen: „Das Essen, das da aufgetragen wird, ist verdorben!" und er verspürt einen momentanen Widerwillen gegen die Speisen, so ist das eine ganz verständliche Wirkung. Es ist einfach die Erinnerung an frühere verdorbene Genüsse, die da aufsteigt. Ist der Mensch aber psychisch gesund, so wird die wirkliche Beschaffenheit des Essens, die ich als eine tadellose annehme, ihn von der Erinnerung befreien, wenigstens von ihren Affektwirkungen. Geschieht das nicht, so handelt es sich fast immer um psychisch abnorme Personen. Entweder um dyspeptische Nervöse, bei denen noch harmlosere Bemerkungen hinreichen, um den Widerwillen zum heftigsten Ekel zu steigern; in diesem Falle ist der Gang der Erlebnisse gleich demjenigen im agoraphobischen Kollaps; oder aber um andersartig Abnorme, um Psychopathen, bei denen dieser und jener Affekt besonders rasch zu hohen Intensitäten anschwillt. Dann können im einzelnen Falle affektiv und assoziativ, das heißt komplett maßlose Wirkungen

vorliegen, wobei die assoziative Maßlosigkeit wieder ein unvermeidlicher Effekt der affektiven ist.

Sage ich aber einer Person, die sich mit großem Appetit an ihre Mahlzeit setzt, das Essen sei vergiftet — und sie läßt es stehen; und erfahre ich dann, daß sie meine Behauptung tatsächlich geglaubt habe, so wird ja im Durchschnitt dieser Glaube ein sinnloser sein, das Verhalten der Person aber durchaus sinngemäß. Sinnlos ist hier also nicht der Entschluß, den ich als Wirkung meiner Mitteilung entstehen sehe, sondern das zu diesem Entschluß drängende Motiv. Befehle ich aber dann weiter derselben Person, das Essen zu verzehren, und sie leistet Gehorsam: so kann dreierlei vorliegen. Zweierlei davon fällt in den Bereich der Geistesstörung: entweder nämlich die Person hat Selbstmordneigung, oder sie leidet an der Wahnidee, gegen Gifte gefeit zu sein. Jenes kommt in der Melancholie und der zirkulären Depression, dieses in der progressiven Paralyse vor. Der dritte Fall aber wäre die komplette Sinnlosigkeit; denn nach der Vorstellungs- wie nach der Affektseite hin muß uns ein Entschluß — hier: das Essen zu verzehren — als sinnlos erscheinen, wenn wir ihn auf der Basis des Glaubens an ein im Essen enthaltenes Gift reifen sehen.

Wie würden wir aber den letzten Fall, das Beispiel von der Speisenvergiftung, in seiner ersten und in seiner zweiten Hälfte kurz zum Ausdruck bringen? Wir würden sagen: erst habe ich der Person suggeriert, das Essen sei vergiftet; und dann habe ich ihr suggeriert, es trotzdem zu verzehren. Ich habe erst eine Vorstellung und dann eine Handlung suggestiv hervorgerufen.

Damit aber liegt die lange gesuchte Definition der Suggestion vor uns. Komplette Sinnlosigkeit oder komplette Maßlosigkeit stelle ich als die Kriterien aller der psychischen Wirkungen auf, die Suggestionen genannt werden können. Das Außergewöhnliche der suggestiven Erfolge ist damit scharf bezeichnet: die Abgrenzung ist hinreichend eng, um ein Verwischen des Begriffes Suggestion zu hindern. Noch mehr: sie führt unmittelbar auf die psychische Kausalität. Sie spricht das einfache Faktum aus, daß die Suggestion vorerst und aller oberflächlichen Betrachtung ein Rätsel ist, weil sie eben als eine Ausnahme von der psychischen Kausalität erscheint. Da aber

die Annahme dieser Kausalität keine solche Ausnahme gestattet, so nötigt uns unsere Definition, die Suggestion nicht als einen isolierten, rätselhaften Akt, sondern als den Ausdruck eines veränderten Gesamtzustandes des Bewußtseins zu betrachten. Wie? Kommen wir damit nicht gerade auf das eine zurück, was wir am Ende des vorigen Abschnittes bestritten haben? Doch nicht! Denn dort hätten wir die Suggestion logisch auf die Suggestibilität zurückgeschoben; den einfacheren Begriff auf den komplizierteren. Jetzt aber ist uns der Begriff der Suggestion zuvörderst sicher gestellt durch seine Definition. Nun erst ändert sich die Richtung unserer Überlegungen, lautet das Problem: welcher psychischen Gesamtdisposition bedarf es, um jene scheinbaren Lücken in der psychischen Kausalität, wie die Suggestionen sie darstellen, zu setzen? Und: wie sind die wirklichen Kausalverbindungen, mit denen wir es bei diesen Scheinlücken zu tun haben, beschaffen?

Ich wage nicht zu behaupten, daß der Weg, den ich hier gehe, der Weg aller Wissenschaft sei; er mag durch sich selber sprechen. Nur ein Bedenken sei noch zerstreut. Ich formulierte die zwei Teilfragen des Suggestibilitätsproblems; der Titel dieses Buches aber verhieß, daß von der Hysterie gesprochen werde. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich dieses Versprechen einlöse, und dabei wird sich auch zeigen, daß der Umweg, den wir umschrieben haben, immer noch der kürzeste Weg zum Ziele war. Freilich kann eine ganze Weile vergehen, ehe wir an die letzten Untersuchungen unsern Faden wieder anknüpfen; ja vielleicht werden uns andere Fragen die Entscheidung über den Zusammenhang von Hysterie und Suggestiblilität überhaupt innerhalb der Analyse verwehren. Gleichviel! Durch alles das, was nun hinter uns liegt, hätten wir gelegentlich die Analyse der Hysterie unterbrechen müssen. Da es mir selber dereinst so erging, meinte ich es denen, die hier an meiner Darlegung teilnehmen, ersparen zu dürfen. Denn so unschätzbare Ausblicke auch der Arbeitende seinen Um- und Irrwegen dankt: dieses Kreuz-und-Quer wird er nicht jedem zumuten können. Wo der Suchende trotz allem Mißerfolg noch begeistert bleibt, reißt dem Begleitenden schon die Geduld. In seiner Werkstätte wird ein jeder mehr geschoben, als er selber vorwärtsschreitet; tritt er aber hinaus, so darf alles so aussehen,

als habe es von Anbeginn gar nicht anders kommen können. Im Gelbbuch wird jede diplomatische Torheit zu einem Schachzuge; und der Naturforscher bringt die Arbeit eines Jahrzehnts in einer Viertelstundenmitteilung vor den Kongreß, weil er nicht bloß den möglichen, sondern auch nachträglich noch den elegantesten Weg zu irgend einer Antwort gefunden hat. Mit diesem Superlativ möchte ich mich nicht schmücken; aber nach Kräften war ich bemüht, aus all dem verschlungenen Unterholz, in das ich mich verfing, eine saubere Hecke zu pflanzen, die uns bis an die Pforten des Hysterieproblems geleiten konnte.

Darf ich den Leser bitten, daß er mit mir das letzte Stück dieser Hecke noch einmal eine Sekunde lang überblicke? Wir kamen zu der Einsicht, daß die Zerstreutheitshandlungen, die demotivierten Handlungen und die Handlungen der Bewußtseinsleere in bestimmten Apperzeptionseinstellungen ihre Ursache haben; keine dieser Gruppen aber wies ihrem psychologischen Charakter nach eindeutig auf eine scharf begrenzte Fassung des Begriffs der Suggestion hin; keiner der fraglichen Apperzeptionszustände konnte als Typus der Suggestibilität gedeutet werden. Eine markante Begriffsbestimmung der Suggestion mußte vielmehr diese an sich in ihrer Stellung zur psychischen Kausalität umschreiben; erst von diesem festen Boden aus können die Zustände, in denen Suggestionen möglich sind, mit Nutzen untersucht werden. Zu diesen Zuständen zählt, darüber sind alle Forscher einig, auch die Hysterie; auch für ihre Untersuchung war also Klarheit über das, was man unter Suggestionen zu verstehen habe, eine unerläßliche Voraussetzung. Ohne deren Erfüllung bleibt alle Diskussion über Suggestibilität und Autosuggestibilität, ihre Steigerungen und Minderungen, eine babylonische Unterhaltung.

Sie durch eine neue Stimme noch ärger zu verwirren: das lag natürlich nicht in den Ambitionen dieses Buches.

Fünftes Kapitel.

Die hysterische Bewegungsstörung.

1. Abasie-Astasie.

In der Phänomenologie der Hysterie tritt uns ein sehr überraschendes Bild von Gehstörungen entgegen, welches die Forschung als Abasie-Astasie bezeichnet hat. Seitdem Blocq die erste Mitteilung über diese Erscheinung veröffentlichte, ist eine ganze Sonderliteratur entstanden, die sich mit der kasuistischen Belegung und der psychologischen Analyse des Phänomens beschäftigt. Die bedenkliche Neigung der französischen Forscher, einige besonders ins Auge fallende Differenzen der einzelnen Fälle zur Grundlage einer schematisierenden Klassifikation zu machen, und so das kaum gewonnene Ganze zu zersplittern, anstatt es nach dem Gesichtspunkte des Wesentlichen von benachbarten Erscheinungsgruppen abzugrenzen oder mit ihnen zu verbinden, hat selbst Charcot, sonst die große Ausnahme von dieser nationalen Schwäche, zu einer Gliederung der Astasie-Abasie verleitet, die ganz verschiedene Störungen zusammenbringt und sie dann nach jenen symptomatologischen Kriterien wieder auseinanderreißt. Wenn es auch bei dieser Erscheinung nicht dazu gekommen ist, in je einer Form einen Arzt der Salpêtrière zu verewigen, so zeigt doch die ganze französische Literatur, kasuistisch unbestreitbar die reichste auch in diesem Einzelfalle, nirgends einen befriedigenden Versuch, über die Kausalität der Abasie-Astasie ins Klare zu kommen. Wir finden die hysterische Störung vielmehr unaufhörlich durcheinandergemischt mit Symptomkomplexen, die selbst der Leser ohne Schwierigkeit als Erscheinungsformen der Agoraphobie und der Akinesia algera erkennt. Möbius hat das Verdienst, die reinliche Scheidung der Abasie-Astatie von diesen beiden

äußerlichen Verwandten an der Hand der psychologischen Analyse durchgeführt zu haben, sowenig ich mich mit den psychologischen Verallgemeinerungen für die Hysterie, die er aus dieser Analyse ableitete, zu befreunden vermag.

Bei der Astasie ist eine sehr verwickelte Koordination, die des Stehens, vollkommen unmöglich geworden. Der Versuch, den Menschen auf die Füße zu stellen, mißlingt; der Aufgestellte fällt um, richtiger: in sich zusammen. Bei der Abasie gilt das gleiche für den Gang, und in den meisten Fällen finden wir beide Störungen zum Gesamtbilde der Astasie-Abasie vereinigt. Zu dem paralytischen Bilde. Nur dieses kann als Astasie-Abasie bezeichnet werden, wenn man nicht das ganze Phänomen durch Hineinmischung ataktischer, spastischer, tremolierender Symptome in den blasseren Begriff der psychogenen Bewegungsstörung verfließen lassen will.

Diese Auflösung führt dann nämlich auch mit Notwendigkeit zu einem verfehlten Gange der psychologischen Interpretation. Man sieht das in geradezu klassischer Weise bei Binswanger, der die hyperalgetischen Zustände als den seelischen Ausgangspunkt der Abasie-Astasie einnimmt. Es sollen durch die bei Bewegungen auftretenden Schmerzempfindungen zunächst Fixationen der Glieder in bestimmten, durch das Schmerzminimum abgemessenen Stellungen, dann spastische Paresen sich entwickeln, die schließlich unvermeidlich zum Bilde der Abasie-Astasie hinüberleiten. Was da beschrieben wird, ist natürlich die Akinesia algera. Leider hat Binswanger es unterlassen, mit der grundlegenden Interpretation von Moebius über die Abasie-Astasie sich auseinanderzusetzen.

Einer psychologischen Analyse können natürlich nur solche Fälle von Astasie-Abasie zu Grunde gelegt werden, die ihrer gesamten Entwicklung nach ohne jedes Bedenken die Diagnose der Hysterie gestatten, bei denen also die Steh-Geh-Störung nur als ein Bild im kaleidoskopischen Wechsel der hysterischen Phänomene erscheint. Ohne diese feste klinische Grundlage, etwa nur von der Annahme neuropathischer Belastung, hysteropathischer Disposition, einer Neurose, einer Hystero-Neurasthenie oder eines ähnlichen Nebelbildes aus, ist eine psychologische Zergliederung der Abasie-Astasie an sich freilich möglich, für das psychologische Verständnis der Hysterie jedoch völlig be-

deutungslos. Geht man von dieser Forderung aus, so erkennt man denn auch bei einer Durchsicht der Literatur sehr bald, daß im Bilde der zweifellosen Hysterie als Abasie-Astasie nur die paralytische Form in Frage kommt. In Frage kommt, betone ich, und sage nicht etwa: vorkommt. Denn, wie ich schon andeutete, können die hysterischen Bewegungsstörungen überhaupt, die Dysbasien im Bilde der Hysterie, ebensogut als paretische, als spastische, als ataktische, als tremorartige, als choreiforme, als algeogene sich darstellen. Aber sie alle sind grundverschieden von der paralytischen Astasie-Abasie, und nirgends findet sich die Beobachtung, daß diese sich, soweit wir überhaupt Kausalverbindungen annehmen dürfen, aus ihnen entwickelt habe. Sie kennzeichnet sich vielmehr gerade dadurch, daß sie eines Augenblicks da und ebenso eines Augenblicks verschwunden ist, wie dieser abrupte Modus für die hysterischen Symptome ja überhaupt außerordentlich charakteristisch erscheint.

Die Untersuchung des Astatisch-Abatischen ergibt nichts, was seinen Zustand örtlich zu erklären vermöchte. Die Kraft der Muskeln ist ungeschwächt, ihre elektrische Reaktion normal, die Reflexe können ohne jede Abweichung sein. Auch die Koordination bietet, solange der Kranke liegend verharrt, nichts auffälliges. In dem Moment erst, wo die Zumutung zu stehen oder zu gehen an den Kranken herantritt, versagt er. Entweder er kann sich noch stehend aufrecht halten, aber keinen kleinsten Schritt vorwärts tun; oder er kann zwar gehen, aber nicht stillstehen; oder er kann keins von beiden: Abasie, Astasie, Astasie-Abasie. Es ist also nicht eine einzelne Innervation, wie bei der organischen Lähmung, ausgeschaltet; es sind auch nicht die Innervationsdosen in ihrer Abstufung verändert und dadurch die komplexen Innervationen verändert, wie bei der Ataxie; sondern es besteht ein Ausfall eines ganzen Bewegungskomplexes, der in unserer Psyche als Begriffsvorstellung enthalten ist und auch in der Sprache einen begrifflichen Ausdruck gefunden hat.

Das Letzte ist das Entscheidende für das psychologische Verständnis der pathologischen Erscheinung.

Die Zerlegung irgend einer Bewegung in die Elementaranteile der einzelnen Muskeln, die sie zusammensetzen, ist eine physiologische Abstraktion, die keiner psychophysischen Wirklich-

keit entspricht. Ein mechanischer Schlag und der elektrische Strom sind imstande, einzelne Muskeln zur Zusammenziehung zu bringen; auch jene Verbindungen im Nervensystem, die wir unter dem Namen der Reflexbahnen kennen, bilden eine Grundlage für solche isolierte Muskelaktionen. Der Wille vermag es nicht. Diese Tatsache wird uns verständlich, wenn wir uns die Ontogenese der körperlichen Bewegungen vergegenwärtigen. Die Entwicklung der Bewegungen knüpft ja an rein praktische Aufgaben an, die von vornherein eine komplexe Muskelaktion fordern. Erst wenn die Vorbedingungen normaler Betätigung, Aufstehen Stehen, Gehen usw. erfüllt sind, kann eine Differenzierung dieser komplexen Aktionen sich vollziehen, können nun minder komplizierte Anteile jener Komplexe isoliert durch Übung dem Willen unterstellt werden. Dieser Möglichkeit ist ein verhältnismäßig recht breiter Spielraum gelassen. Man erkennt das am besten an denjenigen Bewegungen, die überhaupt nicht durch planmäßige Übung erlernt werden, sondern mit unsern Affekten verbunden und ihr Ausdruck sind: den mimischen. Gerade sie können durch bewußte Einübung außerordentlich weitgehend differenziert, in kleinere Bewegungskomplexe zerlegt und in ihrer bestimmte Gemütszustände verratenden oder vortäuschenden Bedeutung damit abgestuft werden. Darauf beruht ja der Schauspielerberuf. In ähnlicher Weise gründet sich vielfach die musikalische Technik auf eine Isolierung der Hand- und Fingerbewegungen. Aber so erstaunlich diese Fähigkeiten auch dem zu erscheinen pflegen, der sie selber nicht besitzt, so ist ihnen doch eine Schranke gezogen, und diese Schranke erreicht fast niemals die Möglichkeit, einzelne Muskeln dem Willen zu unterstellen. Wäre das der Fall, so müßten wir ja durch Übung schlechterdings alle Bewegungen erlernen können, die mechanisch überhaupt denkbar sind, indem wir zuerst die isolierten Muskelkontraktionen erreichten und aus ihnen dann nach Belieben neue Bewegungskombinationen zusammenstellten. Davon ist aber keine Rede; dem stehen ersichtlich bestimmte Zuordnungen der Nervenzentren zueinander entgegen, die schon bei unserer Geburt fertig und nur noch innerhalb enger Grenzen veränderlich sind.

Was nun während der Einübung der komplexen Bewegungen in unser Bewußtsein übergeht, sind vornehmlich Vorstellungen,

die an den passiven Bewegungsapparat anknüpfen. Das wird häufig übersehen. Wir müssen immer bedenken, daß die Muskeln zwar die materielle Voraussetzung unserer willkürlichen Bewegungen sind, daß sie aber auf der andern Seite einen Teil der Masse bedeuten, die bewegt werden muß. Aus der Geringfügigkeit dieser Masse erklären sich ja die zu Unrecht angestaunten Bewegungsleistungen kleiner Lebewesen, wie das Laufen der Raupen, der Sprung des Flohs u. a. Wenn ich den Vorderarm gegen den Oberarm beuge, so besteht die Masse, die zu bewegen ist, durchaus nicht nur aus dem passiven Vorderarm nebst der an ihm befestigten Hand, sondern auch aus den Beugemuskeln des Oberarms, die kontrahiert werden müssen, d. h. deren Insertionspunkt dem Ursprungspunkt um eine bestimmte Strecke genähert werden muß. Wenn wir also von der passiven Seite einer Bewegung sprechen, so verstehen wir hierunter die gesamte plastische Veränderung, die sich durch die Bewegung in den fraglichen Körperabschnitten vollzieht. Wir verstehen darunter, könnte man auch sagen, das Bild der Bewegung. Dieses Bild ist uns in einer Gesichtsvorstellung gegeben. Aber es ist mit ihr freilich nicht erschöpft. Vielmehr gliedern sich in diese Gesichtsvorstellung eine große Anzahl jener leisen Tastempfindungen ein, die in den Gelenken, den Insertionen, der Haut, ihren Sitz haben und mit deren Hilfe wir überhaupt erst feinere Bewegungsabstufungen zu leisten vermögen. Die psychische Synthese, die daraus resultiert, ist die Bewegungsvorstellung.

Diese Bewegungsvorstellung ist namentlich von assoziationspsychologischer Seite so kritiklos zu psychologischen Interpretationen, wie etwa des Willkürhandelns, ausgenutzt worden, daß Moebius gelegentlich einer Verspottung dieser Versuche die Existenz der Bewegungsvorstellung überhaupt bestritten hat. Darin irrt aber der Leipziger Neurologe doch; begreiflicherweise, denn er selber hat uns erzählt, daß er optische Erinnerungsbilder in sich überhaupt nicht hervorzubringen imstande sei, daß er z. B. begrifflich wohl wisse, ein Mensch habe blonde Haare oder einen breiten Mund, aber ein sinnlich auch nur blasses Bild davon sich nicht zu machen vermöge. Bei solchen Naturen, denen die visuelle Erinnerung mangelt, konstituiert sich natürlich auch die Bewegungsvorstellung lediglich aus den taktilen Empfindungen, und die

sind ja nach aller Erfahrung immer so wenig intensiv, daß sie uns kaum recht zum Bewußtsein kommen und wir meistens erst aus ihrem Fehlen oder ihrer Veränderung, wie durch Kälte, durch künstliche Anästhesie, von ihrer Existenz etwas bemerken. Ich selber habe im Gegensatz zu Moebius außerordentlich starke, bei geschlossenen Lidern sogar oft farbig naturgetreue optische Erinnerungen, und es stimmt dazu völlig die ebenso große Lebhaftigkeit meiner visuellen Bewegungsvorstellungen, die mich bei allen meinen Tätigkeiten unablässig begleiten. Trotzdem bin ich freilich niemals, auch längst ehe ich etwas von wissenschaftlicher Psychologie ahnte, in den seltsamen Glauben der Intellektualisten verfallen, daß diese Bewegungsvorstellungen mit meinen Willenshandlungen psychologisch identisch seien.

Moebius hat übrigens seiner eigenen Leugnung der Bewegungsvorstellung an einer andern Stelle widersprochen, und zwar bei der psychologischen Interpretation der Astasie-Abasie. Er sagt dort wörtlich: „Bei den Hysterischen ist die Vorstellung vom Nichtkönnen des Nichtkönnens Ursache.“ Man wird erstaunt sein, hier sogar die Anerkennung einer gewissermaßen negativen Bewegungsvorstellung zu finden: der Vorstellung einer nicht ausführbaren Bewegung. Indessen meint Moebius hier ohne Zweifel die Begriffsvorstellung. Auch die Bewegungsvorstellungen werden für uns zu Begriffen durch den Einfluß der Sprache. Mit dem Worte „Gehen“ verbinden wir schließlich keine bestimmte Einzelvorstellung mehr, sondern einen sehr blassen und vagen Komplex von Vorstellungen, eben einen Begriff, der sich an das Klangbild des Wortes „Gehen“ heftet. In dieser Art werden unsere Bewegungsvorstellungen desto eher und desto vollständiger zu Begriffen, je alltäglicher sie sind. Man wird annehmen dürfen, daß im Durchschnitt die Muskelaktionskomplexe des Stehens und Gehens am stärksten der begrifflichen Einfügung in unser psychisches Leben anheimfallen. Gerade deshalb habe ich die Astasie-Abasie, das Phänomen des völligen und isolierten Ausfalles dieser Komplexe zum ersten Paradigma unserer Analyse der Hysterie gewählt. Je mehr irgend ein psychischer Inhalt begriffliche Eigenschaften annimmt, desto sicherer ist er uns in seinem Fortbestande, desto geringer ist die Gefahr, ihn zu verlieren. Und Stehen und Gehen sind wohl in der Tat die beiden Fähigkeiten, die wir alle am wenigsten

zu „verlernen“ fürchten, solange unsere Muskeln in Ordnung sind. Wenn einer von mehrjährigem Krankenlager aufsteht, so können freilich seine Muskeln derart einer Inaktivitätsatrophie verfallen sein, daß sie bei den ersten Versuchen, sie zu gebrauchen, versagen. Dann aber ist der paretische Charakter, ganz wie nach einer Neuritis oder einer poliomyelitischen Lähmung, so unverkennbar, daß von einem Vergleiche mit der hysterischen Astasie-Abasie keine Rede sein kann.

Um nun zu erfahren, wie denn der plötzliche Ausfall der unser ganzes Alltagsleben beherrschenden Bewegungskomplexe des Stehens und Gehens psychologisch zu deuten sei, ist der erste Weg, der uns offen steht, die Befragung des Abatisch-Astatischen selber. Leider ist der Versuch nutzlos. In keinem Falle von unzweifelhaft hysterischer Astasie-Abasie ist es gelungen, von dem Kranken zu ermitteln, welche psychischen Vorgänge sich beim Eintritt seiner Störung abgespielt haben. Oder vielmehr: die Angaben, die uns überliefert sind, befassen sich mit ganz accidentellen Erscheinungen, können aber für die Kausalität des Nicht-Stehen- und Nicht-Gehen-Könnens in keiner Richtung ausgedeutet werden.

Die Leute sagen etwa: es kam durch einen Schreck. Dieses „durch“ ist im Grunde ein „bei“ oder „nach“. Der Kranke ist über etwas heftig erschrocken, und im selben Moment konnte er keinen Schritt mehr vorwärts tun. Oder er brach zusammen, und mit dem Stehen war es vorbei. Daß starke Affekte, wie der Schreck, bestimmte Bewegungserscheinungen mit sich führen, wissen wir. Der normale Mensch kann vor Schreck „zurückprallen“, „wie gelähmt sein“, „starr sein“, „angewurzelt stehen“, „gebannt stehen“, „in die Knie sinken“, „aufspringen“. Alles das sind Ausdrucksformen des Schrecks, ihm in psychophysischer Funktionalität verbunden. In dem Maße, wie der Schreck sich löst, pflegen auch sie durch mildere Zwischenstufen — Zittern, Schwäche, motorische Unruhe — in den normalen körperlichen Zustand hinein auszuklingen. Dieses Ausklingen kann allerdings sehr lange dauern, aber dann ist eben auch der Schreck noch nicht völlig verwunden. Ja, die physischen Erscheinungen können sich wiederholen, wenn die Vorstellung, die einst den Schreck erzeugte, oder eine ihr ähnelnde, wiederkehrt. So hatte mich als Kind der erste und unerwartete Anblick einer Leiche in

einen heftigen Schreck versetzt, der in schüttelfrostartigem Zittern und vasomotorischen Erscheinungen — Blässe, Herzklopfen — seinen Ausdruck fand. Ich hatte das Erlebnis fast vergessen, als ich einige Jahre nachher in meinem Schullesebuch ganz unerwartet beim Umblättern auf das Wort „Leiche" stieß. Ich schrak heftig zusammen, die frühere Szene stand lebhaft vor meinem Auge und die körperlichen Begleiterscheinungen des Affekts gaben denen von ehemals nur wenig nach. Auf diese Weise kann es sogar vorkommen, daß Vorstellungen von nur entfernter Ähnlichkeit den Affekt samt seinem Ausdruck wieder erwecken, und daß es längerer Überlegung bedarf, ehe der Erschrockene sich darüber klar wird, woher sein Schreck eigentlich stamme. Es ist das ein Einzelfall jener überaus häufigen Erscheinung, daß plötzlich Stimmungen uns heimsuchen, die uns zunächst völlig unerklärlich scheinen, bis nach längerer Dauer die sie tragende Vorstellung ebenso unvermittelt oder auch als Ergebnis des Nachdenkens ins Bewußtsein tritt. Bei den starken Affekten ereignet sich diese Art der Erinnerung allerdings verhältnismäßig selten.

In Analogie zu diesen normalen Phänomenen könnten wir nun für die bei einer heftigen Gemütserschütterung aufgetretene Astasie-Abasie annehmen, daß sie eine pathologische Ausdruckserscheinung, und ihre Dauer ebenfalls die pathologische Art der gewöhnlichen Nachwirkung des Affektes darstelle.

Diese Meinung würde sich mit den Anschauungen decken, die von Moebius und von Oppenheim über das psychophysische Wesen der Hysterie ausgesprochen worden sind. Danach soll ja das Kennzeichnende der Hysterie darin liegen, daß die Ausdruckserscheinungen der Hysterischen stärker und ausgebreiteter sind, als die der Gesunden, und daß bei ihnen physische Phänomene als Ausdruckserscheinungen vorkommen, die an Gesunden überhaupt niemals beobachtet werden. Oder aber es wird für die Hysterie schlechthin eine Steigerung der Intensität der Ausdruckserscheinungen, der Bewegungserregungen wie der Bewegungshemmungen, der sogenannten Reizsymptome wie der sogenannten Ausfallssymptome angenommen. Moebius in seiner Vorliebe für packende Schlagsätze hat diese Auffassung geradezu in die Worte gekleidet: ein Jeder von uns sei „ein wenig hysterisch"; das soll heißen, die psychophysische Eigenart

der Hysterie könne ohne Schwierigkeiten als pathologische Wendung der Psychophysik unseres normalen Gefühls- und Ausdruckslebens begriffen werden.

Aber diese Anschauungen sind hier so wenig haltbar, wie unsere eigene Analogie.

Zunächst geht es nicht an, das Fortbestehen einer so gewaltigen Ausfallserscheinung, wie die Abasie-Astasie eine darstellt, als Steigerung der Ausfallsphänomene zu interpretieren. Solche Vermischungen führen zu einer begrifflichen Verwirrung, die schließlich jede psychologische Deutung unmöglich macht. Die Stärke einer Gemütsbewegung hat erfahrungsgemäß mit ihrer Dauer ganz und gar keinen bindenden Zusammenhang, und für die Stärke und Dauer der entsprechenden Ausdruckserscheinung gilt genau das Nämliche. Nur darf man hier wiederum nicht die Dauer mit der Nachwirkung verwechseln. Zwischen der Stärke und der Nachwirkung eines Affekts und ebenso seines Ausdrucks scheint allerdings ein Verhältnis direkter Proportionalität zu bestehen. Es ist das, was man in der Laiensprache die „Alteration" nennt, ein Wort, mit dem man nur die psychischen Folgen des Affekts schlechthin, ohne Rücksicht auf ihre qualitative Besonderheit, bezeichnet. Gerade der Schreck ist hierfür ein vortreffliches Beispiel, weil er den Typus des akuten, mit der Vorstellung kommenden und mit ihr schwindenden Affektes darstellt. Trotzdem können die Folgen eines heftigen Schrecks sehr langdauernde sein; aber sie sind kein fortdauernder Schreck, sondern geben sich mehr in einer allgemeinen Erregtheit der Psyche zu erkennen, die sich uns als reaktive Abnormität zeigt, als eine durchgehende Steigerung der Gefühlsreaktion auf die Eindrücke, unter Umständen selbst als außergewöhnliche Ausgelassenheit. Und die körperliche Nachwirkung wird ganz ebenso nicht etwa durch das Fortbestehen des den Schreck ausdrückenden Bewegungskomplexes oder Ausfallskomplexes, sondern durch eine Steigerung motorischer Unruhe, namentlich auch vasomotorischer Labilität dargestellt. Die pathologische Linie aber, die wir an diese normalen Phänomene der Nachwirkung anknüpfen können, führt nicht zur Hysterie, sondern zur Nervosität und der mit ihr symptomatisch so vielfach verwandten neurasthenischen Psychopathie. Hier pflegt die alterierende Wirkung eines Affektes, hier pflegt auch die Nachwirkung

der physischen Begleiterscheinungen eine besonders dauerhafte und besonders starke zu sein. Der Nervöse, der Neurastheniker — sie kommen, wie sie es uns so oft klagen, „aus der Erregung gar nicht mehr heraus“, einfach weil sie noch die Nachwirkungen eines Affektes durchleben, wenn schon ein neuer sie heimsucht. Und eben bei ihnen ist der Unterschied zwischen der Dauer und der Nachwirkung einer Gemütsbewegung besonders deutlich. Denn viele Nervöse zeichnen sich gerade durch die Kürze ihrer Affekte aus: es sei alles wie Strohfeuer bei ihm, sagte mir ein Patient, er rege sich über Kleinigkeiten furchtbar auf, nach wenigen Augenblicken sei es alles verraucht — aber alteriert fühle er sich oft tagelang noch. Das rasche Verrauchen und die lange Nachwirkung: welcher Arzt hätte sie nicht als charakteristischen Zug der meisten nervös Erschöpften und degenerativen Neurastheniker beobachtet?

Man sieht ohne weiteres, daß unsere Astasie-Abasie mit dem, was ich zuletzt darstellte, gar keine Ähnlichkeit hat. Denn jene ist tatsächlich die unveränderte Fortdauer des Erscheinungskomplexes, der als Ausdruck einer starken Gemütserschütterung vom Patienten selber erzählt wird. Ich betone dieses „erzählt“, um es vor der Verwechselung mit einem „erlebt“ zu schützen. Denn die Erzählung braucht dem Erlebnis nicht zu entsprechen. Der Kranke kann nachträglichen Erinnerungstäuschungen unterliegen, er kann uns auch belügen. In jenem hat man, namentlich wo das Erlebnis ein stark affektives ist, Grund genug, gegen jeden Menschen, in diesem aber ganz besonders gegen den Hysterischen mißtrauisch zu sein. Immerhin nehmen wir fürs Erste die Erzählung des Befragten einmal unbesehen als bare Münze, und stellen also das Außergewöhnliche fest, daß der Ausdruck seiner Gemütsbewegung nach deren Abklingen in unveränderter Stärke und Form, als Astasie-Abasie, fortdauert. Das ist etwas, wofür es im normalen Geschehen keinerlei noch so entferntes Analogon gibt.

Aber der Bericht unseres Patienten ist gar nicht einmal typisch für die subjektiven Auffassungen der Abatischen von der Entstehung ihrer Erkrankung. Andere Kranke nämlich wissen nichts von einer Gemütserschütterung. Die Astasie-Abasie ist „über sie gekommen“. Und bei wieder anderen ist sie, ohne affektive Begleiterscheinungen, durch den Anblick ähnlicher

Geh-Steh-Störungen entstanden. Das sind dann Einzelfälle der so außerordentlich verbreiteten hysterischen „Ansteckung“. In beiden Entstehungsweisen fehlt jede Möglichkeit einer psychologischen Kausalerklärung. Es gibt kein normales Analogon dazu, daß einer unvermutet eine alltägliche Bewegung nicht mehr ausführen kann, und ebenso keines dazu, daß dieses Nichtkönnen ihn beim Anblick des Nichtkönnens eines Anderen heimsucht. So lassen alle drei Pathogenesen, die wir dem Kranken selber zu entlocken vermögen, für das Verständnis der Astasie-Abasie uns im Stich.

Hierin liegt der charakteristische Unterschied der Astasie-Abasie von der Akinesia algera, die wir weiterhin als Schmerzapraxie bezeichnen wollen. Was uns nämlich die apraktischen Kranken als Grund für ihre Bewegungslosigkeit bezeichnen: der Schmerz, den sie bei der leisesten Bewegung empfinden, ist tatsächlich die Ursache, oder vielmehr, es liegt für den Beobachter keine Veranlassung vor, an dieser ursächlichen Rolle des Schmerzes zu zweifeln. Darum ist auch die psychologische Aufgabe gegenüber der Schmerzapraxie, die ja der Hysterie mindestens nahesteht, eine ganz andere, als gegenüber der hysterischen Astasie-Abasie. Dort kommt es darauf an, den Schmerz zu erklären, für ihn die Ursachen aufzusuchen; wo er aber besteht, dort ist die Akinesie seine natürliche Wirkung. Und ebenso steht es nach der andern Seite hin mit der nachbarlichen Agoraphobie. Auch bei ihr hat die Unfähigkeit zum Gehen nichts Verwunderliches für den, der die im Kranken sich abspielenden psychischen Vorgänge beachtet. Die Agoraphobie im eigentlichsten Wortsinne ist das Problem: wie kann es kommen, daß die Vorstellung, einen Platz überschreiten zu müssen, eine rasend schnell ablaufende Kette von Affekten, vom Gefühl der Unsicherheit bis zur sinnlosesten Angst, auslöst? Das ist die Fragestellung — eine rein psychologische also, während das psychophysische Verhalten des Agoraphobischen nichts Erstaunliches bietet; wir kennen Schwindel, Zusammensinken, Schweißausbruch, Beschleunigung der Herztätigkeit als Begleiterscheinungen der höchsten Grade der Angst auch in der normalen Breite. Beim Astatisch-Abatischen aber ist uns schon die Fragestellung, mit der wir den Erscheinungen gegenübertreten müssen, unbekannt. Wir wissen gar nicht, ob sie

eine psychophysische oder eine psychologische sein soll; ob die Störung der psychischen Kausalität, oder ob sie der psychophysischen Funktionalität angehört; ob seine Psyche für den Begriff des Stehens, des Gehens verriegelt, ob die kausale Verknüpfung zwischen diesen Begriffen und dem Gehenwollen, Stehenwollen zerrissen — oder ob die funktionelle Verknüpfung dieses psychischen Gehenwollens mit dem physischen Gehenkönnen gelöst ist.

Indem wir das Rätselhafte der Astasie-Abasie auf die Unmöglichkeit, uns für eine dieser Fragestellungen zu entscheiden, zurückgeführt haben, umfassen wir nun mit dem Bemühen, von andern Gesichtspunkten aus dem Problem beizukommen, die — in der Astasie-Abasie nur besonders typische vertretene — hysterische Symptomengruppe der Lähmungen überhaupt.

2. Die Begrifflichkeit der hysterischen Lähmung.

Indem wir die Astasie-Abasie gewissermaßen als einen Typus der hysterischen Bewegungsaufhebung anschauten, schlossen wir die Annahme ein, daß hysterische Lähmungen, oder vorsichtiger ausgedrückt, Lähmungen bei Hysterischen, psychisch oder psychophysisch bedingt seien. Das Typische der Astasie-Abasie erkannten wir als Aufhebung einer in der Psyche als Bewegungsbegriff lebenden Bewegungsmöglichkeit. Und da uns die Erfahrung lehrt, daß die etwa elektrisch oder mechanisch auslösbaren isolierten Muskelkontraktionen nicht Glieder eines psychophysischen Bewegungsaktes, nicht physische Parallele also eines Bewegungsbegriffes zu werden pflegen — abgesehen von den seltenen Fällen, in denen von vornherein eine Bewegung von einem einzigen Muskel geleistet wird — so darf man den Schluß erwarten, daß die hysterische Lähmung unter allen Umständen eine bewegungsbegriffliche sei, und bei oberflächlicher Betrachtung wohl mit einer Rindenlähmung, niemals aber mit einer Kernlähmung verwechselt werden könne. Es bilden ja, soweit unsere Erkenntnis bis zur Stunde reicht, die motorischen Hirnrindenzentra die physischen Aktionsplätze für die gewollte Realisierung eines Bewegungsbegriffes, während die Kerne und Kernanteile im verlängerten Mark ebenso die physischen Aktionsplätze für die Innervation eines Nerven

oder Nervenanteils bedeuten — und die von einem Bewegungsbegriff umfaßten Muskelgruppen sind mit den von einem Nerven versorgten und dadurch zur Einheit des kontraktilen Endorgans verbundenen Muskeln ja nicht identisch. Vielmehr finden wir die Muskeln eines bewegungsbegrifflich einheitlichen Komplexes oft von verschiedenen Nerven her innerviert, und die Äste eines Nerven ebenso an Muskeln verschiedener begrifflichen Komplexe verzweigt. Danach entsprechen die bei den Altersapoplexien gewöhnlichen Extremitätenlähmungen den bewegungsbegrifflichen Einheiten, da sie zwar meist nicht Rindenlähmungen, aber doch Rindenbahnlähmungen sind; die poliomyelitische Lähmung präsentiert sich uns im Gegensatze dazu als eine echte Kernlähmung, und ihre operative orthopädische Behandlung läuft darauf hinaus, durch Muskelverlegungen einem oder zweien der im Alltagsleben am wenigsten entbehrlichen Bewegungsbegriffe wieder zur Realisierung zu verhelfen, indem die in diesem Begriffe vereinigten Muskeln den dazu nötigen künstlichen Kraftzuwachs erhalten. Es wäre also wohl eine hysterische Lähmung vom Typus der apoplektischen Monoplegie oder Hemiplegie, niemals aber eine vom Typus der poliomyelischen Lähmung denkbar.

Und doch scheinen die klinischen Beobachtungen gegen dieses Ergebnis unserer Erwägungen zu sprechen. Denn schon Briquet kennt in seinen Statistiken die hysterische Facialislähmung, und sie ist seither, und vorzüglich seitdem Charcot ihr seine Aufmerksamkeit widmete, aus den Diskussionen und den kasuistischen Beiträgen zur hysterischen Bewegungsstörung nicht wieder verschwunden.

Gerade eine Facialislähmung kann ja unmöglich zu dem bewegungsbegrifflichen Typus gerechnet werden, auch wenn sie nur einen Ast des Nerven isoliert befallen hat. Man braucht sich nur dessen zu erinnern, daß der Musculus buccinator, der die muskuläre Grundlage der Wange bildet und beim Kauen eine Hauptrolle spielt, aber eben infolge seiner konstitutiven Bedeutung als Wangenmuskel auch an den mimischen Bewegungen durchgehends mehr oder minder stark teilnimmt, in der Hauptsache vom dritten Aste des Nervus trigeminus her versorgt wird, dem sich aus dem unteren Facialis-Aste nur ein paar anastomotische Zweige zugesellen. Die Existenz einer hysterischen Facialislähmung müßte also die streng bewegungs-

begriffliche Auffassung der hysterischen Bewegungsaufhebung, wie sie ja faktisch sich auch in der Einteilung der hysterischen Lähmungen von Pitres findet, theoretisch von Oppenheim z. B., und mit ihm von den meisten Kennern der Hysterie behauptet worden ist, um ihre allgemeine Geltung bringen.

Von vornherein scheiden für die Diskussion dieser eminent wichtigen Frage alle diejenigen Mitteilungen über hysterische Facialislähmungen aus, bei denen die Sicherheit der Diagnose auf Hysterie überhaupt nicht verbürgt wurde, oder doch nach dem ganzen Charakter der Darstellung mindestens zweifelhaft erscheint. Vor allen andern Erkrankungen, die hierbei etwa in Frage kommen können, zeichnet sich die multiple Sklerose in ihren Früherscheinungen durch Bilder aus, die häufig selbst vorzüglichen Kennern der Hysterie eine hysterische Störung vorzutäuschen vermocht haben. Daneben aber sind auch echte rheumatische Facialisparalysen auf Grund gleichzeitiger Störungen der Berührungsempfindung zu den hysterischen Lähmungen geworfen worden, anstatt daß man daran dachte, wie leicht bei hysterisch veranlagten Individuen alle Stellen geringerer Widerstandskraft, alle organisch erkrankten Teile also, nun auch noch der Sitz echter hysterischer Beschwerden werden können. Davon überzeugen wir uns ja immer wieder an den Symptomenkomplexen der traumatischen Hysterie, wo mit Vorliebe der vom Unfall heimgesuchte Lokalbezirk den Ausgangspunkt hysterischer Erscheinungen darstellt. Bei der Schnelligkeit, mit der man in Polikliniken und Sprechstunden vielfach die Diagnose auf Hysterie stellt, handelt es sich überdies oft nur um hysteriforme Einzelsymptome, von denen wir gar nicht wissen, wieweit sie an die Hysterie gebunden, also pathognostisch hysterisch sind, oder wieweit sie auf seelischen Wurzelböden erwachsen können, die, wie die kindliche, die weibliche Psyche und manche psychopathische Natur, gewisse auch der Hysterie eigene Vorbedingungen für die Entstehung auffälliger, abnormer Einzelerscheinungen erfüllen.

Charcot hat einen Fall von Facialislähmung, die den unteren Ast des Nerven betraf, als Folge eines Sturzes aufs Kinn beschrieben und er deutete die Lähmung als eine Folge der gleichzeitig entstandenen Empfindungsaufhebung. Die ganze Darstellung des Lähmungsbildes zeigt aber dem Unbefangenen

überhaupt nur die Aufhebung bestimmter, begrifflich einheitlicher Bewegungsformen. Es ist nicht die Schuld des französischen Meisters, daß diese Art der Schädigung gerade für den Facialis von der Lähmung der durch Nervenversorgung verbundenen Muskelgruppen niemals recht zu trennen ist. Es liegt in der ganzen Architektonik der Gesichtsmuskulatur das Faktum einbegriffen, daß selbst die elektrische Reizung einzelne Muskeln in der strengen Isolierung, die wir anderwärts am Körper zu erzielen imstande sind, sich nicht zur Aktion bringen lassen, sondern immer nur ganze Muskelgruppen, die im wesentlichen mit den bewegungsbegrifflichen Gruppen zusammenfallen. Abgesehen von der für die Prognose der organischen Facialislähmungen entscheidenden elektrischen Reaktionsweise, die ja hier nicht in Frage kommt, wird also unsere Kenntnis der lokalen Verbreitung einer solchen Lähmung durch die elektrische Untersuchung nicht mehr gefördert, als durch die Befehle an den Patienten, bestimmte Bewegungen auszuführen. Wenn also ein Kranker, bei dem die elektrische Reizung der Gesichtsmuskeln keinerlei Abnormitäten ergibt, bestimmte Bewegungen dennoch nicht auszuführen vermag, so sollte uns die Kenntnis davon, daß die diese Bewegungen tragenden Muskeln vom Facialis versorgt werden, nicht zu dem irrigen Schlusse verleiten, es liege eine hysterische Facialislähmung vor. Der Ausdruck ist bequem, aber unter allen Umständen irreführend. Denn in Wahrheit handelt es sich um eine Gesichtsmuskellähmung, deren bewegungsbegrifflich bestimmte Ausdehnung ich in keinem einzigen der beobachteten Fälle widerlegt, durch ein episodisches Ereignis in der Beobachtung Charcots aber zu meiner Genugtuung bestätigt finde. Vorübergehend stellte sich nämlich in jenem traumatischen Falle auch eine Paralyse des Buccinator ein. Das heißt gar nichts anderes, als daß die Unfähigkeit, den rechten Mundwinkel nach außen und oben zu bewegen, um die es sich sonst handelte, sich nun auch auf die Wangenmuskulatur im weiteren ausbreitete; eine Bewegungsstörung aber, die von den durch den Facialis versorgten Muskelgruppen auf eine vom motorischen Trigeminusast innervierte übergreift, ist, wenn nicht alle Begriffe ins Schwanken kommen sollen, mindestens keine Facialislähmung mehr, und wenn die vorübergehend miterfaßten Muskeln mit den dauernd oder doch längere Zeit geschädigten

gar eine begriffliche Bewegungseinheit bilden, wie es hier unbestreitbar der Fall war, so ist damit die völlige Übereinstimmung der Lähmung mit dem durch die Astasie-Abasie charakterisierten Typus der hysterischen Bewegungsaufhebung erwiesen.

Ich behaupte also, daß nach den bis zur Stunde erfolgten Veröffentlichungen der Nachweis einer hysterischen Facialislähmung nicht erbracht ist, denn alle anderen Mitteilungen stehen an Beweiskraft der Charcot'schen noch erheblich nach. Und genau das Gleiche gilt für die hysterische Paralyse und Parese der Augenmuskeln. Wir wollen uns hier nicht in eine Kasuistik der hysterischen Bewegungsstörungen verlieren; ich begnüge mich also mit der Feststellung, daß es keine hysterische Lähmung des Oculomotorius, des Abduzens, des Trochlearis gibt, wohl aber hysterische Aufhebungen bestimmter Augenbewegungen und ich darf mich bei dieser Konstatierung auf die gleiche Ansicht so hervorragender Neurologen wie Moebius, Oppenheim und Binswanger stützen.

Die Facialislähmung und die Augennervenlähmung sind im wesentlichen diejenigen beiden Gruppen von Bewegungsstörungen, deren angebliches Vorkommen die streng bewegungsbegriffliche Eigenart der hysterischen Lähmung in Frage stellen mußte — denn von den Paralysen im Bereiche der Kehlkopfmuskulatur ist die Leichtigkeit ihrer Einfügung in den begrifflichen Lähmungstypus wohl nirgends in ernsthafter Weise bestritten worden. Den bewegungsbegrifflichen Typus aller übrigen hysterischen Lähmungen aber hat man seit langem schon als besonderes diagnostisches Kennzeichen gegenüber der organischen Paralyse verwertet. Ich bemerkte früher, daß allerdings auch die Rinden- oder die cerebrale Bahnlähmung diesem Typus vielfach entspreche. Darum nun aber eine Einteilung der hysterischen Lähmungen, wie Pitres sie gibt, aufzustellen, halte ich für gänzlich unfruchtbar. Wir besitzen die Einteilung in paraplegische, hemiplegische, segmentale, alternierende und ähnliche Formen der Lähmung für die organisch bedingten Paralysen, und dort haben sie ihre große Bedeutung. Für die Unterscheidung aber der hysterischen Lähmung von der organischen sind sie belanglos, und für das Verständnis einer als hysterisch sichergestellten Bewegungsaufhebung erst recht. Wenn wir die Erkenntnis festhalten, daß die hysterische Lähmung ohne Ausnahme ein Be-

wegungsausfall von bewegungsbegrifflichem Charakter ist, so liegt jede weitere Interpretation dieses Ausfalles in der psychologischen Linie und kann durch anatomische Gruppierungen nur aufgehalten werden.

An sich wäre ja theoretisch eine physische Grundlage hysterischer Lähmungen denkbar gewesen. Die Hysterie ist eine offenbar sehr schwere Veränderung des Zentralnervensystems, und es ließe sich denken, daß rein physische Alterationen in den Ursachenkomplex der hysterischen Lähmung eingehen. So hat es sich Briquet gedacht; eine solche Beteiligung finden wir ja auch bei der neurasthenischen Muskelschwäche. Je reicher aber die klinische Erfahrung wurde, desto weniger konnte diese myasthenische Auffassung der hysterischen Bewegungsausfälle den Tatsachen standhalten. Selbst die schlaffe hysterische Ptosis hat ihr Anologon in der Ermüdungsptosis des normalen Menschen, und ihre Beobachtung ist überdies mehrmals eine erweislich fehldiagnostische gewesen. Das Phänomen der Atrophie en masse endlich, die in seltenen Fällen an hysterisch gelähmten Muskelgruppen beobachtet wurde, ermangelt zwar noch jeder positiven Deutung; aber zur Annahme einer physischen Komponente in der Pathogenese der hysterischen Lähmung darf es uns keinesfalls verleiten. Überhaupt sollte ja die Pathologie sich hüten, jede vereinzelte kasuistische Mitteilung sofort gegen das durch tausend Beobachtungen Sichergestellte ins Feld zu führen. Die exakten Naturwissenschaften, wie die Physik würden nicht weit kommen, wenn sie sich durch jede scheinbare Ausnahme von der Regel aus dem Glauben an ihre Gesetze bringen ließen, ohne die genaueste, oft Jahrzehnte beanspruchende Prüfung vorausgeschickt zu haben. Das Überwuchern der Kasuistik in der pathologischen Literatur aber läßt einen Fall um so willkommener erscheinen, je weniger er sich mit der gangbaren Auffassung von der fraglichen Krankheit verträgt. Die Veröffentlichungswut, der Drang, etwas „Interessantes vorzustellen“, erlauben dann nicht einmal eine sorgfältige und längere Beobachtung der Fälle, und das Ende ist das außerordentlich peinliche Ergebnis, daß eine erhebliche Zahl von Mitteilungen auf vorschnellen und darum falschen Diagnosen beruht. Das ist der Eindruck, den man auch beim Durchsehen der über die hysterischen Lähmungen angesammelten Literatur empfängt. Der

bewegungsbegriffliche Charakter der hysterischen Paralysen ist bei den Lähmungen der Extremitäten so ins Auge fallend, daß man in ihm schon frühzeitig die typische Eigenart der hysterischen Lähmung erkannte. Je mehr man segmentale Lähmungen kennen lernte, desto mehr mußte diese Erkenntnis sich befestigen. Anstatt nun alles zu versuchen, um auch die Paralysen von Gesichts- und Augenbewegungen dem gleichen Typus einzugliedern, scheinen manche Beobachter es geradezu für verdienstlich gehalten zu haben, die Allgemeingültigkeit der Regel als illusorisch zu erweisen, ohne sich selber die strengsten Kriterien namentlich in Ansehung der Diagnose aufzuerlegen. Das ist eine Sorte von Wissenschaftsbetrieb, die uns sicherlich keinen Schritt vorwärts bringt, wohl aber eine chronische Begriffsverdunklung und auf der Seite der Denkenden ein beständiges Mißtrauen gegen alle Kasuistik großzieht.

Steht uns also die hysterische Lähmung als eine Unfähigkeit, bestimmte Bewegungsbegriffe willkürlich zu realisieren, fest, so fragt sich doch, ob das Hindernis, wie wir es schon einmal formulierten, in der Linie der psychischen Kausalität oder der psychophysischen Funktionalität liegt. Die zweite Frage bedürfte unter allen Umständen der Vertagung, sofern sie das Wie? der psychophysischen Verknüpfung in dem hysterischen Organismus in sich schließt; denn das kann nur eine allgemeine Psychophysik der Hysterie beantworten. An dieser Stelle unserer Gedankenentwicklung können wir einzig den grundsätzlichen Teil der Frage herauslösen: ob wir für die hysterische Lähmung den Ausfall einer psychophysischen Verknüpfung annehmen müssen, oder ob die Interpretation eine rein psychologische sein kann. Für diese Entscheidung erweitern wir abermals den Kreis der Phänomene, den wir umschreiben wollen, durch die Einbeziehung aller hysterischen Bewegungsveränderung, sofern sie als eine abnorme Gestaltung willkürlicher Bewegungsakte uns entgegentritt.

3. Kritische Auseinandersetzungen.

Moebius wurde in seinen Darlegungen zu der Ablehnung einer psychologischen Deutung der hysterischen Lähmung geführt. Er spricht von der Vorstellung des Nichtkönnens als der Ursache des Nichtkönnens — eine Beziehung, der man

noch nicht ansieht, ob sie psychologisch oder psychophysisch gemeint ist; aber es ist ein etwas merkwürdiges Kausalverhältnis, an das zu glauben er uns zumutet. Denn im Grunde bleibt die Wirkung, das Nichtkönnen, auch von dieser Ursache her besehen, wunderbar und rätselhaft, so sehr, daß Moebius sich nun gedrungen sieht, zwischen Ursache und Wirkung ein Zwischenglied einzuschieben: das Unbewußte. Hiermit ist für uns die Interpretation schon erledigt. Denn das Unbewußte mag metaphysisch ausdeutbar sein, oder man mag es als ein reines Negativum, als das Fehlen des Bewußten auch gelegentlich in der psychologischen Phänomenologie verwenden können: positive Seiten und gar die Eignung zum psychologischen Kausalgliede ihm abzugewinnen, heißt den Boden der Psychologie verlassen. Wenn Vorstellungen uns entschwinden, und als wesentlich veränderte Erinnerungen wiederkehren, so hat sich ja ohne Zweifel an ihnen eine Veränderung vollzogen, so lange sie unbewußt waren — das wird man ohne weiteres zugeben dürfen. Aber diese Veränderung liegt nicht in der Linie der psychischen Kausalität. Denn es ist nicht die Vorstellung vom Zeitpunkte a die Ursache der Erinnerung vom Zeitpunkte b; diese beiden seelischen Erlebnisse stehen, so fremd den Laienbegriffen das klingt, in gar keinem Kausalzusammenhange miteinander. Vielmehr verläuft die Kausalreihe so: irgend ein Erlebnis im Zeitpunkte b bewirkt eine Veränderung unserer Gefühlslage, und diese ruft das Entstehen einer Vorstellung hervor, die wir als eine einem im Zeitpunkte a gehabten Erlebnis ähnliche erkennen, oder richtiger fühlen, denn dieses „Erkennen" kann ein so dunkles sein, daß wir nicht imstande sind anzugeben, wann und wo wir das Erlebnis hatten, obwohl wir bestimmt fühlen es gehabt zu haben. Von da führen viele Stufen hinüber zur Erinnerungsfälschung, in der wir eine in uns ausgelöste Vorstellung als Erinnerung fühlen, während sie es gar nicht ist. Der Begriff der Erinnerung stützt sich also auf eine von unserm Gefühl, und zwar von einem eigentümlichen Lösungsgefühl bestimmte Ähnlichkeit einer augenblicklichen Vorstellung mit einer früheren, eine Ähnlichkeit freilich, innerhalb deren die Grenze, wo die „Identität" der beiden Erlebnisse aufhört und die Erinnerungstäuschung anfängt, durchaus schwankend ist. Jedenfalls, worauf es uns hier allein ankommt, spielt die erste Vorstellung dabei niemals

die Rolle einer psychologischen Ursache, sondern erscheint umgekehrt als Wirkung. Das Unbewußte aber, das zwischen b und a liegt, und innerhalb dessen sich die erste Vorstellung verändert zu haben scheint, kann naturgemäß nicht Gegenstand der Psychologie sein, da die Psychologie es gerade mit dem Bewußten zu tun hat; es bedeutet weiter nichts, als denjenigen Zustand der Psyche, in welchem die Vorstellung a nicht vorhanden ist. Diese Darlegung gilt für den Fall, daß das Erlebnis a einfach vergessen und in b erinnert wird. Besteht aber, wie es ja häufig sich zuträgt, eine Fortwirkung von a, dergestalt etwa, daß die Stimmung, die a begleitete, andauert, während die Vorstellung a selber verschwindet und nur gelegentlich in Erinnerung tritt, so haben wir hier freilich einen psychologischen Kausalzusammenhang zwischen a und b, aber einen, der durchaus nichts Geheimnisvolles bietet, sondern ohne jegliches Unbewußte im Bewußten liegt. Die Zuflucht zum Unbewußten ist eben nur für eine Auffassung unvermeidlich, die in der Vorstellung etwas Wesenhaftes, Gebildartiges erblickt, und es in ein rätselhaftes Dunkel verschwinden lassen muß, um es für die Erinnerung von dort aus wieder hervorzuholen. Der Aktualismus bedarf dieses Dunkels nicht.

Streng genommen ist die Einschiebung des Unbewußten zwischen eine Vorstellung und ihre vermeintlichen Wirkungen der erste Schritt zur Konstruktion einer psychophysischen Kausalität. Denn wenn sich aus dem „unbewußten Fortdauern“ der Vorstellung überhaupt ein wissenschaftlicher Sinn herausdeuten läßt, so ist es der, daß jedes psychische Erlebnis von bestimmten nervösen Erregungen begleitet ist, die noch bestehen können, wenn das Erlebnis selber abgelaufen ist. Diese Veränderungen physischer Natur in unserm Gehirn nehmen wir ja als die Voraussetzungen einer sogenannten Reproduktion der Erlebnisse an. Sie bilden in der Kausalreihe des physischen Geschehens ein notwendiges Glied, aber desto sorgfältiger müssen wir uns vor dem Irrtum hüten, sie nun in die psychische Kausalität hinüberzupflanzen und vermeintliche Lücken dieser psychischen Kausalität mit ihnen auszufüllen. Das ergibt notwendig eine psychophysische Kausalität. Ich weiß sehr wohl, daß hervorragende Denker eine solche Kausalität verteidigen, aber wir haben sie für unsere Betrachtung abgelehnt, und

Moebius bestreitet sie an andern Stellen seiner Veröffentlichungen ebenso, indem er sich zum Gedanken des psychophysischen Parallelismus bekennt. Allein dieses Prinzip verträgt keine Wege durchs Unbewußte; daß es sie vermeidet und überflüssig macht, ist vielmehr eine seiner bedeutendsten und wohltätigsten Leistungen.

Was ich oben noch auf sich beruhen ließ: ob nämlich das Nichtkönnen in der hysterischen Lähmung mit der Vorstellung des Nichtkönnens psychophysisch oder psychologisch verbunden sei — das hat übrigens Moebius gelegentlich in einer Fußnote für seinen Standpunkt entschieden. Gegenüber denjenigen, die ihm etwa aus der Verwendung des Wortes „Vorstellung" einen assoziationspsychologischen Strick drehen könnten, hebt Moebius hervor, daß es sich in Wirklichkeit nicht um Vorstellungen, sondern um Vorstellungen plus Wollen oder Nichtwollen handele, um ein psychisches Gebilde also, das er selber als ein „seelisches Radikal" bezeichnet. Ich halte das der Chemie entlehnte Gleichnis nicht für besonders glücklich, denn der voluntaristische Psychologe weiß auch ohne dieses Bild, was gemeint ist, und den Intellektualisten wird es weder bekehren noch ihm die voluntaristische Denkart begreiflicher machen. Aber sehen wir davon ab, so führt nun diese Verbindung der Vorstellung mit dem Wollen oder Nichtwollen uns in der Tat bis an die Grenze des psychischen Teiles einer Handlung, und wenn der Inhalt dieses „Radikals" ein Nichtkönnen ist, seine physische Seite aber ebenso ein Nichtkönnen, so handelt es sich um eine Veränderung der psychophysischen Funktionalität — denn beim normalen Menschen ist die Vorstellung des Nichtkönnens durchaus noch nicht notwendig mit einem physischen Nichtkönnen verbunden. Um es in einem, wenn auch unschönen, Kompositum auszudrücken: Moebius faßt die hysterische Bewegungsaufhebung als ein Nichtkönnen-Wollen auf; eine rein psychologische Theorie würde dagegen vielleicht ein Nicht-Wollen-Können annehmen. In diesem Falle ist die psychische Kette zwischen Vorstellung und Wollen zerrissen, in jenem die psychophysische zwischen Wollen und Können. Den dritten Ausweg zum Verständnis gäbe die Annahme, daß es mit dem Wollen und mit dem Können und auch mit der Verbindung beider seine Richtigkeit habe, daß aber die Voraussetzung des Könnenwollens, nämlich die

Bewegungsvorstellung, gestört sei. Diese Ansicht hat Pierre Janet zu begründen versucht.

Allerdings hebt Janet eine scheinbar psychophysische Störung des hysterischen Handelns in Gestalt der Amyosthenie selber hervor. Dieses Phänomen, das auch bei dynamometrischen Experimenten an hysterischen Personen sich zeigt, war früher als eine wesentlich physische Herabminderung der Muskelleistung aufgefaßt worden, am entschiedensten von Pitres; die Deutung der myasthenischen Befunde wurde aber mit der wachsenden Erfahrung eine mehr und mehr psychophysische. Bei Janet ist sie schließlich durchaus psychologisch: eine Folge der hysterischen Abulie. Die Abulie aber setzt sich für ihn zusammen aus den beiden Komponenten der Anästhesie und der Amnesie. Die Hysterischen haben Bewegungsvorstellungen vergessen, und es fehlen ihnen Bewegungsempfindungen. Suggeriert man ihnen die vergessene Vorstellung, so kann es zwar vorkommen, daß sie die gleichzeitig anbefohlene Bewegung vollziehen, aber sie wissen nicht, daß sie sie vollzogen haben, sofern sie es nicht mit dem Auge wahrnehmen. Das ist ein Handeln, das vom Willkürhandeln des gesunden Menschen, wie man sieht, völlig verschieden ist.

Nun leidet Janets Auffassung der hysterischen Bewegungsstörung an dem nämlichen Mangel, der sich wie ein roter Faden durch alle seine, im einzelnen ja überaus scharfsinnig angelegten Deutungen hysterischer Phänomene hindurchzieht: Janet bleibt sich selber im unklaren über das Verhältnis zwischen Empfindungen und Vorstellungen. Er behauptet, die Psychologen gäben in ihren Abhandlungen vom Gedächtnis nur Erhaltung und Wiedergabe als Elementarerscheinungen des Gedächtnisses an. Ein Beweis, daß Janet mindestens Wundt nicht hinreichend kennt. Von einem andern Gesichtspunkte aus ist dieser Mangel gewiß wertvoll; denn es bedeutet ein sehr starkes Argument gegen die Lehren der Assoziationspsychologie, wenn ein Beobachter vom Range Janets mit diesen Lehren nichts anzufangen weiß und selber zu Auffassungen hingeführt wird, die mit der Apperzeptionstheorie nahezu identisch sind. Aber Janet operiert trotzdem mit Begriffen der Assoziationspsychologie, und dadurch wird die Verwirrung in seinen Interpretationen groß. Er redet von der Vorstellung, er redet vom Erinnerungsbild, er redet von den

Verknüpfungen, die zwischen Vorstellungen und Erinnerungsbildern auf der einen und den Elementarempfindungen auf der andern Seite existieren, aber es sind eben doch nur Verknüpfungen, und mit denen kommen wir ja schließlich nicht weiter, als die Assoziationspsychologie. Um den Aufbau der Vorstellungen und Erinnerungen handelt es sich in Wahrheit und um ihr stetiges Wiederzerfallen. Bei Janet stoßen wir immer noch auf die Reste jenes Substanzialismus, der die einmal durch Synthese gebildete Vorstellung ein unverwüstliches Dasein in irgend welchen Schlupfwinkeln des Gehirns führen läßt.

Aber die vergessene Bewegungsvorstellung ist ein zu bequemer Begriff, als daß sie nicht den größten Anklang bei allen den Untersuchern der Hysterie hätte finden sollen, denen der assoziationspsychologische Substantialismus ebenfalls im Blute sitzt oder denen er, als reinen Bekennern einer intellektualistischen Psychologie, sogar den Wert einer dogmatischen Wahrheit verkörpert. Nun gibt es zwei Möglichkeiten: entweder die vergessene Bewegungsvorstellung ist ein streng pathologisches Phänomen, das bei Gesunden niemals beobachtet wird: dann ist sie eben nur eine Hypothese für die hysterische Bewegungsaufhebung. Es müssen dann, will man dieser Hypothese Gläubige werben, mindestens gewisse Wahrscheinlichkeitsmomente, die für sie sprechen, gesucht werden. Oder aber das Vergessen der Bewegungsvorstellungen kommt auch normalerweise vor, führt auch normalerweise zu Bewegungsstörungen, und nur die Intensität oder Extensität dieser Störungen ist in der Hysterie gesteigert. Wir treten zuerst dieser letzten Möglichkeit näher.

Es gibt eine ganze Reihe von Bewegungen in unserm alltäglichen Leben, die wir für bestimmte Zwecke erlernen, die uns durch Übung so geläufig werden, daß wir sie fast mechanisch, wie man oft sagt, „im Schlafe“ auszuführen vermögen. Vernachlässigen wir dann längere Zeit hindurch die Übung, so bemerken wir eines Tages, daß wir die fragliche Fertigkeit mindestens nur noch in sehr verringertem Maße besitzen. Von einem Vergessen der Bewegungsvorstellung ist aber in diesen alltäglichen Fällen gar keine Rede. Die Bewegungsvorstellung, dieses blasse Bild von der Totalität des Bewegungskomplexes ist, vielmehr kaum abgeschwächt. Was uns abhanden gekommen ist, das sind die Abmessungen und Verkettungen der einzelnen Bewegungsphasen

nach Umfang und Dauer der Muskelleistung — ist die sogenannte Sicherheit in der Ausführung der Bewegung. Sehr lehrreich sind hierfür jene Fälle von Gelenkerkrankungen, z. B. von rheumatischer Polyarthritis, in denen nach völliger Heilung gewisse kompliziertere Bewegungen dauernden Schaden erlitten zu haben scheinen: etwa Figuren des Eislaufes. Die Betroffenen finden einfach die alte Sicherheit nicht mehr wieder. Offenbar handelt es sich dabei um eine bleibende Schädigung der die Gelenkempfindungen vermittelnden Nervenendigungen durch den Krankheitsprozeß. Wieder anders steht es um jene Fälle, in denen ein Unfall das Ende einer Fertigkeit bedeutet, wie man es nicht selten bei Turnübungen erlebt. Hier ist der Affekt das Ausschlaggebende: die Wiedergenesenen wagen einfach nicht, den Bewegungen, auf die es ankommt, den nötigen Umfang zu erteilen. Sie „können“ es nicht wagen; im Augenblicke, wo sie an die entscheidende Bewegungsphase kommen, bricht die Ängstlichkeit hervor und hemmt die Bewegung. Von einem Schwinden der Bewegungsvorstellung ist aber in diesen Fällen niemals die Rede.

Man kann sogar das Gegenteil behaupten. Die Bewegungsvorstellung steht, was ihre Klarheit angeht, im umgekehrten Verhältnisse zu der Sicherheit der Bewegung selber. Wer zum erstenmale zu einer Vorstellung bei einem hohen Vorgesetzten geht, dem stellt sich unablässig das Bild seiner eigenen Pose, die er annehmen wird, vor die Seele. Noch im Salon wird rasch vor dem Spiegel noch einmal die Stellung betrachtet und eingeprägt. Eine Bewegung mit Überlegung durchführen heißt im Grunde nur: unter unausgesetzter Kontrolle durch die Bewegungsvorstellung. Kindern, die das Klavierspiel erlernen, wird eingeschärft, daß sie ganz langsam spielen und ihre Fingerstellungen mit den Augen verfolgen müssen. Je weiter die Übung und mit ihr die Fertigkeit fortschreitet, desto mehr kann die Bewegungswahrnehmung, die unmittelbar sinnliche Bewegungsvorstellung, durch die erinnerliche, bloß illusionäre ersetzt und diese wiederum schließlich zurückgedrängt werden. Die richtigen Innervationsdosen verknüpfen sich durch stete Wiederholung immer fester, und schließlich wird die Bewegungsvorstellung ersetzt durch den Bewegungsbegriff. Allerdings, wie ich einräume, ist dieser Ersatz nur ein gelegentlicher. Wo immer die zu vollziehende Bewegung nicht durch andere, die Aufmerksamkeit

fesselnde Vorstellungen aus dem Felde der Apperzeption verdrängt wird, dort beobachte ich im Anfange den Eintritt einer Bewegungsvorstellung ins Bewußtsein. Fällt freilich der Entschluß zu einer Bewegung etwa mitten in eine lebhafte Unterhaltung, so enthält die Aufforderung „Gehen wir!“ in ihrer Folge nur die Hörwahrnehmung des den Bewegungsbegriff des Gehens lautlich symbolisierenden Wortes „gehen“, an die sich unmittelbar die entsprechende Innervation schließt.

Nun gibt auch Janet zu, ja er hebt es gerade als Stützpunkt für seine Auffassung hervor, daß bei den sogenannten Abulieen, den Willensunfähigkeiten der Hysterischen, die besser eingeübten, mehr alltäglichen Verrichtungen in der Regel intakt bleiben, während neue Bewegungen, die an sich eine viel geringere Muskelleistung verlangen, absolut unausführbar zu sein scheinen. Ein hysterischer Packträger schleppt und verladet Lasten, die der Durchschnittsmensch erstaunlich findet, und doch ergibt seine dynamometrische Untersuchung einen unterhalb des Normalen liegenden Ziffernwert. Ein hysterisches Dienstmädchen macht die schwerste Hausarbeit ohne Murren und ist doch zu schwach, um dem Arzte die Hand zu drücken. Janet meint angesichts solcher Erfahrungen, daß auch den Abulieen eine Art von retrograder Amnesie zu Grunde liege, ein Erinnerungsverlust also, der vom Neuesten zum Ältesten fortschreitet. Merkwürdigerweise erscheint nun dem Pariser Psychopathologen dieser Gang der Erinnerungsschwächung als ein ganz erstaunlicher, als eine Nuß, an der die Psychologen sich bisher vergeblich die Zähne ausgebissen hätten. Wir sprechen hier gar nicht von dem Einzelfalle rückläufigen Gedächtnisverlustes, der die für einen bestimmten Zeitraum suggerierte Amnesie auf eine Spanne mitergreifen läßt, die noch vor diesem Zeitraume liegt. Aber seltsam genug hat es mich berührt, als ich Janet erzählen hörte, daß Ribot mit der Erforschung der retrograden Amnesie begonnen, daß Sollier das Eigenartige dieses interessanten Problems begriffen und zu seiner Erklärung beigetragen habe. Ich lernte dabei ein Volk glücklich schätzen, dessen feinste Köpfe selbst von der Welt nichts erfahren, die außerhalb des nationalen Geisteslebens noch ihr Wesen treibt. Das sogenannte Gesetz von dem längeren Haften der alten im Vergleich zu den frischeren Erlebnissen ist in dieser Form weder

ein Gesetz noch eine Regel, sondern eine irrtümliche Behauptung. Das Entscheidende am Schwinden der Erinnerungen ist die Festigung bestimmter psychischer Inhalte durch die Übung, die ja wahrscheinlich — katalytische Erfahrungen lehren es eindringlich — ein die ganze materielle Welt beherrschendes Prinzip bedeutet. Und wir können Janets Beobachtung, daß die abulisch Hysterischen früher erworbene Fertigkeiten noch beherrschen, während neue Bewegungskombinationen ihnen nicht gelingen, in die Form übersetzen: die Bewegungsstörung durch Abulie, d. h. Amnesie, bewegt sich entgegen der Übung — ohne mit dieser Umformung etwa der Einschaltung des Phänomens in Janets Gesamttheorie der Hysterie zuzustimmen.

Das Faktum an sich würde ganz den Erfahrungen des normalen Lebens entsprechen. Verstimmung, Ermüdung, Enttäuschung — mancherlei Zustände bringen es mit sich, daß wir zwar noch essen, gehen, unsern Alltagsberuf erfüllen, alles aus dieser Gewohnheit Herausfallende aber nicht zu leisten uns aufraffen können. Es ist jedoch, schreiten wir von der Beobachtung zur Deutung des Phänomens, keinerlei Anhalt dafür gegeben, daß in solchen Fällen die Bewegungsvorstellungen des mehr Außergewöhnlichen vergessen wären. Ganz im Gegenteil! Sie sind oft lebhaft, aber freilich in starker Unlustbetonung. Der Gedanke an eine Leistung steht vor uns, aber „wie ein Grauen". Es gibt weiterhin phantastische Naturen, die sich gern in allen erdenklichen Träumereien von ihren künftigen Handlungen wiegen, aber nie auch nur einen Anlauf zum Handeln nehmen. Diese Ritter der ewig passiven Apperzeption haben außerordentlich lebhafte Bewegungsvorstellungen. Sie sehen sich im Geiste in allen möglichen Posen, in allen Handlungssituationen, sprechen wohl gar laut, was sie im gegebenen Moment sprechen würden, und berauschen sich, könnte man sagen, geradezu an einer ununterbrochenen Kette von Bewegungsvorstellungen.

So scheint es im gesunden Leben überhaupt nur eine Möglichkeit zu geben, in der Bewegungsvorstellungen aus dem Bewußtsein gedrängt und Bewegungen dadurch unmöglich gemacht werden: die Wirkung sehr starker Affekte. Allein, selbst da steigt der Zweifel an der zentralen Rolle der Bewegungsvorstellung auf. Gewiß, der Affekt führt auch psychische Hemmungen mit sich. Aber unmittelbarer als diese fallen doch seine

eigenen physischen Begleiterscheinungen ins Auge, und sie reichen, wo immer eine geplante Bewegung durch einen Affekt unterbrochen wird, hin, um diese Bewegungsaufhebung verständlich zu machen. Wenn der zum Faustschlag erhobene Arm durch einen Schreck mitten im Ausholen erstarrt oder herabsinkt, so ist diese zweite Bewegung oder Bewegungshemmung die unmittelbare Ausdruckserscheinung des Affektes und hebt als solche die erste, beabsichtigte Bewegung auf. Keinesfalls bedarf es zur Deutung dieser Aufhebung des psychologischen Umwegs über die Bewegungsvorstellung. Möglich, daß die auch durch den Affekt aus dem Bewußtsein hinausgedrängt ist; möglich, wahrscheinlich, sicher — je nachdem, aber es kümmert uns nicht. Denn auch, wenn sie noch da wäre, käme die in ihr vorgestellte Bewegung nicht zustande, einfach weil der physische Ausdruck des Affekts zur direkten Aufhebung der willkürlichen Innervationsfähigkeit ausreicht.

Nach alledem scheint es mir außer jedem Zweifel zu stehen, daß es ein Vergessen von Bewegungsvorstellungen oder, allgemeiner ausgedrückt, ein Entschwinden der Bewegungsvorstellung aus dem Bewußtsein für Augenblicke oder für längere Zeit wohl geben mag, daß aber dieses Entschwinden für die Unfähigkeit zu den in jenen Vorstellungen gegebenen Bewegungen normalerweise gar keine Bedeutung hat. Alle nur denkbaren dem gesunden Menschen zustoßenden Bewegungsaufhebungen oder Bewegungsverminderungen lassen einfachere Deutungen zu, als den Rückzug auf die Bewegungsvorstellung. Womit zugleich ausgesprochen ist, daß die Zurückführung hysterischer Bewegungsstöruugen auf Amnesieen, wie Janet sie versucht und zur Popularität gebracht hat, eines Analogons im gesunden Seelenleben durchaus entbehrt.

Trotzdem könnte natürlich die amnestogene Theorie der hysterischen Bewegungsphänomene richtig sein; es kommt darauf an, welche Argumente ihr Urheber für sie ins Feld zu führen vermocht hat. Das zu untersuchen, ist hier jedoch nicht unsere Aufgabe, denn dann würde sich die Analyse der Hysterie in eine Kritik der Hypothesen Janets verwandeln. Darauf habe ich es nun nicht im mindesten abgesehen. Wir begnügen uns also an dieser Stelle damit, den Gedanken des Pariser Psychopathologen zu verzeichnen, und überlassen es unserm eigenen

Gedankengange, uns wieder zur rechten Stunde zur amnestischen Hypothese zurückzuführen, um dann bequemer, als es in diesem Augenblick möglich wäre, nochmals ihr Für und Wider zu prüfen. Als besonders charakteristisch für sie möchte ich hier nur das Eine noch anmerken: ihren, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, pathologischen Radikalismus. Ich will damit jenen Zug der Theorie treffen, für den eben unsere letzten Darlegungen einen so kennzeichnenden Beleg erbrachten. Was Janet als hysterobasisch annimmt, hat im Normalen kein Seitenstück. Das ist der scharfe Unterschied seiner Lehre von der Möbiusschen Auffassung, die jeden von uns ein klein wenig hysterisch sein läßt. Es entfernt ihn ebenso sehr von einer dritten Ansicht, mit der ich mich hier noch kritisch auseinandersetzen möchte: von dem Erklärungsversuch, den Hermann Oppenheim für die Hysterie unternommen hat.

Oppenheim setzt als Grundlage der hysterischen Erscheinungen eine durchaus physische Veränderung voraus. Auch das scheidet ihn von Janet, und nähert ihn Moebius, der unbegreiflicherweise Janets Lehre als unwiderleglich und Oppenheims Annahme, abgesehen von einem ziemlich nebensächlichen Punkte, als mit der seinen identisch charakterisiert hat. Oppenheim meint, die Hysterie beruhe auf einer abnormen Reizbarkeit und Erschöpfbarkeit des Nervensystems. Reizbarkeit wie Erschöpfung zeigen sich nun bald psychisch, bald physisch. Der Einfluß äußerer wie innerer Reize auf das Stimmungsleben ist erhöht, wiederum aber ist auch der motorische, vasomotorische, sekretorische, sensorische Ausdruck der Affekte und Gefühlsvorgänge ein gesteigerter. So erleben wir Ausfallserscheinungen, die beim gesunden Menschen niemals beobachtet werden: macht eine starke Gemütserschütterung den Normalen für Augenblicke unempfänglich gegen bestimmte Sinneseindrücke, so erzeugt sie beim Hysterischen eine Tage, Wochen oder noch länger währende Anästhesie, eine Hemianopsie, eine Gesichtsfeldeinengung, eine Geschmacksstörung. So erleben wir aber auch Reizerscheinungen analoger Intensität; der Normale zittert vor Schreck, der Hysterische verfällt in Konvulsionen. Die Stärke dieser Phänomene beruht auf der gesteigerten Reizbarkeit, ihre Dauer auf der gesteigerten Erschöpfbarkeit — wenn ich Oppenheim recht verstanden habe. Und auf die gesteigerte

Erschöpfbarkeit führt diese Theorie auch die hysterische Lähmung zurück. Sie soll so erklärbar sein, daß der Hysterische nicht mehr die Kraft hat zu wollen, während ein Affekt oder ein Reflex die nämliche, willkürlich nicht ausführbare Bewegung noch auszulösen vermag.

Gerade die Darlegungen über die Interpretation der hysterischen Lähmung lassen allerdings die Klarheit vermissen, die die Voraussetzung für eine fruchtbare Diskussion jeder Hypothese bildet. Wörtlich sagt Oppenheim: „Das Individuum ist nicht mehr imstande, die betreffende Bewegung zu wollen". Nicht weit davon aber spricht er von einem Leitungshindernis, das dort vorliegen müsse, „wo der Wille auf die motorische Sphäre übergreift". Man sieht ohne weiteres, daß diese beiden Sätze einander dem Inhalte ihrer Behauptungen nach ausschließen. Im einen ist von der Unfähigkeit zu wollen, und im andern von der Unfähigkeit zu innervieren die Rede; denn diejenige Stelle, wo im Verlauf einer Willkürhandlung der Wille auf die motorische Sphäre übergreift, ist die Innervation im psychophysischen Sinne. Wir kennen drei Krankheitsbilder, in denen an dieser Stelle in der Tat ein Hindernis bestehen muß: das manisch-depressive Irresein, die degenerative Neurasthenie und die chronische nervöse Erschöpfung oder Nervosität. In allen drei Zuständen — vom manisch-depressiven Irresein kommt die depressive Phase in Betracht — möchten die Menschen gern allerlei tun und verrichten, aber, wie sie selbst ganz richtig zu sagen pflegen, sie „können sich nicht dazu aufraffen". Es besteht eine psychomotorische Hemmung. Da Oppenheim genau den Punkt bezeichnet hat, an dem er sich ein Leitungshindernis wirksam denkt, so darf wohl kein Zweifel daran bestehen, daß er diesen Punkt auch meint, wenn er von der Unfähigkeit zum Wollen spricht; er hat also nur das Wort „wollen" in einem mißverständlichen Sinne gebraucht. Und damit stellt sich uns die hysterische Lähmung als eine Innervationslähmung dar.

Die Auffassung Oppenheims ist in ihrer Totalität sehr interessant; denn abgesehen von der Deutung jenes Leitungshindernisses als eines molekularen, auf die, wie ich weiß, der Schöpfer der Theorie selber keinen besonderen Wert legt, bewegt sie sich im Bereiche des wissenschaftlich Faßbaren und knüpft an das Gesunde an: jenes unterscheidet sie vorteilhaft von

der mit dem Unbewußten hantierenden Auffassung, die Moebius vertritt, und dieses ebenso von der radikal pathologischen Theorie Janets. Vorteilhaft, das soll heißen: die Lehre Oppenheims wird durch diese beiden Eigentümlichkeiten recht plausibel.

So plausibel, daß wir schließlich uns überlegen, wo wir dieses Gesicht schon einmal gesehen haben. Und es fällt uns sehr bald ein! Was Oppenheim als Grundlage der Hysterie postuliert, ist kurz gesagt die reizbare Schwäche. Seine ganze Hypothese ist eine vortreffliche Interpretation der neurasthenischen und nervösen Krankheitszustände. Nun weiß ich allerdings, daß Oppenheim zu denjenigen Neurologen gehört, die eine strenge Trennung der Hysterie und Neurasthenie nicht anerkennen, sondern beide durch das Zwischenreich der Hystero-Neurasthenie verbunden halten wollen. Ich glaube an dieses Zwischenreich nicht, denn ich habe es nie gesehen, und ich fühle, ohne es gesehen zu haben, kein Bedürfnis, daran zu glauben. Aber selbst diese Gruppe von Nervenärzten geht doch nirgends soweit, die Hysterie mit der Neurasthenie, etwa nach dem Beispiele v. Leubes, zu identifizieren. Sie alle erkennen doch an, daß man einen typischen Hysterischen mit einem typischen Neurastheniker, Nervösen oder Depressiven nicht leicht verwechseln könne, und die meisten von ihnen würden einem Kollegen, dem die Verwechselung passierte, den Lapsus diagnosticus vermutlich sehr übel nehmen. Es gibt keine neurasthenische Segmentlähmung, und es gibt keine hysterische Agoraphobie. Wo steckt also der Unterschied, wenn beides auf der reizbaren Schwäche des Nervensystems basiert?

Der Grundfehler der Oppenheimschen Lehre liegt darin, daß sie die Phänomene der Hysterie mit den normalen Ausdruckserscheinungen der Affekte einfach in eine Reihe stellt, innerhalb deren sich jene und diese nur durch ihre Intensität unterscheiden. Diese Analogisierung ist völlig unzulässig. Es gibt Affekte von einer so kolossalen Stärke, daß sie einen nicht mehr ganz widerstandsfähigen Organismus zu töten vermögen. Wir wissen, daß Stunden rasender Angst gesunden Männern das Haar gebleicht haben. Niemals aber hat ein Affekt, wie immer er beschaffen gewesen sei, eine Paraplegie bei einem normalen Menschen hinterlassen. Es gibt Aufregungen, bei denen uns vor den Augen schwarz wird. Aber niemals hat ein Normaler

von einer Erregung eine Gesichtsfeldeinengung oder eine Hemianästhesie davongetragen. Wir erleben oft genug an uns einen Zustand, in dem alle Zeichen reizbarer Schwäche sich zusammenfinden: die Ermüdung. Aber niemals hat diese Ermüdung Ähnlichkeit mit der Hysterie gehabt. Kurzum — es ist schlechthin unmöglich, die physischen Erscheinungen der Hysterie mit den Ausdrucksbewegungen der Affekte einfach in eine Intensitätsreihe zu setzen. Die Intensitätsreihe, die wir, durch Steigerung dieser Ausdrucksbewegungen, konstruieren können, führt zu den typischen Symptomen der Neurasthenie und der chronischen nervösen Erschöpfung hin; niemals aber zur Hysterie.

Mit diesem Grundirrtum der Oppenheimschen Theorie stellen wir aber gleichzeitig eine Erkenntnis fest, die für unsere eigenen Erwägungen folgenschwere Bedeutung hat. Das Problem der hysterischen Bewegungsstörung ist damit als psychophysisches Intensitätsproblem erledigt. Die Lähmung, die wir in ihren typischen Formen betrachteten, nicht minder aber die Kontraktur und die Konvulsion: keines von ihnen knüpft an ein Analogon aus dem normalen Geschehen an, keines kann als einfache Verstärkung der Ausdrucksbewegung eines Affektes gedeutet werden. In diesem Betracht der Bewegungsanomalie ist kein normaler Mensch ein wenig hysterisch, und kein Hysterischer ein reizbar Schwacher.

Danach bleiben nur zwei Möglichkeiten. Entweder diese Frage ist ein Problem der psychophysischen Qualität. Oder aber sie ist ein psychologisches Problem. Jenes würde die Möglichkeit einer analytischen Ausdeutung der hysterischen Bewegungsstörung schlechthin negieren; wieso? wird aus späteren Erkenntnissen sich ergeben. Wir meiden diesen Weg vorläufig. Denn noch haben wir ja die Möglichkeit einer rein psychologischen Erklärung kaum gestreift, und doch in der Kritik Janets den Schritt zu ihr vorbereitet. Wenden wir uns diesem Versuche jetzt zu, so ist es freilich unerläßlich, die engere Frage der Bewegungsstörung fürs erste beiseite zu schieben und erst zu ihr zurückzukehren, wenn wir das perzeptive, assoziative, apperzeptive und reproduktive Seelenleben der Hysterischen analytisch durchmessen haben.

Dieser Weg ist ja gerade auch darum so unerläßlich, weil wir den wesentlichen Mangel der Theorie Janets in der

Unklarheit über das assoziative Geschehen erkannten. Der substantialistische Vorstellungsbegriff kann uns für die Deutung der hysterischen Willensvorgänge nichts leisten, weil er im Grunde überhaupt niemals eine organische Betrachtung des psychischen Lebens zuläßt. Daran litt ja auch die Theorie von Moebius, daß sie ein seltsames Gebilde, Vorstellung plus Wollen, verwendete und es schließlich nicht anders als durch ein geistreiches Analogon aus der Chemie plausibel zu machen wußte. Nur die Einsicht in den wirklichen Aufbau des seelischen Geschehens, und namentlich der ewig mißverstandenen reproduktiven Vorgänge kann zu einer wirklichen Analyse der Hysterie, und damit auch zu einem analytischen Verständnis der hysterischen Willensabnormitäten den Ausgangspunkt abgeben.

Sechstes Kapitel.

Die hysterische Empfindungsstörung.

1. Die Begrifflichkeit der hysterischen Empfindungsstörung.

Von Menschen, an denen wir eine Abnormität ihres Verhaltens bemerken, schöpfen wir leicht den Verdacht, daß es um ihre Wahrnehmung irgendwie mangelhaft oder außergewöhnlich bestellt sei. Es ist diese Auffassung eine Art Entschuldigung des Abnormen, sowie wir etwa, wenn ein Angesprochener uns keine Antwort oder eine sinnlose erteilt, zunächst meinen, er habe uns nicht gehört oder mißverstanden. Eine mehr logisch als psychologisch denkende Richtung innerhalb der neueren Psychiatrie hat diese Art von Deutung geradezu zur Grundlage ihrer Auffassung einer großen Gruppe von Geistesstörungen, der paranoischen, gemacht: die pathologische Verfälschung der Wahrnehmungen sei der Ausgangspunkt der Wahnideen und ihrer Systematisierung, so daß der Wahn gewissermaßen als die Erklärung der Sinnestäuschung erscheint. Und so wenig wir den Spuren dieser logisierenden Psychopathologie zu folgen vermögen, so lernten wir doch schon früher in einem ähnlichen Sinne das Handeln des Alkoholdeliranten, der nach Fliegen schlägt, als ein nur der oberflächlichen Betrachtung unbegreifliches und lächerliches, vom subjektiven Erleben des Kranken aus aber wohl begründetes kennen.

Die Hysterie kehrt den Sachverhalt, der für so viele geistige Störungen zutrifft, in einer ganz eigentümlichen Weise um. Die phänomenologische Untersuchnng der Hysterischen nämlich ergibt in vielen Fällen so außerordentlich umfangreiche und intensive Veränderungen der Wahrnehmung, daß daraus eine schwere Beeinträchtigung des Verhaltens der davon Betroffenen erschlossen werden müßte. In Wirklichkeit aber gehen die Leute

ihrem Berufe nach, bieten für ihre Umgebung nichts Auffälliges und wissen bis zum Augenblicke der Untersuchung selber gar nichts von der an ihnen festgestellten Wahrnehmungsabnormität.

Man hat die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, die sensorischen Stigmata der Hysterie genannt, und wenn man von Stigmen redet, so denkt man an sie in allererster Linie. Denn von den Bewegungsstörungen unterscheiden sie sich anscheinend durch ihre Dauer. Die hysterische Bewegungsaufhebung, so hartnäckig sie immer sein kann, bleibt doch ein akzidentelles Phänomen. Sie tritt gelegentlich auf und schwindet gelegentlich wieder. Nun sind freilich auch die verschiedenen Erscheinungsformen der Wahrnehmungsabnormität keineswegs permanent. Immerhin werden sie sehr häufig zu Zeiten gefunden, in denen sonst nichts die hysterische Erkrankung verrät, und vor allem gelten sie sozusagen als das letzte diagnostische Merkmal für Hysterie, wo überhaupt niemals motorische Erscheinungen sich gezeigt haben. Prinzipiell ist natürlich eine Scheidung der sensorischen Stigmata von den motorischen und schließlich auch eine Scheidung der Stigmen von den Anfällen nicht durchführbar; praktisch hat sie aber ihre Wichtigkeit, und theoretisch gibt diese praktische Erfahrung uns einen bedeutsamen Fingerzeig. Offenbar nämlich sind unter den Stigmen die sensorischen noch enger mit den Grunderscheinungen der hysterischen Abnormität verknüpft, als die motorischen Phänomene.

Keine Sinnesfunktion, die nicht bei der Hysterie in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Die hysterische Taubheit, die einseitige oder doppelseitige Herabsetzung des Gehörs, die subjektiven Ohrgeräusche; die Amaurose, die Achromatopsie und Dyschromatopsie, die konzentrische Einengung des Gesichtsfeldes, die Hemianopsie; die Veränderungen des Geruchs und Geschmacks; die Analgesie und Hyperalgesie, die Parästhesien und endlich in ihren verschiedenen Formen die wichtigste aller stigmatischen Erscheinungen, die Anästhesie. Die Hysterischen sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen mehr, weniger, anders: bald bloß das eine oder das andere, bald dieses mit jenem kombiniert, manchmal alles zusammen. Es gibt so leicht keine Geisteskrankheit, die in dieser Häufung von Abnormitäten sich mit der Hysterie messen könnte. Und doch — alles das kommt

erst bei einer Untersuchung zutage, auf die ganz andere Erscheinungen hingeführt haben! Die Frühpatienten der Syringomyelie kommen mit Verbrennungen, Eiterungen, Schürfungen, weil ihre Hautsinne anfangen, in der Funktion nachzulassen oder abnorm zu werden. Ein Finger, den man künstlich empfindungslos macht und dann zum Schreiben verwenden läßt, zeigt nach kurzem die Zeichen des Dekubitus. Der Hysterische läuft mit einer halbseitigen Anästhesie herum, stößt sich nirgends, schürft sich nirgends, verbrennt sich nirgends — und doch kann der Untersucher ihm Nadeln durch die Haut ziehen und mit glühendem Eisen ihn berühren. Kein anderer Mensch vermag einen solchen Grad von Empfindungslosigkeit etwa zu simulieren. Kein anderer Mensch vermag mit einer solchen Halbseitenanästhesie, organischer Veranlassung nehmen wir an, auch nur die einfachsten Bewegungen willkürlich zu koordinieren.

Am interessantesten bleibt für den Beobachter natürlich die Erscheinung der totalen Anästhesie. Es sind zwar eine erhebliche Reihe von Fällen totaler Anästhesie angegeben worden, die der Kritik nicht standhalten. Aber eine kleine Gruppe von Mitteilungen bleibt bestehen. Hier fehlte also die Berührungs-, Druck-, Schmerz- und Temperaturempfindung am ganzen Körper, es fehlten ebenso jene Empfindungen der tieferen Teile, die wir als Muskel-, Gelenk- oder Gemeinempfindung zu beschreiben pflegen; es fehlte endlich jede Schmerzempfindung. Derartig erkrankte Leute sind, da für die Orientierung beim Handeln und überhaupt der Außenwelt gegenüber der Geschmack und der Geruch fast gar nicht, das Gehör nur wenig in Frage kommt, gänzlich auf ihre Augen angewiesen. Beim Augenschluß müßte, so scheint es, jeder Zustrom von Reizen, die für ihr Verhalten entscheidend sind, aufhören. Trotzdem ist auch bei diesen Hysterischen die totale Empfindungslosigkeit erst durch die klinische Untersuchung festgestellt worden. Man halte nur daneben die Raschheit, mit der wir irgend ein Vertaubungsgefühl an irgend einer belanglosen Körperstelle zu entdecken pflegen; und man halte daneben den Fall, den Pierre Janet erzählt: ein junges Mädchen erleidet eine Wunde an der Haut überm Handgelenk und fühlt sich nach einiger Zeit durch eine die Heilung überdauernde Anästhesie der Handfläche beunruhigt; die Untersuchung ergibt neben dieser umschriebenen noch eine Anästhesie

— der ganzen linken Körperhälfte, von der das Mädchen keine Ahnung gehabt hatte!

Müssen diese Tatsachen unsere höchste Verwunderung erregen, so deutet eine besonders häufige und bemerkenswerte Erscheinungsform der hysterischen Anästhesie uns doch schon an, wo der Schlüssel zum Verständnis dieser Beobachtungen gefunden werden kann. Von der segmentalen Anästhesie nämlich hat schon Janet den trefflichen Ausdruck gebraucht, daß ihre Verbreitung einer ganz rohen physiologischen Auffassung entspreche. Wir wissen, daß die segmentale Anästhesie nicht etwa dem Ausbreitungsbezirke eines sensiblen Nerven folgt, sondern daß sie die Haut eines von verschiedenen Nerven versorgten ganzen Gliedes befällt. Und zwar eines „Gliedes“ im laienhaften Sinne. Wenn der Laie vom Auge redet, so meint er nicht bloß den Bulbus, sondern auch seine Hüllen und Nebenorgane, die Bindehaut und die Lider etwa; und wenn der Hysterische mit einer Blindheit zu uns kommt, so finden wir, daß auch seine Bindehaut und seine Lider empfindungslos sind. Wir haben also hier ein vollkommenes Analogon zu der hysterischen Bewegungsaufhebung: die Lokalisation der Anästhesie hat mit der Innervation der Haut überhaupt nichts zu tun, sie ist vielmehr eine begrifflich bestimmte, wie man hier sagen könnte, eine gliedbegriffliche, oder noch besser, eine gebildbegriffliche; denn wir finden häufig nicht ein ganzes Glied, sondern bestimmte geometrische Abschnitte des Gliedes, Kreise, armbandartige Zonen, Ellipsen, Bänder, von der Anästhesie heimgesucht. Besonders lehrreiche Beiträge zur Kenntnis dieser Art von Anästhesie liefert uns eine ihrer häufigsten Erscheinungsformen im Funktionsbereich des Sehens, die konzentrische Einengung des Gesichtsfeldes. Der physiologisch Gebildete weiß, daß der Kreis der sichtbaren Objekte desto größer werden muß, je weiter man sich vom Auge entfernt, da ja die Sehstrahlen einen Kegel umschließen, dessen Spitze in der Pupille des Auges liegt und dessen Grundfläche eben das Gesichtsfeld darstellt. Dem Laien geht, sofern er nicht ausdrücklich darüber nachgedacht hat, diese Kenntnis meistens ab, und so erleben wir es bei Gesichtsfeldprüfungen, daß ohne Rücksicht auf die Entfernung eines Gegenstandes dieser immer erst im selben Abstande vom Hauptsehstrahl — der Verlängerung der Linie, die die Zentral-

grube der Macula lutea mit der Mitte der Pupille verbindet — gesehen wird. Die sichtbaren Objekte liegen also nicht in einem Kegel, sondern in einem Zylinder eingeschlossen. Man spricht darum in solchen Fällen von einem „röhrenförmigen Gesichtsfelde“. Lange Zeit hat man die Auffindung eines solchen röhrenförmigen Gesichtsfeldes als einen sicheren Beweis für die Simulation des Untersuchten betrachtet. Es liegen jedoch Beobachtungen vor, die es außerordentlich wahrscheinlich machen, daß diese Art der Einengung des Gesichtsfeldes auch bei der Hysterie gefunden wird. Leider pflegt bei den meisten perimetrischen Untersuchungen hierauf nicht eingegangen zu werden, wie denn überhaupt die Perimetrie der Hysterischen eines der unerfreulichsten Kapitel in der Diagnostik der Hysterie ist.

Den nämlichen begrifflichen Charakter wie die Lokalisation am Sinnesorgan weist nun auch die Ausdehnung über die Sinnesfunktionen auf. Nehmen wir die Rotblindheit zum Exempel. Ein aus organischen Ursachen rotblindes Individuum zeigt eine Unempfindlichkeit für Farben, die sich im Spektrum ganz genau bestimmen lassen. Für ihn wird das Spektrum erst von einer scharf zu ermittelnden Linie an sichtbar. Davon ist beim hysterischen Rotblinden keine Rede. Für ihn fällt aus der Wahrnehmung das aus, was die Sprache „rot“ nennt, ein Begriff also, der wohl einen Teil des spektralen Rot umfaßt, die Grenzfarben nach den ultraroten und orangefarbenen Abschnitten des Spektrums hin aber unberücksichtigt läßt: in der Sprache haben ja nur die sozusagen krassen Farbentöne ihre Vertretung gefunden. Setzt man den hysterisch Rotblinden ans Spektroskop, so erhält man jeden Tag eine andere Grenze für den Wahrnehmungsausfall. Er benimmt sich also wie einer, der Rotblindheit simuliert. Und er fällt auch auf das gröbste Simulationsexperiment herein: dreht man nämlich vor ihm eine aus roten und grünen Sektoren zusammengefügte Scheibe sehr rasch, so sieht er diese nicht wie der organisch Farbenblinde grün, sondern grau, d. h. die Mischfarbe aus Rot und Grün; womit natürlich keineswegs (wie man früher gern annahm) erwiesen ist, daß der Hysterische simuliert, sondern lediglich, daß es in seiner Psyche so zugeht, wie der Simulant handelt: daß die bekannten im Alltagsleben gebildeten Begriffe allein den Empfindungsausfall bestimmen.

Doch genug der phänomenologischen Mitteilungen! Unsere Aufgabe ist ihre Analyse und Interpretation; und dafür gewinnen wir aus allem, was an Empfindungsstörungen der Hysterischen bisher beobachtet wurde, etwa diese Erkenntnis: die Hysterischen sind sich ihrer Empfindungsausfälle bis zur Untersuchung nicht bewußt und benehmen sich wie normal empfindende Menschen; ihre Empfindungsanomalien — hier schließe ich nun auch die Empfindungssteigerungen, wie Hyperästhesieen, Parästhesieen und spontane Schmerzen, ein — lokalisieren sich niemals nach dem Gesichtspunkte der sensiblen Nervenausbreitung, sondern in gebildbegrifflicher Ausbreitung.

Wer denkt, für den ergibt sich aus dem ersten Satze zunächst einmal die Vermutung, daß die hysterische Anästhesie überhaupt nur während der Untersuchung besteht und durch die Untersuchung hervorgerufen wird. Dazu fügt der zweite Satz die Tatsache, daß die Empfindungsstörung irgendwie mit bestimmten Vorstellungen oder Begriffen, die wir von unserm eigenen Körper haben, verkettet ist.

Dieser Zusammenhang zwischen der Empfindungsanomalie und dem Vorstellen folgt nun nicht allein aus der gebildbegrifflichen Lokalisation der Anästhesieen. Er wird noch durch eine sehr merkwürdige experimentelle Entdeckung in interessanter Weise beleuchtet: Die hysterische Empfindungsstörung erweist sich oftmals als transfertabel.

Der Transfert ist ursprünglich eine Erfahrung ex juvantibus. Das Auflegen von Metallen hat namentlich seit der Entdeckung der galvanischen Elektrizität in der Behandlung umschrieben lokalisierter Schmerzen, neuralgischer, rheumatischer, eine hervorragende Rolle gespielt. Bei diesen metallotherapeutischen Betätigungen nun gab es zwei Arten von Mißerfolg, die man erleben konnte: entweder die Sensibilitätsstörung verschwand gar nicht, oder sie verschwand, um auf der andern Seite des Körpers, an der genau symmetrischen Stelle wieder aufzutauchen. Seitdem dann Charcot diese Erfahrungen als Ausgangspunkt zu systematischen Untersuchungen des Transfertphänomens genommen hat, ist der Glaube, daß es sich um eine spezifische Metallwirkung handle, ad absurdum geführt worden. Der Transfert kann zustande kommen durch Berührungen mit irgendwelchen Objekten; aber er bedarf nicht einmal dessen. Der Transfert kann sich ebensogut

während einer Gemütsbewegung vollziehen; er kann einfach auf die Erweckung der Vorstellung hin, daß er eintreten werde, wirklich eintreten.

Immerhin sind diejenigen Fälle, in denen die Bezeichnung der symmetrischen Stelle durch Worte oder durch Betastungen den Transfert hervorrief, für uns psychologisch nicht so interessant, als es die alte Art ist, eine Empfindungsstörung zu transferieren, indem man sie selber berührt. Denn im ersten Falle ist es überhaupt unmöglich festzustellen, ob ein Transfert stattgefunden hat; der Eintritt der Anästhesie auf der neuen Stelle kann ja einfach durch das Berühren oder verbale Bezeichnen dieser Stelle erfolgt sein, ohne daß die an der früheren Stelle lokalisierte Anomalie dies bewirkt hätte, und nur wo sie gleichzeitig verschwunden ist, kann man vom Transfert reden. Wenn aber eine Sensibilitätsanomalie genau an der symmetrischen Stelle der anderen Körperhälfte auftritt, ohne daß diese Stelle irgendwie bezeichnet wurde, und ganz gleichgültig, ob sie an der alten Stelle verschwindet oder fortdauert: so ist dies eine Erscheinung, die für das Verständnis des Zusammenhangs zwischen Empfinden und Vorstellen der Hysterischen von großer Bedeutung sein kann.

Was nämlich die beiden symmetrischen Stellen eines Körpers psychologisch miteinander verbindet, ist die Verwandtschaft ihres Lokalzeichens.

Unter dem Lokalzeichen versteht Wundt, dem ich in dieser Auffassung folge, die qualitative Färbung, die jeden Tasteindruck, der an irgend einer Stelle der Haut stattfindet, zukommt und die ihn von Tasteindrücken an anderen Stellen mehr oder minder deutlich unterscheiden läßt. Dieses Lokalzeichen ist die eine Komponente der Lokalisation von Berührungseindrücken an der Körperoberfläche. Die zweite Komponente ist beim sehenden Menschen gegeben in einer blassen Gesichtsvorstellung von der berührten Stelle, beim Blindgeborenen in einer Innervationsempfindung, das heißt dem Erinnerungsbilde einer Bewegungsempfindung, die sich auf das die berührte Stelle tragende Glied bezieht. Die Lokalisation stellt sich uns also als ein komplexer Vorgang dar, der analytisch in jene beiden Komponenten zerlegt werden kann, die ihrerseits wiederum genetisch in den frühesten Kindheitsjahren zu dem psychischen Ganzen der Lokalisation

verschmolzen sind. Ich möchte hinzufügen, daß Wundt mir zwischen den beiden Möglichkeiten der zweiten Komponente, zwischen Gesichtsvorstellung und Innervationsempfindung, ein wenig zu schematisch zu unterscheiden scheint. Bei den optisch veranlagten Naturen spielt ja zweifellos die Gesichtsvorstellung der berührten Körperstelle die Hauptrolle; bei mehr motorischen Menschen, denen häufig optische Erinnerungen so gut wie fehlen, scheinen aber, auch ohne daß sie blind sind, Innervationsempfindungen im Aufbau der Lokalisationsvorstellung einen Platz einzunehmen.

Es fragt sich nun, wie wir uns nach dieser Anschauung die Unterscheidung symmetrischer Punkte des Körpers zu deuten haben. Das Lokalzeichen ist eine nicht weiter zerlegbare, also auch nicht weiter erklärbare psychologische Tatsache. Sollen wir nun annehmen, daß die Lokalzeichen der rechten und der linken Körperhälfte einander gleich sind? An sich wäre eine von vorn herein gegebene Ungleichheit nicht unmöglich. So gut wie die physiologischen Grundlagen der Bewegung rechts und links abweichende sind, so daß der Mensch zum Rechtshänder oder Linkshänder geboren ist und nur mit großer Mühe von dieser Bestimmung sich einigermaßen unabhängig zu machen vermag, so gut könnte auch eine angeborene Rechts- und Linksfühligkeit zugegeben werden. Aber es ist ebensogut möglich, daß die Lokalzeichen symmetrischer Hautstellen völlig gleich sind, und wir rechts und links nur durch den Hinzutritt der Gesichtsvorstellung oder Bewegungsempfindung zum Lokalzeichen unterscheiden. Wie dem aber auch sein möge, das steht fest, daß die psychologisch verwandteste Lokalisationsvorstellung einer beliebigen ersten Lokalisation die Vorstellung der dieser ersten Lokalisation symmetrischen Körperstelle ist.

Damit haben wir, wenn wir nun an die Erscheinung der transfertablen Anästhesie denken, abermals einen Beleg dafür gewonnen, daß die hysterische Empfindungsstörung aufs Engste mit dem Inhalte von Vorstellungen im Zusammenhange steht. Es erscheint der Transfert, nach unsern psychologischen Ausführungen, nur als ein Einzelfall des an Vorstellungen gebundenen Empfindungsausfalles überhaupt. Die Hysterischen verlieren in der Regel die Empfindung an Stellen, die in bestimmten Vorstellungen miteinander verbunden oder

doch in maximal verwandten Vorstellungen enthalten sind. Jenes ist die gebildbegriffliche, dieses die symmetrische Form der Anästhesie. Und die Erfahrung lehrt uns, daß beide Lokalisationen sich zu der symmetrischen Segmentalanästhesie verbinden können.

Das Phänomen der transfertablen Anästhesie hat aber für unsere Erwägungen noch eine weitere Bedeutung. Sofern der Transfert die experimentelle Erzeugung einer hysterischen Empfindungsanomalie ist, rückt er die früher ausgesprochene Vermutung, daß die hysterischen Anästhesieen überhaupt nur während der Untersuchung existieren, um ein gutes Stück der Wahrscheinlichkeit näher. Er verbindet sozusagen die Entstehung der Empfindungsstörung durch Vorstellungen mit ihrer künstlichen Erzeugung. Und diese Verbindung, die wir aus der einfachen Phänomenologie der hysterischen Anästhesie hervorwachsen ließen, enthält das Problem, wieweit das Sinnesempfinden Hysterischer der Suggestion unterworfen sei.

2. Sinnesempfindung als Suggestion.

Es ist bekannt, daß gewisse Parästhesieen lediglich durch das Erwecken ihrer Vorstellung hervorgerufen werden können. Wer bei einer Rast im Walde plötzlich darauf aufmerksam gemacht wird, daß er in einem Ameisenhaufen sitze, verspürt meistens im selben Augenblicke schon das Kribbeln der Tierchen an verschiedenen Körperstellen. Überzeugt er sich nachträglich, daß der Mitteilende nur gescherzt hat, so schwindet die Parästhesie wieder. Sagt man Leuten, die einen langhaarigen Hund streicheln, dieses Tier habe viele Flöhe, so reicht das oft hin, um ihnen einen ganzen Tag durch juckende Empfindungen zu vergällen; andere aber, die nicht daran glauben, daß Hundeflöhe den Menschen heimsuchen, bleiben verschont.

Keinesfalls handelt es sich in diesen Beispielen, denen jeder aus der alltäglichen Erfahrung weitere wird hinzufügen können, um den körperlichen Ausdruck eines Schreckes, einer Befürchtung, einer Sorge — kurz eines Affekts. Es gibt empfindsame Leute, denen schon das Wort „Ratte“ ein Schütteln über den ganzen Leib jagt; hier haben wir dann in der Tat eine Ausdruckserscheinung eines Affektes vor uns. Jede Gänsehaut erregt in

uns auch eine bestimmte Parästhesie, aber das Primäre im Beispiel von der Ratte — andere reagieren ähnlich auf Kröte, Blindschleiche, Assel usw. — ist die Gänsehaut als Ausdrucksphänomen des Ekels, des Abscheus, und die Parästhesie, der Schauer, der uns gleichzeitig über den Körper läuft, ist die psychophysische Funktion der Gänsehaut. In den beiden Exempeln vom Floh und der Ameise aber ist die einzige Erscheinung neben dem doch meist sehr geringfügigen Affekt eine lokalisierte Parästhesie. Wir kennen dieses Phänomen als Begleiterscheinung oder Folge eines Affekts sonst nicht; dagegen entspricht es völlig dem Inhalt der Vorstellung, die der Anblick eines Flohs, einer Ameise, oder der Gedanke an eins dieser Tierchen, in uns erwecken kann. Die Vorstellung einer Parästhesie ruft die Parästhesie selber hervor.

Von einer Ausdruckserscheinung kann schon darum keine Rede sein, weil es sich ja um eine rein psychologische, nicht um eine psychophysische Verkettung handelt. Nur die schlechte, aber unbegreiflich fest eingewurzelte Gewohnheit, Sensibilitätsstörungen als „körperliche Symptome“ zu erwähnen, kann hier eine Verwechselung möglich machen. Affekt oder Vorstellung und Parästhesie liegen beide durchaus in der Linie der psychischen Kausalität. Und in ihrer Verkettung handelt es sich um eine Suggestion: um eine psychische Wirkung, welche die Kriterien der kompletten Sinnlosigkeit oder Maßlosigkeit erfüllt.

Für das Kriterium der Maßlosigkeit wird dies ohne weiteres zugegeben werden müssen. Ein entferntes Analogon hat das Auftreten der kutanen Parästhesie nur im Bereiche der optischen Erinnerungen. Menschen mit sehr lebhaften Seherinnerungen haben beim Auftauchen einer sprachlichen Begriffsvorstellung sehr häufig unmittelbar ein blasses Gesichtsbild des von der Vorstellung bezeichneten Objektes. Aber nur in Fällen ausgesprochener geistiger Abnormität nimmt diese Gesichtsvorstellung die sinnliche Intensität einer Halluzination an. Davon wird auch gelegentlich der Analyse der Hysterie noch zu reden sein. Unser Ameisenbeispiel dagegen gilt für die meisten gesunden Menschen, und in ihm handelt es sich im echten Wortsinne um eine halluzinatorische Empfindung; denn die Parästhesie gibt weder an sinnlicher Stärke noch an Schärfe des Lokalzeichens dem wirklich durch Reize erzeugten Jucken etwas nach.

Das ist gerade für eine kutane Empfindung etwas außerordentliches. Denn Tasterinnerungen pflegen durchgehends so schwach zu sein, daß ein Mensch, den wir auffordern, sich eine Berührung vorzustellen, gewöhnlich nicht mehr als eine blasse Gesichtserinnerung einer Berührung erlebt.

Daß die Maßlosigkeit der psychischen Wirkung hier eine komplette ist, leuchtet ebenso ein. Denn einmal ist sie eine assoziative, wie ich eben schon darlegte: die Eigenschaften der Empfindung, Intensität und Lokalzeichen, sind ungewöhnliche Folgen des Vorstellungsinhaltes. Aber auch das Fehlen des affektiven Maßes erscheint als ein evidentes: denn es gehören nach aller Erfahrung schon ganz riesige Affektstärken dazu, um Erinnerungen halluzinatorisch anschwellen zu lassen, hier aber handelt es sich um einen recht geringfügigen Schreck oder eine harmlose Bekümmernis.

Von einer Sinnlosigkeit dagegen kann in unserm Falle nicht die Rede sein. Die Erinnerung an das Jucken erscheint vielmehr als die allernatürlichste assoziative Folge der Vorstellung eines Flohs, da ja diese Empfindung die einzige bedeutende Beziehung darstellt, die den Floh mit dem Menschen verbindet. Und eine affektive Sinnlosigkeit kommt überhaupt nicht in Frage, denn der die ganze Verknüpfung dirigierende Affekt ist die Furcht vor einer kleinen Belästigung. Die Verknüpfung erfüllt also nur das Kriterium der kompletten Maßlosigkeit.

Es ist nun recht eigentümlich, daß von allen Störungen der Empfindung gerade das Jucken in einem besonders engen Verhältnis zur Suggestibilität zu stehen scheint. Mindestens gilt das im Vergleich etwa mit den Schmerzempfindungen. Wenn ein Kind einmal von einem Hunde gebissen worden ist, so pflegt es beim Anblick von Hunden lange Zeit nachher noch Furcht oder Schreck zu verspüren. Dieser Affekt kann sehr heftig sein; aber bei gesunden Kindern verbindet sich damit niemals eine Schmerzerinnerung von halluzinatorischer Stärke. Praktisch können wir gewiß zufrieden sein, daß es sich so verhält; theoretisch ist es aber immerhin auffallend. Fürs erste konstatieren wir das Faktum; unter allen Empfindungsformen ist es allein das Jucken — und die ihm verwandte Empfindungsgruppe des Kriebelns, des Kitzels, des Ameisenlaufens — das auch bei normalen Menschen durch Suggerierung ohne Schwierigkeit halluzinatorisch erzielt werden kann.

Die Empfänglichkeit für sensorielle Suggestionen steigert sich nun aber für den Normalen schon ganz erheblich im Zustande der Ermüdung.

Am auffälligsten wird davon der Gesichtssinn betroffen. Die Seherinnerungen werden sinnlich lebhafter und treten bei Anlässen ein, auf die selbst ausgesprochen optische Menschen sonst nicht anders als rein intellektuell zu reagieren pflegen: beim Lesen der Zeitung etwa. Die Aufmerksamkeit der begrifflichen Beziehungen der Vorstellungen schwindet, die Wörter erzeugen immer lebhafter das Bild des Objektes, das sie begrifflich vertreten. In dem Maße, wie die Ermüdung steigt und sich der Erschöpfung nähert, nimmt die sinnliche Lebhaftigkeit der Erinnerungen zu und die begriffliche Verknüpfung ab. Wenn der Schlaflose angibt, daß ihm die Gedanken wie ein Rad durch den Kopf gehen, so meint er damit meistens, daß ihm die Fähigkeit zum wirklichen Nachdenken fehlt, daß jeder Begriff sofort sinnliche Gestalt annimmt und diese hypnagogischen Erscheinungen in raschem Wechsel, aber in tötender Monotonie einander ablösen — wie ja auch das suggerierte Jucken von einer Körperstelle zur andern zu springen pflegt. Der auftauchende Begriff oder Gedanke vertritt dabei die Position des Suggerierenden — die Suggestion entspringt in der suggestiblen Psyche selber, sie ist Autosuggestion. Das Experiment ergibt, daß auch für die Fremdsuggestion der Ermüdete oder Erschöpfte außerordentlich zugänglich ist. Namentlich wieder auf dem kutanen Gebiete. Ziehende, rheumatoide Empfindungen, Hitze, Schauer, unerträglicher Druck — alles das läßt sich durch die bloße Erwähnung ohne Schwierigkeiten hervorrufen; die Möglichkeit der Erfolge ist unbegrenzt, natürlich mit starken individuellen Schwankungen.

Sie hat nur eine Grenze: niemals gelingt, solange es sich um normale Menschen handelt, die Erzeugung einer Anästhesie durch Vorstellungen. Bei dem Bindehautversuch der Hypnotisten handelt es sich, wie ich früher schon feststellte, nur um die suggestive Hemmung des Konjunktivalreflexes. Nötigt uns diese Tatsache, die Hyperästhesieen und Parästhesieen grundsätzlich von den Hypästhesieen und Anästhesieen der Hysterie zu trennen?

Eine scharfe Grenze zwischen den parästhetischen und den hyperästhetischen Sensibilitätsveränderungen läßt sich nicht ziehen.

Wir bemerken leicht, daß es eine ungeheure Anzahl von Empfindungen geringer Intensität gibt, die dadurch, daß sie permanent bestehen, von uns nicht beachtet werden. Ich meine vor allen die Hautempfindungen, die unsere Kleider uns verursachen, und die als ein Komplex so sehr in die Synthese unseres Selbstbewußtseins — dies Wort natürlich im psychologischen, nicht im ethischen Sinne gefaßt — eingehen, daß uns „etwas fehlt", wenn wir gewisse dieser Empfindungen ausschalten. So gibt es nach meiner Beobachtung viele Menschen, die auch unter den wärmsten Decken ohne Hemd nicht einschlafen, und es ist bekannt, daß alte Offiziere gerade zum Arbeiten am liebsten den Interimsrock tragen und sich an die uns viel bequemer scheinende Zivilkleidung schwer gewöhnen. Es ist eine sehr schwierige psychologische Frage, ob diese Empfindungen einzeln aus dem Bewußtsein überhaupt entschwunden sind, oder nur aus der Aufmerksamkeit. Jedenfalls pflegt ihr einzelnes Hervortreten aus dem Komplex der Gemeinempfindungen uns zu belästigen. Diese Isolierung von Gemeinempfindungen vollzieht sich nun bei verschiedenen Menschen sehr verschieden leicht, ebenso wie die Eingliederung neuer Empfindungen in den bisherigen Gemeinempfindungskomplex eine individuell schwankende psychologische Leistung ist. Die einen gewöhnen sich sehr rasch an ein unbequemes Kleidungsstück, die andern nur sehr langsam; eine durchgehende Differenz besteht hier namentlich zwischen Erwachsenen und Kindern, und dann wieder zwischen Männern und Weibern, indem das Kind und der Mann die schwerfälligeren Personen im Anpassen an ungewöhnte Empfindungen sind. Die sich schwerer gewöhnen, bemerken auch leichter Änderungen, sie sind feiner empfindlich, hyperästhetisch im Vergleich zu den Andern. Diese wieder meinen dann, jene Hyperästhesie sei eine Einbildung. Und in der Tat kommt der Hyperästhetische leicht dazu, auch dort etwas zu verspüren, wo ein sichtbarer Reiz fehlt: Parästhesien zu haben, sie sich suggerieren zu lassen oder selber zu suggerieren. Nun finden wir die intensiv geringsten Parästhesieen im Kitzel und Jucken; wenn auch beides sehr stark werden kann, so liegt doch das charakteristische gerade in der unbedeutenden Intensität, die zur Belästigung hinreicht. Zu dieser geringen Stärke gesellt sich bei beiden als ebenso charakteristisch eine gewisse Unbestimmtheit des Lokalzeichens; die Lokalisation

ist mindestens nicht eine so punktförmige, wie etwa bei der einzelnen Druckempfindung. Und so könnte man theoretisch auch die Parästhesieen des Kitzels, des Kriebelns, des Juckens als Isolierungen von Gemeinempfindungen auffassen, die durch einfaches Hinlenken unserer Aufmerksamkeit auf diese Gemeinempfindungen erzielt werden. Diese Überlegung wird nun freilich vom Experiment nicht bestätigt. Denn es zeigt sich, daß bei der Nennung des Flohs, der Ameise die charakteristischen Parästhesieen ebensogut an unbekleideten, freigehaltenen Gliedern auftreten, und ob dieselben Suggestionen an Menschen leichter realisiert werden, die sich schwer an Veränderungen ihrer Gemeinempfindungen gewöhnen, darüber liegen keine Beobachtungen vor. Ein auffälliges Zusammengehen der Suggestibilität für Parästhesieen mit der Schweranpassung an neue Empfindungen und der Hyperästhesie für Isolierungen scheint jedenfalls nicht zu bestehen. Es wird uns das auch später aus dem Unterschiede zwischen Autosuggestion und Fremdsuggestion begreiflich werden.

„Autosuggestible“ Parästhesieen dagegen finden wir sehr häufig bei Menschen hyperästhetischer Artung. Nur handelt es sich dabei meistens um keine Suggestionen. Diesen Hyperästhetischen begegnen wir in starker Anzahl unter den mit Neurasthenie oder chronischer nervöser Erschöpfung behafteten Individuen. Eine hyperästhetisch erzeugte Lokalempfindung breitet sich dann als Parästhesie über weite Bezirke aus. Ein sehr häufiges Exempel möge das belegen. Unsere Rückenmuskulatur ist durch die positive und negative Art unserer Lebensweise zu schwach im Verhältnis zu den Anforderungen, die an sie gestellt werden. Wir überlasten unsere Rückenmuskeln, ohne sie systematisch zu üben. Infolgedessen treten in der Kreuzgegend außerordentlich leicht Ermüdungsempfindungen ein. Der Neurastheniker, ewig in der Angst vor irgend einem Leiden, das ihn heimsuchen wird, erblickt in diesen Ermüdungsempfindungen die Symptome einer heranziehenden Rückenmarkkrankheit. Er sorgt und ängstet sich, konzentriert seine Aufmerksamkeit immer mehr auf diese Empfindungen und verspürt sie immer deutlicher; er spürt auch, wie sie sich ausbreiten und die ganze Wirbelsäule entlang ziehen. Hier, bei dem letzten Akt des Vorganges, handelt es sich nun um eine

rein physische Angelegenheit. Es gehört unter die Probleme der Physiopathologie der Neurasthenie und der nervösen Erschöpfung, weshalb Empfindungen bei solchen Kranken leicht und weit irradiieren. Ich wollte nur zeigen, wie wenig hier Parästhesie und Hyperästhesie voneinander geschieden werden können. Die für den Nervösen so qualvollen, seine Hypochondrie steigernden Parästhesieen gehen fast immer von solchen Empfindungen aus, die auch der Gesunde in sich wahrnimmt, wenn er seine Aufmerksamkeit auf sie lenkt.

Das Ergebnis ist dieses: Hyperästhesie kann der Ausgangspunkt für Parästhesieen sein, aber es gibt auch Parästhesieen, die nichts mit der Hyperästhesie zu tun haben, die vielmehr echte Suggestionen sind. Für diese kleine Gruppe besteht keine Beziehung zwischen Hyperästhesie und Parästhesie, aber außerhalb ihrer sind die beiden Empfindungsstörungen nur schwer voneinander abzugrenzen.

Wie steht es nun um die Hyperästhesieen und die Parästhesieen der Hysterie? Unterscheiden sie sich von denen des normalen Lebens grundsätzlich? Die Beantwortung dieser Frage in einem Satze ist unmöglich; sie zerfällt in verschiedene Teile.

Ohne Zweifel läßt sich eine Hyperästhesie zunächst vortäuschen. Menschen, die kleine Schmerzen als unerträglich darstellen und sich entsprechend benehmen, nennen wir wehleidig. In den meisten Fällen handelt es sich dabei um eine schlechte Gewohnheit, ein Sich-Gehenlassen, das der Erziehung zur Last fällt. Ohne Zweifel ist diese Eigenschaft auch sehr vielen Hysterischen eigen. Sie „markieren" Überempfindlichkeit, weil es ihnen interessant ist, sich als abnorm zu zeigen. Da wir aber zu der Annahme einer solchen Entstehung, mag sie uns praktisch noch so gerechtfertigt erscheinen, theoretisch nur greifen sollen, wenn alle andern Möglichkeiten der Erklärung nichts zu leisten vermögen, so berücksichtigen wir diese Art von Simulation hier nicht. Sie gehört einfach zur Phänomenologie degenerativer nicht bloß hysterischer Charaktere.

Die Parästhesieen der Hysterischen könnten ihren Grund haben in einer ähnlichen Anlage, wie wir sie vorher für die Nervosität kennen lernten; in der Hyperästhesie für Gemeinempfindungen und der Neigung zu rascher parästhetischer Ausbreitung isolierter Empfindungen. Damit rede ich keineswegs

etwa der von mir ja gerade aufs Schärfste bekämpften Vermischung von Hysterie und Neurasthenie das Wort. Aber zweifellos gibt es Symptome, die allen nervös Erkrankten und Erschöpften gemeinsam sind, genau so wie die Erscheinung gesteigerten Eiweißzerfalls und erhöhter Körpertemperatur, die wir „Fieber" nennen, einer großen Zahl ontologisch und genetisch ganz verschiedener Erkrankungen zukommt. Und mit dieser Möglichkeit bin ich beim springenden Punkte: Die Parästhesieen und Hyperästhesieen in der Hysterie sind überhaupt zum großen Teil kein psychologisches, sondern ein physiologisches Problem. Die Hysterischen haben Parästhesieen und Hyperästhesieen, weil in ihrem Nervensystem sich Dinge abspielen, die auch bei jedem andern Menschen von analogen Empfindungsstörungen begleitet sein würden. Denken wir etwa an die merkwürdigen mikroskopischen Halluzinationen, die wir bei Kokainisten, überhaupt an die Parästhesieen, die wir bei vielen Vergiftungen finden. Gewisse Veränderungen im Chemismus des Nervensystems wirken parästhetisierend und hyperästhetisierend. Das ist eine Tatsache. Die Ratten, die der Alkoholiker halluziniert, sind kein psychologisches Problem. Es ist ohne Belang für diese Feststellung, daß psychische Momente solche Störungen beeinflussen können. Auch die Neuralgieen sind psychischen Beeinflussungen unterworfen, ohne daß es darum angezeigt wäre, eine Trigeminusneuralgie z. B. ein psychologisches Problem zu nennen. Psychologischer Fragestellung können nur solche Erscheinungen unterworfen werden, die sich durchaus auf dem Boden der psychischen Kausalität bewegen. Empfindungen, die sich an physische Voraussetzungen gebunden zeigen, von denen das Bewußtsein nichts weiß, sind es ebensowenig. Das Bewußtsein weiß nichts von der Ausbreitung des Trigeminus, also ist eine dieser Ausbreitung angeschlossene Empfindung — Parästhesie, Schmerzanästhesie — psychologisch nicht deutbar. Und das gilt für die psychischen Elementarvorgänge überhaupt, wofern sie sich nicht von komplizierteren psychischen Erlebnissen beeinflußt zeigen. Die psychischen Elemente, einfache Empfindungen und einfache Gefühle, sind Funktionen physischer Prozesse. Die Analyse steht also, wo immer sie einen seelischen Elementarvorgang abnorm findet, vor einer einfachen Konstatierung und schiebt die weitere Bearbeitung der Frage zur

Physiopathologie hinüber. Nur wo die Abnormität des psychischen Elementes deutlich von höheren psychischen Prozessen abhängig erscheint, wird sie Gegenstand psychologischer Analyse.

Damit lehne ich also entschieden den Standpunkt ab, nach dem alle hysterischen Erscheinungen psychogener Natur seien. Das ist nirgends bewiesen worden, und die Genese der Hysterie wird uns zeigen, daß es unwahrscheinlich ist; daß wir eine physische Alteration des Nervensystems Hysterischer annehmen müssen, ohne sie in ihrer Eigenart mit der degenerativen Allgemeingrundlage der Hysterie zu identifizieren. Ich halte die physische Entstehungsart für einen Teil der bei Hysterischen vorkommenden Parästhesieen und Hyperästesieen für möglich, und wenn die Empfindungsstörung in solchen Fällen durch Stimmungsschwankungen beeinflußbar ist, so erschüttert das die physische Natur des Phänomens keineswegs.

Ich denke bei diesen Ausführungen namentlich auch an den hysterischen Schmerz und zwar an diejenigen Formen, die einen, man möchte sagen organischen Verlauf nehmen. Typisch dafür ist das Bild der Schmerzapraxie. Ob man ohne weiteres diese Krankheit der Hysterie einreihen darf, ist unentschieden; ich plädiere mehr für ihre Selbständigkeit, vorläufig wenigstens. Aber wir finden im Verlaufe ausgesprochener Hysterieen Schmerzattacken, die durchaus den nämlichen Charakter zeigen. Die hysterischen Gelenkerkrankungen bieten eine reiche Auswahl. Der Schmerz entwickelt sich hier allmählich, mehr oder minder rasch, er gehorcht keiner Suggestion, und er übt auch die ganz natürliche, folgerichtige Wirkung, daß er den Kranken dazu antreibt, die schmerzenden Gelenke ruhig zu stellen. Ist das nicht eine im höchsten Maße bezeichnende Differenz gegenüber der Anästhesie, von der der Befallene nichts weiß und mit der er sich benimmt wie ein Normaler? Ich bin fest überzeugt, solche Schmerzen sind physisch bedingt in dem Sinne, daß ihnen eine Veränderung der Nervensubstanz zu grunde liegt, die unter allen Umständen und bei jedem Schmerzen hervorrufen würde. Sie sind physiopathologisches Problem.

Endlich mag eine Gruppe von Parästhesieen der Hysterischen durch Suggestion erzeugt sein. Wir sahen, daß auch beim Gesunden gerade Parästhesieen auf diesem Wege entstehen können. Wenn es bei Hysterischen leichter möglich ist und darum öfter

sich ereignet, wenn ferner die suggestiv erzielten Parästhesieen stärker und von längerer Dauer sind, als beim Gesunden, so muß das auch keine psychologische Frage sein. Wir können uns alle diese Eigentümlichkeiten wiederum als in der Natur des hysterischen Nervensystems begründet vorstellen. Wir können sie aber auch als psychologisch deutbar akzeptieren und sie der vermehrten Suggestibilität der Hysterischen zuschieben. Ob die existiert, davon wird später die Rede sein. Jedenfalls ist fürs erste der einfache Gedankengang gestattet: Parästhesieen bestimmter Qualität sind suggestiv auch bei Normalen erzielbar. Bei Hysterischen begegnen wir denselben Parästhesieen auf Suggestionen hin. Nur ist es leichter, sie hervorzurufen, sie sind stärker und dauern länger. Also scheint die Fähigkeit der Hysterischen, sich Parästhesieen suggerieren zu lassen, gesteigert zu sein. Annahme: Diese Steigerung ist womöglich eine Teilerscheinung einer allgemeinen Steigerung der Suggestibilität.

Ich habe diese Möglichkeiten, wie Parästhesieen und Hyperästhesieen bei Hysterischen entstanden gedacht werden können, so genau durchgesprochen, weil ich zeigen wollte, wie sie alle unmittelbar, ganz ohne Zwang als Steigerungen normaler Zustände verständlich sind. Ob sie tatsächlich aus diesen hervorwachsen, ist eine Fragestellung, die uns hier nicht kümmert, weil sie der Genese hysterischer Phänomene angehört. Die Analyse kann nur die ontologische Verwandtschaft des Gesunden mit dem Pathologischen in dieser Erscheinungsgruppe konstatieren. Damit aber beantwortet sich eine früher formulierte Frage von selber: die grundsätzliche Trennung der hysterischen Hyperästhesieen und Parästhesieen von den Hypästhesieen und Anästhesieen ist notwendig, nicht bloß zulässig; und es erwächst uns aus dieser Antwort die Aufgabe, für die hypästhetische Form der Sensibilitätsstörung, als deren höchsten Grad wir ja die Anästhesie ansehen dürfen, eine Erklärung eigener Art zu suchen.

3. Die apperzeptive Empfindungsauslöschung.

Daß die hysterischen Empfindungsherabsetzungen etwas mit dem psychischen Zustande der Aufmerksamkeit zu tun haben, ist in drastischer Weise zuerst von Moebius behauptet worden.

Ihm danken wir den schlagwortähnlichen Satz: „Die Hysterischen fühlen, aber sie wissen es nicht.“ Moebius selber hat später gesagt, der Satz klinge wunderlich für Leute, die mit psychologischen Dingen nicht vertraut seien; aber er hat ihn aufrecht erhalten und glaubt, mit ihm Pierre Janets Theorie der Hysterie im wesentlichen vorweg genommen zu haben.

Schon unsere historische Skizze über die Entwicklung des Hysterieproblems lehrte uns in der Auffassung Janets die dominierende Rolle der Zerstreutheit kennen. Ich stimme dem Urteile von Moebius vollkommen zu, wenn er sagt, man habe bei manchen Darlegungen des Pariser Psychologen, namentlich bei denen über die Abulie der Hysterischen, das Gefühl, als werde mehr von der neurasthenischen Abulie gesprochen. Ich habe dieses Gefühl nicht bloß bei Janets Darstellung der Abulie, sondern überall in seinen Publikationen gehabt. Janet glaubt zwar keineswegs an eine hysterische Schwäche im Sinne der myasthenischen Anschauung von Pitres, aber er legt ja gerade der Hysterie eine Art Psychasthenie zugrunde, eine Schwäche, wie wir sahen, der synthetischen Seelenfunktionen, des Aufbaues neuer Komplexe, der Kombinierung assoziativ einströmender Erlebnisse. Darum können seine Lastträger zwar schwere Pakete schleppen, aber keinen kräftigen Händedruck mehr leisten; daher seine Deutung der merkwürdigen stereognostischen Phänomene, daß eine Hysterische etwa ihren Kamm, ihr Portemonnaie oder sonst einen alltäglichen Gegenstand, nicht aber einen fremden Schlüssel, einen Bleistift durch Betasten erkennt. Wenn Janet in seiner selbst durch Charcot nicht übertroffenen glänzenden Art diese Erfahrungen und Versuche schildert, so hat man das Gefühl, daß ihm die Hysterischen wie Erschöpfte, wie Nervenschwache vorgekommen seien.

Im Grunde aber stimmen freilich Janet und Moebius darin zusammen, daß sie die wesentliche Erscheinung der Hysterie, also auch die Grundlage der Anästhesieen, in der Abspaltung bestimmter Vorstellungskreise von der Möglichkeit der Apperzipierung gegeben sehen. Bedeutet die Aufmerksamkeit einen besonderen Seelenzustand des im Selbstbewußtsein agierenden und reagierenden Ichs, so stellen sich nun nach jener Theorie bestimmte Erlebnisse außerhalb dieses Selbstbewußtseins. Die Anästhesie erscheint als eine bestimmte Form des Zerstreut-

seins. In dieser Form hatte schon Lasègue die Theorie der Anästhesie ausgesprochen. Janet versteht aber unter der Zerstreutheit, die der Anästhesie zu grunde liegt, einen genetischen Vorgang. Er meint, Tastempfindungen würden so lange vernachlässigt, bis sie auch bei der Richtung der Aufmerksamkeit auf sie nicht mehr zur Wahrnehmung gebracht werden können. Das Bewußtseinsfeld des hysterischen Individuums engt sich mehr und mehr ein, und außerhalb dieses Bewußtseinsfeldes leben — im Unbewußten, oder Unterbewußten, oder wie wir es nennen wollen, die Empfindungen, vollziehen dort alles, was zur Koordination der Bewegungen nötig ist, assoziieren, verbinden, trennen sich, und nur der Weg zum Bewußtsein ist ihnen versperrt.

Janet gründet seine Auffassung gerade auch auf diejenigen Faktoren, unter deren Einwirkung häufig eine überraschende Aufhebung der Anästhesie zu beobachten ist. Gerade sie aber scheinen mir die Zerstreutheitstheorie zu widerlegen. Und dann stellt Janet den Übergang der Zerstreutheit in Empfindungssperrung als ein Analogon des normalen Zustandes der Empfindungsvernachlässigung hin. Wenigstens fällt seine Darstellung so aus, obgleich er selber, was rühmend hervorgehoben sein soll, immer wieder betont, daß sein Versuch von einer völligen Lösung des Anästhesie-Problems noch weit entfernt sei. Jene Analogisierung scheitert aber notwendig daran, daß normalerweise die Empfindungsvernachlässigung niemals zu einem dauernden, auch apperzeptiv nicht zu beseitigenden Empfindungsverlust führt.

Stellen wir doch zuerst einmal das fest: wo berührt sich denn eigentlich die Anästhesie mit der Aufmerksamkeit? In der Erfahrung doch wohl, daß die Empfindung gerade dann verschwunden ist, sobald sie apperzipiert werden soll. Was außerhalb der Untersuchung mit der Empfindung los ist, wo sie da steckt und wie sie wirksam ist, bleibt unserer Erfahrung gänzlich unzugänglich. Die Empfindung fehlt erst, wenn wir etwas mit dem Hysterischen vornehmen. Wir lassen es zunächst dahingestellt, wie weit Überrumpelungen als Ausnahme davon zu gelten haben.

Wir verlassen also den hypothetischen und doch auch für den mit psychologischen Verhältnissen Vertrauten ein wenig bedenklichen Satz: „Die Hysterischen fühlen, aber sie wissen

es nicht" und formulieren an seiner Statt erst einmal diese beiden Erfahrungssätze:

1. Die Hysterischen benehmen sich so, als ob sie fühlten.
2. Die Hysterischen hören vielfach auf, an bestimmten Stellen zu fühlen, sobald wir sie zu fühlen auffordern.

Den zweiten Satz können wir auch in die Form bringen:

Die Hysterischen können nicht mehr fühlen (besser empfinden), sobald sie fühlen wollen sollen;

was wiederum gleichbedeutend ist mit dem Ergebnis:

Bei den Hysterischen gibt es eine apperzeptive Empfindungsauslöschung (oder Empfindungsherabsetzung).

Als ich diesen Satz zum erstenmale veröffentlichte, ist er, wie die ganze Studie, in der er sich fand, dem vernichtenden Urteile eines sehr erregten Kritikers verfallen. Löwenfeld hat gesagt, das heiße, einem „an sich fraglichen Vorgange eine noch fraglichere Wirkung" zuschreiben. Ich bedaure, daß Löwenfeld mich so sehr mißverstehen konnte. Nichts nämlich hat mir ferner gelegen, als mit jenem Satze eine Hypothese auszusprechen, die mit der Zerstreutheitshypothese Janets sich messen oder gar sie ersetzen sollte. Ich bin mir völlig klar darüber, daß ich dazu niemals imstande sein würde. Für unsere Pariser Kollegen ist die Wissenschaft im wesentlichen ein Aussprechen trockener Tatsachen in anmutigen Bildern und Gleichnissen, Symbolen und Analogieen. Die deutsche Forschung lebt im allgemeinen der minder bestechenden Aufgabe, trockene Tatsachen auf noch trockenere Formeln zu bringen. Da wir in der Erforschung der Hysterie die entscheidenden Erleuchtungen durch einen Franzosen, durch Charcot empfingen, so ist es bei uns Mode geworden, in allen Einzelfragen des großen Problems auch jetzt noch die französischen Ärzte zuerst zu hören. Auch wo der Geisteszustand der Hysterischen in Frage kam, ist es so geschehen. Das war Unrecht; denn von Briquet bis zu Sollier sind die Franzosen wohl Klassiker in der Klinik der Hysterie gewesen, die Psychologie aber war nie ihre starke Seite. Wenn also Löwenfeld meine Deutungsversuche phantastisch, meinen Respekt vor den klinischen Tatsachen und meine Kenntnis der Literatur gering oder gar fehlend nennt, so weist er damit gerade

auf etliche sehr wunde Punkte in der Forschungsarbeit der französischen Schule hin, deren Werke — neben seinem eigenen — er mir zur Kenntnisnahme empfiehlt.

Meine Interpretationen waren damals, wie an dieser Stelle, lediglich analytische Untersuchungen. Es wundert mich nun keineswegs, daß sie als das nicht erkannt wurden, weil eben die Analyse psychischer Phänomene eine selten geübte Arbeit ist. Über Psychologie glaubt jeder mitreden zu können, und kaum daß ein paar Fakta da sind, so hat man auch schon eine „Erklärung" zur Hand. Janet selber, der ja ein philosophisch feingebildeter Kopf ist, hat im Eingang zu seiner Interpretation der hysterischen Anästhesie hervorgehoben, daß des Erklärers einzig mögliche Leistung sei, ein Problem auf ein allgemeineres zurückzuführen. Mehr habe auch ich noch nirgends unternommen. In dem besonderen Falle der Anästhesie aber ist nicht einmal davon die Rede gewesen. Die apperzeptive Empfindungsauslöschung ist keine Hypothese, ist auch kein allgemeineres Problem, sondern ist weiter nichts als die begriffliche Formulierung einer Erfahrungstatsache — dasjenige also, womit alle Wissenschaft anfangen muß, wenn sie überhaupt mehr als die Beschreibung der Einzeltatsachen leisten will. Wenn ein Mensch immer wieder in dem Augenblicke, wo ich ihn auffordere zu empfinden, aufhört zu empfinden, so besteht bei ihm eine apperzeptive Empfindungsauslöschung. Und wenn diesem Menschen die Mehrzahl der Hysterischen gleicht, so nehme ich mit gutem Recht die apperzeptive Empfindungsauslöschung als ein Phänomen der Hysterie an.

Einwenden könnte man gegen diese Formulierung nur das eine: daß sie dem in der Psychologie festgelegten Begriff der Apperzeption und des Apperzeptiven widerspreche und somit ein logisches Unding sei. Auf diesen Einwand hatte ich mich gefaßt gemacht, aber gerade er ist nicht erfolgt. Statt dessen hat Löwenfeld die Apperzeption als einen „fraglichen Vorgang" bezeichnet. Das sind die Fußspuren Ziehens, und über diese Stellung zur Apperzeption lehne ich die Diskussion ab. Wundt hat sich vergeblich bemüht, das psychische Phänomen, das er Apperzeption nennt, aufs Deutlichste zu beschreiben, zu zergliedern und in seiner Entstehung zu erleuchten: vergeblich nämlich für seine assoziationspsychologischen Gegner, die in zäher Monotonie

immer wieder mit dem Vorwurf der Metaphysik über den Namen „Apperzeption“ hergefallen sind, oder, wie Ziehen, jene Mühe der präzisesten Beschreibung als ein Aufgeben des alten Standpunktes und eine Annäherung an die Assoziationspsychologie hingestellt haben. Löwenfeld zählt sich nicht zu den Assoziationspsychologen. Eine Ableugnung der Apperzeption als eines psychischen Vorganges ist mir aber bis heute nur in der Assoziationspsychologie begegnet. Hier liegt in den Aussprüchen des Münchener Nervenarztes ein Widerspruch vor, und es kann natürlich nicht die Aufgabe dieser Analyse sein, psychologischen Diskrepanzen meiner Kritiker nachzuspüren. Wenn Löwenfeld die Zugehörigkeit zur Assoziationspsychologie so bestimmt ablehnt, so wird er ja bei genauerer Überlegung sicherlich auch finden, daß die Apperzeption ein seelisches Phänomen ist, und kein dunkles Hypothetikum, und er wird gegen meine Formulierung mindestens den Einwand, daß ich einem fraglichen Vorgange eine noch fraglichere Wirkung zuzuschreiben versuchte, fallen lassen.

Ist denn nun aber jener von mir selber aufgeworfene Einwand stichhaltig? Widerspricht logisch der Begriff einer apperzeptiven Empfindungsauslöschung dem Begriffe der Apperzeption?

Keineswegs. Diese Auffassung kann allerdings leicht entstehen, wenn man den Zustand der Apperzeption als eine intensive Verstärkung der psychischen Erlebnisse begreift. Das ist aber nicht die Eigenart der apperzeptiven Zustände. Wir haben bei der Betrachtung der Suggestibilität ausführliche Erörterungen über diese Fragen gehabt, und wollen hier nur kurz das Ergebnis feststellen: die Apperzipierung eines Sinneseindrucks läßt diesen klarer und deutlicher erscheinen, aber sie erreicht dies durchaus nicht durch eine Intensitätsverstärkung der ihn konstituierenden Elementarphänomene. Sie drängt im Gegenteil, wie sich namentlich im Bereiche des Gesichtssinnes aus den physiologischen Bedingungen des Sehens ergibt, einzelne dieser Elemente zurück, indem sie ihre Intensität schwächt. Die apperzeptive Empfindungsschwächung ist nicht ein Widerspruch gegen die Leistungen der Apperzeption, sondern sie ist umgekehrt die Regel für diese Leistungen. Meistens nun kommen für die Apperzipierung Vorstellungskomplexe in Frage, bei denen die Zurückdrängung einzelner Elemente zur

erwünschten Klarheit verhilft. Wird aber eine einzelne Vorstellung, deren intensive Komponente also durch eine einzelne Empfindung dargestellt ist, zur Apperzeption gebracht, so kann sie bei hinreichend geringer Stärke mit dem Eintritt in den apperzeptiven Zustand überhaupt erlöschen.

Ich behaupte, daß diese apperzeptive Empfindungsauslöschung im normalen Leben für eine große Anzahl kutaner Empfindungen unablässig stattfindet. An nichts wird das so leicht deutlich, wie an der Kleidung. Die Unbequemlichkeit, die ein neues oder schlechtsitzendes Kleidungsstück verursacht, verschwindet, wie jeder weiß für Zeitspannen, während deren die Aufmerksamkeit stark abgelenkt wird. Nun pflegt gerade dieser Erfahrung einer, wie ich meine, irrtümlichen Interpretation zu verfallen. Man sagt: die belästigenden Druck- und Spannungsempfindungen auf der Haut sinken unter die Bewußtseinsschwelle, sowie andere Vorstellungen die Aufmerksamkeit fesseln; oder sie bestehen doch nur mit einer so geringen Intensität weiter, daß wir sie vernachlässigen. In Wirklichkeit spielt sich aber der Vorgang viel komplizierter ab. Was uns an dem neuen Kleidungsstück belästigt, das sind die unverhältnismäßig intensiven Empfindungen von bestimmter Lokalisation. Ihnen stehen die weniger bestimmt lokalisierten Berührungsempfindungen gegenüber, die jede, auch die bequemste Kleidung, an der gesamten von ihr bedeckten Körperoberfläche erzeugt. Diese Empfindungen nehmen wir unablässig wahr. Denn ohne das wäre jede Grazie, jede individuelle Abmessung der Bewegungen unmöglich. Rein automatisch, oder reflektorisch, können wir nur eingelernte Bewegungen realisieren; die von der Kleidung ausgehenden Reize aber wecken Empfindungen, die in hohem Maße an der Konstituierung unseres wachen Ich-Bewußtseins beteiligt sind. Wir haben an diese Empfindungen sogar eine mehr oder minder deutliche Erinnerung, wenn die sie erzeugenden Reize entschwunden sind. In dem Augenblicke aber, wo ich versuche, eine durch verwandte Lokalzeichen zusammengehaltene Gruppe dieser Berührungsempfindungen zu apperzipieren, erlöschen sie, oder verlieren doch erheblich an Intensität. Es bleiben dann nur noch die stärksten der von der Kleidung ausgehenden Empfindungen übrig — sie pflegen an der Grenze zwischen Kleidung und unbekleideter Haut oder an

scharfen Linienbiegungen der Kleidung lokalisiert zu sein: am Kragenrande, am Ärmelrande, in der Achselhöhle, am Damm usw. Nun haben wir also bestimmt lokalisierte Empfindungen, durch empfindungsfreie Strecken der Haut voneinander gesondert; nun fühlen wir die Kleidung drücken, spannen, reiben usw. Mit nichten sind diese Empfindungen durch die Apperzeption verstärkt worden; nur ihre Isolation aus dem Heere der Gemeinempfindungen, dem sie durch hundert Übergangsstufen eingefügt waren, läßt sie uns jetzt unerträglich intensiv erscheinen. Es ist also nicht die Verstärkung von Berührungsempfindungen nötig, um uns unsere Kleidung in behelligender Weise fühlen zu lassen, sondern im Gegenteil nur eine Schwächung, ein Erlöschen. Selbstverständlich belästigen uns überstarke Kleidungsempfindungen erst recht; aber, wie ich schon früher hervorhob, sie pflegen erstaunlich rasch in das Heer der Gemeinempfindungen eingegliedert zu werden; den hohen Kragen, der uns zuerst unerträglich schien, „fühlen“ wir schon nach einer Stunde nicht mehr, und nach ein paar Tagen gehört er sozusagen zu unserer Behaglichkeit. Was uns belästigt, ist die apperzeptive Isolation von Gemeinempfindungen, und die beruht ihrerseits in der Regel auf einer apperzeptiven Auslöschung bestimmter, wenig intensiver und wenig streng lokalisierter Empfindungsgruppen, so daß die andern als isolierte übrig bleiben.

Man wird, auch wer diesen Ausführungen bisher ohne Widerspruch gefolgt ist, jetzt zweifelnd fragen, warum nun gerade die Berührungsempfindungen ein Objekt der apperzeptiven Auslöschung werden, während alle andern Empfindungsmöglichkeiten doch diesem Schicksale niemals verfallen. Nun möchte ich das Prinzip der Auslöschung auch für die eben gegebene Darstellung keineswegs auf die Berührungsempfindungen beschränkt wissen. Es handelt sich um alles das, was als „Gemeinempfindungen“ in unser Selbstbewußtsein eingeht: leise Temperatur-, Gelenk- und Muskel-, in größter Zahl freilich wohl Berührungsempfindungen. Aber es ist nicht wahr, daß etwa im Bereiche der andern Sinne die apperzeptive Auslöschung keine Stätte habe. Nur beteiligen sich die Empfindungen des Gesichts und Gehörs, Geruchs und Geschmacks verhältnismäßig wenig an der Konstituierung des Ichbewußtseins und pflegen nur in

stärkeren Intensitäten uns zu beschäftigen. Daß aber gerade für das Sehen die apperzeptive Empfindungsschwächung besteht, wiesen wir früher schon nach; wir sahen, daß hier der ganze Sehapparat, ich möchte sagen raffiniert auf eine solche Wirkung physiologisch zugeschnitten ist. Um bis zur Auslöschung zu gelangen, müssen wir freilich schon zu den allergeringsten Intensitäten der Gesichtsempfindung hinabsteigen. So entsinne ich mich folgender Erfahrung: als die X-Strahlen entdeckt waren und demonstriert wurden, gelang es mir trotz aller Bemühung nicht, das sehr schwache Leuchten auf dem Röntgenschirm wahrzunehmen; ärgerlich gab ich den Versuch auf und wollte wegtreten; beim Vorübergehen werfe ich zufällig noch einmal den Blick hin und sehe es nun — nicht bloß für einen Moment, sondern seither sah ich es auf diesem Wege immer. Nun kann man freilich beim Auge stets die perzeptive Ermüdung als erschwerenden Faktor vorschieben. Aber die apperzeptive Auslöschung ist mir doch in so verschieden gearteten Fällen zugestoßen, daß ich kaum an jene störende Einmischung glauben kann. Vor allem bei den optischen Erinnerungsbildern mache ich stündlich die Erfahrung, daß sie bei gespannter Aufmerksamkeit zwar deutlicher, das heißt besser abgegrenzt von benachbarten Vorstellungen, aber auch blasser erscheinen, und daß sie sehr leicht ganz erlöschen, wenn sie ohnedies schwach sind.

Ich möchte selber dieses Bedenken erheben — denn ich reite nicht etwa dogmatisch auf meiner Annahme herum: oftmals scheint es sich dabei nicht so sehr um eine echte Auslöschung, als um eine Verdrängung zu handeln. Eine Verdrängung freilich, die für das Ende unserer Erwägungen bedeutsam genug ist: *die Verdrängung der sinnlichen Empfindung durch den entsprechenden Begriff*, der natürlich auch durch eine Vorstellung vertreten sein muß. Und das ist dann eine der Sprache entnommene Vorstellung, die nun ihrerseits akustisch, optisch, motorisch oder — wie es meist geht — in einer Mischung von zweien dieser Eigenschaften auftritt. Wir bemerken diesen Ersatz der Empfinduug durch eine Begriffsvorstellung oft gar nicht, oder erst dann, wenn sich nun an diese andere, der Empfindung selber fernliegende, begrifflich geartete Assoziationen anfügen. Über diese Möglichkeit also bin ich mir selber völlig im klaren.

Ich verkenne aber auch nicht, daß es sich in vielen derartigen Fällen weniger um ein spontanes, uns überrumpelndes Emportauchen der Begriffsvorstellung handelt, als um einen — nun, sagen wir: Rettungsakt, den wir selber ausführen. Sowie wir merken, daß trotz — scheinbar „trotz", in Wahrheit wohl oft gerade „durch" — krampfhafter Apperzipierung eine Vorstellung verblaßt, so klammern wir uns an ihren Begriff, um sie uns nicht ganz entschwinden zu lassen. Bei solchen Menschen, denen sinnlich deutliche Erinnerungen optischer — akustischer — motorischer Art abgehen, muß ja immer der Begriff die Vorstellung ersetzen; wie es Moebius von sich sehr anschaulich geschildert hat: er weiß, daß einer blonde Haare hat, aber vorstellen kann er es sich doch nicht.

Ich möchte mich nicht gar zu weit in diese, an sich höchst interessanten Fragen der normalen Psychologie verlieren, und begnüge mich darum, das Ergebnis festzustellen: die apperzeptive Empfindungsauslöschung ist ein dem normalen Leben bekannter seelischer Vorgang, der sich als unmittelbarer Intensitätsverlust der apperzipierten Empfindung, oder mittelbar als Verdrängung der Empfindung durch die ihr entsprechende Begriffsvorstellung vollziehen kann. Normalerweise bleibt aber die apperzeptive Auslöschung durchaus auf Empfindungen beschränkt, deren Intensität sich nur wenig über die eben merkliche erhebt.

Müssen wir mit dieser Erkenntnis nun unsern früheren Satz umstoßen, nach dem die hysterische Empfindungsauslöschung im normalen Leben kein Analogon haben, sondern schlechthin pathologisch sein sollte? Läßt sich die hysterische Hypästhesie und Anästhesie als eine pathologische Steigerung der beiden Formen normaler apperzeptiver Empfindungsauslöschung deuten, oder stellt sie neben ihnen eine dritte, nur im Pathologischen bekannte Form dar? Ist sie überhaupt unter allen Umständen apperzeptive Empfindungsschwächung, so daß sie mit deren normalen Erscheinungsarten ausnahmelos verglichen werden darf?

Um die letzte Frage zuerst zu erledigen: sie ist es. Ich füge den Argumenten, die wir als hierfür sprechend schon kennen lernten, noch das Resumé der Beobachtungen hinzu,

in denen es gelang, die hysterische Empfindungsauslöschung bei wirklich abgestellter Apperzeption zu untersuchen. Im Schlaf, in den leichteren Stadien der Narkose, in hypnotischen Zuständen reagierten vielfach die im Wachen stets und hartnäckig Anästhetischen. Nicht minder gehen sie in Fallen, die man ihnen stellt — was alles man in den phänomenologischen Darstellungen der Hysterie und in Janets psychologischem Versuch nachlesen mag. Auch wird heute kaum noch von einem Kenner der Hysterie bestritten, daß es sich bei der hysterischen Anästhesie um eine ausgesprochene Aufmerksamkeitsanästhesie handele. Ich nenne das eben apperzeptive Auslöschung.

Was nun die hysterische Auslöschung so auffällig von den normalen Erscheinungsformen des Empfindungsschwundes unterscheidet, ist die Intensität der auslöschbaren Empfindungen. Die leiseste Berührung und das glühende Eisen: eine minimale Tastempfindung also nicht minder als der heftigste Schmerz können von der Anästhesie ohne Unterschied betroffen sein. Es muß nicht so sein, aber oft genug ist es doch so. Gerade dies gewährt uns ja einen Anhalt dafür, daß die Anästhesie der Hysterischen echt, daß sie nicht überhaupt bloß ein Possenspiel ist. Neben der Intensität ist es weiter die Lokalisation, hinsichtlich deren die hysterische Empfindungsauslöschung von der normalen wesentlich verschieden bleibt. Die Hysterie vernichtet auch die scharf lokalisierten Empfindungen. Gerade in diesem Punkte hat sie im Bereich des Normalen tatsächlich kein Analogon. Das hängt aber wieder damit zusammen, daß die Intensität und das Lokalzeichen einer Empfindung nicht zwei völlig voneinander unabhängige Eigenschaften sind, sondern eine gewisse Beziehung aufweisen, insofern sehr geringe Intensitäten auch nicht ganz scharf lokalisiert werden können und insofern die Temperaturempfindungen dazu neigen, niemals eine scharf umgrenzte Lokalisation innezuhalten, sondern sich auf die Umgebung auszubreiten, einfach weil der Temperaturreiz dieser Ausbreitung verfällt und nur mit großer Schwierigkeit lokalisiert gehalten werden kann.

Hiernach würde ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der normalen und der hysterischen Empfindungsauslöschung überhaupt nicht gefunden werden können, sondern es schiene dieser vor jener lediglich durch das Ergreifen auch der intensiveren

und schärfer lokalisierten Empfindungen bevorzugt zu sein. Indessen dürfen wir uns mit der Feststellung dieser Verwandtschaft nicht begnügen. Denn es fällt uns ein, daß zwar anscheinend alle Arten von Empfindungen der normalen Auslöschung verfallen können, daß wir aber selber bei der Schilderung dieses Vorganges von dem Schwinden jener Empfindungen ausgegangen sind, die vor allen an der Synthese unseres Ich-Bewußtseins sich beteiligen: der sogenannten Gemeinempfindungen.

Nun zeigt uns aber auch hier die Hysterie ein Bild, das an die normalen Verhältnisse anknüpft. Durchaus nicht bei allen oder auch nur den meisten Hysterischen, denen sensorische Stigmen eigen sind, erscheinen diese in der superlativischen Form der Analgesie, des Auslöschens der Schmerzempfindung. Abgesehen von den zahlreichen Fällen, in denen überhaupt nur Hypästhesieen gefunden werden, beschränkt sich die Anästhesie zuweilen auf eine Gruppe von Empfindungen, die unvergleichlich mehr als alle andern am Aufbau des Ich-Bewußtseins mitwirken: der Muskel- und Gelenkempfindungen. Diese Störung wurde zuerst von Duchenne als perte de la conscience musculaire beschrieben und ist seither ein interessantes Objekt der Hysterieforschung geblieben. Auf sie werden wir zurückkommen, wenn wir die Möglichkeit einer Entstehung der hysterischen Lähmung aus Empfindungsanomalien erörtern. Hier begnüge ich mich mit dem Hinweis auf die Erscheinung, die ich verzeichne, weil sie uns die hysterische Empfindungsstörung in auffälliger Nachbarschaft der normalen zeigt. Denn gerade diese Empfindungen sind bei den anästhetischen Hysterikern, so lange sie nicht untersucht werden, ohne Zweifel erhalten; sie sind ja die Voraussetzung aller unserer Innervationen, alles zweckmäßigen Handelns (auf seine physische Seite hin angesehen), und wie geringfügige Störungen in ihrem Bereiche dazu genügen, um schwere Bewegungsalterationen zu erzeugen, zeigt uns das Bild der Ataxie.

In einem dritten Punkte endlich finden wir die hysterische Empfindungsauslöschung der normalen ähnlich: in der Verteilung der Lokalisation. Nicht als ob es normale segmentale oder hemilaterale normale Anästhesie gebe oder die Möglichkeit eines Transferts bei Gesunden beobachtet worden wäre. Diese besonderen Erscheinungen sind wiederum der Hysterie reserviert.

Prinzipiell aber fügen sie sich, wie wir schon feststellten, sämtlich der gebildbegrifflichen Lokalisation ein, und ihr unterstehen allerdings auch die normalen Empfindungsauslöschungen. Ganz natürlich, denn die Apperzeption weiß nichts vom Verlaufe eines Nerven, es müßte denn die Apperzeption eines Anatomen sein, und ebensowenig paßt unsere Kleidung sich diesem Verlaufe an. Aber auch ohne jegliche theoretische Erwägung lehrt das einfache Faktum hier das psychologische Zusammenstimmen zwischen normalen und hysterischen Empfindungstilgungen durch die Apperzeption.

Die hysterische Empfindungsauslöschung unterscheidet sich danach von der normalen einmal durch ihr Wirken auf stärkere Intensitäten, dann durch ihr Wirken auf schärfere Lokalisationen, was beides in einem unvermeidlichen Zusammenhange steht, und endlich durch eine gewisse launische, von äußeren Reizen unabhängige Ausdehnung der gebildbegrifflichen Lokalisation ihrer Anästhesierungen. Betrachte ich diese drei Momente der Reihe nach, so halte ich mich aufrichtig für berechtigt, von der apperzeptiven Empfindungsauslöschung bei der Hysterie ganz im Sinne der ähnlichen normalen Erscheinung zu reden. Weiter als bis hierher aber vermag die psychologische Analyse die Lösung des Problems nicht zu bringen. Wie es möglich ist, daß der Gefühlszustand der Aufmerksamkeit Empfindungen herabsetzt oder auslöscht, darüber gibt uns auch die Wissenschaft vom normalen seelischen Leben keine Auskunft; sie konstatiert nur die Möglichkeit als eine gesetzmäßige Beziehung. Damit ist das analytische Problem erledigt — prinzipiell meine ich; faktisch möchte eine eindringlichere Analyse der Aufmerksamkeit uns vielleicht noch erkennen lassen, welcher elementare Gefühlsprozeß nun der Auslöscher des elementaren Empfindungsprozesses ist. Das bedeutet aber dann die letzte Beziehung schlechthin, die sich analytisch formulieren läßt. Unmöglich aber kann eine Untersuchung der Hysterie jene Analyse der Aufmerksamkeit leisten. Nicht als ob nicht gelegentlich die pathologische Forschung einen Schritt weiter ins Dunkel vorzudringen vermöchte, sondern von vornherein die bestehende Erkenntnisgrenze auch als Grenze ihrer Leistung zu respektieren hätte. Aber für die Analyse verwickelter Gefühlsvorgänge und deren Beziehungen

zu Empfindungen, Vorstellungen und Bewegungen fehlen noch so sehr alle zuverlässigen, teilweise selbst die primitivsten methodischen Hilfsmittel, daß die Psychopathologie schon im traurigen Sinne vom Mut zum Phantasieren besessen sein müßte, wollte sie hier der Psychologie den Rang abzulaufen versuchen. Und wie unmöglich ein solches Wagnis gerade für die Psychopathologie der Hysterie wäre, davon werden wir uns beim Schlußergebnis unserer analytischen Untersuchung noch überzeugen.

Nur eines könnte man hier vielleicht noch erwarten: die Entscheidung darüber nämlich, ob die hysterische Empfindungsauslöschung den beiden Möglichkeiten der normalen untersteht, die wir als eine unmittelbare und eine mittelbare voneinander sonderten. Da die unmittelbare apperzeptive Auslöschung den einfacheren psychologischen Kausalzusammenhang darstellt, so wäre diese Entscheidung nur mit Hilfe eines indirekten Beweises zu erlangen: die hysterische Anästhesie müßte als eine mittelbare oder nicht mittelbare erwiesen (oder doch wahrscheinlich gemacht) werden, um als eine nicht unmittelbare oder gerade als unmittelbare zu gelten. Denn so bestechend es ist, eine Beziehung auf die einfachste Formel zu bringen, so beweist es doch nichts, ehe nicht die komplizierteren Einbeziehungen aus der Rechnung entfernt sind. Aber hier ist es nicht bloß diese allgemeine logische Erwägung, die uns dazu auffordert, die zweite Möglichkeit, die des mittelbaren Weges der Empfindungsauslöschung der Empfindungsverdrängung, gründlich zu untersuchen. Vielmehr zwingt uns dazu rein psychologisch der dritte von den früher verzeichneten Punkten prinzipieller Ähnlichkeit zwischen normaler und hysterischer Anästhesie: die gebildbegriffliche Lokalisation. Er weist uns darauf hin, daß die hysterische Empfindungsaufhebung in irgend einem Zusammenhange mit dem begrifflichen Leben des Hysterischen stehen muß.

Die Aufdeckung dieses Zusammenhangs aber setzt wiederum die Einsicht in das begriffliche Leben der hysterischen Psyche voraus: Untersuchungen also, die uns zunächst vom Phänomen der Empfindung weit abführen. Erst wenn sie hinter uns liegen, können wir die Frage, die hier offen bleibt, aufs neue stellen. Was uns aber den Weg, der damit vor uns liegt, so vertrauensvoll beschreiten läßt, obwohl er ein Umweg zu sein scheint, das

ist der doppelte Wegweiser, der uns nun von zwei gänzlich verschiedenen Seiten auf ihn geführt hat. Wir erinnern uns, daß wir auch die Erörterung des Problems hysterischer Lähmung und überhaupt Bewegungsstörung abbrechen mußten, weil nur der Einblick in die Vorstellungen und ihre Verbindungen bei den Hysterischen uns eine weitere Förderung verschaffen konnte. Darin also finden wir die motorischen mit den sensorischen Stigmen der Hysterie eins, daß sie beide die Analyse der psychischen Gebilde und ihres Zusammenhangs voraussetzen, um ihrerseits dem kausalen Verständnis erschlossen zu werden.

Siebentes Kapitel.

Der hysterische Intellekt.

1. Die psychischen Gebilde und ihr normaler Zusammenhang.

Der programmatische Charakter, der den Lehren der Psychologie in vieler Beziehung anhaftet, tritt bei der Abhandlung der psychischen Gebilde und der ihren Zusammenhang beherrschenden Regeln besonders deutlich in die Erscheinung. Notwendig: denn wenn der Gegensatz zwischen den zwei überhaupt diskutablen psychologischen Lehrgebäuden, dem voluntaristischen und dem intellektualistischen, auf die Bewertung der Vorstellung als eines Elements oder eines Gebildes sich zuspitzt, so ist es nur natürlich, daß er bei der Lehre von den sogenannten psychischen Gebilden seine größte Unversöhnlichkeit erreichen muß. Man kann schließlich davon abstrahieren, ob man bei der Betrachtung der Elemente diese als Vorstellungen oder als Empfindungen benamst — denn tatsächlich bedeuten vielfach in der Sprache des Assoziationspsychologen jene das Nämliche, wie diese in der voluntaristischen Terminologie. Wer aber, wie es in unserm Standpunkte geschieht, meint, daß eine Vorstellung ein komplexes Etwas sei, dessen Aufbau nicht bloß der Untersuchung bedürfe, sondern eigentlich niemals ein Ende finde, sondern ständig im Spiel der psychischen Ereignisse sich wandle, ein unaufhörliches Aufbauen, Abbauen und Umbauen sei: der wird sich über den Gang des seelischen Geschehens schwerlich mit dem andern verständigen können, dessen Auffassung vom psychischen Mechanismus im Kommen und Gehen fixer Vorstellungen, in den vielberufenen Assoziationsgesetzen sich erschöpft.

Wird also die Divergenz zwischen Assoziations- und Willenspsychologie in diesem Punkte eine diametrale, so müssen wir

unumwunden bekennen, daß der hier vertretene Standpunkt eben ein Standpunkt, das heißt eine Meinung bedeutet, für die ein bündiger Beweis nicht erbracht werden kann. Es ist in Auseinandersetzungen über die Hysterie keinesfalls der Ort zu Erwägungen über die Möglichkeit eines Entscheids zwischen voluntaristischer und intellektualistischer Betrachtungsweise gegeben. Jeder kann hier nur sein Credo präzisieren, und wird natürlich versuchen, es dem Unbefangenen plausibel zu machen — am besten durch die Aufzeigung dessen, was dieses Credo für den besonderen Zweck einer Ausdeutung der hysterischen Phänomene zu leisten vermag. Die Masse der psychologisch Interessierten, unumwunden muß es eingestanden werden, geht heute noch immer Wege, die mindestens nach der Straße des Intellektualismus hin orientiert sind, wo nicht gar diese Straße selber. Die Erfahrung nun lehrt, daß ein Teil der populärsten Assoziationspsychologen mit einer gewissen Grundsätzlichkeit das Bemühen kultiviert, die voluntaristischen Gedankengänge mißzuverstehen oder gar umzudenken; eine anscheinend überflüssige Kopfarbeit, die aber gut verstanden werden kann, wenn man bedenkt, daß jene populäre Assoziationspsychologie in ihrer für alle Fragen gerüsteten Simplizität das geistige Leben ihrer Verfechter doch wohl keinesfalls auszufüllen vermag. Also: da die Anhänger des Intellektualismus nur intellektualistische Publikationen eingehender zur Kenntnis zu nehmen pflegen, und vor der Lektüre gegnerischer Studien durch liebevolle Randbemerkungen der intellektualistischen Kritik — wie „Metaphysik“, „Spekulation“, „Mystik“ und ähnliche — gewarnt sind, so ist es an dieser Stelle unentbehrlich, für die intellektualistisch gesonnenen Leser meiner Darlegungen einige Bemerkungen über die voluntaristischen Vorstellungen vom Wesen und Zusammenhang der psychischen Gebilde einzuflechten.

Der tiefste, wenn auch am wenigsten laut ausgesprochene, ja von den Vertretern des Intellektualismus oft bestrittene Gegensatz zwischen Vorstellungs- und Willenspsychologie beruht in dem mehr oder minder deutlichen, im Grunde aber unvermeidlichen Substanzialismus jener. Ihr ist die Vorstellung eine Art Gebilde, das man aufheben und von neuem nach Bedarf hervorholen und dann wiederum aufheben kann; während der strenge Aktualismus der Willenspsychologen auch in den Vorstellungen

unablässig sich wandelnde Vorgänge sieht. Darum gilt der Assoziationspsychologie als fundamentales Prinzip des psychischen Geschehens dasjenige, nach dem sie ihren Namen empfangen hat: die Assoziation — das die Vorstellungsgebilde Verbindende also; dem Voluntarismus hingegen ein im Fließen und Wandel der psychischen Erlebnisse selber inbegriffener Vorgang: die Assimilation.

Damit wird nun freilich auch jene Versöhnlichkeit illusorisch, die ich vorher für die psychologische Betrachtung der seelischen Elementarprozesse als möglich hingestellt habe. Denn vom assimilativen Geschehen aus rückwärts betrachtet, muß die Unterscheidung zwischen Vorstellungen als Elementen und Vorstellungen als Komplexen eine absolute sein; hängt doch der Begriff der Assimilation, wie er vorzüglich von Wundt gefaßt worden ist, an dem Bekenntnis zur Vorstellung als einem Verschmelzungsprodukte, aus den Empfindungen hervorgegangen — ein Bekenntnis, daß wir voluntaristisch Gerichteten für eine, ja womöglich für die bedeutendste Erkenntnis schätzen, welche die Psychologie seit der Lebensarbeit des David Hume in theoretischem Belang (von technischen, methodologischen Bereicherungen abgesehen, meine ich) gewonnen hat. Man möge mir nicht einwenden, daß Wundt selber neben der Assimilation die Verschmelzung und die Komplikation als weitere Möglichkeiten der Verbindung psychischer Vorgänge abgeschildert habe. Denn die Verschmelzung ist ein Prozeß, der sich seiner Natur nach nicht minder von den Glaubensmöglichkeiten der reinen Assoziationspsychologie entfernt, wie die Assimilierung: gerade sie bedeutet ja die Voraussetzung für das Verständnis der Vorstellung als eines niemals elementaren, ausnahmelos komplexen seelischen Prozesses. Die Komplikation aber habe ich selber innerhalb des psychologischen Inventars immer mehr als eine Konzession an das ordnende Vervollständigungsbedürfnis angesehen; denn so gut mir ihr experimenteller Wert vertraut ist, so ist es mir doch im praktischen psychischen Leben bis zur Stunde noch niemals gelungen, einen komplikativen Prozeß in mir aufzufinden, den nicht eine nur oberflächliche Analyse schon als das Ergebnis assimilativer Wechselwirkungen festzustellen vermocht hätte. Soweit, das glaube ich diesen weiteren Darlegungen voransetzen zu können, immer wie betont als meine

Überzeugung, soweit Vorstellungen aufeinander und auf andere seelische Prozesse irgendwie — intensiv, extensiv oder qualitativ — einwirken, ist dieses Wirken durchgehends ein assimilatives.

Das aber heißt: die Vorstellung, die den Assoziationspsychologen als ein so höchst solides Gebilde erscheint, daß sie als Einheit gefaßt wird, ist im Grunde ein doch nur lockerer Komplex, dessen Elementarbausteine sich ihr selbständiges Wirken vorbehalten haben. Es ist doch eigentümlich, wie die Naturwissenschaft mindestens für einige an Erfolgen höchst fruchtbare Jahrzehnte zu Hilfsbegriffen gedrängt worden ist, die mit den Begriffen der psychologischen Terminologie eine unverkennbare Ähnlichkeit aufweisen: zum Atom, das niemals isoliert, immer nur in der Bindung des Moleküls vorkommt und für bestimmte Möglichkeiten des Wirkens doch seine Selbständigkeit behalten hat — Gedanken vom Physischen, die freilich mit der Einführung des Jonenbegriffes sich wesentlich verändert haben. Es fällt mir nicht etwa ein, nun in steriler Analogiespielerei die Vorstellungen als die Moleküle der Seele, die Empfindungen als die sie konstituierenden Atome anzusprechen; beides wird schon dadurch im letzten Grunde unvergleichbar, daß es sich bei den Komplexen und Elementen der Psychologie um unmittelbare Erfahrungen, besser um deren sprachliche Formulierung handelt, während die entsprechenden naturwissenschaftlichen Begriffe denktechnische Notbehelfe sind, für deren Beibehaltung, Veränderung, Verwerfung nicht das Kriterium der empirischen Wirklichkeit, sondern das der wissenschaftstheoretischen und wissenschaftstechnischen Zweckmäßigkeit ausschlaggebend ist. Ich wollte aber die Ähnlichkeit darum hervorheben, weil ich auf assoziationspsychologischer Seite wiederholt dem Versuche begegnet bin, den Begriff eines niemals isoliert gegebenen, nur in der Abstraktion isolierbaren und doch stets oder vorwiegend selbständig wirksamen Etwas — wie es die Empfindung ist — als eine Absurdität hinzustellen. Gegenüber dieser billigen, leider nur zu häufigen Art von Kritik ist es vielleicht gut, daran zu erinnern, daß ein ähnliches Etwas von der Naturwissenschaft gelegentlich und nicht ohne Nutzen erfunden worden ist, um bestimmte Möglichkeiten des Wirkens daraus herleiten zu können.

Habe ich mich nicht aber sogar im Sinne der Wundtschen Assoziationslehre zu weit vorgewagt und Unhaltbares

behauptet, wenn ich das assimilative Wirken als das einzige zwischen Vorstellungen untereinander und zwischen Vorstellungen und andern seelischen Vorgängen darstellte? Ich sehe selber den Fallstrick, den man mir hier aus meinem Bekenntnis zum Voluntarismus einerseits, meiner Behauptung andererseits drehen könnte, indem man den Voluntarismus wider den Voluntaristen ins Feld führte und aufzeigte, daß ich meinen Gesamtglauben in seinem Urprinzip verleugnen muß, um eine seiner einzelnen Thesen sicherzustellen. Es scheint ja in jenem Satze die Rolle des Gefühls vollkommen übersehen zu sein: diese Rolle, die der Voluntarist sonst mit Vorliebe als die alles beherrschende im seelischen Leben auszugeben pflegt. Ganz richtig. Nun soll aber der Begriff der Assoziation, der assoziativen Verknüpfung, des assoziativen Zusammenhanges oder wie man das gleiche Faktum sonst noch mit verschiedenerlei Wörtern benamst, lediglich für das Wirken der intellektuellen Inhalte aufeinander in Anwendung kommen: ganz entsprechend also dem Usus der Assoziationspsychologie, nur daß sie in diesem Wirken das seelische Geschehen sich erschöpfen sah, während für uns die Assoziationen nur eine Gruppe von psychischen Zusammenhangsmöglichkeiten unter anderen bedeuten. Die Verkettung eines Gefühlsprozesses mit einem Vorstellungsprozeß ist hingegen niemals eine assoziative — darf nicht als eine solche bezeichnet werden, wenn der Zweck jeder wissenschaftlichen Terminologie auch für die Psychologie festgehalten, Ordnung und Verständigung erzielt werden soll. Man wird diese meine Forderung aus dem vorliegenden Buche nicht widerlegen können. Auch ich rede natürlich von assoziativ erweckten Gefühlsvorgängen; das heißt aber dann immer, daß nicht eine unmittelbare Erweckung eines Gefühls, einer Stimmung etc. durch einen Inhalt vorliegt, sondern eine mittelbare; daß eine Vorstellung eine andere assoziativ wachrief, der nun der fragliche Gefühlston adhärierte; und so sehr handelt es sich in einem solchen Falle um echt assoziative Vorgänge, daß Oskar Vogt in seinen psychologischen Ausführungen über die Grundlagen der Hysterie gerade diese Art von psychischen Verknüpfungen zum Ausgangspunkt seiner Dissoziationslehre gemacht hat. Es kommen die Dissoziationen eben dann zustande, wenn die zweite, das Gefühl tragende, von der ersten assoziativ erweckte Vorstellung aus irgendwelchen

Gründen zurückgedrängt, im Vergleich zum Gefühl vernachlässigt wird, so daß dieses nunmehr an die erste Vorstellung gebunden erscheint. Ob der etwas schillernde Terminus der Dissoziation für diese Art seelischer Prozesse besonders glücklich ist, bleibe hier außer Debatte.

Ein anderer Fall, den man mir entgegenhalten könnte, ist der, daß eine Stimmung mehrere Vorstellungen wachruft, die außerhalb dieser Stimmung erfahrungsgemäß keine assoziativen Verbindungen aufweisen. Zweifellos kann hierbei eine Kette von Vorstellungen sich abwickeln, die untereinander nicht durch Assimilation verknüpft sind. Aber auch hier würde ich es für eine unverzeihliche Begriffsverwirrung halten, wenn man von einer assoziativen Erweckung der Vorstellungen durcheinander sprechen wollte. Es können nachträglich, bei der dann einmal gegebenen gleichzeitigen Anwesenheit mehrerer Vorstellungen im Bewußtsein, natürlich zwischen ihnen assoziative Beziehungen sich anknüpfen; ursprünglich aber handelt es sich hier um ganz echte Komplikationen, um Vorstellungen, die ohne Wirkung aufeinander durch einen dritten psychischen Prozeß nebeneinander gestellt worden sind. Welche große Bedeutung gerade diese Art der Vorstellungserweckung, sowie die aus ihr sich nachträglich ergebende Assoziierung der ursprünglich fremden Vorstellungen innerhalb der hysterischen Psyche gewinnen kann, das wird die Genese der Hysterie uns noch lehren.

Aber ich bin selbst darauf gefaßt, daß man mir entgegenhält: meine Bewertung der assimilativen Prozesse auf der einen Seite sei mit meinem voluntaristischen Bekenntnis auf der andern nicht bloß in Anbetracht jener Einzelheiten, sondern grundsätzlich unvereinbar; denn wie könne ich überhaupt als Voluntarist ein von den Gefühlswirkungen abstrahierendes Assoziieren der Vorstellungen untereinander in Erwägung ziehen? Werde denn nicht nach dem voluntaristischen Glauben schließlich alles psychische Geschehen von Gefühlsprozessen geleitet? seien nicht die intellektuellen Inhalte für eben diesen Glauben lediglich das Material, mit dem der Wille nach seinen Gesetzen schalte und arbeite? Ganz gewiß. Wer mir das sagte, hätte den Voluntarismus gut — und doch auch wiederum sehr schlecht verstanden. Zuvörderst wäre etwa der Name Wundts für die Deckung einer so radikalen Gefühlspsychologie nicht zu verwerten; denn der

Altmeister der modernen Seelenkunde glaubt an intellektuelle Inhalte, die im Bereiche einer Gefühlsindifferenz liegen, also auch an streng inhaltlich bestimmte Assoziationen zwischen ihnen. Ich denke in dieser Frage extremer voluntaristisch; die letzte Entscheidung für psychologische Bekenntnisse gibt schließlich doch dem Einzelnen seine Selbstbeobachtung, und ich habe weder im Alltag, noch am psychologischen Experimentiertisch jemals eine indifferente Vorstellung in mir zu entdecken vermocht. Niemals ist es mir geglückt, eine sogenannte Ähnlichkeitsassoziation zu erleben, die letzterdings auf die Ähnlichkeit als das Wirksame hinausgelaufen wäre; sondern ich bemerkte immer nur, daß tausend krasse Ähnlichkeiten mir entgehen und daß eine viel weniger zwingende plötzlich in mir lebendig wird, weil die Ähnlichkeit das einzige Moment an den fraglichen Vorstellungen oder mindestens an einer von ihnen war, das mich früher oder heute zu interessieren, das heißt eben bestimmte Gefühle in mir zu erwecken vermocht hat. Ich hege also in der Tat und ohne Scheu den radikalen Glauben, daß es keinen einzigen Prozeß in unserm seelischen Leben gibt, der nicht von Gefühlen geleitet, in seinem Ablaufe bestimmt wird. Ich wüßte aber nicht, wieso es mit dieser Annahme unvereinbar sein sollte, nun weiterhin sich zu denken, daß die von etwelchen Gefühlsvorgängen aneinander gebrachten Vorstellungen rein inhaltliche Wirkungen eine auf die andere entfalten. Ich wüßte es schon deshalb nicht, weil es sich streng genommen ja niemals um zwei (oder gar um mehr) Vorstellungen, sondern um eine handelt, die wir nur vermöge eines bestimmten ihr adhärierenden Gefühlsprozesses gewissermaßen verdoppeln — eine vielleicht seltsam klingende Behauptung, deren Inhalt aber gerade das Wesentliche an der Erkenntnis bildet, die uns durch die Assimilationslehre über das Assoziieren der Vorstellungen geworden ist.

Es vollziehen sich nämlich die Prozesse des Wiedererkennens, des Erkennens und der Erinnerung — ihre unterscheidenden Merkmale abzuschildern, muß den Lehrbüchern der Psychologie überlassen bleiben — keineswegs nach jenem Bilde, unter dem eine wesentlich logisierende Richtung des psychologischen Denkens sie sich vorstellt. Kein urteilendes Vergleichen des alten und des neuen Bildes, der „Vorstellung" und des „Eindrucks" oder zweier „Vorstellungen", findet bei ihnen

statt, etwa so, daß zwei psychische Komplexe nebeneinander im Bewußtsein gehalten und auf ihre abweichenden und übereinstimmenden Züge hin geprüft werden. Dieser logische Prozeß kann nachträglich zustande kommen; das Ursprüngliche ist das Auftauchen einer Vorstellung mit einem mehr oder minder intensiven Gefühl, dem Gefühl der Bekanntheit, oder die Erweckung dieses Gefühls durch einen neuen Eindruck. Nun lehrt uns aber die Erfahrung, daß in allen solchen Fällen eine oft recht eingreifende Veränderung der Vorstellung gegenüber den Ergebnissen einer nachträglichen, genaueren Betrachtung des vorgestellten Objekts statthat: nicht bloß unsere Erinnerungen, auch unsere Eindrücke sind durchgehends im ersten Moment „untreu", umgefärbt, gefälscht — wie die prüfende Selbstbeobachtung und noch klarer das Experiment zeigt, andern Eindrücken angenähert. Assimiliert, wie wir es nennen! Das heißt: es weckt allerdings eine Vorstellung, die uns gegeben wird, frühere; aber nicht einen Bruchteil einer Sekunde lang stehen beide nebeneinander. Vielmehr vollzieht sich der Vorgang so: schon von der ersten Vorstellung gelangen nur bestimmte Bestandteile zur psychischen Wirkung; sie verbinden sich instantan mit andern Elementen, die aus dem Bewußtsein hinzutreten, zu einer Gesamtvorstellung. Wir können gar nicht sagen, die bittere Vorstellung tauche überhaupt erst auf; nachträgliche Analyse nur vermag uns darüber zu belehren, daß die der neuen Vorstellung einverleibten psychischen Bruchstücke Bestandteile einer ehemals lebendigen Vorstellung waren. Zu belehren, betone ich; intuitiv, oder wie man es nennen will, mit der Überzeugungskraft des „belief" (Hume) sagt es uns das diese Prozesse beherrschende Bekanntheitsgefühl. Herrschen die dem Bewußtsein entstammenden Elemente vor, wird der äußere Eindruck mehr als ein sie weckender Anstoß gefühlt, so haben wir es mit Erinnerungen — umgekehrt, herrscht der Eindruck und ergänzt er sich nur aus dem Bewußtsein heraus, so haben wir es mit den verschiedenen Formen des Erkennens bis hinüber zu den Prozessen der Begriffsbildung zu tun, die dann ihrerseits den Kreis schließt, indem sie eine Möglichkeit des Erkennens unter der Form der Erinnerung gewährt.

Die Erkenntnis aber, wie die im Bewußtsein lebenden Vorstellungen aufeinander wirken, ist natürlich völlig unabhängig

von der anderen Frage, was ihnen diese Wirkung ermöglicht. Wenn der Chemiker die Formel aufstellt $Zn_2 + O_2 = 2\ (Zn\ O)$, so fragt er nicht danach, welche Möglichkeit für Zink und Sauerstoff vorlag, überhaupt zueinander zu kommen. Man bemerkt wohl, daß wir hier wieder auf einem Punkte sind, an dem die Trennung der ontologischen und der genetischen Betrachtung entscheidende Wichtigkeit gewinnt. Die psychologische Analyse ist an sich weder intellektualistisch noch voluntaristisch gerichtet. Sie zerkleinert die seelischen Erlebnisse, soweit sie nur immer kann, und sucht alle möglichen Beziehungen zwischen den Elementarprozessen beschreibend und ordnend zu erschöpfen. Sie geht aber gänzlich und bewußt an der andern Frage vorüber, wie diese Möglichkeiten zu Wirklichkeiten der Beziehung werden. Die Beantwortung dieser Frage bleibt der genetischen Aufgabe überlassen.

Natürlich interessieren uns in diesem bezeichneten Rahmen wieder nur Beziehungen, die kausale sind. Setzen wir einmal voraus, daß zwei komplikativ erweckte Vorstellungen im Bewußtsein nebeneinander anwesend sein könnten, ohne aufeinander eine Wirkung zu üben: so wäre diese gleichzeitige Anwesenheit etwas für den psychologischen Analytiker vollkommen Gleichgültiges. Die vorherrschende Möglichkeit kausaler Wechselwirkung zwischen Vorstellungen aber ist die Assimilation. Und da es kein psychisches Gebilde gibt, in das nicht Vorstellungen verflochten werden, ein Zusammenhang psychischer Gebilde ohne kausale Wechselwirkung von Vorstellungen danach kaum angenommen werden kann, so war es nötig, das Wesen dieser Wechselwirkung kurz und bestimmt zu umschreiben.

Nicht zum wenigsten in einer Untersuchung der hysterischen Phänomene! Unser historisches Kapitel hat uns gezeigt, wie die Entstehung hysterischer Erscheinungen durch Vorstellungen in klassischen Theorieen der Hysterie verewigt worden ist. Kritische Betrachtungen führten uns schon wiederholt auf den Zweifel an der Zulänglichkeit dieses alten Vorstellungsbegriffes. Unsere Untersuchung der hysterischen Empfindungs- und Bewegungsanomalieen aber lehrte uns als das Entscheidende an diesen Phänomenen gegenüber ähnlichen die begriffliche Artung kennen, und ausführlich genug ließen wir uns ja über die Stellung der sogenannten Suggestionen innerhalb der psychischen

Kausalität aus, um die Bedeutung der Vorstellung für die Analyse der Hysterie ahnen zu können. Jetzt stehen wir an dem Punkte, wo diese vorher gesponnenen Fäden zusammenlaufen sollen. Mit dem alten Vorstellungsbegriff, das haben wir schon gesehen, ließ sich nichts leisten, als die Hysterie aus der Suggestibilität, das heißt die Unbekannte aus einer ebenso Unbekannten ableiten, oder sie ins Unbewußte, das heißt ins mehr als Unbekannte, ins niemals zu Kennende, hinunterstoßen. Vor uns liegt die Frage, ob auch eine andere Auffassung vom Wesen und den Wirkungsmöglichkeiten der Vorstellung zu so unbefriedigendem Ende kommen muß; oder ob die Assimilationslehre schon im Bereiche der Analyse für das Verständnis der hysterischen Erscheinungen etwas zu leisten vermag.

2. Phantastische Apperzeption.

Suchen wir die Konsequenzen unserer letzten Erwägungen zu ziehen, so ergibt sich dieses: die assoziativen Prozesse stellen keine für sich existierende Realität im Seelenleben dar; vielmehr erweisen sie sich als das Ergebnis abstrahierender Analyse. Sowie wir uns zur Betrachtung der empirischen Realität des Psychischen zurückwenden, tritt die Assoziation in die Bedeutung eines Hilfsfaktors im Dienste des apperzeptiven Geschehens. Das Vorstellungsleben wird vom Abwandel der Gefühle beherrscht, und dieses Faktum kann auch durch das am stärksten „logisch" geartete „Denken" nicht verdunkelt werden. Die Wechselbeziehungen der Vorstellungsinhalte sind Realität, aber nur ein Teil der Realität, nicht die Realität schlechthin: sie sind ein integrierender Teil, aber dennoch kein selbständig denkbarer. Besser sagt man, sie sind eine Seite der Realität, denn dadurch charakterisiert man sie in ihrer Fähigkeit, abstraktiv isoliert zu werden und doch real nicht isolierbar zu sein. Assoziationen sind notwendig; aber selbst da, wo der Vorstellungsinhalt zum Selbstzweck zu werden scheint, erscheinen apperzeptive Prozesse als dasjenige, dem diese Verselbständigung allein verdankt werden kann. Das Gefühl, heißt das, braucht keineswegs das Ende eines psychischen Vorgangs zu sein, aber die Vorstellung als Ende kann doch nur im Abwandel von Gefühlen erreicht werden.

Im affektiven Leben liegt alles das klar zutage. Es gehört schon zu den kompletten Unbegreiflichkeiten, an denen es freilich keiner Wissenschaft zu fehlen pflegt, wenn eine Lehre entstehen und vorübergehenden Anklang finden konnte, die den Affekt als eine Wechselwirkung zwischen (primären) körperlichen Erscheinungen und (sekundären) Vorstellungen deutete. Man wird die Assoziationspsychologie nicht darum beneiden dürfen, daß solche Pflanzen auf ihrem Boden keimen und selbst gedeihen können. Vergißt einer gegenüber den intellektualisierten seelischen Erlebnissen die Rolle der Gefühle, so wundert man sich weniger, und ich räume sogar ein, daß es nicht ganz leicht ist, in den, wenn ich es so nennen darf: psychogenetischen Grundgedanken dieser Erlebnisse sich hineinzufinden. Man könnte den Gedanken etwa derart aussprechen: bestimmte Gefühlsabwickelungen erzielen die möglichst weitgehende Reinigung des Vorstellungsinhaltes vom Gefühlston. Auf diesem Wege entstehen und festigen sich — wie? hätte fürs Einzelne eine Psychogenese zu zeigen — Verbindungen, die wir als die eine Möglichkeit apperzeptiver Verkettung von der andern scheiden müssen. Auf der andern Seite nämlich geschieht das gerade Gegenteil: bestimmte Gefühlsabwickelungen erzielen die Erhaltung des Gefühlstones für bestimmte Vorstellungen. Die Psychologie hat keinen bessern Weg gefunden, als für beides die Terminologie der vulgären Anschauung zu übernehmen. Dieses nennt sie Phantasie, und jenes Verstand. Richtiger: dieses Phantasietätigkeit und jenes Verstandestätigkeit. Denn Phantasie und Verstand heißen dann erst die individuellen Veranlagungen, aus denen wir ein Hervortreten dieser oder jener seelischen Prozesse bis zur Alleinherrschaft herleiten.

Wenn wir uns ein psychologisches Bild vom phantastischen und vom verstandlichen Menschen machen wollen, so versetzen wir uns am besten in einen Höhepunkt der psychischen Entfaltung, in ein Lebensalter also, wo die geistigen Dispositionen ausgereift erscheinen, und denken uns nun diesen Dispositionen ein Erlebnis, das heißt einen Vorstellungskomplex überliefert. Wir sehen weiterhin von der Möglichkeit ab, daß die Reaktion auf diesen Komplex möglicherweise ja eine rein affektive sein könnte, sondern nehmen an, daß von vornherein es der Inhalt des Vorstellungskomplexes sei, der die Persönlichkeit zu fesseln

vermöge. Die Reaktion ist dann die apperzeptive Analyse, die sich nunmehr eben als eine phantastische oder eine logische darstellt. Die phantastische Analyse nun ist für unsern besondern Zweck einer Deutung des hysterischen Seelenlebens von so grundlegender Wichtigkeit, daß wir ihrer erst gedenken können, wenn wir ihr Gegenteil, die logische, in kurzen Strichen abgetan haben. Wir gewinnen dann gewissermaßen aus dem Negativ wesentliche Züge des Positivs, zu denen nur noch verhältnismäßig wenig hinzuzufügen sein wird.

Wundt bezeichnet als das „Grundmotiv“ der Verstandestätigkeit die Auffassung „der Übereinstimmungen und Unterschiede der Erfahrungsinhalte“, das soll heißen, der streng inhaltlichen Übereinstimmungen und der inhaltlichen Unterschiede. Sofern eine Vorstellung dieser Art von Auffassung ausgesetzt wird, pflegen wir sie als einen Gedanken zu bezeichnen. Die analytische Gliederung des Gedankens stellt sich dann als eine begriffliche dar: es werden die Einzelvorstellungen, aus denen der aufgefaßte Vorstellungskomplex sich aufbaut, ohne Rücksicht auf die sie etwa verbindenden oder unterscheidenden Gefühlsfärbungen lediglich nach ihrer Einordnung in Begriffe eliminiert, neu aneinandergefügt, mit erweckten Vorstellungen assimilativ verbunden, und so ein Urteilsprozeß zur Durchführung gebracht.

Im Vergleich dazu zeichnet sich nun die Analyse der phantastischen Apperzeption schon durch eine viel weniger weit getriebene Zerlegung des dargebotenen Vorstellungskomplexes aus. Immerhin aber würde dieses Merkmal kein zwingendes sein; denn es muß zugegeben werden, daß auch die von Gefühlstönen als dem verbindenden und trennenden Moment geleitete Gliederung bewußt bis zur Auflösung in elementare Bestandteile getrieben werden kann, und daß bestimmte, allerdings mehr raffiniert als intuitiv gestaltende Richtungen in der Kunst eine solche Möglichkeit aufs Beste illustrieren. Wir nennen eine solche Leistung der Phantasie, um sie als eine in gewissem Sinne abnorme, als ein Kunststück zu charakterisieren, artistisch, oder um ihre Verwandtschaft mit der logischen Analyse zu kennzeichnen, „absichtlich“, während wir ja umgekehrt Verstandesleistungen, die nur in großen Strichen zu arbeiten sich genug sein lassen, als „intuitive“, als Eingebungen schätzen. Trifft also auch die Großzügigkeit als Merkmal der phantastischen, die

weitergehende Zerlegung als Zeichen der verstandlichen Analyse im allgemeinen zu, so können doch diese Züge als psychologisch untrügliches Kriterium nicht verwendet werden.

Dieses ist uns in ganz andern Verhältnissen gegeben, denen wir erst nahetreten, wenn wir den aufgefaßten Vorstellungskomplex als assimilativen Erreger von Erinnerungen ins Auge fassen. Hierbei erweist sich die phantastische Betrachtung als das, was wir „lebendig" nennen, indem die bei ihr aus dem Bewußtsein emportauchenden Erinnerungen die Neigung zeigen, unter Assimilation mit den Eindrücken zur Intensität frischer sinnlicher Erlebnisse anzuschwellen und nun auch für das übrige seelische Leben alle Konsequenzen des Eindrucks nach sich zu ziehen. Diese Konsequenzen aber erreichen mit dem Zurücktreten der Persönlichkeit hinter dem Eindruck oder richtiger mit dem Aufgehen der Persönlichkeit im Eindruck ihren Gipfel, und wenn auch keineswegs die phantastische Art der Auffassung immer bis zu diesem Gipfel gelangt, so bleibt doch ihre Tendenz zur Passivierung der Apperzeption durch die heranstürmenden Vorstellungen unleugbar. Darum lehrt die Erfahrung, daß der Phantasiemensch der sinnlich lebendigere, man könnte sagen der halluzinierende, aber auch der unruhige, wechselnde, sprunghafte, den Eindrücken unterworfene Mensch ist. Es soll betont werden: Phantasietätigkeit ist nicht passives Apperzipieren, aber dieses lauert sozusagen immer hinter ihr. Wie ganz anders der Verstand! Die Begriffsvorstellungen, die in der Analyse des Verstandes die herrschende Rolle spielen, sind blaß, sinnlich verwaschen, und die Eindrücke sollen so rasch als möglich auf denselben Stand gebracht, ihrer unmittelbaren Lebendigkeit entkleidet und auf vereinzelte Merkmale reduziert werden. Der Begriff ist das Feststehende, das Objektivierte, Allgemeingültige; die Verstandestätigkeit wirkt darum mehr als die Bändigung der Vorstellungen durch Normen, von denen es schwer ist, abzuirren, so daß die Verstandespsyche ihrer Sache von vornherein sicherer, den Vorstellungen gegenüber in strengerem Sinne aktiv, sie beherrschend erscheinen muß. Wir empfinden darum nicht ohne Grund die Verstandestätigkeit als die schärfste Ausprägung des Vorganges der aktiven Apperzeption.

Wenn der Leser hier ungeduldig würde, könnte ich es ihm nicht verargen; denn meine Darlegungen scheinen in der

Tat wieder einmal in die Aufgaben eines Leitfadens der Psychologie hinein sich zu verlieren und die Stange der Hysterie gänzlich verlassen zu haben. Ich möchte aber nicht immer wieder als Begründung für solche Abschweifungen das Lamento über ihre Unvermeidlichkeit anstimmen. So nehme ich das Kopfschütteln mit Ruhe hin und hoffe auf die überzeugende Kraft der folgenden Seiten, von denen die vorangegangenen sich mögen rechtfertigen lassen. Analysen, jeder erinnert sich vielleicht dessen aus der Gymnasialmathematik, machen ihre Sprünge und Umwege, die erst das Ergebnis als gut und zweckdienlich erweisen kann.

Ich knüpfe also daran an, daß der Phantasietätigkeit eine Tendenz zur Passivierung der Apperzeption anhänge. Und wo diese Tendenz übermächtig wird, dort sehen wir dann in der Tat die passive Apperzipierung das seelische Leben beherrschen. Es ergibt sich dann das, was man oft eine assoziative Art zu erleben nennen hört — ich selber habe gelegentlich den nämlichen Ausdruck benutzt, und ich finde ihn auch jetzt noch brauchbar, weil der Begriff des Assoziativen gerade für die Vorstellungsinhalte und ihre Wechselwirkungen zugerichtet worden ist, und weil in der passiven Phantastik die sinnliche Lebendigkeit dieser Inhalte und ihre Verfälschung durch gegenseitige Assimilation besonders folgenschwer in die Erscheinung tritt. Nur darf der Ausdruck nicht dahin verstanden werden, daß es sich etwa immer um ein besonders rasches Kommen und Gehen der Vorstellungen handeln müßte; denn das würde der Erfahrung widersprechen. Diese Art von assoziativem Erleben kommt gewiß vor, aber ebenso häufig ist die hartnäckige Besitznahme der Psyche durch einen engen Erlebniskomplex, der nur wenige Erinnerungen weckt, mit ihnen freilich wieder die seltsamsten assimilativen Wechselveränderungen eingeht. Das Bleibende ist die Schwäche der aktiven Apperzeption. Und das ganze Bild, das wir damit gezeichnet finden, prägt sich am deutlichsten samt seinen weiteren Konsequenzen in dem Seelenzustande der Lenksamkeit aus.

3. Lenksamkeit.

Die Sprache unterscheidet den Zustand der Lenksamkeit von den ihm verwandten des Gehorsams und der Fügsamkeit. Gehorsam kann als eine Disposition überhaupt kaum angesehen

werden; es ist ein einmaliger Akt, und erst das Eigenschaftswort „gehorsam" leitet aus der häufigen Wiederholung jenes Aktes eine Art von beständigen Verhaltens her, das eine hier nicht näher abzugrenzende Nuance der Fügsamkeit bedeutet. Der Gehorsame und der Fügsame stellen aber trotzdem keine Charaktertypen im psychologischen Sinne dar; mindestens vermag jene Eigenschaft über ihr psychologisches Verhalten nichts festes auszusagen. Wer gewohnheitsmäßig gehorcht, sich fügt, der kann es aus vielerlei Motiven tun und tut es keineswegs häufig darum, weil er etwa mit dem einverstanden wäre, was in einem Befehle, einem Auftrage, einem Beschlusse ihm zugemutet wird. Das Gehorchen drückt überhaupt nur etwas Negatives, das Ausbleiben nämlich eines äußeren, realen oder verbalen Widerspruches oder Widerstandes aus; im übrigen kann einer mit Begeisterung, mit Gleichgültigkeit, mit Empörung gehorchen. Der Begriff des Sich-Fügens dagegen enthält den Keim eines Widerstrebens angedeutet; man fügt sich aus Überlegungen oder Gefühlen heraus, aber man „fügt" sich niemals begeistert. Sich fügen, das heißt zum wenigsten, einen Zweifel an der Ersprießlichkeit dessen, was verlangt wird, aktiv verdrängen müssen. Und der Fügsame ist nicht ein Mensch, dem diese Zweifel überhaupt nicht kommen, sondern nur einer, der sie zu verdrängen über sich bringt.

Kann also der Gehorsame dem, was er tut, innerlich widerstreben, pflegt der Fügsame dieses Widerstreben in sich durchzumachen — so liegt die Sache für den Lenksamen hiervon völlig verschieden. Die Lenksamkeit ist diejenige Veranlagung, der nicht bloß die Neigung zum äußeren, sondern eben die Tendenz zum inneren Widerspruch oder Widerstand abgeht. Der Lenksame ist ein Mensch, der die an ihn gestellten Anforderungen gern oder psychisch indifferent oder mindestens ohne aktive Niederkämpfung innerer Widerstände erfüllt. Anforderungen im allerweitesten Sinne, den man bei einer psychologischen Betrachtung in diesen Begriff hineinlegen kann! Es handelt sich ja durchaus nicht bloß, und vielfach nicht einmal vorwiegend um Handlungen, die verrichtet werden müssen, sondern ebenso um den Glauben an Mitgeteiltes, um die Zumutung, eine Lehre aufzunehmen und festzuhalten. Die Erfolge, heißt das, die an einem Lenksamen erzielt werden können,

sind nicht bloß motorischer, sie sind ebenso gut intellektueller Natur.

Natürlich gibt es viele Gradabstufungen dieser Anlage; und in den stärksten können die leisesten Regungen inneren Widerstandes gegen eine Bitte oder eine Mitteilung fehlen. Der in solchem Maße Lenksame zweifelt nicht mehr, ja er erstaunt nicht einmal.

Das ist ein Extrem — selbstverständlich. Aber allen Nuancen der Lenksamkeit ist das eine gemeinsam: wo der innere Widerstand nicht gänzlich fehlt, wo anfangs die Ablehnung, der Unglaube, der Zweifel, das Mißtrauen noch aufschießt, dort ist er doch von außerordentlich geringer Kraft und Beständigkeit. Niemals darf man sich darüber durch gewisse psychische Faktoren hinwegtäuschen lassen. Es gibt genug Lenksame, die ihre Schwäche genau kennen und sich krampfhaft bemühen, über sie hinwegzukommen. Bei ihnen wird dann die wahre Anlage durch ein künstlich gezogenes Mißtrauen, eine gemachte Negation gegen jede erste Zumutung verdeckt. Sie lehnen ab, ohne Gründe anzuhören, ohne das Für und Wider prüfen zu wollen: a priori sozusagen. Gerade bei dieser Gruppe von Lenksamen kann man nun das Charakteristische der Lenksamkeit vortrefflich beobachten. Es reicht nämlich oft die einfache, nicht etwa durch bewegliche Bitten, durch eindringliche Mahnung oder durch gut beleuchtete Argumente gestützte, sondern die einfache verbale Wiederholung der fraglichen Zumutung hin, um den Widerstand schwinden zu machen. Diese Methode wird ja in der wirksamsten und an Umfang großartigsten Weise gehandhabt von der politischen Presse: eine Meinung wird so oft wiederholt, bis sie zum Glaubensbekenntnis geworden ist. Man kann sich leicht überzeugen, daß die Gläubigen eine Begründung ihres Credo fast nie zu leisten, Gegengründe ebenso wenig zu entkräften vermögen; oft widerspricht das, was sie verfechten, ihrem ganzen Charakter — aber sie haben es so oft mitgeteilt erhalten, daß sie schließlich als von einem Faktum davon überzeugt waren. Und die geschickteste Demagogie spekuliert auf die Lenksamkeit der Massen nicht mittels der Beweiskraft ihrer Argumente, sondern wesentlich mittels der nie aufhörenden, unermüdlichen agitatorischen Kleinarbeit — das heißt eben mittels der unausgesetzten

Wiederholung einer bestimmten Reihe von Behauptungen. Ceterum censeo . . .

Man würde durchaus fehlgehen, wollte man die Lenksamkeit, wie sie hier skizziert worden ist, etwa als eine Art von Schwachsinn, von Apathie, von wirklicher Indifferenz gegen Zumutungen jeglicher Art klassifizieren. Davon ist keine Rede. Die Lenksamen sind nicht selten geistig aufgeweckte und leistungskräftige, gemütlich warme und selbst elanfähige Persönlichkeiten; aber der Mischung aller dieser Vorzüge fehlt die Festigung gegen äußere Eingriffe. Das ist natürlich in der Sprache der Vulgärpsychologie geredet. Aber ich mußte erst einmal so den Seelenzustand, von dem ich handeln wollte, gewissermaßen umreißen, ehe ich in die psychologische Feststellung seiner einzelnen Bestandteile eintreten konnte. Jetzt brauchen wir uns nicht länger bei dieser Vorbereitung aufzuhalten.

Ganz ersichtlich ist die Grundlage dessen, was wir Lenksamkeit nannten, zunächst keine psychophysische. Wir können hier nicht auf die Kriterien der praktischen Psychognostik eingehen, um zu konstatieren, daß es genug Merkmale gibt, an denen die Lenksamkeit als ein von der Fügsamkeit durch seine Innerlichkeit absolut unterschiedener Seelenzustand bestimmt werden kann. Der Lenksame gibt sich nicht bloß als Lenksamen, in seiner Mimik und Pantomimik etwa — er ist es vielmehr, und seine Ausdrucksbewegungen erscheinen als ein durchaus getreues Abbild dessen, was in seiner Seele sich abspielt. Qualitativ nämlich; denn wie anders es mit der Intensität steht, wird uns die fernere Untersuchung zeigen. Und qualitativ, das heißt: der Lenksame unterdrückt nicht, wie der Fügsame, einen wirklich in ihm vorhandenen Widerstand. Er beherrscht sich nicht, er bezähmt nichts, er verhüllt nichts — er gibt sich so, wie es ihm innerlich zumute ist.

Allein, die Möglichkeit einer psychophysischen Deutung der Lenksamkeit wird noch durch ein viel schwerer wiegendes Argument bestritten, als man es dem Arsenal der praktischen Psychognostik je zu entleihen vermöchte. Einfach eben durch die rein intellektuelle Seite der Lenksamkeit, die wir ja als ein Fehlen des Widerspruches und Widerstandes gegen Mitteilung und Belehrung kennzeichneten. Es ist derjenige

Zug der Lenksamen, den wir ihre Leichtgläubigkeit nennen könnten.

Dieser Zug ist nun für die Verbindung der Lenksamkeit mit der Hysterie, auf die ich ja hinaus will, von ganz besonderer Bedeutung. Wenn ich also zunächst verrate, daß ich eine innere Ähnlichkeit zwischen Hysterie und Lenksamkeit sehe und erweisen möchte, so scheint gerade der Zug der Leichtgläubigkeit dieser Ähnlichkeit zu widersprechen. Der hysterische Charakter, mit dem sich die genetischen Betrachtungen noch zu befassen haben werden, ist ohne Zweifel kein fest umrissener, aber die besonders ausgeprägte Leichtgläubigkeit gehört keinesfalls zu seinen Kennzeichen. Man weiß, daß Hysterische störrisch, mißtrauisch, ohne zureichenden Grund skeptisch, daß sie weiterhin äußerst kritisch, vorsichtig in ihrem Urteil, zähe in ihren Meinungen sein können; wären sie aber leichtgläubig im Sinne der Lenksamen, so müßten wir in ihnen die dankbarsten Objekte für therapeutische Bemühungen haben — wer die Hysterischen kennt, wird bei dem Gedanken nur lächeln. Und doch werde ich an anderer Stelle zeigen, daß es gerade die assoziative Gestaltung des Innenlebens sei, die den Hysterischen mit dem Lenksamen auf eine Linie stelle, während gewisse andere, psychophysische Momente es verhindern, daß nun auch der Hysterische nach außen hin und in seinem Handeln als ein Lenksamer erscheine. Wie kann sich der Widerspruch, in dem ich mich dabei zu fangen scheine, lösen?

Besehen wir uns einmal, was denn Leichtgläubigkeit ist. Doch wohl im wesentlichen das Fehlen affektiver oder logischer Widerstände — oder beider zugleich — gegen eine von außen kommende Mitteilung oder eine von innen heraus emportauchende Vermutung. Der Hauptton liegt hier auf den logischen Widerständen; denn wir begreifen unter dem Namen der Leichtgläubigkeit eine wesentlich intellektuelle Eigenschaft — die Neigung, ohne Prüfung und Frage nach Beweisen auch Dinge zu glauben, gegen die der logische Widerspruch wach werden sollte. Wenn mir von einem Menschen erzählt wird, er habe Gelder unterschlagen und ich zweifle zunächst an der Richtigkeit der Mitteilung, weil ich den so Verdächtigten aus Ruf oder persönlich als lauteren Charakter bewährt gefunden habe, so ist das sicherlich ein logischer Akt, denn ich kann eben die Möglichkeit

der fraglichen Handlungsweise mit meinen Erfahrungen über den Mann nicht in Einklang bringen. Wenn ich aber, ohne den Beschuldigten näher zu kennen, um ein solches Verbrechen an ihm für unmöglich zu halten, die Mitteilung davon nur darum entrüstet abweise, weil er mein Standesgenosse oder mit mir verschwägert oder etwas ähnliches ist, so liegt ein rein affektiver Widerstand vor; wenn dieser Widerstand fehlte, so würde mir, brächte etwa eine Zeitung jene Nachricht, darum doch niemand den Vorwurf der Leichtgläubigkeit machen können. Und wer von seinem Bruder oder seiner Gattin etwas ohne Prüfung glaubte, was ihm irgendwie hinterbracht worden ist, den würde man sicherlich nicht als leichtgläubig charakterisieren, sondern man würde annehmen, daß sein Verhältnis zu der ihm vermeintlich so nahestehenden Person schon insgeheim so wenig freundlich gewesen sei, daß er keinen Anlaß hatte, den Glauben an das Mitgeteilte voll Empörung zu verweigern — oder gar, daß er selber bereits einen dem Inhalt der Mitteilung ähnlichen Verdacht gehegt habe. Das Prädikat der Leichtgläubigkeit wird man eben immer nur für einen Menschen aufsparen, bei dem die logische Prüfung der ihm übermittelten Inhalte als eine unzureichende befunden wird.

In diesem Betracht wird der Kenner der Hysterie eine Leichtgläubigkeit als regelmäßige oder auch nur häufige Eigenschaft der Hysterischen nicht einräumen können. Aber das ist gar nicht nötig. Nur eine Vulgärpsychologie der Hysterie, die nicht erst geschrieben zu werden braucht, da sie in genug Köpfen ihr Dasein führt, möchte dabei stehen bleiben, einen so komplexen Begriff wie die Leichtgläubigkeit zum Maßstabe der Beurteilung von Gleichheit oder Verschiedenheit zwischen Lenksamkeit und Hysterie zu machen. Wenn aber im Laufe einer psychologischen Analyse die Rede davon ist, daß jene beiden Seelenzustände durch die Gemeinsamkeit einer bestimmten Gestaltung des assoziativen Innenlebens verbunden werden, so braucht an der Geltung dieser These das Versagen der Leichtgläubigkeit als Bindemittel nicht zu rütteln. Die Zerlegung der zunächst der Beobachtung dargebotenen Komplexe muß uns zu mehr elementaren Zügen führen, von deren Betrachtung wir im Verfolg jener Vergleichung ausgehen können.

4. Der hysterische Intellekt und die hysterische Empfindungsstörung.

Intellekt ist ein Ding, mit dem man innerhalb einer strengen psychologischen Namengebung nicht gerade viel anfangen kann, und bei dem doch wieder ein jeder sich etwas Bestimmtes denkt. Wir behalten aus dem zweiten Grunde das Wort bei, und umspannen seine Bedeutung ganz kurz nur mit dem Hinweise auf die Gesamtheit derjenigen seelischen Prozesse, bei denen die apperzeptive Inhaltsvergleichung, die wir früher in ihren wichtigsten Möglichkeiten abzuschildern versuchten, im Vordergrunde steht.

Dieser Einigung möge sofort eine These folgen. Ich behaupte, daß bei den Hysterischen für die Ausgestaltung des intellektuellen Seelenlebens das Vorherrschen der phantastischen Apperzeption bestimmend sei.

Besser: mitbestimmend. Denn allein reicht das Moment der phantastischen Apperzeption allerdings nicht hin, um die Eigenart des hysterischen Intellekts einleuchtend zu charakterisieren. Und in dem, was noch hinzugebracht werden muß, um jenen Zug zum intellektuellen Vorbilde der Hysterie zu ergänzen, erblicke ich gerade das zwischen Hysterie und Lenksamkeit Unterscheidende.

Die phantastische Apperzeption der Hysterischen ist eine eminent nach innen gerichtete. Ich würde dem Vorwurfe mich aussetzen, dogmatisch eine unbewiesene oder mit andern Worten längst besser beschriebene Grundtendenz, vielleicht gar ein „Grundvermögen" der hysterischen Psyche zu konstatieren, wenn ich dieser Fassung des Satzes nichts weiteres hinzufügte. Ich meine also die Sache so. Das Material von Vorstellungen, ihren Komplexen und Fragmenten, mit dem die hysterische Psyche intellektuell arbeitet, ist größtenteils ein erinnertes. Die neuen Eindrücke, die an den Hysterischen herantreten, werden in viel geringerem Maße selber der apperzeptiven Verarbeitung unterworfen, als daß sie dazu dienen, den durch sie geweckten und mit ihnen in assimilierende Wechselwirkung tretenden früheren Erlebnissen zur erneuten phantastischen Apperzeption zu verhelfen. Was ich hier beschreibe, ist jener so bekannte Zug in der Hysterie, der manche Beobachter zu einem förm-

lichen Kultus dieses pathologischen Seelenzustandes geführt hat: der vielberufene und keinem Forscher entgangene innere Reichtum der hysterischen Psyche, die sich eine ganze seelische Welt für sich und unbekümmert um deren harte Widersprüche gegen die Realitäten der empirischen Welt zu bauen vermag.

Gehen wir dieser Eigenart des hysterischen Seelenlebens weiter auf den Grund, so kommen wir zu der Vermutung, daß sie wohl nur in einer Besonderheit der Empfindungsintensität ihre Ursache haben könne. Mindestens liegt diese Annahme am nächsten. Wenn die reproduktiven Erlebnisse eine außergewöhnliche Stärke zeigen, so müssen sie durch ihre assoziative Festigung und Verkettung gegenüber den frischen Eindrücken in eine vorteilhafte Machtstellung gelangen. Die Beobachtung artistischer Menschen lehrt, daß intensives Erinnern allemal ein — wenn man es so nennen darf — Umfälschen der Außenwelt bedeutet. Jede Vorstellung, die von außen an die Psyche herantritt, erfährt sofort eine Veränderung mehr oder minder eingreifender Art, indem ein Teil ihrer Elemente durch erinnerte Vorgänge verdrängt wird.

Die illusionistischen und selbst halluzinatorischen Anlagen der Hysterischen scheinen diese Ausdeutung noch zu stützen. Als von den Anomalien der Sinneswahrnehmung bei der Hysterie zu handeln war, betonte ich bereits, daß ein Teil der Parästhesieen und Hyperästhesieen vielleicht einfach halluzinatorischer Art sein könne. Freilich würde gerade dieser Teil dann nicht charakteristisch für die Hysterie sein. Denn im Prinzip das Gleiche finden wir bei der degenerativen Beschaffenheit des Nervensystems schlechtweg. Und in der Tat handelt es sich ja, ist einmal die pathologische Intensität der reproduktiven psychischen Vorgänge konstatiert, für die fernere Deutung dieser Eigenschaft um kein psychologisches Problem mehr, sondern nur noch um ein physiologisches. Psychologisch ist mit der Erkenntnis einer abweichenden Beschaffenheit der psychischen Elementarprozesse die Fragestellung zu Ende.

Und so könnte sie auch hier zu Ende sein, wenn wir die Zuverlässigkeit jener Erkenntnis für unsern besonderen Fall schon ausreichend verbürgt glaubten. Dafür spricht ja, wie erwähnt, die Neigung fast aller Hysterischen zum Illusionismus. Aber wir haben uns auch das Wider gewissenhaft in Erinnerung zu rufen und es zur Debatte zu stellen.

Dawider erheben sich nun vornehmlich jene Erfahrungen, die wir früher unter dem Gesamtnamen der apperzeptiven Empfindungsschwächung abgehandelt haben. Wir stellten fest, daß die Hysterischen unter Umständen nicht wahrnehmen, wenn sie wahrnehmen zu wollen genötigt werden; weiter, daß die Auslöschung der Wahrnehmung in ihrem Umfange an bestimmte Gebildbegriffe gebunden sei.

An und für sich müßte zwischen jener Erkenntnis und der neuen These von der außergewöhnlichen Intensität des Erinnerns bei den Hysterischen kein auffallender Widerspruch bestehen. Man könnte im Gegenteil ohne Mühe die beiden Erscheinungsgruppen in plausiblen Einklang miteinander bringen, indem man so argumentierte: die Richtung der phantastischen Apperzeption auf das reproduktive Leben ist vielleicht nicht bloß in einer erhöhten Intensität der reproduktiven Elementarprozesse, sondern in einer nicht weniger ungewöhnlichen Schwäche der perzeptiven begründet, so daß also die Vorstellungen als frische Eindrücke am mindesten intensiv wären, um mit der assimilativen Eingliederung ins Erinnern sich zu verstärken. Infolgedessen sei es erklärlich, daß einmal die Fähigkeit der apperzeptiven Gefühlslagen, Empfindungen bis zur Auslöschung abzuschwächen, in der Hysterie ein besonders leichtes Spiel habe, und daß auf der andern Seite eine besondere Hartnäckigkeit in der Intensität der reproduktiven Erlebnisse auffalle.

Wie gekünstelt ein derartiger Interpretationsversuch sich freilich ausnimmt, brauche ich nicht erst klarzulegen — jeder Denkende hat das sozusagen im Gefühl. Daß er ferner auf einer durchaus unsicheren Hypothese, eben der Annahme einer pathologischen Schwäche der perzeptiven Vorgänge bei Hysterischen, sich aufbaut, ist ebenso deutlich. Ist es uns also ernstlich um eine Stütze für unsere These zu tun, so werden wir von dieser Deutung sicherlich keinen Gebrauch machen. Besser, daß wir zunächst uns der scheinbaren Unvereinbarkeit unserer ehemaligen und unserer neuen Erkenntnis deutlich bewußt werden, um vielleicht doch noch eine Lösung zu finden.

Diese Unvereinbarkeit ist nämlich überhaupt nicht so krasser Art, daß sie ohne weiteres in die Augen springen müßte: sie liegt, das ist der Grund dafür, eben nicht so sehr in der Behauptung, die unsere beiden Thesen von den Elementar-

prozessen, perzeptiven und reproduktiven, aufstellen, sondern in einem mehr komplex gearteten Gegensatze. Es scheint, daß die Möglichkeiten der phantastischen Apperzeption und der gebildbegrifflichen Lokalisation apperzeptiver Empfindungsherabsetzung einander psychologisch widerstreiten. Denn wir gelangten ja in unsern psychologischen Erwägungen, mit denen wir uns am Eingange dieses Kapitels bemühten, zu der Erkenntnis, daß die phantastische Apperzeption zu den begriffbildenden Tendenzen des psychischen Erlebens in einem gewissen feindseligen Verhältnisse stehe. Was wir als Erlebnisse der Phantasie bezeichnen, trage, so sagten wir, viel mehr den Charakter des unmittelbaren Einzelerlebnisses an sich, als wir ihn in den Begriffen jemals wiederzufinden vermöchten.

En passant fällt uns hier eine schöne Frucht in den Schoß: wenn das phantastische Erleben durch diese sinnliche Unmittelbarkeit seiner Erlebnisse gekennzeichnet wird, so ist die außergewöhnliche Intensität der reproduktiven Vorgänge eine sehr begreifliche Parallelerscheinung der phantastischen Apperzeption, mit der gemeinsam sie eben in einer bestimmten Art der seelischen Veranlagung wurzelt. Nicht wurzeln muß, aber wurzeln kann. Denn das bleibt von ehedem bestehen, daß an sich die phantastische Apperzeption nicht eine nach innen gerichtete, durch die Intensität der Reproduktionen förmlich nach innen gezwängte sein muß. Davon ist keine Rede — wenn das wäre, so hätten wir ja den Unterschied zwischen Hysterie und Lenksamkeit glücklich wieder verloren. Es wird später noch davon zu sprechen sein; vorläufig also halten wir nur fest, daß die gesteigerte Intensität der reproduktiven Erlebnisse keine notwendige zwar, immerhin aber eine mögliche, eine gut verständliche und faktisch endlich eine häufige Begleiterscheinung der phantastischen Apperzeption darstellt. Man wirft mir vielleicht ein, daß ich doch jene gesteigerte Intensität als eine nicht mehr der ferneren Analyse unterwerfbare Elementarerscheinung des psychischen Lebens bezeichnet habe und daß ich danach nicht behaupten dürfe, diese Elementarerscheinung könne einer seelischen Grundanlage, aus der die phantastische Apperzeption herauswächst, fehlen, aber ebensogut zukommen. Denn gegen diesen Einwurf deckt mich die Tatsache, daß ja die phantastische Apperzeption, so ausgesprochen sie hier als psychologischer Komplexbegriff

erscheint und vorerst von uns festgehalten wird, ihrerseits doch wieder in Elementarprozessen begründet sein muß, die den analytisch gewinnbaren Elementen des intellektuellen Anteils apperzeptiver Vorgänge kausal übergeordnet sind. Diese Elementarprozesse finden wir in den Gefühlsgrundlagen der Apperzeption dargestellt; sie aber haben an sich keine notwendige Verknüpfung mit der größeren oder geringeren Intensität der reproduktiven Intellektsprozesse, sondern nur eine plausible — derart, daß die Gefühlstendenzen, welche zur Entfaltung der Herrschaft phantastischen Apperzipierens führen, gemeinsam mit einer besonderen Stärke der Empfindungenreproduktion gut denkbar, nicht aber, daß sie ohne diese undenkbar sind. Das ist sicher: die phantastische Apperzeption ist das Primäre. Sie kann lediglich aus der Artung der Gefühlsvorgänge erklärt werden, die ihren Komplex selber konstituieren helfen, und die sind unter dem Gesichtswinkel der geschlossenen psychischen Kausalität auf nichts weiter reduzierbar, unter dem andern Gesichtswinkel der psychophysischen Funktionalität aber an bestimmte physische Beschaffenheiten gebunden. Das Letzte, was sich hier aufrollt, ist also ein psychophysisches Problem. Die abnorme Intensität der reproduktiven Intellektsprozesse könnte in letzter Instanz psychologisches Problem bleiben, wenn nämlich dieses Phänomen restlos als Folge der phantastischen Apperzeption ausdeutbar erschiene. Diese Möglichkeit ist aber nicht gegeben; vielmehr finden wir auch in jener Intensität eine Elementarerscheinung, die ihrerseits wiederum auf nichts Psychisches ferner zurückgeführt werden, sondern nur noch ein Glied in einer psychophysischen Funktionenverbindung bedeuten kann. Beiderlei Elementarphänomene brauchten nun durchaus nicht miteinander verträglich zu sein; das heißt: geeignet für das Werden psychischer Synthesen. Wozu eine solche Unverträglichkeit psychischer Elementaranlagen, wie ich sie hier einmal als denkbar hinstelle, führen muß, kann an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden: zu dem, sei nur angedeutet, was manche Forscher dissoziative Prozesse nennen. Die Verträglichkeit oder Unverträglichkeit ist auch in keiner Weise aus der Beschaffenheit der Elemente selber deduktiv zu beweisen; nur die Empirie der Synthesen kann sie uns erkennen lassen — und diese Empirie lehrt nun allerdings, daß beide Elementardispositionen,

die Anlage zum phantastischen Apperzipieren und die andere zur Intensivierung der psychischen Reproduktionsprozesse, gut zueinander stimmen und, so wenig sie aneinander gebunden sind, sich für Synthesen zweckmäßig zu vereinen vermögen. So erscheint uns diese Verkettung zwar als keine unvermeidliche, dennoch aber als eine natürliche.

Man wird es mir, hoffe ich, nicht verübeln, daß ich die Frucht, von der ich meinte, sie falle uns im Vorbeigehen zu, trotzdem so kritisch nach allen Seiten gewendet habe, um mich selber ihres unbedingten Erkenntniswertes zu versichern; denn nichts ist schließlich einer Gedankenführung hinderlicher, als ein fortgeschlepptes Mißverständnis. Ich glaube meine Seele salviert zu haben und darf an jenen Punkt zurückgehen, der uns auf den Seitenweg brachte: den scheinbaren Widerspruch zwischen der Tendenz zu gebildbegrifflichem Wirken der apperzeptiven Empfindungsschwächung und phantastischer Apperzeption. Diesen Widerspruch zu lösen — aber muß er denn gelöst sein? Ist nicht vielmehr die Forschung oft in der Lage, Widersprüche vorläufig ungelöst stehen zu lassen? Gewiß; doch wohl nur, wenn alle Lösungsversuche vergeblich erschöpft worden sind, und niemals aus Bequemlichkeit. Das erste Bemühen muß stets bleiben, einen Widerspruch aus der Welt zu schaffen, zumal ja nicht selten nur die Unzulänglichkeit unserer sprachlichen Begriffssymbole zu scheinbaren Unverträglichkeiten der in ihnen niedergelegten Urteile führt. Jenen Widerspruch also zu lösen, sehe ich zwei Möglichkeiten. Entweder die Feindseligkeit der phantastischen Apperzeption gegen die Konstituierung von Begriffen ist eine begrenzte, so daß sie mit den für die apperzeptive Empfindungsauslöschung bedeutsamen Gebildbegriffen keine Kollisionen zu erzeugen brauchte; oder aber die Gebildbegriffe ihrerseits sind so unmittelbare Nachbarn der Einzelvorstellungen, daß jene Feindseligkeit sich gegen sie noch nicht richten könnte. Man durchschaut leicht, daß es sich hierbei weniger um zwei verschiedene Fragestellungen, als um die Anfassung einer Sache von zwei verschiedenen Enden her handelt. Im Grunde stellen ja die beiden Möglichkeiten ein Begegnen der zwei fraglichen Phänomenengruppen auf einem Mittelwege dar, von dem es nur noch unbekannt ist, wieweit er sich stärker der einen oder der andern Gruppe nähert.

In der Tat ist nun dies die Sachlage, daß beide Begriffe, die phantastische Apperzeption und die gebildbegrifflich lokalisierte Auslöschung, einander erheblich entgegenkommen. Das psychische Leben der vorwiegend phantastisch Apperzipierenden ermangelt nicht jedweder Begriffsbildung. Das ist selbstverständlich; denn andernfalls müßte diesen Leuten die Gabe des sprachlichen Ausdrucks ihrer Erlebnisse versagt sein. Die verschiedenen Idiome, die auf der Erde gesprochen werden, weisen uns freilich hinsichtlich ihrer Begrifflichkeit einen recht verschiedenen Charakter, keines aber läßt die Spuren der Begriffsbildung vermissen — und überdies hat unsere Abhandlung der Hysterie ja nicht die Hysterie der Malayen oder Grönländer zum Vorwurf, von deren normalen, geschweige denn pathologischen Seelenzuständen sich eben erst die Schleier zu heben beginnen, sondern im wesentlichen die Hysterie der Westeuropäer; deren Sprachen aber bieten uns allerdings eine unzweifelhafte Garantie zureichender Verbegrifflichung. Da also, sage ich, der phantastisch Apperzipierende redet, so muß er auch Begriffe bilden. Nur fragt es sich eben, was für welche? Wir wissen, daß ein Begriff weiter nichts als eine in einer bestimmten Richtung veränderte Einzelvorstellung ist. Wundt hat in sehr schöner Weise dargelegt, daß diese Richtung eine zweifache sein kann. Entweder es besteht in uns eine durch starke sinnliche Lebhaftigkeit ausgezeichnete Einzelvorstellung, der aber ein bestimmtes Gefühl, von Wundt „Begriffsgefühl" genannt, anhaftet: das Gefühl nämlich, daß diese Vorstellung für eine große Reihe anderer Vorstellungen stellvertretend sei. Oder es besteht eine äußerst blasse, verwaschene und noch während ihrer Apperzipierung unstäte, schwankende Einzelvorstellung, deren stellvertretende Rolle eben in diesem Schwanken, in dieser Unsicherheit ihren Ausdruck findet. Wo immer wirklich begriffliches Denken stattfindet, das auf bestimmte Ergebnisse abzielt, dort kommt fast ausschließlich die zweite Art von Begriffen in Frage, und sie erlangt ihre extremste Prägung in den sprachlichen Symbolen, sei es nun wiederum, daß diese als Klangsymbole durchs Ohr, oder als optische Symbole, als Schriftzeichen, durchs Auge der Psyche übermittelt werden. Diese Umprägung der Vorstellungen in Wörter oder Schriftzeichen bietet den großen psychologischen Vorteil, daß nunmehr eine der vertretenen Vorstellungsgruppe

absolut unähnliche Einzelvorstellung gewonnen ist, deren stellvertretende Funktion auf der Konvention beruht. Es wird dadurch, wie eine leichte Überlegung zeigt, der verschwommene, die gemeinsamen Bestandteile der vertretenen Vorstellungen zusammenfassende, die differenten eliminierende Charakter des Begriffes am reinsten ermöglicht, während die Vertretung mehrerer Vorstellungen durch eine ihnen ähnliche immer wieder leicht zum Ersatz des Begriffes durch eine einzige, sinnlich lebhafte, auch die differenten Bestandteile hervorhebende und nur durch ein starkes Begriffsgefühl in ihrer Bedeutung charakterisierte Einzelvorstellung führen muß.

Während nun das wissenschaftliche, das heißt eben das im höchsten Stile begriffliche Denken völlig auf dieser symbolistischen Verbegrifflichung sich aufbaut (am radikalsten ist diese Tendenz in der mathematischen Denkweise zur Verwirklichung gelangt), bedient die alltägliche, mehr auf die Zwecke des Praktischen zugeschnittene Begriffsbildung sich abwechselnd des einen oder andern, mit großer Vorliebe aber des ersten Weges — wie ja auch die Pädagogik für die erste Einprägung der sprachlichen und schriftlichen Symbole sinnlich lebhafte Einzelvorstellungen benutzt, deren Verblassen hinter dem gesprochenen oder geschriebenen Worte man einfach der Zeit überläßt. Ihre bleibende Stätte aber behält diese Art von Begriffsbidung in der Phantasietätigkeit. Da ja, wie schon angedeutet wurde, auch das phantastische innere Erleben, sofern es überhaupt eine Mitteilung sucht, auf sprachlichen oder schriftlichen Ausdruck sich angewiesen sieht, abgesehen von dem unmittelbaren Niederschlag, den es innerhalb der bildenden Künste zu gewinnen vermag, so wird hier gewissermaßen eine Rückübersetzung aus der symbolistischen in die repräsentative Begriffsbildung vollzogen. Das Sprachsymbol wird als Vorstellungssymbol, weniger als Begriffssymbol gefühlt: als Symbolum allein derjenigen lebhaften Einzelvorstellung, die für eine Gruppe ihr ähnlicher Vorstellungen vertretend steht. Wieweit dann das Begriffsgefühl bestehen bleibt, wieweit es schwindet, und damit das begriffliche überhaupt dem phantastischen Erleben Platz macht — das ist individuell und von Fall zu Fall verschieden. Die Gefahr dieser ganzen Art zu denken, besteht immer in der Neigung zu Verallgemeinerungen; denn da die

differenten Bestandteile bei der repräsentativen Vorstellung nicht ausgeschieden sind, so werden sie unterm Drucke des Begriffsgefühls leicht auf die vertretenen Vorstellungen mitübertragen. Dieser Gefahr pflegen denn auch phantastische Naturen, die in die Wissenschaft gedrängt werden, nur selten zu entgehen.

Man könnte nach alledem sagen, die phantastische Apperzeption, da sie um die Benutzung von Begriffen nicht herumkomme, rekonstruiere sich eine Art von primitivem sinnlichen Vorstellungswert für die ihr aufgenötigten begrifflichen Symbole — wenn es sich hier um eine verstandesmäßig geübte Korrektur handelte, und nicht, wie in Wirklichkeit, um eine psychologische Veränderung der Symbole, die aus der phantasiemäßigen Seelenanlage mit Notwendigkeit sich ergibt und damit jenes Bild der „Rekonstruktion" als unangebracht erscheinen läßt. Sicherlich besteht von seiten der phantastischen Anlage die in ihr eben begründete Tendenz, den an sie herantretenden und zur Apperzeption drängenden Begriffen sinnlich lebhaften Vorstellungswert zu verleihen, sie auf die eine oder andere Weise in maximalem Umfange zu realisieren. Und mit dieser Einsicht sind wir allerdings an den Punkt gelangt, wo der scheinbare Widerspruch zwischen der phantastischen Apperzeption und der gebildbegrifflichen apperzeptiven Empfindungsschwächung sich löst: eben indem jene Form der Lokalisation als ein Ausdruck der Realisierungstendenz, die der phantastischen Apperzeption innewohnt, erscheint.

Die Gebildbegriffe, nach denen die apperzeptive Empfindungsschwächung der Hysterischen sich orientiert, verdanken, soweit die Ontogenese in Frage kommt, ihre Rezeption in den Schatz der psychischen Besitztümer nur andeutungsweise und gelegentlich der Erfahrung, zum weitaus größeren Teile aber der Belehrung durch die Sprache. Die präzise Lokalisation der minder intensiven Organ- und Gemeinempfindungen scheint geradezu in ihrer fortschreitenden Ausbildung an diese Belehrung und das von ihr geschaffene Unterscheidenkönnen gebunden zu sein; kleine Kinder sind bekannt dafür, daß sie alle möglichen unbehaglichen Empfindungen „im Bauche" lokalisieren, d. h. überhaupt wohl vielfach nur ein körperliches Unbehagen ohne genauen Sitz verspüren. Die Lokalisation schärft sich mit der praktischen Übung, wie die Notwendigkeit immer genauerer

Orientierung in der Außenwelt sie mit sich führt, und mit der steigenden Kenntnis der Lokalisationsbegriffe. An diesem zweiten Faktum kann ich keinen Zweifel mehr hegen. Die begriffliche Unterscheidung der Lokalisationsterritorien verfeinert die Aufmerksamkeit für das Lokalisieren, davon glaube ich mich bei einer großen Anzahl von Sensibilitätsprüfungen immer wieder überzeugt zu haben; je gröber jene Unterscheidungen sind, desto geringer ist auch die Lokalisierungsschärfe. Dieses Verhältnis entspricht übrigens durchaus nur dem Sachverhalt, wie wir ihn von der Beeinflussung der Empfindungen durch sprachliche Faktoren überhaupt kennen. Die begriffliche Verfeinerung ist nicht bloß die Folge der sensitiven, sondern weiterhin ebensowohl ihre Bedingung; beide stehen in einer Zirkelwirkung zueinander — ich selber entsinne mich, wie erstaunlich mein Vermögen, verwandte Farbentöne zu unterscheiden, im Laufe von Untersuchungen aus dem Gebiete der physiologischen Optik durch die Gewöhnung an die Farbenbenennungen nach spektralen Linien über das frühere Unterscheidungsvermögen, das sich nach den Farbennamen der Sprache orientierte, hinausgewachsen ist.

Danach besteht also ein Zusammenhang zwischen Begriffskenntnis und Lokalisation in der Art, daß die Lokalisation sich an die bekannten Gebildbegriffe klammert, und es läßt sich ohne Schwierigkeit feststellen, daß Schmerzen im Bereiche der Hand z. B. nicht bloß wegen des geringeren Umfangs der lokalisatorischen Unterschiedsschwelle, sondern auch darum genauer als am Oberarm lokalisiert werden, weil die stärkere Gliederung der Hand notwendig eine feinere Unterscheidung ihrer begrifflichen Teile (Finger, Handrücken, Daumeninnenseite usw.) mit sich bringt, während der Ungebildete beim Oberarm über Begriffe wie „weiter oben“ oder „hinten“ nicht hinauszukommen pflegt und erst durch die ärztliche Untersuchung auf subtilere Abgrenzungen aufmerksam wird.

Die phantastische Apperzeption richtet sich aber naturgemäß mit Vorliebe nur auf die organisch einheitlichen Gliederungen — auf Gebilde, deren Eindruck mit besonderer sinnlicher Lebhaftigkeit vom Bewußtsein erfaßt und reproduziert werden kann. Ich möchte sagen: auf plastische Gliederungen. Dazu gehört nun weder die Innenseite des Daumens noch die

rechte Außenfläche des Unterarms, sondern es strebt eine derartige Tendenz naturgemäß auf segmentale Vorstellungen hin, die entweder ein organisches Ganzes — wie ein Glied in seiner Totalität — umfassen, oder aber fremde, geometrische Vorstellungen sind: Kreise, Ellipsen, Zonen, Bänder. Ich vermute, daß diese zweite Art gebildbegrifflicher Empfindungslokalisation, die geometrische, wesentlich durch Zufälligkeiten der Untersuchung den Hysterischen nahegelegt wird. Wer einmal bei Sensibilitätsprüfungen diesem Punkte seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird mir zugeben, daß auch bei Nichthysterischen die Empfänglichkeit für gebildlokalisatorische Suggestionen außerordentlich groß sein kann. Neurasthenische Hypochonder sind allerdings kein taugliches Material für diese Erfahrung; sie halten aus der für sie charakteristischen Hartnäckigkeit und dem Mißtrauen nicht ernst genommen zu werden heraus gerade mit Vorliebe an den Lokalisationen ihrer Sensationen fest, die sie sich allmählich ausgebildet haben; unbefangene Patienten aber, zu deren Leidenskomplex überhaupt keine Empfindungsanomalie gehört und bei denen die Sensibilitätsuntersuchung vom Arzte aus eigenem Antriebe vorgenommen wird, erweisen sich in der Regel als höchst empfänglich für ein Gemisch von verbalen und realen geometrischen Lokalisationsüberredungen, namentlich wenn diese an geringfügige faktische Empfindungsänderungen — z. B. im Gebiet der Brustwarzen — anknüpfen.

Bei den Hysterischen freilich erscheint die gebildbegriffliche Lokalisation als eine spontane, und selbst als eine den Suggestionsversuchen des Experimentierenden zuwiderlaufende. Den Grund hierfür können wir begreiflicherweise niemals in der Lokalisation selber finden; er liegt im hysterischen Vorstellungs- oder Begriffs- oder Entschlußleben verborgen — falls es überhaupt ein psychologischer Grund ist, und nicht etwa ein physiologischer, eine Möglichkeit, von der bei der Ausscheidung der physiologischen Fragestellungen aus dem Hysterieproblem anläßlich späterer Untersuchungen noch zu reden sein wird. Hier war ja nur zu zeigen, daß die phantastische Apperzeption als psychische Basis der Neigung zur gebildbegrifflichen Lokalisation gedacht werden kann, daß sie ihr nicht, wie es dem ersten Blick vielleicht scheinen möchte, zuwider läuft. Indem wir uns

erinnerten, daß die Lokalisationen der hysterischen Empfindungsstörung durchgehends plastischer Art seien, ergab sich, daß der die Lokalisation dirigierende Gebildbegriff durch maximale Anschaulichkeit ausgezeichnet ist; daß er einen repräsentativen Begriff darstellt, der eigentlich nur in gewissen sprachlichen Benennungen ein blasses Dasein führt, außerhalb dieser aber durch eine (organische oder geometrische) Einzelvorstellung von starker sinnlicher Lebhaftigkeit vertreten wird. Was wir also früher als die gebildbegriffliche Lokalisation der hysterischen Empfindungsanomalie beschrieben haben, entfernt sich vom spezifisch Begrifflichen soweit als nur möglich zum Anschaulichen, vom Logischen zum Phantastischen hin, und ist danach auf dem Boden der phantastischen Seelenanlage sehr gut möglich, vielleicht wahrscheinlich, oder gar naturnotwendig. Nur daß wir die beiden letzten Fragen, die nach der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit im Gedankengange der Analyse nicht zu berücksichtigen vermögen — weil eben die analytische Aufgabe zeigen soll, was sein kann, aber nicht, was unter besonderen Bedingungen wird, und daß abgesehen von diesem logischen Bedenken uns die Hysterie selber empirisch keinen Anlaß gibt, der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit nachzugrübeln, einfach weil die Empfindungsauslöschungen kein allgemeines Zeichen sind, dessen Fehlen die Diagnose einer Hysterie ausschlösse, und kein bleibendes. Sie gehören, das ist damit empirisch erwiesen, nicht zur konstanten Seelenverfassung der Hysterischen, sondern höchstens zu deren möglichen und unter bestimmten Bedingungen wirklichen Folgeerscheinungen. Wenn also die Frage uns beschäftigte, ob wir die phantastische Apperzeption als eine für die Hysterie typische psychische Funktionsweise betrachten dürfen, so konnten wir uns allerdings der Untersuchung, wieweit die für die Mehrzahl der Hysterischen charakteristische Empfindungsschwächung, die wir als eine apperzeptive früher erkannt hatten, mit der phantastischen Apperzeption vereinbar sei, nicht entziehen. Nachdem wir diese Vereinbarkeit aber festgestellt haben, liegt für uns kein Grund vor, weiteren Beziehungen nachzuspüren und damit in den Bereich der Genese hinüberzugreifen.

Nur über eine naheliegende Untersuchung seien noch zwei Worte verloren: über den Gedanken, auf die gebildbegriffliche

Lokalisation der hysterischen Bewegungsstörung anzuwenden, was für die gebildbegriffliche Lokalisation der Empfindungsstörung ausgeführt worden ist. An dieser Stelle kann ich mich auf eine Widerlegung des Gedankens nicht einlassen; denn sie würde uns unvermeidlich in die positiven Beweise dafür, daß die Bewegungsstörung an einen andern Platz gehört, verwickeln und damit genetische Darlegungen vorzeitig vorwegnehmen. So begnüge ich mich damit, festzustellen, daß jene Analogie nicht durchführbar ist, einfach weil die der Bewegungsinnervation zu grunde liegenden Gebildbegriffe, ganz entgegen den empfindungslokalisatorischen, aus der Aktivität, der faktischen Bewegung heraus sich entwickeln und eine Umkehr in der Einwirkung, wie beim Lokalisieren der Empfindungen, im allgemeinen nicht stattfindet. Die Bewegungsbegriffe dienen der sprachlichen und wissenschaftlichen Verständigung, nicht aber der realen Förderung von Bewegungsmöglichkeiten, die lediglich auf anschaulichem Wege geleistet werden kann. Die eigentümliche Lokalisation der hysterischen Lähmung ist also nicht p s y c h o g e n, sondern nur p s y c h o l o g i s c h, nicht vom Gelähmten, sondern nur vom Beobachter der Lähmung aus eine begriffliche — mit welcher Einsicht die Möglichkeit eines Widerstreits gegen die begriffsfeindlichen Tendenzen der phantastischen Apperzeption überhaupt beseitigt erscheint.

Ist nun das „Wider", das sich unserer Annahme von der phantastischen Apperzeption als dem Grundstigma des hysterischen Intellekts in Gestalt der gebildbegrifflichen Empfindungsstörungslokalisation in den Weg zu stellen drohte, durch meine eingehenden Darlegungen beseitigt, so braucht damit doch nicht jedes Bedenken schlechthin aus der Welt geschafft zu sein. Indessen ist es nicht möglich, allen denkbaren Einwänden an dieser Stelle nachzuspüren. In jener Eigenart der hysterischen Empfindungsanomalie hatten wir in der Tat das kardinale Bedenken gegen unsere Ansicht zu untersuchen. Denn das perzeptive Leben ist es, mit dessen Material das intellektuelle wirtschaftet, und ein Widerspruch zwischen der Art zu empfinden und der Art zu assimilieren und zu reproduzieren durfte nicht stehen bleiben, wenn er nicht jedes Weiterspinnen des Gedankengangs unserer Untersuchung zur Lächerlichkeit verurteilen sollte. Mit der Erkenntnis, daß das hysterische

Perzipieren auch in seiner krassesten Anomalie, in der apperzeptiven Anästhesie, der von uns gedachten Art des hysterischen Intellekts nicht zuwiderläuft, ist das wesentliche Hindernis für die Fortentwicklung jener These vom Intellekt beseitigt. Geringfügigere Steine des Anstoßes brauchen uns nach diesem Gelingen keine vorzeitigen Sorgen zu bereiten.

5. Kritik des Ergebnisses.

Es mag Erstaunen wecken, daß wir das Kapitel vom hysterischen Intellekt mit der Erledigung des wichtigsten Einwandes, der sich gegen unsere Behauptung von der Sonderart dieses Intellekts erheben ließ, schon wieder zu verlassen scheinen. Man wird mir entgegenhalten, daß ich, von der Erwähnung einiger meine Thesis allenfalls stützenden Züge der Hysterie (wie des Illusionismus der Hysterischen) abgesehen, einen Beweis für meine Ansicht zu führen nicht auch nur versucht habe. Das ist richtig. Aber ich muß immer wieder hervorheben — um wenigstens vor meinem eigenen Gewissen die Pflicht der Selbsterhaltung gegenüber einer allzu anspruchsvollen Kritik zu erfüllen — daß von einer Argumentation, die mit dem „Beweisen" irgendwie verwandt wäre, heute im Bereiche der psychopathologischen Probleme nicht die Rede sein kann. Bei allem, was der eine oder andere verficht und womit er der Aufhellung eines Problems näherzurücken sich einbildet, handelt es sich lediglich um Auffassungsmöglichkeiten; die theoretische Forschung auf diesem Felde ist sozusagen eine ideale Preiskonkurrenz unter Entwürfen für — Denkwege.

Diese Erkenntnis vermöchte mich freilich von der Anklage eines zu kurzen Hinweggleitens über das Problem des hysterischen Intellekts noch nicht zu salvieren. Denn selbstverständlich hat jeder, der in seiner Mitarbeit an der Lösung der psychopathologischen Rätsel ernst genommen zu werden wünscht, die Pflicht, alles zusammenzutragen, was ihm für seine Auffassung zu plädieren scheint. Diese Pflicht muß ich aufs nachdrücklichste gegenüber einer vielfach eingerissenen Unsitte betonen, die einzelne Autoren — im Gegensatze zu andern — an sich interessant genug findet, um eine beliebige Behauptung aus ihrem Munde, einfach wegen des Ursprungs aus gerade

diesem Munde, erwägenswert zu finden. Vorzüglich bedeutende Geister kommen durch den Weihrauch, der ihnen gestreut wird, leicht zu dem bedauerlichen Irrtum, ihre Ansicht besitze auch auf anderm Gebiete als dem von ihnen mit wirklichem Erfolg kultivierten ein außergewöhnliches Gewicht und pflegen dann mit einer gewissen Hartnäckigkeit auf diesen Exkursionen zu bestehen — oder aber, was sie selber in gelegentlichem Dilettieren produzierten, wird von diensteifrigen Schülern als geniale Emanation an die große Glocke gehängt. Der Historiker der Wissenschaften, der sich mit Virchow als Antidarwinisten, mit Helmholtz als Erkenntnistheoretiker beschäftigen muß, wird über dieses Kapitel interessante Seiten zu schreiben haben. So wird auch in der heutigen Pathologie, in der die Großen rar sind und man die dem Titel nach Größten an ihre Stelle setzt, gar häufig ein X. oder Y. der Verpflichtung überhoben, seine Meinungsäußerung zu belegen, für sie zu argumentieren, nur darum, weil er in den Augen etlicher mit Ehrerbietung besonders gesegneter Schüler „ein“ X. oder „ein“ Y. ist. Ich habe mich nun, um auf die Hysterie zurückzukommen, niemals gescheut, auch die Lehren „eines“ Charcot anzuzweifeln, wo sie mir unzureichend begründet schienen und werde mir dieses Recht, das mir von einem erhitzten Kritiker schon einmal heftig bestritten wurde, nach keiner Seite hin verkürzen lassen. Allein so wenig wie einen andern, so wenig entbinde auch ich mich selber von der Verpflichtung, für meine Behauptungen ins Zeug zu gehen — so wenig würde ich es jemals tun, auch wenn in einer fernen Zeit meine Stimme eine erheblichere Geltung in den Fragen der Psychopathologie erlangen sollte, als sie heute besitzt. Und so mute ich auch keinem, der meinen analytischen Darlegungen über die Hysterie bis hierher gefolgt ist, zu, mir irgend etwas gutzuschreiben und sich mit unzulänglichen Argumentationsversuchen über meine Hypothese von der Artung des hysterischen Intellekts abspeisen zu lassen.

Aber ebenso wenig lasse ich mir zumuten, daß ich mich bei einer Untersuchung aufhalte, die nach Maßgabe meiner psychologischen Grundanschauung — der voluntaristischen — nur in ganz kurzen Phasen der Anknüpfung an umfassendere Kreise der psychologischen Interpretation entraten kann. Das Reich des Intellekts, als ein Reich der reinen, der

sublimierten Assoziation gedacht, ist in der Wirklichkeit von einem Umfange gleich Null. Es ist eine von der Wissenschaft vollzogene Abstraktion. Ja, man kann sagen: von einem Irrtum der Wissenschaft! Diese Abstraktion hat sich dann für bestimmte Zwecke der Forschung als eine dauernd brauchbare bewährt, und sie wurde auch hierher übernommen. Die Aufgabe der Wissenschaft kann nun einmal nur unter abstrahierender Maceration der Wirklichkeit erfüllt werden. Aber selbst unter dieser Bedingung einer vollen Anerkennung der Notwendigkeit und Nützlichkeit jenes Begriffs eines Intellekts vermag ich seine Brauchbarkeit im Gange einer Analyse der Hysterie über das ihm schon gezollte Maß hinaus nicht einzusehen.

Ein über den heutigen Stand unserer Kenntnisse hinweggreifendes Verständnis des reinen Assoziierens, der Verbindung perzeptiver oder einmal perzeptiv gewesener psychischer Inhalte ohne Berücksichtigung des Gefühlslebens, rein auf ihre Inhaltsbeschaffenheit hin betrachtet, kann ausschließlich auf dem Wege des psychologischen Experiments gewonnen werden. Das gilt auch für die pathologischen Veränderungen der Assoziation, über die ja wertvolle Ansätze zur experimentalpsychologischen Erforschung bereits vorliegen. Die Vermehrung der reinen Klangassoziation unter dem Einflusse bestimmter seelischer Verschiebungen wäre etwa unter die Erkenntnisse zu rechnen, die wir auf diese Weise als wertvolle Bereicherungen unserer gesamten psychologischen Einsicht begrüßen dürften — um nur ein positives Beispiel zu nennen; sie hat bereits über einen vordem arg mißverstandenen psychologischen Komplexbegriff, die Ideenflucht, Licht verbreitet und ist für zwei ganz bestimmte Richtungen psychischer Abnormität, die akut alkoholische und die manische, als charakteristisch erkannt. In diesem Phänomen haben wir eine ganz unmittelbare Intellektserscheinung vor uns, wenn auch die Frage ihrer Bindung an gehobene Stimmungslagen schlechthin bisher noch kaum untersucht worden ist. Das Assoziieren zeigt sich von einem isolierten perzeptiven Prinzip beherrscht: eben von der Klangidentität. Es wäre durchaus falsch, zu sagen, daß damit die Inhaltsverknüpfung, als die wir den Intellekt hinstellten, eigentlich annuliert werde. Denn Inhalt im psychologischen Betracht ist nicht begrifflicher, intellektueller Inhalt —

mit der Zugrundelegung dieser Ansicht würden wir uns bei der Bestimmung des Intellektsbegriffs ja im Zirkel drehen; sondern ebensowohl perzeptiver Inhalt — Empfindungsqualität im Gegensatze zum Gefühlserlebnis. Das Vorherrschen von Klangassoziationen bezeichnet also eine bestimmte — sei es noch normale, sei es pathische — Intellektsrichtung: die Klangassoziationen regeln nicht bloß die vorwiegend reproduktive Geistesbetätigung, sondern auch schon die perzeptive und damit das Material der apperzeptiven, indem sie die assimilative Angliederung der Eindrücke, somit die ununterbrochene Ergänzung des Gedächtnisschatzes bestimmen, soweit nicht die Gefühlserlebnisse verändernd und umbestimmend hierbei eingreifen.

Eine andere Art des Assoziierens, die der Klangassoziation mit gleicher Selbständigkeit an die Seite gestellt werden könnte, ist noch nicht gefunden worden. Daß wir mit diesem vorläufigen negativen Ergebnis bei weitem noch nicht am Ende unserer Kenntnisse vom Assoziieren angelangt sind, ist sicher. Wir alle haben die Empfindung — die in der wissenschaftlichen Erkenntnis so gut ihre Berechtigung hat, wie im Leben — daß der Paranoiker anders assoziiert, als der Gesunde, vielleicht nach einem bestimmten Prinzip anders: nach welchem aber? ist uns noch verborgen. Und von der Hysterie können wir nicht einmal sagen, was uns von der Paranoia sicher zu sein scheint. Die Denkweise und Denkrichtung der Hysterischen kann auffallend sein; ihre Einfälle, ihre Ideenverbindungen können verblüffend wirken. Aber von irgendwie typischen Assoziationsphänomenen, wie wir sie von der Manie und dem Alkoholrausch her jetzt kennen, wie sie uns für die Paranoia wahrscheinlich sind, ist hier keine Rede. Die Schilderungen über die seelische Gesamtbeschaffenheit der Hysterischen gehen (nicht weniger als über den vielberufenen hysterischen Charakter) auch über den hysterischen Intellekt auseinander. Bei Pierre Janet lehrte unser historischer Rückblick uns eine Auffassung kennen, die den Hysterischen eine Schwäche der psychischen Synthese zuschreibt. Aber abgesehen davon, daß dieser Meinung, wie wir sahen, aufs stärkste widersprochen worden, jene Schwäche mindestens nur als eine sekundäre Erscheinung anerkannt worden ist, handelt es sich hierbei überhaupt nicht mehr um ein inhaltliches Moment, sondern um ein noch dazu sehr vages formales, analog etwa

der — allerdings viel präziseren, weil mit Zahlenwerten faßbaren — Assoziationsgeschwindigkeit, über die ja namentlich in Parallele zu den Phänomenen der Klangassoziation und in Rücksicht auf die frühere mißverständliche Deutung der alkoholischen und manischen Ideenflucht, wiederholt experimentelle Untersuchungen angestellt worden sind.

Wie wenig wir von den Veränderungen wissen, die das Assoziieren der Hysterischen gegenüber dem Normalen zeigen könnte, geht übrigens deutlich genug aus dem kardinalen Charakterzug hervor, den wir den Hysterischen allenthalben zugesprochen finden: der Unberechenbarkeit. Diese Unberechenbarkeit scheint ja freilich, sieht man nur oberflächlich hin, die Hysterie von vornherein mit wünschenswerter Deutlichkeit von der Breite des Gesunden zu trennen; denn mit Einrechnung eines nicht einmal erheblichen Fehlersatzes darf der normale Durchschnittsmensch im wesentlichen als „berechenbar“ betrachtet werden — selbstverständlich im vulgärpsychologischen und nicht etwa im mathematischen Verstande. Was aber der hysterischen Unberechenbarkeit gerade den charakteristischen Stempel aufdrückt, ist ihre Inkonstanz: das soll heißen, der Hysterische benimmt sich wider alles Erwarten lange Zeit hindurch oft wie ein Normaler. Mit unserer wachsenden Kenntnis der manischen und depressiven, der melancholischen, der paranoischen, der katatonischen Zustände ist die Berechenbarkeit der entsprechenden Kranken gleichen Schritts gewachsen. Die anscheinend so unvermittelten Schwankungen und Kontraste in den Reaktionen und Aktionen der Nervösen und Neurastheniker vermag der Nervenarzt meist nur zu sicher vorauszusehen. Ich weiß, wie der Hypochonder, der nervöse oder neurasthenische, eine unvorsichtige Bemerkung aus meinem Munde weiterspinnen, wozu er sie bis zur nächsten Konsultation verarbeitet haben wird. Die Fehlberechnungen, die dem Kundigen dabei unterlaufen, sind dem Prozentsatz nach nicht häufiger, als bei der Beurteilung des normalen Menschen. Eher seltener! Denn es gilt eigentlich für alle pathischen Zustände hinsichtlich der Prognostik eine größere Eindeutigkeit, als für die normalen und die auf der Grenze stehenden, die pathoiden: eine manifeste Pneumonie ist besser zu beurteilen, als eine Febricula herpetica. Die Hysterie aber steht für sich. Sie scheint jedes Leitfadens zu spotten.

Wir wissen ja freilich von einer merkwürdigen Erscheinung bei den Hysterischen, die man als das greifbarste Phänomen der Bewußtseinsverdoppelung bezeichnen hört: ihre Amnesieen und pathologischen Erinnerungsverknüpfungen. Manche Hysterische haben Perioden, die mit früheren Perioden psychischen Erlebens durch Erinnerung verbunden, innerhalb der meisten Zeit aber völlig erinnerungsunfähig sind. Sie scheinen wirklich in zwei voneinander getrennten Welten zu leben, deren eine von der andern nie etwas erfährt. Aber für keine der zwei psychischen Hemisphären, wenn ich es so nennen darf, ist eine besondere Art des Assoziierens, überhaupt eine besondere Art der Vorstellungsinhalte gefunden worden, die von derjenigen der andern verschieden wäre. Etwa derart: in der einen Reihe werden mehr sinnlich ähnliche, in der andern mehr begrifflich ähnliche Inhalte zueinander assimiliert.

Die Deskription der manifesten Hysterie ist heute im wesentlichen abgeschlossen; und sie hat irgend einen Anhaltepunkt für eine Sonderbestimmung der Züge des hysterischen Intellekts nicht gebracht. Denn wir dürfen nicht etwa, wozu man leicht versucht sein könnte, die phantastische Apperzeption hier hineinmischen. Eine besondere assoziative Grundlage des phantastischen Apperzipierens gibt es ja gar nicht — das ist wenigstens meine feste Überzeugung. Bei wem extensive Ähnlichkeiten das Verknüpfen der Inhalte beherrschen, der kann einmal eine vorwiegend begriffliche und verstandesmäßig apperzipierende Seele — etwa ein Mathematiker — und dann wiederum eine plastische, pantastisch apperzipierende — ein Bildner sein. Die Disposition für Klangassoziationen bedingt durchaus keine musikalischen Züge. Es ist ja heute so Mode geworden, daß man von verfehlter Laufbahn redet, wenn ein Kritiker synthetisch, ein Gelehrter intuitiv veranlagt scheint. Und doch hat in den allermeisten Fällen die Begabung ihren richtigen Weg gefunden. Nur daß man eben das Assoziative vom Apperzeptiven nicht gründlich genug zu sondern weiß. Deutlicher gesprochen: der „Intellekt an sich“ sagt noch gar nichts darüber aus, wozu einer taugt. Verstandesmäßige und phantastische Anlage sind nicht ein Ausdruck der Art zu assoziieren, sondern der apperzeptiven Verknüpfungsweise — des Willens.

Auf die besonderen Fragen, mit denen wir uns zuletzt befaßt haben, angewandt, würde das folgende Lehre ergeben. Ist der Intellekt apperzeptive Inhaltsvergleichung, wollen wir ihn unter der Flagge dieser Definition weiterführen, so ist er nicht auch Ausdruck rein assoziativer Verhältnisse. Es ist ein Irrtum, zu meinen, im Intellekt eines Menschen käme seine rein assoziative Disposition zum Ausdruck, befreit von allen affektiven Beeinflussungen, und es ist darum verwirrend, die assoziative und die intellektuelle Anlage eines Individuums zu identifizieren. Die assoziative Disposition liefert das Material für das psychische Leben schlechthin; für die Affekte so gut wie für die Schlüsse. Sie ist jene elementare Art der Inhalteverbindung, wider die kein noch so starkes Ich sich auflehnen kann. Der Intellekt dagegen stellt eine höchst komplexe Masse psychischer Tätigkeiten dar, die im wesentlichen auf Inhaltevergleichung hinauslaufen. Er bedeutet also — wenn wir von dem Durcheinanderwürfeln, das der Name oft zudecken muß, absehen — eine Richtung der Willensäußerung — eine Realität. Diese Realität kann aber natürlich nun nicht verstanden werden aus einer ihr unterworfenen, von ihr überhaupt erst künstlich mit abgezogenen Abstraktion heraus, wie die assoziative Anlage, der „Intellekt“ im zweiten Sinne, eine ist; sondern sie weist, wollen wir ihrem Verständnis näher treten, notwendig auf den Willen in seiner Gesamtheit zurück.

Und das wieder in die Sprache unserer bereits gewonnenen Ergebnisse übersetzt: der hysterische Intellekt, sofern er als phantastische Apperzeption sich uns darstellt, kann nicht aus einer irgendwie gearteten assoziativen Eigentümlichkeit der Hysterischen begriffen werden. Diese Eigentümlichkeit möchte höchstens darin zu erblicken sein, daß die phantastische Apperzeption eine nach innen gerichtete ist, an wesentlich reproduktivem Erlebnismaterial sich ihre Betätigung sucht. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß hierfür eine rein perzeptive — assoziative — Disposition der Hysterischen verantwortlich gemacht werden könnte. Immerhin versehe ich selbst diese Möglichkeit mit einem Fragezeichen, dessen wir uns in späteren Stadien unserer Arbeit zu erinnern haben werden, und das uns mindestens die Möglichkeit freihalten soll, die Innenkehrung des phantastischen Apperzipierens Hysterischer aus psychophysischen Quellen herzuleiten.

Der Unterrichtete bemerkt wohl, daß diese kritische Sichtung unseres Ergebnisses theoretisch über den Interessenkreis der Hysterie hinausgreift und sich gegen eine ganze Richtung der psychopathologischen Interpretationskunst kehrt. Im strikten Gegensatze zu allen Versuchen, Willenserscheinungen assoziativ aufzulösen, mögen sie in der absurden Fassung der Affektlehre von Lange und James, mögen sie in den geistreichen Konstruktionen Wernickes hervortreten, finden wir uns gerade bei der Analyse des hysterischen Intellekts auf die abstraktionelle Unselbständigkeit des Assoziativen geführt, das niemals die Grundlage, immer nur eine der Bedingungen psychischer Abwickelungen bedeutet. Die Willensphänomene sind keine Verunreinigungen des Vorstellens durch vasomotorische Effekte, und das psychopathische Erleben findet sich keineswegs in der Paranoia typisiert. Die Analyse des Intellekts als einer assoziativen Synthese von Inhalten kann nur so glücken, daß sie von der eben ausgesprochenen falschen Prämisse ausgeht, von der Annahme, daß eben der Intellekt diese Synthese sei. Den Intellekt, der uns eine empirische Realität ist, umspannt jene Prämisse nicht; der Versuch, ihn analytisch abzuhandeln, wird notwendig immer zu seiner Einbeziehung in den Bereich des Wollens führen.

Die Analyse der Hysterie weist uns den gleichen Weg; das ist wertvoll, denn das psychologische Bekenntnis braucht der Gegner, trotz noch so starken Mißerfolgen des seinigen, nicht als Wegweiser anzuerkennen. Wir nehmen also unsere These, daß der hysterische Intellekt durch eine vorwiegend mit reproduktivem Material arbeitende phantastische Apperzeption charakterisiert werde, dogmatisch wieder auf und schreiben sie in das Konto der Aufgaben, die der Analyse des hysterischen Willens zu lösen bleiben.

Achtes Kapitel.

Der psychophysische Riegel vor der Psychologie der Hysterie.

1. Die Zwiespältigkeit des Willensproblems.

Die psychologische Genese hat das Wollen aus dem Trieb entwickelt; sie deckte diesen als den primitiven Stamm alles psychischen Geschehens, des „affektiven“ wie des „intellektuellen“ auf. Die Erkenntnis ist bedeutsam, und doch muß die Analyse auf ihre Verwertung verzichten. Sie darf nicht, so sehr sie das locken möchte, im psychischen Leben von heute nach Trieben suchen und nun nach deren Zerlegung sich die mühsamere Arbeit an den komplexen Willenserlebnissen ersparen wollen. Sie würde in dem genetisch Älteren schlechterdings nicht die Elemente auffinden können, aus denen das genetisch Spätere zusammengefügt erscheint. Und wenn sie diese Elemente darin dennoch zu ahnen vermöchte, so wäre immerhin die Verknüpfung eine wesentlich veränderte: darin aber liegt ja schließlich das Hauptstück aller Analyse, die Verknüpfungen sehen zu lehren, die in der Synthese der Elemente wirksam sind. Der Trieb nun ist Einheit, und wenn eine rückschauende Forschung in ihm Vorstellung, Gefühl, Wollen zu entdecken, ihn damit gerade als genetischen Vorfahr der Willenshandlung ansprechen zu dürfen meint, so setzt doch dieser Schluß seinerseits schon die analytische Kenntnis des komplexen Wollens voraus. Aus dem Willen ist der Trieb begriffen worden — nicht aus dem Trieb der Wille.

Trotzdem besteht natürlich das Streben der Analysis zu Recht, sich für ihren Zweck die denkbar einfachste Willenshandlung zu wählen, und sich nicht in den Strudel der ersten

besten, dem Alltagsleben entnommenen, höchst komplizierten Aktion zu stürzen.

Hierbei sieht sich nun aber der Analytiker vor ein prinzipielles Dilemma gestellt. Es erscheinen nämlich, überblickt er das Feld des Seelischen, alle Möglichkeiten des Wollens nicht bloß nach etwelchen praktischen Gesichtspunkten, sondern in zwei große Gruppen geordnet, deren erhebliche Verschiedenheit voneinander nicht übersehen werden kann. In der einen Gruppe hat das Wollen das konstruktive Prinzip des Triebes noch behalten: es ist in seiner Totalität durchaus eine psychophysische Angelegenheit. In der andern Gruppe aber stellt sich uns die Willensaktion als eine streng psychologische dar: sie ist Apperzeption. Die Bezeichnungen Aktion und Apperzeption sollen uns weiterhin für die beiden Möglichkeiten des Wollens Sprachsymbole sein.

Ganz ersichtlich ist es nun von einiger Tragweite, ob ich zum Vorwurf der Untersuchung eine Aktion oder eine Apperzeption auswähle. Jenes führt mich — möglicherweise — auf psychophysische Erwägungen, von denen dieses mich gänzlich fernhält. Und käme ich etwa zu dem Ergebnis, daß eine psychophysische Beziehung für die besondere Eigentümlichkeit des von mir analysierten Phänomens den Ausschlag gebe, so hätte ich hiermit dann erst die halbe Arbeit geleistet. Denn eine psychophysische Beziehung, charakteristisch für den Ausfall meinetwegen sämtlicher nur ersinnbarer Aktionen, versagt vor dem Problem der Apperzeption, mindestens vor seiner positiven Lösung. Eine Psychophysik des hysterischen Wollens wäre außerstande, den apperzeptiven Teil des Wollens analytisch klarzulegen. Daran kann kein Zweifel sein.

Es handelt sich hier keineswegs, wie mancher vielleicht annimmt, um eine philosophische Spielerei; wer logische Forderungen innerhalb der Pathologie stellt, wird ja leicht der Hinneigung zu derartiger Allotria verdächtig. Vielmehr sollte dem aufmerksamen Leser die Doppelseitigkeit des Willensproblems in der Untersuchung der Hysterie schon im früheren Verlaufe dieser Analyse aufgefallen sein. Wir haben hysterische Bewegungsstörungen und hysterische Empfindungsstörungen untersucht. Beide Arten zeigen durch die, wie Janet es sehr gut nannte, laienphysiologische, wie ich es in eine strengere Terminologie

übersetze, gebildbegriffliche Lokalisation der Anomalie eine frappante Ähnlichkeit. Abgesehen von den Fällen, wo wir beide Störungen als physische uns denken können — manche hysterischen Algieen, die Schmerzakinesie — fanden wir die Bewegungsstörung als ein Aktionsproblem, die Empfindungsstörung als ein Apperzeptionsproblem wahrscheinlich gemacht. Weiter: wir haben noch vor der Betrachtung dieser beiden Phänomengruppen von den Suggestionen gehandelt. Es ergab sich, daß es aktionelle und apperzeptive Suggestionen gibt. Aktionen wie Apperzeptionen mit den Kriterien der kompletten Sinnlosigkeit oder der kompletten Maßlosigkeit. Endlich: wir sind dieser Gruppierung bei der Betrachtung der Lenksamkeit wieder begegnet, wo der aktionellen Lenksamkeit eine apperzeptive korrespondierte, die wir als Leichtgläubigkeit aufgelöst haben.

Alles also, was bisher schon Gegenstand unserer analytischen Gedankenführung war, wies bereits, wenn auch nicht wörtlich, so doch tatsächlich, auf die Zwiespaltung des Willensproblems hin. Jetzt stehen wir vor der entscheidenden Wahl des Paradigmas: Aktion oder Apperzeption? Oder — beides?

Das Letzte, um es gleich zu erledigen, ist ein Unding. Eine wissenschaftliche Untersuchung, die genötigt wird, mit einem von zwei möglichen Wegen den Anfang zu machen, kann unter keinen Umständen damit rechnen, daß sie dahin gelangen wird, am Ende dieses ersten Weges umzukehren, und den zweiten Weg ebenso gewissenhaft zu durchlaufen — vor allem ihn so objektiv zu durchlaufen, als ob sie den ersten nicht schon zurückgelegt hätte. Denn wenn überhaupt die beiden Wege an einer Stelle konvergieren — und das müssen sie, wo immer sie zwei Seiten eines Problems darstellen — dort ergibt sich auf dem einen so vieles, was die Marschweise auf dem andern von vornherein bindet und bestimmt, daß der zweite in ganzen Abschnitten durch die Absolvierung des ersten bereits miterledigt scheint. Darum ist ja die Wahl eines Untersuchungsganges oft geradezu entscheidend für das Ergebnis, weil dieses durch die erste eingeschlagene Richtung schon festgelegt wird. Der zweite Weg, den wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit dann noch abschreitet, wird immer mehr die Rolle einer Ergänzung, eines Negativs spielen.

Wenn wir also uns dieser Illusion, das Willensproblem in der Analyse der Hysterie von seiner aktionellen und seiner

apperzeptiven Seite her mit gleicher Gründlichkeit und Unvoreingenommenheit anfassen zu können, überhaupt nicht erst hingeben, so scheint für die nunmehr nötige Wahl auf den ersten Blick die Apperzeption den Vorzug zu haben. Die Apperzeption ist zwar in ihrer psychologischen Selbständigkeit gegenüber der Aktion der genetisch viel spätere, doch aber nun der mehr umfassende Vorgang. Ja, man kann zugeben (dieser genetische Einschub ist hier unvermeidlich), daß mit der fortschreitenden Entwickelung der Psyche die Aktionen eine zunehmende Veränderung in der Richtung auf die Apperzeptionen zu aufweisen: unser Wollen wird immer mehr ein Beschließen, Sich-Vornehmen, Beabsichtigen, das heißt eben, der einheitliche Willensvorgang spaltet sich in eine psychische und eine psychophysische Hälfte. Die zweite rechnen wir von der Erinnerung des Beschlossenen bis zum Ende seiner aktionellen Erledigung; die erste Hälfte aber, die doch den eigentlichen Wahlprozeß darstellt, endet mit einer Apperzeption: eben mit der Apperzeption einer Aktionsvorstellung. Neben dieser wachsenden praktischen Geltung der Apperzeption steht ihre umfassendere theoretische: die schon gestreifte erheblichere Weite der bei ihrer Untersuchung sich ergebenden Erklärungsmöglichkeiten. Die Aktion, als psychophysisches Ereignis, kann für das Verstehen der Apperzeption oder ihrer Abnormitäten keinen Grund legen; umgekehrt aber gilt das, was für die Apperzeption erkannt wurde, ausnahmelos auch für den ersten Teil, den psychischen, der Aktion, die wir ja, sogut wie es praktisch im Gange ist, auch theoretisch in zwei Hälften sondern können, deren eine nur bis zur Apperzipierung der motorischen Aktion reicht. Das scheint eigentlich beinahe entscheidend zu sein. Allerdings nur für den Fall, daß das Willensproblem in der Hysterie überhaupt in einer Linie lösbar ist, daß es sich nicht von vornherein auf zwei voneinander unabhängige Teilantworten, eine psychologische — für die Apperzeption — und eine psychophysische für die Aktion — zuspitzt.

Für mich selber sind, als ich anfing, mich mit analytischen Untersuchungen hysterischer Phänomene zu beschäftigen, die hier vorgetragenen Gründe von so starker Überzeugungskraft gewesen, daß ich von dem Prinzip, das Problem des hysterischen Wollens streng apperzeptionell auf- und anzufassen, mich lange Zeit durch keine Schwierigkeit habe abbringen lassen. Ich

gestehe, daß dabei eine gewisse Abneigung, die Hysterie auf die psychophysische Seite zu ziehen, wie ich heute deutlich mir bewußt bin, verstärkend mitgewirkt hat. Die Theorien von Moebius und Oppenheim, auch die von Kraepelin versuchte Definition der Hysterie, die sämtlich auf Konstatierung eines psychophysischen Sachverhaltes hinausliefen, hatten mich so wenig befriedigt, schienen mir an dem wesentlichen der hysterischen Phänomene so ganz vorbeizutreffen — wie Oppenheim — oder es doch so ungenügend zu erschöpfen — wie Moebius und Kraepelin — daß ich, bei allem Mißtrauen gegen manche Eigentümlichkeiten in der Arbeitsweise der französischen Untersucher, doch deren (vornehmlich Janets) radikal psychologische Stellung als prinzipielle Stellung zum Hysterieproblem für mich übernahm und mit einer, dem jungen Bearbeiter gewiß verzeihlichen ängstlichen Zähigkeit an dieser Wahl festhielt. Es sind aus der experimentalpsychologischen Praxis entsprungene Einsichten gewesen, die mich darin wankend gemacht und nur zu der Sorge um meine faktischen Mißerfolge — denn ich sah wohl, daß ich auf dem betretenen Wege nicht vorwärts kam, schob es aber allein meiner Unbeholfenheit im psychopathologischen Denken zu — als Tröstung die Erkenntnis von der prinzipiellen Notwendigkeit dieser Mißerfolge brachten. So darf ich von mir sagen: ich habe den Weg über die Apperzeption gemacht, und er hat mich viel Zeit und Denkkraft gekostet; aber insofern ist er doch nicht vergeblich gewesen, als er mich zu der theoretischen Einsicht in seine Unbegehbarkeit geführt hat.

In einer geordneten Analyse, die man von einer Publikation, gar von einem Buche über die Psychologie der Hysterie erwarten kann, werde ich selbstverständlich diesen unnützen Weg nicht wiederholen. Wir beschreiten also, unbekümmert um das Plausible der früher aufgezählten Gründe, den Pfad der Aktion, der psychophysischen Untersuchung des hysterischen Wollens; und es wird sich ergeben, daß wir hierbei die alten Fäden, die wir bis zu einem bestimmten Punkte gesponnen haben (die Fäden der Suggestion, der Anästhesie, der Akinesie, des Intellekts) bei den Hysterischen entweder wiederfinden und zu ihrer Einmündung in das psychophysische Problem geleiten werden — oder daß wir die Unmöglichkeit einsehen, ihnen auf dem analytischen Wege weiter beizukommen, als es an jener früheren

Stelle geschehen ist. Aus alledem aber soll auch ersichtlich werden, wie es kommt, daß das hysterische Willensproblem nicht von zwei Seiten her mit gleichem Glück angefaßt werden kann; warum die psychologische Seite der Hysterie sozusagen hinter der psychophysischen gefesselt liegt und der Weg zu ihr nur über diese führen kann.

Ich habe mit diesen programmatischen Worten viel verheißen. Ich muß eilen, es zu halten.

2. Zur Psychophysik des hysterischen Gefühlslebens.

Zwei Wege gibt es, die uns das Wie? des Seelenlebens unserer Mitmenschen (die Gründe für unsern Glauben an die Existenz eines solchen Seelenlebens stehen hier nicht zur Untersuchung) zu erschließen vermögen. Der eine ist die Mitteilung. Er setzt zweierlei voraus, wenn er als zuverlässig betrachtet werden soll: einmal, daß der Mitteiler über den Zustand seines Innern selber gut Bescheid wisse, was ja erfahrungsgemäß keineswegs selbstverständlich zu sein braucht; ferner, daß er die Absicht habe, dem andern die Wahrheit mitzuteilen. Selbsttäuschung und Täuschung ergeben sich somit als die beiden Möglichkeiten der Mitteilungsverfälschung. Und beide können schließlich in einer mittleren Linie ineinander fließen. Diese mittlere Linie scheint mir gerade für die Untersuchung der Hysterischen von erheblicher Bedeutung zu sein. Wir kommen darauf noch zurück. Abgesehen davon aber macht das Moment der Selbsttäuschung die Mitteilung so vieler psychischen Zustände illusorisch, daß wir nicht die Möglichkeiten der Täuschung herauszurechnen brauchen, um der Mitteilung als psychologischer Erkenntnisquelle verhältnismäßig enge Anwendungsgrenzen zu bestimmen. Alle höheren Intensitäten des Affektes, und vornehmlich derjenigen Affekte, die man als die sthenischen zusammengefaßt hat, sind für die Mitteilung mehr oder minder ungeeignet, weil es gerade in ihrer psychologischen Natur liegt, eine kühle und klare Selbstbeobachtung zu erschweren oder überhaupt auszuschließen.

Noch eine dritte Fehlerquelle, die allerdings neben denen der Täuschung und der Selbsttäuschung wenig genannt zu werden pflegt, darf doch bei der Kritik der Mitteilung und ihrer Richtigkeitsgarantien nicht vergessen werden. Die Mitteilung

ist, auch wo sie sich der Schrift bedient, unter allen Umständen an den Gebrauch der Sprache geknüpft; und die Fähigkeit, der beabsichtigten Mitteilung einen maximal adäquaten sprachlichen Ausdruck zu finden, unterliegt recht erheblichen Schwankungen, die von der ganzen Individualität abhängig sind, aber sich auch innerhalb des gleichen Individuums je nach Übung und Stimmung bemerkbar machen können. Der experimentierende Psycholog weiß, einen wie wichtigen Faktor die mangelnde Fähigkeit zu konformem sprachlichen Ausdruck des seelisch Erlebten in der Reihe der experimentellen Fehlerquellen darstellt.

Es sind, wie wir sehen, genug Gründe, die eine Ergänzung der Mitteilung durch einen anderen Weg der Untersuchung fordern. Diesen weist uns die Ausdruckserscheinung.

Gewöhnlich sagt man: Ausdrucksbewegung. Man denkt dabei an die Gesten, an alles das, was die Psychophysik als Pantomimik zusammenfaßt und spricht mit dieser Gewohnheit implizite die Annahme aus, daß in den pantomimischen Phänomenen der am stärksten charakteristische Ausdruck des Gefühlslebens gegeben sei. Diese Annahme ist nur innerhalb sehr enger Grenzen richtig. Wenn wir bedenken, daß die Pantomimik des erwachsenen Menschen zum wahrscheinlich größeren, jedenfalls zu einem sehr erheblichen Teile nicht ursprüngliches Naturphänomen, sondern Kulturprodukt, Ergebnis von Sitte, Konvention, Erziehung, Imitation, und zu einem letzten Teil sogar bewußte Mache ist, so werden wir gegen die Konformität dieser Erscheinungen mit den von ihnen ausgedrückten seelischen Phänomenen mindestens mißtrauisch sein dürfen. Es ist ja richtig, daß gerade von den konventionellen Einflüssen eine gewisse Gleichmachung der pantomimischen Gewohnheiten ausgeht, so etwa, daß das malitiöse Lächeln des Westeuropäers ungefähr den nämlichen Seelenzustand offenbart, wie das unbändige Hohngelächter eines urwüchsigeren Menschenkindes; trotzdem wird gerade auch wieder durch die dabei unausbleibliche Nivellierung individueller Nuancen der Analogieschluß ein unsicherer. Kurzum, die komplizierten Lebensbedingungen, die unser psychophysisches Werden mitbestimmen, verweisen die der willkürlichen Innervation unterworfenen Bewegungen für die Erkenntnis der Gefühlszustände an die zweite Stelle. Ungleich bedeutsamer als sie erscheinen uns dann jene der Willkür

mehr oder minder entzogenen Phänomene, die nicht so ohne weiteres unter die Bewegungen gezählt werden können.

Obwohl sie ja großenteils freilich welche sind. Wie schon der Name sagt: vasomotorische Erscheinungen — reduziert sich eine Gruppe von ihnen auf Bewegungen der Herz- und Gefäßmuskulatur. Eine weitere Gruppe umfaßt die Schwankungen der Atmung nach Tiefe und Häufigkeit, hat also sogar in den willkürlichen Muskeln des Brustkorbes seinen Sitz, deren Willkür freilich durch die eigenartige Verfassung des Atmungszentrums recht enge Grenzen gezogen sind. Eine dritte Gruppe endlich umspannt die sekretorischen Vorgänge, die wohl zu den vasomotorischen in einer engen Beziehung stehen, keinesfalls aber nach dem Stande unserer heutigen Erkenntnis in sie aufgelöst werden können. Sie stellen eine unmittelbare Gewebsreaktion auf psychische Vorgänge dar. Und da nicht zu bestreiten ist, daß auch die vasomotorischen Phänomene, wenngleich der Physiologie, so doch nicht der empirischen Beobachtung als Bewegungen erscheinen — es hat entschieden etwas Fremdartiges an sich, wenn das Erröten als Ausdrucksbewegung klassifiziert wird — so ist es das Beste, alle jene physischen Begebenheiten, die uns einen Rückschluß auf gleichzeitige seelische Erlebnisse ermöglichen, unter der Bezeichnung von Ausdruckserscheinungen (allenfalls auch Ausdrucksmitteln) zusammenzufassen.

Natürlich sind auch die Ausdruckserscheinungen, in ihrer Anwendbarkeit auf die psychologische Erkenntnis, keineswegs eindeutig. Wenn einer unter Zittern errötet oder erblassend zusammenzuckt, so kann das der Ausdruck recht verschiedenartiger seelischer Prozesse sein. Auch die Ausdruckserscheinung bedarf erst der Interpretation, der Beurteilung aus der ganzen Situation heraus, in der sie sich abspielt. Aber sie gilt uns mit Recht im allgemeinen als der bessere Gradmesser für die Bewegung der Psyche des Mitmenschen im Vergleich zur Mitteilung. Denn selbst die höchste Fähigkeit der Selbstbeherrschung, d. h. der Unterdrückung oder Fälschung von Ausdruckserscheinungen, hat ihre Grenze, umspannt durchgehends nur einen Teil der Phänomene und ist ihrer selber nur für einen Teil aller denkbaren Situation sicher. Wie oft heißt es von Jemandem: er hat seine Erregung geleugnet und zu verbergen gesucht, aber sie

war ihm doch anzusehen. Es gibt für jeden Affekt, für jede Stimmung eine oder die andere Ausdruckserscheinung, die der Beherrschung spottet.

Im Hinblick auf die besondere Untersuchung, die uns hier beschäftigt, möchte ich bei dieser Gelegenheit auf eine Definition zurückgreifen, die ich in meiner ersten Publikation über die Hysterie entwickelt und in einer ferneren mit dem Begriff der Ausdruckserscheinungen gleichgesetzt habe. Die klinische Sprache hat für die körperlichen Symptome der Hysterie den Ausdruck „psychogene Erscheinungen" adoptiert; und in der Sphäre eines bestimmten klinischen Jargons, wenn ich so sagen darf, des poliklinischen und des Sprechstundenjargons nämlich, denen beiden es im wesentlichen auf rasche diagnostische Verständigung ankommt, ist das Wörtchen „psychogen" vielfach mit dem Wörtchen „hysterisch" identisch geworden. Gleichzeitig ist an jener Bezeichnung ein leiser Gegensatz zu dem Begriff des Psychomotorischen haften geblieben, wie ja auf der anderen Seite der Gegensatz zum Organischen, d. h. des rein Psychischen, ein implicite dem Psychogenen eigener ist. Man sagt also etwa von den Konvulsionen des hysterischen Anfalls sie seien weder organisch bedingt — wie die epileptischen — noch seien es willkürliche Bewegungen, sondern sie seien eben psychogen. Es existiert auch ungefähr ein Gefühl dafür, was das bedeutet.

Die theoretische Untersuchung kann sich mit der Existenz dieses Gefühls für das Richtige natürlich nicht bescheiden und sieht sich, will sie den eingeführten Namen überhaupt beibehalten, zu einer Begriffsbestimmung genötigt. Der Versuch dieser Begriffsbestimmung hat mich nun dazu geführt, unter den psychogenen Erscheinungen die Gesamtheit aller „psychisch bedingten, aber nicht motivierten körperlichen Vorgänge" zu begreifen. Man erspare mir hier einen psychologischen Exkurs über den negativen Teil dieser Definition, der den Begriff der Motivation enthält; motivierte Vorgänge sind eben Handlungen und bedürfen keines gräkisierenden Namens. Was aber die positive Hälfte angeht, die die psychische Bedingtheit statuiert, so meint sie selbstverständlich nicht eine Beziehung, die nur unter der Voraussetzung einer psychophysischen Kausalität annehmbar wäre, sondern jenes funktionelle Verhältnis, wie wir es früher für den Begriff des Psychophysischen entwickelt haben,

auf die Einzelfälle der Verknüpfung von Gefühlserlebnis und Ausdrucksphänomen begrenzt. Ich ergänze dies durch die beiden Sätze Wundts, nach denen „der Affekt und die Ausdrucksbewegung samt den ihr vorausgehenden Innervationen nur Beziehungen regelmäßiger Koordination, aber kein wirkliches Verhältnis von Grund und Folge erkennen lassen“, und dennoch „jene durchgängige Beziehung der Variationen der Gemütsbewegung zu dem wechselnden Spiel ihrer Ausdrucksformen zustande kommt, vermöge deren wir jede Ausdrucksbewegung als ein adäquates Symptom der entsprechenden seelischen Regung betrachten lernen“.

Die Kenntnis dieser „durchgängigen Beziehung“ ist allerdings bis heute, am Maßstabe der Exaktheit gemessen, eine äußerst dürftige geblieben und erschöpft sich wesentlich in jener Routine, die uns unter dem Namen der Menschenkenntnis bekannt ist. Die von Fechner begründete Psychophysik trug insofern einen intellektualistischen Charakter, als sie sich die Erforschung der Maßbeziehungen zwischen Reizen und Empfindungen zum einseitigen Vorwurf nahm, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob es sich dabei um eine zeitliche und berechtigte oder um eine prinzipielle und irrtümliche Einseitigkeit handelte. Tatsache ist jedenfalls, daß auch unter der Führung Wundts, also des denkbar entschiedensten Voluntaristen, das Feld der experimentalpsychologischen Untersuchung wesentlich von den Problemen des Empfindungs-, Vorstellungs- und Assoziationslebens, oder doch von der mehr formalistischen Seite der Willensprobleme — z. B. Reaktionsgeschwindigkeit — ausgefüllt worden ist. Erst in jüngster Zeit fordert die Psychologie und die Psychophysik des Gefühlslebens energisch und mit besserem Erfolge ihr Recht. Die Ergebnisse aber dieser Untersuchungen liefern bis zur Stunde eine höchst fragmentarische Erkenntnis von den Gesetzen der Zuordnung, die doch schließlich den wichtigsten Schlüssel zum fremden Seelenleben uns bedeutet.

Die Psychopathologie, die ja, trotz den gelegentlichen Anläufen Ziehens und dem weitgesteckten Programm von Sommer, systematisch erst durch Kraepelin auf die Bahn der experimentellen Methodik geführt worden ist und zu neun Zehnteln heute noch ausschließlich auf den Pfaden der Menschenkenntnis ihre Früchte zu pflücken sucht, hat bisher nicht einmal an jener

fragmentarischen Erhellung des psychophysischen Dunkellandes teilnehmen können; obwohl doch die Beziehung des affektiven Lebens zur Ausdruckserscheinung gerade hier von der höchsten Bedeutung sein kann, und nach einer Zeit der maßlosen Überschätzung von Sinnestäuschungen und Wahnideen in Ansehung ihrer krankheitbestimmenden Rolle selbst in intellektualistisch gerichteten Köpfen die Einsicht in die grundlegende Wichtigkeit der Gefühle und ihrer Störungen zu dämmern anfängt.

Immerhin hat die hier teils aus Not, teils aus Schlendrian dominierende Methode der Menschenkenntnis durch das Organ der feinsten klinischen Beobachter seit langem eine erhebliche Tatsache aus dem Gebiete der Psychophysik des Gefühlslebens durchschaut und ausgesprochen: daß es nämlich eine Gruppe geistiger Abnormitäten gibt, in der uns jene, die normale Psychognostik leitende Beziehung zwischen den Gemütsbewegungen und ihren Ausdruckserscheinungen mindestens zeitweilig im Stich läßt. Die Berücksichtigung der gesamten Situation, in der eine Ausdruckserscheinung sich dem Beobachter darbot, führte zu der Erkenntnis, daß hier zwischen dem wirklichen seelischen Erlebnis und seinem scheinbaren physischen Ausdruck eine Kluft bestehe, daß die Konstellation der äußeren Erscheinungen auf einen ganz andern Gefühlszustand hinweise, als er, nach dem Ausdruck allein zu urteilen, in Wahrheit sich abspiele. Am stärksten bieten dieses Bild einer Disproportionalität zwischen Gefühl und Ausdrucksphänomen die katatonischen Zustände im Verlaufe der Dementia praecox. Aber auch die Hysterie ist frühzeitig schon als ein Feld erkannt worden, auf dem die Kenntnis der gesetzmäßigen Zuordnung von Gemütsbewegungen und Ausdruckserscheinungen unsicher wurde. Das Betragen vieler Hysterischen zeigt, das gesteht jeder Beobachter, zuweilen etwas rätselhaftes, bald im kindischen, bald im unheimlichen Sinne; es flößt uns die Ahnung ein, als ob die Gesamtheit der Ausdrucksbewegungen nur Maske sei, hinter der sich ungekannte Absichten und Stimmungen versteckten. Ins Gewand wissenschaftlicher Formulierung wurde dann diese Ahnung gekleidet, als Moebius die physischen Symptome der Hysterie geradezu für abnorme Ausdruckserscheinungen — „Jeder ist sozusagen ein bißchen hysterisch“ — erklärte. Und es gibt zu denken, daß die Hysterie mit der Katatonie eine mehr als oberflächliche Verwandtschaft

zeigt, daß von allen Psychosen die Katatonie in ihren Anfangsstadien am häufigsten der Verwechselung mit der Hysterie anheimfällt. Man wird zu der Vermutung geführt, daß es sich um eine gleiche innere Wurzel des gleichen Exterieurs handle.

Allerdings hat die Deutung von Moebius die Disproportionalität zwischen Gefühl und Ausdruck auf zwei Richtungen beschränkt, durch deren Wahl das Unberechenbare des hysterischen Benehmens eigentlich annulliert, der Seelenzustand der Hysterischen in die Bahn des nach Regeln Erkennbaren geleitet wird. Wir erfuhren schon früher, daß Moebius lehrte, einmal seien die physischen Begleiterscheinungen des Psychischen bei der Hysterie stärker als in der Norm, und dann gebe es auch welche, die in der Norm überhaupt nicht vorkommen. Wenn damit die Psychophysik der Hysterie erledigt wäre, so würde die Hysterie sich von andern Geistesanomalien nicht wesentlich unterscheiden. Stärker als beim Gesunden finden wir die Ausdruckserscheinungen auch in der Nervosität, in der Manie; und andere Erscheinungen als beim Gesunden kommen bei allen psychopathisch disponierten Personen gelegentlich oder regelmäßig, nicht bloß bei den Hysterischen vor. Man muß dann für die fragliche Krankheit eben nur ein neues System von Zuordnungen der Gefühle und Ausdruckserscheinungen aufstellen; für die nur der Intensität nach gesteigerten Phänomene ist das natürlich höchst einfach, doch auch für die qualitativ neuen bereitet es keine erheblichen Schwierigkeiten, da sie niemals ganz isoliert, sondern mit bekannten Ausdruckssymptomen kombiniert aufzutreten pflegen, aber selbst bei einem isolierten Vorkommen die wiederholte Beobachtung bald den zugeordneten Affekt erkennen und festlegen würde.

Denn das ist ja, man sollte es nie vergessen, die Pointe der Lehre von Moebius und aller ihr ähnlichen Aufstellungen: die Disproportion ist eine gelegentliche und eine ergänzende Tatsache. Das heißt: erstens besteht sie nicht dauernd, sondern sie kommt ab und zu einmal zustande; zweitens verdrängt sie nicht die Proportionalität, die normalerweise vorhanden ist, sondern sie tritt zu ihr hinzu. An Exempeln erläutert: der Hysterische holt sich nicht immer eine Abasie, wenn er einen andern stolpern sieht oder über etwas erschrickt, sondern nur zuweilen; und beim Abatischen ist nicht etwa das

ganze System der Zuordnungen von Gefühlen und Ausdruckserscheinungen außer Rand und Band, sondern es ist in Ordnung, er lacht, wenn er sich freut und weint, wenn er Heimweh hat; aber hinzugetreten ist die Abasie als Schreckausdruck.

Nun liegt freilich darin schon wieder eine Annullierung des Gewinns, den im ersten Augenblick die Begrenzung der psychophysischen Disproportionalität zu bringen verhieß. Denn es gibt ja keinen ärgeren Feind des Erforschbaren und des Gesetzmäßigen, als das Gelegentliche. Wenn der Hysterische bei einem Schreck erblaßt, zusammenzuckt und zittert, wie jeder andere Mensch auch, bei einem andern, nicht erheblicheren Schreck aber eine Abasie bekommt: so wird die regelrechte Zuordnung der Gefühle zu den Ausdruckserscheinungen offenbar recht problematisch. Der einzige Ausweg, den ich da erblicke, wäre die Annahme, dem außergewöhnlichen Ausdrucksphänomen entspreche in der Tat ein außergewöhnlicher Affekt, und es bestehe in Wahrheit ein Mißverhältnis zwischen der Schreckursache und der Schreckintensität. Weiterhin müßten wir dann auf eine Deutung dieses Mißverhältnisses entweder verzichten, was ja nur hieße, das Problem auf ein anderes Geleis abschieben und dort auf sich beruhen lassen; oder wir können uns sagen, wenn jemand über einen brennenden Vorhang z. B. so stark erschrickt, daß er eine Abasie bekommt, so wird wahrscheinlich der brennende Vorhang, der uns als manifeste Schreckursache erscheint, nicht die ganze Ursache sein, sondern es wird noch ein latenter, mindestens uns verborgener, dem Anblick des brennenden Vorhangs assoziativ oder affektiv verbundener Ursachenanteil existieren. Man erkennt leicht, wie wir mit dieser Überlegung auf die Gedankengänge von Breuer und Freud stoßen, und eine ähnliche Erwägung hat ja offenbar auch Moebius angestellt, als er die eigentliche Ursache der hysterischen Erscheinungen in dem Wirken von Vorstellungen durchs Unbewußte hindurch suchte.

Wir erkennen aber zugleich, daß bei einer solchen Annahme die Probleme der Psychophysik der Hysterie nur genetisch lösbar sind. Denn die Analyse des jeweils vorliegenden Phänomens findet, solange sie sich auf die Beurteilung der Ausdruckserscheinung und die ergänzende Interpretation der gesamten Situation beschränkt, als Ursache des Schrecks, überhaupt irgend eines Affekts, nur den manifesten Ursachenanteil. Das müßte

a priori nicht so sein, aber es ist empirisch so. Der Tatbestand liegt immer wieder in Gestalt einer Affektursache (brennender Vorhang) und einer körperlichen Erscheinung (Abasie) vor. Die Interpretation ergänzt diese beiden Enden durch den mit der Affektursache kausal, mit dem physischen Phänomen funktional verbundenen Affekt. Die Affektursache und das physische Symptom, sagen wir ruhig: die Ausdruckserscheinung — scheinen empirisch gegeben; mit ihnen haben wir uns einfach abzufinden. Bei der interpretativen Einschaltung des Affekts steht es uns frei, das Mißverhältnis, das uns zwischen der Geringfügigkeit der Affektursache und der Stärke des Ausdrucksphänomens auffiel, dorthin zu plazieren, wo es uns angebracht erscheint. Entweder also zwischen Affektursache und Affekt; oder zwischen Affekt und Affektausdruck. Im ersten Falle ergibt sich dann, was eine Reihe von Autoren die „Dissoziation" genannt und als wesentliche Grundlage der Hysterie angenommen hat; im zweiten Falle haben wir das, was ich die psychophysische „Disproportionalität" nenne und meinesteils als die analytische Wurzelerscheinung der Hysterie betrachte.

Seien wir uns zunächst darüber klar, daß die Annahme einer psychischen Dissoziation keine Lösung des Hysterieproblems vorstellen kann.

Einfach aus dem Grunde, den wir früher schon an zwei Stellen, und soeben wieder gestreift haben: weil die Dissoziation ein rein negativer Begriff ist, weiter nichts, genau besehen, als die Negation der psychischen Kausalität. Das Wort ist schillernd, verwaschen; aber in allen Nuancierungen, die es in der Literatur schon angenommen hat, ist ihm doch der zentrale Sinn verblieben: es bedeutet die Auseinanderreißung seelischer Erlebnisse, die eigentlich zueinander gehören, und die Herstellung von Verknüpfungen zwischen Erlebnissen, die eigentlich nicht zueinander gehören. Eigentlich, das heißt: soweit unsere Kenntnis der normalen psychischen Verknüpfungen reicht. Lipps, der den Begriff der Dissoziierung für die Deutung der Schlaf- und Traumzustände, der Suggestion und Hypnose verwendet und ihn psychologisch am strengsten abgehandelt hat, geht bei der Ableitung der Dissoziation von den Phänomenen der Apperzeption

aus. Indem die Apperzeption eine Aussonderung des apperzipierten Vorganges vollzieht, leistet sie damit zugleich eine „Minderung der Wirksamkeit der Einheitsbeziehungen, welche den Vorgang mit dem sonstigen psychischen Leben verbinden.“ So wird die Apperzipierung, nach dieser Seite hin angesehen, „eine Art der Losreißung oder Dissoziation des Vorgangs.“ Damit ist ja ohne Zweifel eine schärfere Fassung des Begriffes gewonnen, als wir sie sonst in der Literatur finden, und der beliebten „terminologischen“ Lösung von Problemen — Einspringen des Wortes „Dissoziation“, wo irgend ein psychischer Zusammenhang fehlend oder verschoben erscheint — vorgebeugt. Auch die weitere Verwendung des Dissoziationsbegriffes bei Lipps straft diese Hoffnung nicht Lügen. Aber das bringt uns doch nicht darüber hinweg, daß der ganze Begriff sich in einer Negierung erschöpft. Und das macht sich bei der Verwertung der Dissoziation für die Deutung der Hysterie recht fühlbar. Denn wo die Dissoziation durchgehend zur Regel wird, wo eine Dissoziierbarkeit als Anlage besteht, dort ist die Auflösung ins Negative komplett. Wenn Hysterie als pathologische Dissoziierbarkeit interpretiert werden soll, so verliert sie jede scharfe Grenze nicht bloß zu den Zuständen der Hypnose, des Somnambulismus, des Träumens, sondern auch zu andern Geistesstörungen hin. Zum Beispiel zu den paranoischen, in denen wir ohne Zweifel eine hochinteressante Möglichkeit der Dissoziation vor uns haben, und die daraufhin einmal mit mehr Objektivität analysiert werden sollten, als der konstruktive Intellektualismus Wernickes für sie übrig hatte. Die Bestimmung der Eigentümlichkeit der Hysterie mag von der Dissoziabilität ausgehen können, aber sie ist mit dieser Feststellung eines Mangels erst am Anfange ihrer Aufgabe: der Untersuchung der positiven Bindungen, die nun auf der dissoziativen Basis die hysterische Abnormität im Unterschiede von andern anomalen Möglichkeiten kennzeichnen. Der einzige Versuch, solche positiven Verknüpfungen aufzuzeigen, ist bis heute die von Breuer und Freud geleistete Erklärung der Hysterie, die das grundlegende Vorhandensein einer erhöhten Dissoziabilität zwar nicht bekämpft, ja als möglich durchschimmern läßt, aber sich nicht weiter damit befaßt und unabhängig von diesem Gedanken ihre Wege geht.

Man wird mir einwenden, daß die Unzulänglichkeit des Dissoziationsbegriffes noch nicht mit seiner Unanwendbarkeit für die Deutung der Hysterie gleichzustellen sei; wenn das Mißverhältnis zwischen Affektursache und Affekt nicht hinreiche, ein positives Verständnis der Hysterie zu eröffnen, so könne es gleichwohl innerhalb des hysterischen Geschehens wichtig, mindestens jedenfalls vorhanden sein.

Sicherlich. Nur fühle ich mich nicht resigniert genug, bei dieser Möglichkeit schon meine Analyse abzuschließen. Denn daran ist ja nicht zu rütteln: ist jenes Mißverhältnis, jene Dissoziation, wirklich grundlegend für das Zustandekommen hysterischer Phänomene, ist es in ihnen allen als primäre Bedingung wirksam, so bedeutet es zugleich notwendig das Ende der analytischen Untersuchung. Darüber hinaus gibt es dann nur noch den genetischen Weg, wie ihn der Deutungsversuch von Breuer und Freud eingeschlagen hat. Vielleicht liegt die Sache so. Aber ich halte es für zu früh das anzunehmen. Vor allem sind die Beweise für die Dissoziabilität als das Entscheidende zu wenig zwingend; ja eigentlich sehe ich überhaupt keine. Was den Theoretikern der Hysterie ins Auge sprang, war das Auseinanderfallen von Affektursache und Affektausdruck; dieses empirisch Gegebene — wenn ich es so nennen darf: die empirische psychophysische Dissoziation. In der weiteren, interpretativen Erforschung hat dann die Erinnerung an die Erfahrungen der Suggestibilität, vorzüglich der hypnotischen, das Urteil einseitig auf die psychische Dissoziation hin- und von psychophysischen Gesichtspunkten abgedrängt. Denn diese Erfahrungen schienen ja zu zeigen, daß abnorme Ausdruckserscheinungen auch bei jenen vorübergehenden Zuständen erzielbar sind. Nur übersah man bei einem solchen Vergleich, daß Affekte, die in Zuständen nicht hysterischer Suggestibilität suggeriert werden, nur den durchaus normalen Komplex von Ausdrucksmitteln aufweisen, und daß die Suggerierung von hysterieartigen Lähmungen, Sekretionen, Gefäßerscheinungen niemals auf dem Umwege der Suggerierung eines Affekts, sondern durch unmittelbare Eingebung des Vorstellungskomplexes der fraglichen Erscheinung („Ihr Vorderarm ist steif.“ „Der Speichel läuft Ihnen aus dem Munde.“ „Sie werden röter und röter.“) erzielt werden konnte. Dabei also handelt es sich um

Effekte, deren Untersuchung außerhalb unseres Gedankenganges liegt, deren Analoga im normalen Seelenleben uns aber schon bei der Diskussion der Zerstreutheitshandlungen bekannt geworden sind. Nirgends liegt jedenfalls in allen diesen Fällen der Erfolg einer künstlich erzielten psychophysischen Dissoziation, eines Mißverhältnisses zwischen Gefühl und Gefühlsausdruck vor. Ja, wir können das bis zu der Behauptung erweitern, daß ein derartiger Erfolg überhaupt noch niemals und nirgends erzielt worden sei, mit Einschluß der Hysterie selber. Er kann eben gar nicht erzielt werden, wie eine ganz einfache logische Überlegung zeigt. Entweder ich suggeriere einem Hysterischen einen Affekt — was kaum je empirisch gelingt; denn die Affektsuggestibilität in ihrer reinen Gestalt ist nach meiner Beobachtung auf die Dementia paralytica beschränkt — aber ich nehme an, es gelinge: stellt sich dann eine dissoziative physische Erscheinung — Abasie — ein, so habe ich natürlich nicht die Dissoziation auf meinem Konto, sondern die muß schon dagewesen sein, und ich habe nur mit meinem Vorgehen den Affekt getroffen, bei dem sie gerade manifest wurde. Oder ich suggeriere den physischen Zustand — Abasie — direkt; dann ist er die physische Realisierung einer suggerierten Vorstellung, doch der Affekt fehlt ganz.

Greifen wir also wieder auf unsere Kette: Affektursache — Affekt — Ausdrucksphänomen zurück, so wird uns jetzt klar, daß die Beachtung der Möglichkeit eines psychophysischen Mißverhältnisses: Affekt disproportional der Ausdruckserscheinung — nicht darum vernachlässigt werden darf, weil diese Disproportionalität nichts für die Hysterie Pathognostisches, sondern im ganzen Bereiche suggestibler Seelenverfassung erzielbar sei. Sie ist vielmehr noch nie erzielt worden und wird nie erzielt werden. Überhaupt, meine ich, des ewigen Analogisierens zwischen der Hysterie und den suggestiblen Schlafzuständen sollte es nachgerade genug sein; warum muß der große Irrtum Charcots und der Salpêtrière von der prinzipiellen Identität der Hysterie mit der Hypnose noch immer neue Keime und Sprossen treiben, anstatt daß er durch das Lebenswerk der Schule von Nancy endgültig getilgt ist? Dinge, die man jederzeit künstlich machen, und Dinge, die man nie machen und höchst selten beseitigen kann, lassen sich wohl unter den Hut eines Namens

bringen, aber man lasse doch endlich von dem Aberglauben, als habe man mit der terminologischen Verkleisterung die psychologische Verschiedenheit beseitigt.

Ich habe hier den mutmaßlichen Gründen nachgesucht, aus denen die Vernachlässigung des Gedankens einer psychophysischen Disproportionalität bei der Hysterie begreiflich werden kann. Ich muß um Nachsicht bitten, wenn ich falsche Gründe getroffen habe; über die wirklichen habe ich bisher keine verläßliche Äußerung zu Gesicht bekommen, und von den mutmaßlichen lag jene Analogisierung der hysterischen Phänomene mit den provozierten Suggestionen, weil sie alltäglich ist, am nächsten. Genug, daß das Faktum besteht: man hat die psychische Dissoziation, nicht bloß ohne zwingende Gründe für ihr Alleinrecht, sondern ohne Erwähnung überhaupt einer zweiten Möglichkeit, als das Ursächliche in dem Tatbestande der empirischen Dissoziiertheit proklamiert. Ohne mich von vornherein für jene zweite Möglichkeit, die psychophysische Disproportionalität, dogmatisch zu engagieren, halte ich es für mein Recht und meine Pflicht, die Frage nach ihrem Ob? und Wie? zu stellen. Selbst auf die Gefahr hin, daß die Antwort zu keinem positiveren Abschluß der Analyse hysterischen Krankseins führt, als ihn auch die Theorie der psychischen Dissoziation zu geben vermochte.

3. Psychophysik der Lenksamkeit.

Wieder einmal greifen wir auf den Seelenzustand der Lenksamkeit zurück, um an ihm zu erproben, was die Betrachtung der Hysterie uns nahegelegt hat: die psychophysische Disproportionalität, die Störung der normalen Zueinanderordnung von Gefühlen und Ausdruckserscheinungen. Das kann kaum überraschen. Denn noch steht die Untersuchung der früher behaupteten Erfahrung aus, daß gerade im psychophysischen Betracht der Hysterische kein Lenksamer sei. Um diesen Punkt kommen wir jetzt nicht länger herum; denn wenn die Analyse uns einmal bis an die letzte Wurzel der Hysterie geführt hat, so muß nunmehr der Vergleich mit der Lenksamkeit endgültig angestellt werden, zum Erweise heißt das, ob die Parallelisierung von Lenksamkeit und Hysterie in einer Gemeinsamkeit der letzten

Wurzel ihr Recht findet. Ob dann eine reale Beziehung zwischen den beiden Seelenzuständen, und nicht bloß eine psychologische Ähnlichkeit existiert, das zu untersuchen fällt selbstverständlich erst der Genese zu. Die Aufgabe der Analyse ist mit der Feststellung jener Ähnlichkeit geleistet.

Als wir vom hysterischen Intellekt handelten, wurden die streng psychologischen Anteile, wenn man lieber will: Erscheinungsformen der Lenksamkeit untersucht, wie sie vor allem in der Leichtgläubigkeit uns entgegentreten. An dieser Stelle, wo psychophysische Gesichtspunkte walten, wendet unser Interesse sich naturgemäß dem psychophysischen Bilde der Lenksamkeit zu: der lenksamen Aktion, wenn ich es nach unserer eben gewonnenen Terminologie bezeichnen soll.

Phänomenologisch charakterisiert sich nun die lenksame Aktion, wie wir uns erinnern, durch einen auffälligen Mangel an Widerständen gegen irgend eine Zumutung. Der blind gehorchende militärische Untergebene, der etwas tun soll, was ihm gegen den Strich geht, soll zwar seinen Unmut, sogar sein Erstaunen unterdrücken; aber es wird in Wirklichkeit doch nur wenige Fälle geben, in denen ihm das so vollkommen gelingt, daß der Menschenkenner ihm nicht mindestens einen leisen Ausdruck der inneren Auflehnung vom Gesicht zu lesen vermöchte. Gerade diese Möglichkeit fehlt beim Lenksamen. Mindestens besteht bei ihm kein Mißverhältnis zwischen dem, was seine Züge sagen, und dem, was sie sagen möchten. Dort, beim Gehorchenden, zeigt das leise Erstaunen an, daß es der Ausdruck eines gewaltsam gehemmten stärkeren ist; die Hemmung selber prägt sich in dem mimischen Gesamtbilde aus. Hier, beim Lenksamen, ist der Ausdruck ein freier, natürlicher. Lesen wir ihm einen leichten Unmut vom Gesicht, so empfinden wir dabei mit Sicherheit, daß kein stärkerer künstlich unterdrückt worden ist. Dort, beim Gehorsamen, tritt uns das Bild der vollendeten Selbstbeherrschung entgegen; der Lenksame hier scheint sich gehen zu lassen, wie ihm gerade ist.

Vielleicht belehrt uns erst eine sehr viel spätere Erfahrung gelegentlich, daß wir uns doch geirrt zu haben scheinen. Eines Tages mag eine Situation sich ergeben, die uns verrät, wie tiefe Wirkung einstmals die oder jene Zumutung, die dem Lenksamen gestellt wurde, auf ihn hinterlassen hat; wie sie assoziativ sein

ganzes Innenleben aufrührte und veränderte und ihm selber einen Wendepunkt in seiner seelischen Entwicklung bedeutete. Ich schildere hier ein wenig kraß, um das Prinzipielle hervorzuheben, um das es sich handelt. Darum nämlich, daß die scheinbare Indifferenz des Lenksamen gar keine zu sein braucht, daß aber auch keine gewollten Hemmungen ihr den Schein verschafft haben. Der Lenksame gab sich völlig zwanglos, als seine Emotion nur gering erschien und dennoch bedeutend war.

Birgt dieser letzte Satz nicht einen Knäuel von Widersprüchen? Ich meine, doch nicht. Nicht vor der Erfahrung, auf die ich ihn gebaut habe; wer das Sprichwort von den stillen Wassern, die tief seien, einmal am Leben selber erprobt hat, der wird berichten können, daß die Zahl der lenksamen Menschen mit dem eben geschilderten Verhalten gar nicht so klein ist. Wie oft begegnen dem praktischen Psychologen, vornehmlich auch dem Historiker jene Naturen, die immer geschoben, immer gelenkt worden sind, die nie einen tieferen Affekt zu erleben schienen, und von denen es eines Tages ein Zufall offenbart, wie wunderbar tief alle die scheinbar eindruckslos an ihnen abgeglitten Erlebnisse auf sie gewirkt, die Richtung ihres Innenlebens bestimmt, ihre Anschauungen und inneren Stellungnahmen beeinflußt haben! Nicht aber auch theoretisch, wie ich meine. Denn das anscheinend so Widerspruchsvolle löst sich in den gleichen Gedanken auf, den wir als Möglichkeit eines analytischen Endresultats bei den hysterischen Phänomenen ins Auge faßten. Wenn der Lenksame stark fühlt, und der Ausdruck seiner Gemütsbewegungen ohne das Mitwirken einer gewollten Hemmung dennoch schwach erscheint, so besteht offenbar, das ist der einzige Ausweg, bei ihm ein Mißverhältnis zwischen Affekt und Affektausdruck — eine psychophysische Disproportionalität.

Man wird sagen, das sei, selbst wenn man es als einen schönen Einfall gelten lassen wolle, dennoch unbeweisbar und darum für eine wissenschaftliche Untersuchung nicht zu brauchen. Über die Kriterien des für die Wissenschaft akzeptablen Beweises möchte ich mich nicht noch einmal äußern. Aber unsere Annahme ist sogar zu beweisen. Einmal wird sie gestützt durch die Mitteilungen der Lenksamen. Mitteilungen natürlich im allerweitesten Verstande. Der Lenksame wird ja, wie jeder Mensch,

verhältnismäßig selten in die Lage kommen, zu erzählen: ich habe mich sehr aufgeregt, wenn man es mir auch nicht ansah und mein Verhalten nicht der Aufregung entsprach. Aber es ist oft aus späteren Äußerungen, aus der Art der Auffassung weiterer Erlebnisse, aus der Veränderung der Beziehungen zur Umgebung, manchmal aus künstlerischen Emanationen ohne Schwierigkeit zu entnehmen, wie wenig die innere Gemütsverfassung ihrem Ausdruck proportional war. Das wäre der empirische Beweis, und auf ihn wird bei Gelegenheit unserer genetischen Betrachtungen noch zurückzukommen sein, denn in der Linie seiner Erfahrungsbelege finden wir zugleich den höchst bemerkenswerten Weg, der die Lenksamkeit mit ihrem geraden Gegenteil, der Unlenksamkeit, verbindet. Daneben steht dann der theoretische Beweis; das heißt die Möglichkeit, aus unsern psychophysischen Erfahrungen heraus die Vereinbarkeit der den Lenksamen charakterisierenden Phänomene mit dem Bestehen einer psychophysischen Disproportionalität plausibel zu machen. Das ist natürlich nur ein Beweis cum grano salis; aber im selben Maße, wie jegliche theoretische Beweisführung es zu bleiben verurteilt ist; sie kann immer nur Denkmöglichkeiten als Denknützlichkeiten darstellen, und über die Wirklichkeit und Dauerhaftigkeit des Nutzens — das will heißen: über die Richtigkeit des Gedankens — entscheidet letzterdings doch wieder nur die Erfahrung.

In unserer Sache nun würde dem theoretischen Beweise eine wesentlich genetische Linienführung eigen sein. Wenn wir ihr folgen, so geschieht es nicht, weil wir unsere eigene Forderung schärfster Grenzrespektierung zwischen Analyse und Genese auch nur einen Augenblick lang vergessen könnten. Aber das Genetische ist hier nicht Ende, sondern Mittel im Dienste der analytischen Aufgabe: und es soll diese seine Position überdies noch durch möglichste Kürze in seiner Verwendung gekennzeichnet werden.

Gerade auf jene gewollte Hemmung des Gehorsamen, die wir vordem als Kontrast des lenksamen Verhaltens abschilderten, greifen wir jetzt zurück, um von ihr aus den Weg zum Verständnis der Lenksamkeit als einer psychophysischen Disproportionalität zu suchen. Stellt sich uns doch bei genauem Zusehen die Hemmung des Affektausdrucks als eine sozusagen

künstlich herbeigeführte Disproportionalität zwischen einer Gemütsbewegung und der Summe ihrer Ausdruckserscheinungen dar. Sie wird, wie im Beispiele des gehorchenden Soldaten, in bestimmten Lebenslagen aus bestimmten Zweckmäßigkeitsgründen gefordert und nötigenfalls gewaltsam garantiert. Aber darüber hinaus ist ihr auch in der Gesamterziehung des Menschen eine wichtige Stelle zugewiesen: in der Entwicklung der Selbstbeherrschung, die heute als eine der am meisten erstrebenswerten Künste im menschlichen Verhalten bewertet wird.

Diese Bewertung muß, soweit sie sich in gewissen Grenzen hält, in der Tat als eine durchaus richtige, weil psychologisch tief begründbare, angesehen werden. Denn die Selbstbeherrschung bedeutet eigentlich die Reinigung des Affektes von sekundären Erscheinungen, die das Bild der ursprünglichen Gemütserregung je nach der Anlage des Individuums mehr oder minder zu trüben, zu verzerren geeignet sind: ich meine, von der sukzessiven psychophysischen Affektsteigerung.

Es ist nämlich das funktionelle Verhältnis zwischen den Affekten und ihren Ausdrucksphänomenen ein doppeltes, derart, daß die Zuordnung einer Ausdruckserscheinung zu einem Gefühl weiterhin von einer Zuordnung bestimmter Gefühlssteigerungen zu bestimmten Ausbreitungen der Ausdrucksbewegungen ergänzt wird. Wie man sich wohl bequemer ausdrücken darf, wenn man nur nicht vergißt, daß auch hierbei unter keinen Umständen ein psychophysisches Kausalverhältnis geschaffen werden darf: der Affektausdruck verstärkt rückwirkend den Affekt selber. Man kann sich tiefer in den Zorn hineinschreien, in die Lustigkeit hineinlachen, in den Gram hineinseufzen. Diese Tatsache ist allgemein geläufig, und man weiß, zu welcher Absurdität James und Lange in ihrer Hypothese von der Entstehung der Affekte sie ausgeweitet haben. Es bildet auch keinen Widerspruch dazu, daß die psychologische Erfahrung auf der andern Seite den Ausdruckserscheinungen eine den Affekt lösende Bedeutung zumißt. Denn hier handelt es sich teils um verschiedene Phasen im psychophysischen Affektablauf, teils um verschiedene Möglichkeiten in der Intensität und Extensität des jeweiligen Ausdrucksphänomens, teils endlich um Verhältnisse, die individuell schwanken. Das heißt: die Verstärkung und die Lösung der Gemütsbewegung durch ihren Ausdruck können einander, bald

diese, bald jene voran, folgen; oder es kann eine sehr intensive und extensive Ausdruckserscheinung den Affekt verstärken, während eine schwächere und minder umfangreiche ihn löst — auch wohl umgekehrt; oder endlich bei dem einen löst es den Affekt, wenn er seinem physischen Ausdruck die Zügel schießen läßt, bei dem andern verstärkt es ihn. Schließlich verhalten sich in diesem Betracht auch noch die Affekte untereinander recht verschieden, und alle vier Momente können sich noch verflechten. Im Grunde sind eben unsere Einsichten in die Psychophysik der Affekte noch äußerst dürftige, noch lange nicht bis zu einer auch nur provisorischen Regelbildung gediehen. Und nur das dürfte feststehen: ein Übermaß von Ausdrucksbewegungen hat unter allen Umständen zunächst die Tendenz, verstärkend auf die Gemütserregung zurückzuwirken. Es bleibt freilich auch in diesem Falle die endliche Lösung des Affekts nicht aus, aber sie erscheint viel eher als eine Erschöpfung, denn als ein Abklingen.

Die Erziehung zur Selbstbeherrschung knüpft an diese unumstößliche Erfahrung an und sucht durch Mäßigung des Affektausdrucks den Affekt selber in Schranken zu halten, indem eine gewaltsame Aufpeitschung des Affekts durch maßlos intensive oder extensive Ausdruckserscheinungen vermieden wird. Ohne Zweifel treibt die heutige Erziehung und die sie wesentlich beherrschende gesellschaftliche Konvention dieses Prinzip unnatürlich weit und schafft damit nicht bloß die erwünschte Mäßigung, sondern verhindert auch die doch nicht minder erwünschte Lösung der Affekte zu Gunsten der Entstehung ungelöster chronischer Verstimmungen von oft unberechenbaren psychologischen Sekundärwirkungen. Es wird damit nur jene Unberechenbarkeit der Haltung des Nebenmenschen und jene Kultur der simulierten Mimik, der Pose und Grimasse, großgezogen, die so verderblich auf unserm sozialen Leben lastet. Doch dies nebenher! Sicher bleibt, daß in der Pflege der Selbstbeherrschung ursprünglich ein gesunder psychologischer Kern steckt, und praktisch hat das Zusammenleben in allen solchen Gemeinschaften, die eine gewisse Selbstbeherrschung ihrer Glieder nachdrücklich verlangen und durchzusetzen wissen, die wohltuende Minderung der Affekte durch dieses Prinzip immer wieder hinreichend erwiesen.

Was hier künstlich, pädagogisch erzielt wird, als Endergebnis also einer oft recht langwierigen Genesis erscheint, ist nun wahrscheinlich die natürliche Sachlage bei den lenksamen Naturen. Ihren Gemütsbewegungen ist ein abnorm schwacher mimischer Ausdruck zugeordnet.

Nehmen wir dies an und berücksichtigen von diesem Standpunkte aus die doppelte Rolle, welche der Ausdruck der Affekte nach unsern Darlegungen spielt, so erklären sich auf sehr einfache Weise, wie ich finde, zwei Eigentümlichkeiten der Lenksamen, die sonst schwer miteinander in Einklang gebracht werden können: die Lenksamkeit selber und ihre Unberechenbarkeit. Und hier erkennt wohl auch der skeptische Leser die seit Längerem schon wieder vermißte Pfeilrichtung auf das Problem der Hysterie hin. Wenn ich früher die empirische Sachlage dahin formulierte, daß der Hysterische in der Regel nicht als ein Lenksamer erscheine, so heißt das, ins Wissenschaftliche übersetzt, daß er in seinen Aktionen kein Lenksamer sei. Dem entspricht es aber, daß auch die eigentlich lenksamen Naturen nur zeitweilig und unter gewissen Umständen lenksam sind, und daß man sich, wie die vulgäre Erfahrung es ganz richtig ausdrückt, bei den „stillen Wassern" manchmal in bestimmten Erwartungen oder Zumutungen gründlich „verrechnet". Es wirkt eben, nach Gesetzen, deren Unbekanntheit wir schon konstatierten, die Geringfügigkeit des Affektausdrucks der Lenksamen einmal im Sinne einer Darniederhaltung der Affektintensität selber, ein anderes Mal aber mehr im Sinne einer mangelhaften Lösung des Affektes, seiner Verschleppung zur chronischen Verstimmung, die in einem späteren Moment dann unerwartete psychische oder psychophysische Wirkungen zu zeitigen vermag, während jene erste Möglichkeit, die Mäßigung der Widerstandserregung, eben die Grundlage des lenksamen Verhaltens bedeutet.

Welche von diesen beiden Möglichkeiten der Rückwirkung im einzelnen Falle nun überwiegt, das wird von der individuellen Anlage, es wird aber auch von der Ausnutzung der Lenksamkeit durch die Lenkung abhängen. Wir haben keine Ursache, diesen Erwägungen weiter nachzugehen; nur das war uns wichtig, daß die uralte Erfahrung der Erzieher, die das unmotiviert störrische Verhalten immer wieder in so rätselhafter Nähe des

lenksamen findet, auch zur psychologischen Interpretation gelangen kann, wenn man sich entschließt, eine Disproportionalität, zunächst einmal eine quantitative, zwischen den Affekten und ihrem Ausdruck für die Lenksamkeit anzunehmen. Sind wir auch noch, wie ich immer wieder betonen möchte, weit davon entfernt, in die Einzelheiten der Realisierung dieser disproportionalen Anlage Klarheit zu bringen, einfach weil uns die Kenntnis der jene Einzelheiten dirigierenden Zusammenhänge für das normale Affektleben noch gänzlich abgeht, so haben wir doch wenigstens den Ausblick nach der Richtung gewonnen, in der offenbar die Entschleierung dieser Fragen allein gesucht werden kann.

Dafür legt auch noch eine weitere Beziehung Zeugnis ab, die zwischen unserer Annahme und der empirischen Beschaffenheit der Lenksamen gefunden wird. Auch die apperzeptive Lenksamkeit, die wir früher als Leichtgläubigkeit abgehandelt haben, fügt sich in den Grundzustand jener psychophysischen Disproportionalität nicht bloß ohne Schwierigkeit ein, sondern ist vielleicht aus ihm selber herleitbar. Aktives und apperzeptives Wollen sind ja nicht verschiedener Herkunft, sondern in ihrer Trennung erst ein Ergebnis später Differenzierungen, im ontogenetischen wie im phylogenetischen Betracht. Und so vollkommen die Apperzeption schließlich als ein rein inneres Wollen konsolidiert, so sehr sie allen psychophysischen Gesichtspunkten zentrifugaler Art wenigstens entrückt scheint (die Psychophysik der zentripetalen Vorgänge, der Perzeption, bleibt für sie von unveränderter Wichtigkeit), so wenig ist diese Psychisierung doch genetisch von psychophysischen Einwirkungen loszulösen. Auch das „objektive Interesse", das wir so oft als allein maßgebend für das intellektuelle Erleben preisen hören, hat, als Gemütsbewegung, die es doch ohne Zweifel ist, seine Ausdruckserscheinungen, mögen sie auch subtilerer Art sein, als die Äußerungen etwa des Zorns oder der Angst. Das wird keiner bestreiten, der einmal den körperlichen Begleitzustand der Schaffensfreude, der Denksorgen selber durchlebt hat, und weiter noch — keiner von denen wird die Rückwirkung dieser Ausdruckskomplexe auf das Schaffen und Denken selber leugnen, er wird sie zum Teil nicht einmal missen wollen. Gerade hier ist die Steigerung des Affekts durch die rückwirkende Kraft

der Ausdrucksphänomene eine so offenkundige und so starke, daß man seit langem geradezu von einem Rauschzustande, in den der Schaffende hineingerate, geredet hat. Auch hier hat man erkannt, wie notwendig eine gewisse Mäßigung jener Rückwirkungen ist, um die intellektuelle Leistung nicht durch allzustarke Potenzierung der sie anfeuernden Affekte zu beeinträchtigen — nur in kräftiger Selbstzucht, vielfach durch energische Unterdrückung der stärksten Impulse, haben die Genies aller Zeiten ihre Leistungen vollbringen können. Wie nun, wenn hier die Affektäußerungen abnorm schwache sind, der steigernden Rückwirksamkeit auf den Affekt selber ermangeln? Dann ist die Schwäche der intellektuellen Willensrichtung, wie man es nennen könnte, eine bleibende Folge; die Intellektsaffekte, die „Interessen" eben, klingen rasch ab, oder aber, genau wie wir es früher fanden, es fehlt ihnen die rechtzeitige Lösung, und sie werden zu chronischen Stimmungen, das heißt hier, zu unklaren Interessen, die zu schwach sind, sich eine angemessene intellektuelle Realisierung zu schaffen, und in alle möglichen späteren Erlebnisse dennoch störend, hemmend, umfärbend sich eindrängen. Damit vollendet sich das Bild der apperzeptiven Lenksamkeit, die vielleicht noch deutlicher als die aktive durch ihren eigentümlichen Wechsel mit unmotivierten Widerstrebungen gegen die Aufnahme und Annahme neuer Eindrücke sich charakterisiert.

In dieser Ableitung aber haben wir die Pointe dessen gefunden, was unsere Annahme überhaupt nur zu leisten vermag: den Schlüssel zum Verständnis der phantastischen Apperzeption. Und damit sind wir auch an den Punkt gelangt, wo wir der Hilfe der Lenksamkeit entraten und uns unmittelbar an die Hysterie wenden können, um an ihren Problemen unser Prinzip der psychophysischen Disproportionalität die Probe seiner analytisch lösenden Kraft bestehen zu lassen.

4. Die psychophysische Zuordnungsstörung als analytische Wurzel der Hysterie.

Habe ich mich nicht von meinen eigenen logischen Forderungen entfernt, die ich für die Abgrenzung der psychophysischen Fragestellung einst aufstellte? In denen ich der Psycho-

physik eine nur vorbereitende, hilfskonstruktive Bedeutung gegenüber den physiologischen und psychologischen Problemen einräumte? Und nun scheint es, als wollte ich selber, im bewußten Gegensatz noch dazu gegen eine psychologische — die Dissoziabilitätslehre, eine psychophysische Beziehung als das analytische Ultimum der Hysterie anbringen.

Diese Bedenken haben mich selber, als ich im Jahre 1901 den Gedanken der psychophysischen Maßstörung zum ersten Male auf das Papier eines für die Wundt-Festschrift bestimmten Manuskripts brachte, nicht wenig in Anspruch genommen. Wäre ich von der wissenschaftlichen Bescheidenheit vieler Theologen und mancher Nichttheologen, so könnte ich mich heute über solche Sorgen zur Ruhe setzen, indem ich den Beweis für die prinzipielle Zulässigkeit meiner Auffassung für e consensu erbracht hielte. Hat doch seither Otto Binswanger in seiner Monographie der Hysterie gerade auch gegenüber der Vogtschen Hypothese eine Ansicht formuliert, die sich im Prinzip von der meinen kaum unterscheidet. „Die hysterische Veränderung", so liest man dort auf S. 15, „besteht darin, daß die gesetzmäßigen Wechselbeziehungen zwischen der psychischen und materiellen Reihe gestört sind, und zwar in doppelter Richtung: auf der einen Seite fallen für bestimmte Reihen materieller Rindenerregungen die psychischen Parallelprozesse aus oder werden nur unvollständig durch jene geweckt; auf der andern Seite entspricht einer materiellen Rindenerregung ein Übermaß psychischer Leistung, das die verschiedenartigsten Rückwirkungen auf die gesamten Innervationsvorgänge, die in der Rinde entstehen oder von ihr beherrscht werden, hervorruft." Man sieht ohne weiteres, daß Binswanger das Wesen der hysterischen Alteration als ein psychophysisches faßt; er betont an anderer Stelle vor und wiederholt auch nach jener Definition, daß dissoziative Veränderungen, Verschiebungen namentlich zwischen intellektuellen und affektiven Elementarvorgängen zwar sicherlich hysterische Phänomene auslösen könnten, ohne aber für die Deutung des Gesamtbildes der Hysterie im Entferntesten zureichend zu sein.

Im übrigen geht ja die Deutung Binswangers über unsern Begriff der psychophysischen Maßstörung erheblich hinaus, was schon aus dem mehr intellektualistischen Standpunkte des Jenaer

Psychiaters sich notwendig ergibt; sie umfaßt das Gesamtgebiet der psychophysischen Beziehungen, während es sich hier nur um den verhältnismäßig begrenzten Kreis der Affekte und ihres psychischen Ausdrucks handelt. Und eine prinzipielle Differenz fällt beim Lesen der ersten Sätze Binswangers schon entschieden auf: dort wird von der in die Verhältnisstörung einbezogenen physischen Seite mehr der imaginäre Teil angesprochen, das heißt die Gesamtheit jener materiellen Prozesse, die wir uns den psychischen und den äußerlich sichtbaren physischen Vorgängen im Gehirn zugeordnet denken können. Ich dagegen halte mich ängstlich im Kreise des empirisch Gegebenen, weil ich die gar zu bereitwillige Deutungskraft einer nervenmechanischen Hypothetik scheue, und rede nur von dem, was auch die naive Betrachtung als durch Zuordnung verkettet wahrnimmt: von Gefühlen und ihrem körperlichen Ausdruck.

Wird man sich über die interpretativen Konsequenzen klar, die aus der weiteren Fassung von Binswangers Lehre erwachsen, so findet man, daß es sich am Ende überhaupt nur um eine Übersetzung der hysterischen Phänomenologie in die physiologische Sprache, wie Exner sie uns übermittelt hat handelt. Die Verwischung der Grenzen des hysterischen Krankheitsbildes; seine Auffassung als eines Symptomenkomplexes im Sinne Forels; die Betonung der Unmöglichkeit, mit einer Theorie die ganze Hysterie zu umspannen oder umgekehrt die Hysterie isoliert zu treffen: kurzum, die negierende, auflösende Tendenz charakterisiert die theoretischen Ausführungen des neuesten Monographen der Hysterie in ausgesprochener Weise. Das wird dem nicht verwunderlich erscheinen, der sich erinnert, daß Moebius dereinst die Grenzlegung zwischen der Abasie-Astasie und der Agoraphobie, und damit zwischen hysterischen und neurasthenischen Phänomenen gerade auch gegen Binswanger vollziehen mußte. Und wenn Binswanger seiner psychophysisch gehaltenen Definition wenige Zeilen später den Satz anfügt, daß „in den einzelnen funktionellen Bezirken der Großhirnrinde ganz verschiedenartige und verschiedenwertige Abweichungen vom normalen Erregbarkeitszustande — teils Übererregbarkeit, teils Herabsetzung der Erregbarkeit — nebeneinander bestehen können“ — so ist mit dieser nervenmechanischen Hypothese

jeder einheitliche Gesichtspunkt, aus dem heraus die Hysterie eine Deutung finden könnte, natürlich preisgegeben, oder richtiger wohl mit Bewußtsein negiert. Sofern aber in der Festhaltung eines solchen einheitlichen Gesichtspunktes der Wert einer Theorie schlechterdings gesucht werden muß, begreift man, warum wir die Interpretation Binswangers in die historische Linie der Problementwicklung nicht einbezogen haben. Sie ist eben nicht so sehr Theorie, als eine Reihe von Formulierungen der über die Hysterie gesammelten Erkenntnisse in nervenmechanischer Sprache.

So wird man es mir, hoffe ich, glauben, daß ich auf den Beweis e consensu für mein Teil in diesem Falle kein entscheidendes Gewicht zu legen vermag; so erfreulich auch natürlich die partielle Übereinstimmung mit den theoretischen Ansichten eines so erfahrenen Gelehrten und Klinikers berührt, so wertvoll mir diese Bundesgenossenschaft in der Ablehnung der Dissoziabilitätshypothese erscheint, und so gern ich endlich beides, die positive und oppositionelle Seite unserer Gemeinsamkeit gegenüber einer Kritik hervorhebe, die gegen meine erste analytische Untersuchung hysterischer Phänomene mit vernichtenwollender Vehemenz sich richtete. Dort wurde nämlich der von mir recht genau dargelegte Begriff der psychophysischen Disproportionalität als nichts neues abgetan, da bereits Oskar Vogt der Hysterie eine — Dissoziation der geistigen Vorgänge zu Grunde gelegt habe. Um den Ruhm dieser Identifizierung wird Löwenfeld, eben der Autor dieser Kritik, sich so leicht von keinem beneidet sehen; ich wage trotzdem nicht zu hoffen, daß es meiner Argumentation glücken könnte, ihn von seinem Irrtum abzubringen, da er gegen alle meine analytischen Mühen immer nur die Lehren der Klassiker der Hysterie und Neurasthenie (darunter auch die seinen) ausspielte, und Dogmatik sowenig durch Kritik bekehrt, wie Kritik durch Dogmatik widerlegt werden kann. Aber vielleicht gelingt es der befestigten Autorität Binswangers, ihn davon zu überzeugen, daß die Gegnerschaft wider die Dissoziationslehre als die Alleininterpretin der Hysterie sich mit der Annahme einer psychophysischen Zuordnungsstörung verträgt, von einer Priorität jener Theorie gegenüber dieser also nicht die Rede sein kann, einfach weil jene nichts von dem vorweggenommen hat, was den Kernpunkt dieser ausmacht.

Doch genug! Wer Binswangers Monographie durchblättert, dem wird die Differenz zu der hier vorgetragenen Meinung unverkennbar sein, und er würde sich mit meiner Berufung auf die besser befestigte Autorität nicht zufrieden geben. Es bleibt mir also noch immer die Aufgabe, einen psychophysischen Abschluß meiner Analyse zuvörderst einmal grundsätzlich zu rechtfertigen.

Und da muß ich vor allem auf jene Auseinandersetzung unseres dritten Kapitels rekurrieren, die den psychophysischen Fragestellungen neben ihrer rein philosophischen Bewertbarkeit eine vorbereitende Bedeutung für physiologische und psychologische Gedankengänge beließ. Setzt man diese Einsicht in die Rechnung der wissenschaftlichen Praxis ein, so ergibt sich auch die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit des Falles, daß psychophysische Antworten für eine kürzere oder längere Zeit einmal die relativ letzten, die wir zu erreichen vermögen, bleiben können. Ich unterstreiche: die relativ letzten! Ihr provisorischer Charakter sei damit bezeichnet; es sei niemals vergessen, daß ihre psychophysische Gestaltung unter allen Umständen über sich hinaus zu einer physiologischen oder psychologischen Wendung drängt. Aber ebenso verkehrt wäre es, diese Wendung vorzeitig zu erzwingen, und der psychophysischen Einsicht ein physiologisches oder psychologisches Phantasma anzuhängen.

Trotzdem brauchen wir uns nicht in übermäßiger Ängstlichkeit jeder psychologischen Wendung zu begeben. Das folgt wiederum aus dem Charakter und der Bedeutung des Psychophysischen: da es nun einmal das vornehmste Erschließungsmittel für das Psychische darstellt, so wird eine Einsicht in eine psychophysische Besonderheit immerhin zu psychologischer Nachdenklichkeit stimmen. Der Psycholog wird nicht so leicht irgend eine psychophysische Beziehungsabnormität konstatieren, ohne mindestens zum Versuch psychologischer Schlußfolgerungen sich animiert zu fühlen. Mit aller Reserve, natürlich, bei der Dürftigkeit unserer psychophysischen Einsichten; aber daß, und spurenweise auch wie das seelische Leben der Menschen durch die psychophysischen Zustände der Blindheit, der Taubheit, der einseitigen koloristischen, musikalischen, taktilen Sensitivität beeinflußt wird, davon ist jeder überzeugt. Natürlich liegt die

Sache noch verwickelter, wird die Zurückhaltung noch vorsichtiger sein müssen, sowie wir das Gebiet der aktiven, affektiven Psychophysik betreten. Erfreut sich die perzeptive Psychophysik seit Jahrzehnten einer intensiven Bebauung, namentlich auch durch ihre Wichtigkeit für die Physiologie der Sinnesorgane, so bewegen sich die affektiven Forschungen ja erst in den anfänglichen Spuren, und ist dort die Mitteilung der — natürlich experimentell zu regelnden — Selbstbeobachtung im Durchschnitt ein einwandfreier Erkenntnisweg, so werden bekanntlich die affektiven Prozesse durch die Vorbereitungen zur Mitteilung sehr rasch und erheblich verändert; weiter, während wir für die psychophysische Schlußfolgerung — vom Ausdruck aufs Psychische — bei den Abnormitäten perzeptiver Art das Bestehen der normalen Grundlagen voraussetzen dürfen, wird ja durch die psychophysische Abnormität affektiver Sorte die Geltung gerade dieser Grundlage selber in Frage gestellt — so daß sich hier bei den Möglichkeiten psychologischer Erschließung die ernsthaftesten Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Stärkere Mahnungen zur Vorsicht können kaum irgendwo gegeben sein. Ich glaube nun, dieser Pflicht am besten zu genügen, wenn ich in der Formulierung der psychophysischen Alteration bei Hysterischen die möglichst enge Fühlung mit dem empirisch Gegebenen nehme. Ein Satz, wie ihn Binswanger gelegentlich niederschreibt: daß die gesteigerte Beeinflussung der Innervationsvorgänge durch psychische Momente die Hysterie charakterisiere — entfernt sich für meinen Geschmack schon zu weit in den Bereich der nervenmechanischen Theorie hinein, denn Innervationsvorgänge sind hypothetische Prozesse, von denen noch niemand jemals etwas beobachtet hat. Und man wird viel eher das Ideal, das ich mir hier stecke, in den Abhandlungen von Moebius und Kraepelin verwirklicht finden, wenn dieser als das wesentliche Kennzeichen der Hysterie die „außerordentliche Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher sich psychische Zustände in mannigfaltigen körperlichen Störungen wirksam zeigen“ ansieht, und wenn jener darlegt, daß jeder beim Erröten, Erblassen, kurzum bei den Ausdruckserscheinungen, im Prinzip die Anlage zur Hysterie darbiete. Ich formuliere aus solchen Erwägungen heraus meine These so: „Die Analyse der

Hysterie, notwendig auf die psychophysischen Beziehungen der Gefühlsvorgänge und ihres körperlichen Ausdrucks gedrängt, hat hier die Wahl zwischen der Annahme einer intrapsychischen Dissoziabilität pathologischen Grades, oder einer psychophysischen Disproportionalität, derart, daß die normale Zuordnung der Ausdruckserscheinungen zu den Gefühlserlebnissen qualitativ, intensiv und extensiv — jeweils in einer oder in zwei oder in allen diesen Richtungen — gestört erscheint.

Das heißt, in Beispiele umgesetzt: das Erröten eines Hysterischen kann auf einen stärkeren Verlegenheitsaffekt hindeuten, als bei einem normalen Menschen; oder auch auf einen schwächeren — intensive Störung; es kann zu dem Erröten Zittern, allgemeine Unruhe, Harndrang sich gesellen, die Ausdruckserscheinungen können sich also soweit ausbreiten, wie es normalerweise bei dieser Affektstärke nie vorkommen würde, und ebenso kann ihre Ausbreitung hinter dem normalen Maß zurückbleiben — extensive Störung; endlich kann zu dem Erröten Urticaria und halbseitiges Schwitzen treten, das sind physische Erscheinungen, die beim Gesunden überhaupt als Affektausdruck nicht vorkommen — qualitative Störung.

Man wird mir erstaunt vorhalten, daß dies weiter nichts als eine Kopie der Moebiusschen Behauptungen sei. Bis hierher ohne Zweifel. Nicht bloß Moebius, sondern jeder aufmerksame Beobachter der Hysterie ist bisher zu der Erfahrung gekommen, daß diese drei Möglichkeiten einer Störung der normalen psychophysischen Zuordnung gegeben seien. Was ich aber als Erster scharf hervorzuheben glaube, ist zweierlei.

Einmal allgemein: daß die anscheinend normalen Ausdruckserscheinungen der Hysterischen in jene Störung doch soweit miteinbezogen sind, daß wir auch ihre psychophysische Zuordnung als unsicher betrachten müssen. Wir kennen die Gemütsbewegung nicht, die in einer Abasie ihren Ausdruck finden kann, denn auch am Mitmenschen kann ich nur Gefühlszustände klassifizieren, die ich in mir selber beobachtet habe. Aber auch das Lachen eines Hysterischen muß nicht der Ausdruck der Freude oder der Ironie sein. Denn unmöglich ist doch die Annahme, daß eine so tiefgreifende Störung die psychophysischen

Zuordnungen gerade einer bestimmten Affektgruppe, eben der uns geläufigen, unberührt lassen sollte. Nimmt man die Störung, wie sie bisher immer und am klarsten vielleicht von Moebius formuliert worden ist, an, so ist es nach dem Stande unserer psychologischen Einsicht selbstverständlich, daß sie keine auf die Ausdrucksverstärkungen und die abnormen Ausdruckserscheinungen beschränkte sein kann, sondern die Gesamtzuordnung schlechthin umfassen muß. Nicht für diese Verallgemeinerung, sondern umgekehrt für die Isolierung wäre ein Beweis zu fordern, denn sie allein widerspräche unserm psychologischen Denken. Es ist also der wesentliche Schlüssel für die Erschließung der Gefühlsprozesse: der Gefühlsausdruck — im Bereiche der Hysterie durchgehends unbrauchbar, weil mindestens unsicher, wenigstens soweit er rein analytisch, ohne die Zuhilfenahme genetischer Erfahrungen, benutzt wird.

Zweitens aber im besonderen: daß unter den Störungsmöglichkeiten, die bei der Hysterie in Frage kommen, vor allen auch die abnorme Geringfügigkeit der Ausdruckserscheinungen nicht vergessen werden darf. Das ist ja in den Ausführungen zum ersten Punkte eigentlich schon begründet. Denn ich muß gestehen, daß ich — im Gegensatze wohl zur Mehrzahl der Erklärer — der Intensitätssteigerung des Gefühlsausdrucks bei der Hysterie die kleinste Rolle zuschiebe. Den breitesten Raum nehmen doch wohl die qualitativen Abnormitäten ein, und oftmals, wo von abnorm gesteigertem Affektausdruck die Rede ist, handelt es sich in Wahrheit schon um einen wirklich verschobenen, qualitativ abnormen, der bei Gesunden überhaupt nicht vorkommt, von dem wir also auch gar nichts darüber aussagen können, ob er im Verhältnis zum Affekt stark oder schwach sei, einfach weil uns der normale Maßstab für den Vergleich fehlt. Was aber immer ganz übersehen zu werden scheint, ist die Möglichkeit der abnorm schwachen Ausdruckserscheinung. Und doch hätte der langwierige Streit um den „hysterischen Charakter" hier einen Fingerzeig geben sollen: denn was anderes wird denn wohl die sprunghaft hervortretende „Kälte" der Hysterischen sein, als unser Vermissen normal starker Gefühlsäußerungen an ihnen, was anderes denn ihre vielberufene „Launenhaftigkeit",

als der Wechsel dieses Vermissens mit dem Vorfinden anscheinend normaler oder gesteigerter Ausdrucksphänomene?

Welche Wichtigkeit die Beachtung dieser Möglichkeit aber besitzt, werden die genetischen Betrachtungen uns lehren. Hier sollten sie nur angemerkt werden, und ungleich dringender ist für uns im Augenblick der Nachweis, was nun der in unserer These ausgesprochene Verlust des normalen psychophysischen Schlüssels für die psychologische Erschließung der Hysterie zu bedeuten hat.

Ihre Konsequenzen können sich nach zwei Richtungen geltend machen: nach der methodologischen und der ontologischen. Das soll heißen, einmal wird die Annahme jener psychophysischen Disproportionalität auf unsere Aussichten und Mittel, das Psychische zu erforschen, nicht ohne Wirkung sein können; weiterhin ist die Frage, ob eine Psyche in ihrer innern Synthetik von einer abnormen funktionalen Verknüpfung mit dem Physischen unberührt bleiben kann. In noch anderer Wendung: die psychophysische Disproportionalität wirft die Frage auf, wieweit unter ihrer Herrschaft das Psychische noch erschließbar — und die andere, wie es unter ihrer Herrschaft überhaupt beschaffen ist.

Und da wäre nun auf die erste Frage vor allem zu antworten, daß die psychophysische Zuordnung allerdings für die Bedürfnisse der praktischen Menschenkunde, sowie der klinischen Psychiatrie das wesentliche Erschließungsmittel bedeutet, daß aber die experimentelle Psychologie sich ihrer nur in sehr geringem Umfange bedient hat. Vielmehr ruhen die Ergebnisse der Experimentalpsychologie durchgehends auf der Methode der Mitteilung von Selbstbeobachtungen. Mitteilung im weitesten Sinne genommen: nicht um sprachlichen Bericht handelt es sich da vorwiegend, sondern oft um Reaktionen, die von Apparaten registriert werden, die sich aber von den Ausdruckserscheinungen immer scharf unterscheiden, da sie das Ergebnis der Selbstbeobachtung und der Überlegung oder gar der Wahl sind. Selbst die plethysmographischen Arbeiten müssen sich, wofern sie nicht bloß auf die Aufzeichnung der einem sinnlichen Reiz entsprechenden physischen Reaktion hinauslaufen, sondern die zwischen diesen beiden Etappen liegende Gefühlsalteration feststellen wollen, hierbei auf die Mitteilung der Versuchsperson stützen.

Wenn es also auch außer jedem Zweifel steht, daß die Eignung der Hysterischen für die auf dem Wege der Menschenkenntnis gewonnene Exploration eine mindestens sehr verringerte sein muß, und daß die Sicherheit, mit der wir derart praktisch den Gefühlszustand eines Hysterischen bestimmen, nicht größer sein wird, als gegenüber dem Bilde der katatonischen Zustände, so scheint doch der Weg, den das psychologische Experiment geht, prinzipiell ebensogut zur hysterischen Psyche, wie zu jeder andern zu führen. Und da ja sicherlich die experimentelle Methode, soweit wenigstens wissenschaftliche Bemühungen in Frage kommen, sich an die Stelle der praktischen Seelenerschließung setzen wird, so könnten wir der frohen Zuversicht leben, daß auch die Hysterie, trotz aller psychophysischen Disproportionalität, vor dem Experiment ihren Schleier nach und nach werde lüften müssen.

Diese Hoffnung wird nun allerdings durch weitere Erwägungen wieder verdunkelt. Wo die Mitteilung Grundlage der Forschung ist, dort ist vorauszusetzen, daß der Mitteilende in der Lage und willens sei, mit möglichster Genauigkeit das mitzuteilen, was von ihm erkundet werden soll: in unserm Falle also seine psychische Situation. Wir lernten nun schon früher seelische Eigenschaften der Hysterischen kennen, welche eine solche Gewilltheit und Möglichkeit in Frage stellen. Erinnern wir uns der hysterischen Empfindungsstörungen, die sich dadurch charakterisieren, daß psychische Elemente, die offenbar ununterbrochen in die Synthesen eintreten, der apperzeptiven Wahrnehmung sich entziehen. Die geringfügige Fehlerquelle, welche beim normalen Menschen in der empfindungschwächenden Eigenschaft der Apperzeption gegeben ist, wächst also hier zu ganz unberechenbaren Dimensionen an, und der von *Moebius* formulierte Satz: *die Hysterischen fühlen, aber sie wissen es nicht* — sowenig wir in ihm eine Lösung des Anästhesieproblems zu erblicken vermochten, besagt doch mit nützlicher Schärfe, wie wenig der Hysterische selber für Kundgebungen seiner psychischen Zustände zu brauchen sein kann. Erinnern wir uns weiter der noch umfassenderen hysterischen Eigenart, der wir ja auch das Anästhesiephänomen einordneten: der Tendenz, selbst Begriffsvorstellungen unmittelbar zu realisieren. Die phantastische Apperzipierung, die darin ihren

Ausdruck findet, ist natürlich der kritischen Selbstbeobachtung von vornherein feind. Denn wenn diese eine Fähigkeit, die assimilativen Alterationen eines Eindrucks, eines psychischen Erlebnisses überhaupt, möglichst auszuschalten, mindestens über ihre Stärke sich selber einigermaßen klar zu werden, voraussetzt, so beruht ja jene gerade in der unbeschränkten Herrschaft der assimilativen Vorgänge über die perzeptiven und über die Kritik. Die begriffliche Aufgabe, die der Selbstbeobachter kennen und dauernd vor sich haben muß, ohne sie aber phantastisch zu realisieren, wird dem Hysterischen schon in ihrer sprachlichen Formulierung vielleicht wirkliches Einzelergebnis; man drückt das auch so aus, daß man sagt, jede Frage enthalte für ihn bereits die Antwort, indem sie ihm diese rein durch die sprachlichen Wortklänge suggeriere. Man erkennt, daß diese Fehlerquellen an sich hinreichen würden, die hysterische Mitteilung für wissenschaftliche Verfruchtung unverwendbar zu machen.

In dieser Bewertung der hysterischen Mitteilung stehe ich sowenig allein, daß ich vielmehr alle Beobachter, denen die Frage überhaupt aufgestoßen ist, als meine Bundesgenossen betrachten darf. Nun hat aber Oskar Vogt gelegentlich eine sehr merkwürdige Methode angegeben, die es ermöglichen sollte, auch die Hysterie dem psychologischen Experiment dienstbar zu machen: die Versetzung nämlich der Versuchsperson in den Dissoziationszustand des partiellen systematischen Wachseins. Namentlich für die Erhellung der Gefühlsvorgänge sollte diese Methode einen außergewöhnlichen Wert besitzen. Es ist, nach Vogt, in diesem Dissoziationszustande eine erhöhte Suggestibilität mit ungeschwächter Selbstkritik und gesteigerter Erlebniskraft verbunden, so daß man z. B. ein Gefühl suggerieren kann (genau umschrieben durch die psychologische Terminologie), dessen Ablauf nun intensiver erlebt und mit voller Kritik mitgeteilt wird. Mehr kann niemand verlangen; in diesem Zustande scheint in der Tat alles enthalten zu sein, was man von der psychologischen Versuchsperson nur wünschen mag. Leider hat aber Vogt einen zureichenden Beweis für seine Annahme nicht erbringen können. Denn seine Meinung, daß die Suggestibilität eine seelische Eigenschaft sui generis sei, die mit der Kritikfähigkeit oder Kritiklosigkeit im Beobachten der eigenen psychischen

Erlebnisse nichts zu tun habe, ist eben eine Hypothese, ein durch vielleicht sehr geistreiche Deduktionen gewonnenes, aber praktisch in keiner Weise bestätigtes Theorem. Ich kann mich hier ganz der Kritik anschließen, die Hirschlaff gelegentlich an den wunderbaren Eigenschaften des partiellen systematischen Wachseins geübt hat: möchte selbst die phänomenalistische Selbstbeobachtung intensiver sein, so ist doch nirgends erwiesen, daß der partiell systematisch Wache über den kausalen Zusammenhang seiner psychischen Erlebnisse besseres auszusagen wisse, als der einfach wache Mensch — und darauf kommt es am Ende doch an. Das intensivere Erleben entscheidet ja nichts; niemand bestreitet, daß ich jemanden, der suggestibel ist, ein Erlebnis von außerordentlicher Stärke zu suggerieren vermag; daß dieser Mensch nun aber fähiger als ein Wacher sein sollte, dieses Erlebnisses kausales Fortwirken kritisch zu beobachten und mitzuteilen, dafür habe ich in den Darlegungen Vogts sowenig einen wirklichen Beweis finden können, wie es, soweit ich die Äußerungen über diese Publikation übersehe, einem andern Kritiker möglich gewesen ist.

Genug! Wer die Voraussetzungen kennt, die für ein gedeihliches experimentalpsychologisches Arbeiten erfüllt sein müssen, und wer auf der anderen Seite die Hysterischen kennt, der wird sicherlich darin einstimmen, daß sie die denkbar wenigst geeigneten Versuchspersonen im psychologischen Laboratorium sein würden. Die hysterische Mitteilungsverfälschung fließt aus mancherlei psychischen Quellen, aber aus welcher immer vornehmlich sie gespeist werden mag — faktisch ist sie nach aller Erfahrung ein Kardinalzug im groben Bilde der Hysterie, und ihre Eliminierung würde mit einer fast vollendeten Einsicht in den Zusammenhang der seelischen Phänomene bei den Hysterischen ungefähr gleichbedeutend sein. Das heißt natürlich, das Pferd am Schweife aufzäumen, die Voraussetzungen zur psychologischen Analyse der Hysterie aus der völligen Kenntnis der Hysterie ableiten, und so kann ich auch hier nur wiederholen, was ich in meinen beiden vorbereitenden Veröffentlichungen über das Hysterieproblem schon sagte: daß der Verwendung der experimentalpsychologischen Methodik für die Enträtselung der Hysterie grundsätzlich das psychologische Wesen der Hysterie im Wege steht. Noch vermögen wir dieses „Wesen“ nicht

anders als in halb vulgären Komplexbegriffen zu verdeutlichen, aber abgesehen selbst davon, daß dies für die praktischen Zwecke völlig genügen würde, hat uns ja auch die analytische Zerlegung jener Komplexe, soweit wir sie zu fördern vermochten, keine bessere Vereinbarkeit der elementareren hysterischen Eigenschaften mit den unerläßlichen Vorbedingungen der experimentalpsychologischen Methode gewiesen. Denn das Ergebnis jener Analyse war doch schließlich dieses, daß wir weder die Suggerierung, als Erzielung komplett sinnloser oder komplett maßloser Wirkungen, noch die Realisierung begrifflicher Erlebnisse, noch überhaupt die Eigentümlichkeit der phantastischen Apperzeption einer geschlossenen psychologischen Kausalerklärung unterwerfen konnten. Und das ist ja selbstverständlich; wer über kausale Verknüpfungen seelischer Erlebnisse, die in ihm sich abwandeln, durch Selbstbeobachtung Rechenschaft geben soll, dessen psychische Kausalverbindungen müssen von normaler Deutlichkeit sein. Das Kriterium aller der Erscheinungen jedoch, die wir in den ersten Kapiteln dieses analysierenden Teils abhandelten, war das: die Betroffenen wissen nicht, „wie es kam". Hier zeigte sich allenthalben, ganz recht, Dissoziation; nur daß wir uns bei diesem Terminus für eine empirische Phänomengruppe nicht als bei einer Deutung bescheiden wollten. Daß nun aber Dissoziation vereinbar sei mit kritischer Mitteilungsfähigkeit — gerade also, was Vogt behauptet! — das bestreite ich ganz entschieden. Wo immer wir unser psychologisches Forschen auf Selbstbeobachtungen stützen, dort wird das Bestehen normaler Assoziabilität und Synthesis als Bedingung vorausgesetzt; hundert Erfahrungen, in psychologischen Instituten gesammelt, beweisen, daß einer, der jene Voraussetzung nicht erfüllt, zum psychologischen Experimentieren ungeeignet bleibt; und wer diese Erfahrung bestreiten, das Gegenteil behaupten will, der hat für seine Ansicht die Beweispflicht, nicht wir für die unsere. Er wird aber den Beweis um so weniger als vollgültig betrachten müssen, je mehr er sich bei seinen Versuchen von den erprobten Bahnen der experimentalpsychologischen Methodik entfernt, um sich zugleich der durch ihre Unzuverlässigkeit bekannten einfachen Ausfragung zu nähern. Und das ist bei Vogts Untersuchungen der Fall gewesen.

5. Ergebnis der Analyse.

Unser Gedankengang ist nach alledem dieser: wohl finden wir in der hysterischen Psyche Dissoziation; aber das ist ein Faktum und keine Erklärung. Dasselbe Faktum macht die Möglichkeit einer experimentellen Entschleierung der hysterischen Psyche illusorisch, denn es schließt das Fehlen der Voraussetzungen in sich, die fürs Experiment gefordert werden müssen. Eine x-beliebige Hypothese wäre wertlos. Unvermeidlich sehen wir uns also auf den Zugang durchs Psychophysische gedrängt; zumal wir bei den Hysterischen eigentümliche Apperzeptionsphänomene feststellten — apperzeptive Empfindungslöschung, phantastische Apperzeption — wird uns das Willensproblem als das A und O der Hysterie nahegelegt, wie ja das „Nicht-Wollen-Können“ schon wiederholt als die Grundlage der hysterischen Störungen betont worden ist.

Hier schiebe ich in Parenthese ein: der Gedanke, die Hysterie intellektualistisch zu deuten, sie auf einer Psychophysik der Perzeption aufzubauen, liegt natürlich im Bereich der Möglichkeit. Auf ihn läuft aber nun nicht etwa ein Satz hinaus, wie der geflügelte: die Hysterischen fühlen, aber sie wissen es nicht. Auch diese Formel rührt ja an die Apperzeption, also ans Wollen. Man müßte schon eine konstante Anomalie im Verhältnis zwischen Reiz und Empfindung aufdecken, um das Ziel zu erreichen. Solche Anomalieen fehlen bei der psychopathischen Anlage niemals, und sie sind besonders kennzeichnend für die angeborene Neurasthenie. Das im besonderen Verstande Hysterische aber liegt gänzlich außerhalb ihres Zirkels. Dafür ist schon die Berechenbarkeit des Neurasthenikers, der es genau lernt, welche Reize ihm schaden, und sie vermeidet — oder für den es die Umgebung, der Arzt lernt, und im Gegensatz dazu das ewig wechselnde, zwischen Norm und Krankheit pendelnde Bild der Hysterie beweiskräftig. Auch die hysterischen Perzeptionsstörungen, wir durchschauten es ja früher schon, sind Willensphänomene, und selbst ihre Lokalisation, sofern sie als begriffliche erscheint, wurzelt in den Besonderheiten der phantastischen Apperzeption.

Weiter nun, wo wir oben uns unterbrachen: das Wollen angelt für die Analyse im Gefühl, und der Zugang dazu ist

psychophysisch gegeben in der Zuordnung der Ausdruckserscheinung zum Gefühl. Daß diese Zuordnung bei den Hysterischen von der normalen abweiche, ist keine Meinung, sondern eine Tatsache, einfach darum, weil in unmittelbarer Begleitung von Gemütsbewegungen bei Hysterischen solche Ausdruckserscheinungen auftreten, die bei Gesunden überhaupt nicht oder niemals solcher Art (nach Intensität oder Extensität) bemerkt werden. Die abnormen Zuordnungen sind also eine Tatsache, über die keine Dissoziabilitätstheorie hinwegkommt. Die Dissoziation, sie mag noch so ausgebreitet sein, erklärt nicht die abnormen Ausdrucksphänomene, vorsichtiger gesagt, die abnormen psychogenen Körperphänomene. Sie läßt uns diesen Erdenrest zu tragen peinlich, und da gerade er das Bild der Hysterie charakteristisch stempelt, so ist die Dissoziabilitätslehre damit entwertet.

Wir haben jetzt also, als empirisches Ergebnis, psychische Erscheinungen der Dissoziation und psychophysische Zuordnungsanomalieen. Diese können aus jenen nicht erklärt werden, weil es sich nicht bloß um eine Umlagerung der funktionalen psychophysischen Verknüpfungen, sondern um das Auftreten ganz neuer Körpererscheinungen handelt. Eine psychophysische Umordnung wäre vielleicht aus einer psychischen Umordnung deutbar; die absolut abnormen physischen Phänomene aber sind psychologisch nicht zu begreifen.

Über diese empirische Sachlage greife ich nun mit folgenden Erwägungen hinaus: die Zuordnungsstörung ist ein Teil einer allgemeinen psychophysischen Disproportionalität, oder wie wir in Anlehnung an unsere wissenschaftstheoretische Forderung auch sagen können, einer veränderten psychophysischen Funktionalität. Ich stellte schon fest, daß zu diesem Schlusse auch der jüngste Monograph der Hysterie, Binswanger, gekommen sei.

Weiter: es ist mindestens denkbar, daß aus dem Bestehen dieser veränderten psychophysischen Funktionalität die psychischen Eigentümlichkeiten der Hysterie abgeleitet werden können — während das Umgekehrte außerhalb jeder Möglichkeit lag. Um nun diese Denkmöglichkeit als eine schon erprobte Denknützlichkeit zu erweisen, deren Wert über den eines momentanen Einfalls hinausreicht, schaltete ich das —

aus dem übrigen analytischen Gedankengange etwas herausspringende — Kapitel von der Psychophysik der Lenksamkeit ein. Dort zeigte sich, wie in einem Zustande, auf den wir vom Boden der Hysterie aus schon mehrfach aufmerksam wurden, die psychophysische Lage bestimmend für die psychische Ausgestaltung wird.

Letztens: aus diesen beiden Überlegungen folgt mit gleicher zwingender Unvermeidlichkeit, daß die Aufgabe einer Analyse der Hysterie mit der Feststellung der psychophysischen Zuordnungsanomalie abgeschnitten ist. Aus dem ersten Satze folgt es methodologisch: denn die normale Funktionalität ist die Voraussetzung der psychophysischen Erschließung. Aus dem zweiten Satze folgt es praktisch: wir sahen, wie nur genetische Betrachtungen das Hindernis umgehen können, das im Bestehen einer anomalen psychophysischen Funktionalität sich der Analyse in den Weg legt. Die erste Überlegung ist negativ, sie drängt uns von einer weiteren analytischen Arbeit ab, indem sie deren Nutzlosigkeit zeigt; die zweite ist positiv, sie weist uns auf den Versuch einer genetischen Betrachtung hin, indem sie die Früchte eines an anderen Problemen, aber in analoger Lage unternommenen genetischen Versuchs vorlegt.

Und damit erfüllt sich, was in dem historischen Einleitungskapitel versprochen wurde: der negative Abschluß unserer Analyse führt die positive Wendung zur Genese mit sich. Ich vermag nicht mehr an Logik aufzubieten, um dieses Ende und diesen Anfang zwingend oder auch nur nützlich erscheinen zu lassen. Ich muß abwarten, wessen Mitdenken mir über diese Schwelle noch fürderhin folgen will. Das aber glaube ich mir mit ruhigem Gewissen sagen zu dürfen: wer den Gedankengang der letzten drei Seiten phantastisch findet, oder ihn eine ausspintisierte Konstruktion, oder eine am Schreibtisch ausgeklügelte Hypothese nennen wollte (wie es wörtlich den Vorläufern eben dieses Gedankenganges aus meiner ersten Veröffentlichung geschehen ist) — dem bestreite ich das Recht, die Schuld an einer solchen Beurteilung auf mich abzuladen; der möge erst einmal sich selber prüfen, wie weit sein kritisches Denken der Revision bedürfe. Oder auch sein

kritisches Wollen: denn was gegenüber einer vielfach zu Andeutungen, zur Skizze kondensierten Denkarbeit begreiflich war, könnte heute, wo ich ausführlich sein durfte, kaum anders denn als üble Absicht gedeutet werden. Deren Angriffsflächen aber sind unbegrenzt. Mit der gibt es keine Auseinandersetzung; und ich darf, da ich die ehrlichen Einwände nach meinem besten Wissen erörtert glaube, unbekümmert um die Möglichkeiten einer Gegnerschaft a priori ohne Verweilen zur genetischen Arbeit fortschreiten.

Dritter Teil.

Genese der Hysterie.

Dogmatik.

9. Verdrängung und Lenksamkeit sind die beiden Quellen der Hysterie.

10. Die Hysterisierung der Lenksamkeit vollzieht sich auf dem Wege der Affektverdrängung unter Mithilfe der lenksamen Ausdrucksschwäche auf der einen, der phantastischen Apperzeption auf der anderen Seite. Für die Hysterisierung der Psyche durch Vorstellungsverdrängung kommen im wesentlichen Konversionsvorgänge in Frage. Physiologisch hat die bei allen langwierigen psychischen Alterationen unvermeidliche Veränderung der nervösen Prozesse am Werden der Hysterie Anteil.

    Weder hier noch dort bedarf die Deutung der Hysterie der Zuhilfenahme des Unbewußten.

11. Die phantastische Apperzeption, die Konversionen und die Widerstandsverstimmungen (letztere aus dem verdrängten Widerstandsaffekt hervorgegangen) ermöglichen die Deutung aller hysterischen Einzelerscheinungen einschließlich der Bewußtseinsspaltung, die aber nicht Voraussetzung, sondern Gipfel der Hysterisierung ist. Die sogenannte Autosuggestibilität der Hysterischen umfaßt alle möglichen Störungen der verbalen Fremdsuggestion und hat mit suggestiven Prozessen großenteils nichts zu schaffen.

12. Die historische Grundlage der Hysterie ist das lenksame Zeitalter. Die einfache Verdrängungshysterie beruht zum Teil ebenfalls auf Überresten historischer Lenksamkeit in einer sonst der Lenksamkeit entfremdeten Kultur. Nur wenige Formen der Hysterisierung entbehren der historischen Grundlagen. Die Hysterie als Massenkrankheit kann nur historisch, eben durch radikale Überwindung der Lenksamkeit überwunden werden.

Neuntes Kapitel.

Die Quellen der Hysterie.

1. Der Seelenzustand des Kindes.

Die Erfahrung der Hypnotisten konnte feststellen, daß es in der Regel besonders leicht ist, Kinder in den hypnotischen Zustand zu versetzen. Und Bruns, der allerzuverlässigsten Beobachter einer, hebt in seiner vortrefflichen kleinen Studie über die Hysterie der Kinder hervor, wie unverhältnismäßig oft die Befehlsmethode — das „stehe auf und wandle!" — bei hysterischen Kindern eine unverzügliche Wirksamkeit entfalte. Daß Kinder leichtgläubig sind, ist eine allgemein bekannte Tatsache, und es scheint mir besonders bezeichnend zu sein, daß selbst ziemlich erhebliche Mißtrauenswiderstände, wo sie einmal auftauchen, ohne logische oder affektive Verstärkung des Mitgeteilten durch dessen einfache mehrmalige Wiederholung niedergerungen werden können. Alle diese Beobachtungen legen es uns nahe, den kindlichen Seelenzustand in das Bild der lenksamen Dispositionen einzureihen. Natürlich werden davon die zahlreichen individuellen Nuancierungen, die wir zwischen den einzelnen Kindern finden, nicht berührt. Die kindliche Lenksamkeit kommt hier in größerer, dort in geringerer faktischer Fügsamkeit zum Ausdruck — ich erinnere dabei an die differentiellen Momente, die wir früher zwischen diesen Begriffen uns klarlegten; wir werden auch, ebenfalls in der Erinnerung an einstmalige Auseinandersetzungen, in den vereinzelten Symptomen eines störrischen, widersätzlichen Sinnes keinen Widerspruch gegen die Möglichkeit des lenksamen Grundzustandes erblicken können. Denken wir aber selbst im Angesicht der Fälle, die scheinbar jede faktische Fügsamkeit vermissen lassen, an eine höchst bezeichnende Beurteilung solcher Kinder, die in

den Kreisen der Erzieher gang und gäbe ist: sie heißen ungezogen, schlecht erzogen, verzogen — je nachdem; das heißt, man leitet ihr praktisches Benehmen nicht so sehr aus einer störrischen Grundlage ab, die es erklären möchte, sondern man nimmt vielmehr an, daß die gute, will heißen lenksame Beschaffenheit nicht in der rechten Weise zur praktischen Wirksamkeit entfaltet, daß sie durch ungeschickte Behandlung in unliebsame Charakteräußerungen verpfuscht worden sei. Das Kind an sich wird fast ausnahmelos als „gut" betrachtet.

Auf der andern Seite weiß ein jeder, daß die Lenksamkeit keinesfalls bis zum Anfange des kindlichen Seelenlebens zurückdatiert werden kann, wobei wir diesen Anfang nach rein praktischen Gesichtspunkten hier einmal mit der Geburt gleichsetzen. Der Säugling ist offenbar das störrischste Wesen, das sich denken läßt; er erheischt Befriedigung seiner Triebe ohne jede Rücksicht, kann davon auch durch Drohungen, selbst durch Gewalt nicht abgebracht werden und zeigt für Wünsche seiner Umgebung, sofern sie sich nicht mit den seinen decken, nicht das mindeste Interesse. Man nehme diese Sätze nicht ironisch; sie sollen nur veranschaulichen, wie das Kind in den ersten Lebensmonaten psychisch auf die Umgebung wirkt — daß es sich keinen abwägenden Betrachtungen über sein Tun und Lassen hingibt, bedarf keiner Hervorhebung. So fängt, abgesehen natürlich von dem rein physiologisch fundierten Glück der Mutter, das Kind erst nach Ablauf etlicher Zeit an, den andern „Freude zu machen". Wo liegt nun dieser Punkt? Das ist für uns wichtig festzustellen; denn augenscheinlich ist er gleichbedeutend mit den ersten deutlichen Äußerungen einer lenksamen Charaktergestaltung.

Offenbar doch dort, wo das Kind die erste Fähigkeit zu selbständigen Hemmungen zeigt. Auf die Periode der rücksichtslosen und ungebändigten Triebstillung folgen ja Momente, in denen Einschüchterungsmanipulationen sich oft schon als recht wirksame pädagogische Mittelchen erweisen: sei es nun, daß sie in Drohungen — heftigem Anfahren etwa — oder in Gewalt — Züchtigung, energischere Platzveränderung — bestehen. Die Hemmung ist hier aber eine rein äußere. Die Triebe sind nicht mehr von so elementarer, das Psychische erschöpfender Kraft, um nicht durch Perzeptionen in den Hintergrund gedrängt zu

werden, wie es anfangs ganz deutlich der Fall war. Aber die Wirkung der Perzeption ist eine nur momentane, was ja nicht hindert, daß sie ebenso momentane Gelüste zum Verschwinden bringt — und eine einsichtige Erziehung hält in der Erkenntnis dessen mit Recht darauf, daß Gewaltmittel nur dann zur Anwendung kommen, wo es Augenblickstriebe, „Trieblaunen" möchte ich es nennen, zu bekämpfen gilt, nicht aber den berechtigten vegetativen Bedürfnissen des Kindes gegenüber. Im Laufe dieser Entwicklung tritt nun der weitere Punkt ein, wo nicht eine komplette Wiederholung, wo vielmehr nur eine Andeutung des triebüberwindenden Mittels nötig wird, um den vollen Effekt zu erzielen: wo etwa das Zeigen der Rute hinreicht, um das schreiende Kind zum Schweigen zu bringen. Dieser Markstein der kindlichen Seelenentwicklung ist von höchster Bedeutsamkeit. Einmal liegt in ihm die heute von Platonikern der Humanität so oft radikal bestrittene Berechtigung der pädagogischen Schmerzerzeugung — der Züchtigung — eingeschlossen. Denn je stärker die frühere Perzeption war, und je wirksamer, desto eher wird der Moment eintreten, wo sie mit hemmender Kraft erinnert wird, und gegenüber den kindlichen Trieblaunen ist es fast ausschließlich oder doch in beherrschendem Maße der Schmerz, der jene Stärke besitzt. Höchstens kann mit ihm das Erschrecken noch wetteifern; jeder Pädagog wird aber zugeben, daß dessen seelische Nachwirkungen weit unberechenbarere sind, und daß gerade die Schreckerinnerungen einen Ausgangspunkt zu erstmaligen psychopathischen Erscheinungen am Kinde, z. B. zu grundloser Angst, pathologischer Furcht, Schreckhaftigkeit und ähnlichem, bilden können. Die Versuche lustbetonter Ablenkung von der Trieblaune, die manchem vielleicht als ein ideales Mittel erscheinen, dienen erfahrungsgemäß und begreiflicherweise nur dazu, die Launenhaftigkeit zu steigern, nicht aber Hemmungen anzubahnen, worin doch das A und O aller Pädagogik beschlossen liegt. Kurzum, der Schmerz — weshalb wir solange hier verweilten, wird später deutlich werden — hat seine gute und unentbehrliche Bedeutung als Hemmungsapplikation. Und damit sprechen wir auch die andere Wichtigkeit jener ersten Wirksamkeit der bloßen Schmerzerinnerung aus: die psychologische, im Gegensatz zur eben abgehandelten pädagogischen — das erste Wirken der Erinnerung

als Willenshemmung, was gleichbedeutend ist mit dem Aufkeimen des Wahlhandelns. Das klingt zum Teil assoziationspsychologisch, weil eben hier der Anfang der ontogenetischen Differenzierung des Triebes in Vorstellung und Gefühl sich geltend macht; es ist aber, wie wir sogleich sehen werden, keineswegs irgendwie intellektualistisch gedacht.

Das Entscheidende dabei ist natürlich die Gefühlserinnerung. Die Perzeption der Rute bewirkt in der kindlichen Psyche — soweit wir uns überhaupt ein Bild von diesen Vorgängen machen können — Angst, Schmerzangst (nicht Schreckangst, wie beim Auftauchenlassen des „schwarzen Mannes"), und die wirkt hemmend auf die Trieblaune ein. Es zeigt sich hier zum ersten Male die Affekterinnerung wirksam. Wir können die weitere Entwicklungslinie, die daraus sich spinnt, eben nur andeuten: diese direkte Affekterinnerung bleibt nämlich für einen erheblichen Bruchteil aller Menschen zeitlebens das einzige oder doch wesentliche Hemmungsmoment. Daher finden wir bei ihnen Hemmungen überhaupt nur, wo hinreichend starke Affekterinnerungen gegeben sind. Für einen andern Teil aber kompliziert sich — in gewissem Sinne auch: vereinfacht sich — die psychologische Situation dadurch, daß nicht der Affekt selber, sondern statt seiner der Affektbegriff erinnert wird, und daß diese Assoziation hinreicht, um gewisse Hemmungen zu erzielen. Diese Menschen sagen sich: hundertmal habe ich von der und der Sache bloß Ärger, Reue, Langeweile gehabt; ich weiß, wie das ist, und setze mich dem nicht erst wieder aus. Natürlich sind dieser Art von Hemmung verhältnismäßig enge Grenzen gezogen; gegen starke Interessen entgegenstehender Natur vermag sie nichts; aber es darf nicht verkannt werden, daß in den feineren Beziehungen des intellektualisierten Lebens, in dem überhaupt die Begriffsgefühle eine große Rolle spielen, der affektbegrifflichen Erwägung immerhin ein souveräner Platz zukommt.

In jenen primitiven Stadien, die uns hier interessieren, steht natürlich überhaupt nur die unmittelbare Affekterinnerung in Frage. Charakterbildung nun heißt Hemmungsbildung, je früher sie einsetzt, desto besser, und sie kann desto früher einsetzen, je stärkerer Perzeptionen sie sich zur Erzielung erstmaliger Hemmungen bedient: wovon eben, wie betont, die stärkste und

doch harmloseste die Schmerzapplikation ist (in den Grenzen der Nichtgefährdung kindlicher Gesundheit natürlich). Auch das sei noch bemerkt: je früher man die pflegt, desto eher wird sie überflüssig, denn desto eher erlangt man die Hemmung durch Erinnerung; und wegen der Komplikation mit den sich differenzierenden Scham- und Ehrgefühlen ist ein rechtzeitiges Fortlassen der Züchtigung unbedingt anzustreben. Das pädagogische Ideal wäre, das Kind nicht länger zu züchtigen, als später seine kontinuierliche Ich-Erinnerung zurückreicht, also nicht übers vierte bis fünfte Lebensjahr hinaus. Ich überlasse es den Erziehern zu entscheiden, wie weit das erreichbar sein könnte.

Nun gibt es aber eine andere Form, Hemmungen zu erzielen, die wir schon kurz in einem ihrer Beispiele, der Schreckhemmung, streiften. Sie verläuft von der vorigen psychologisch völlig divergent. Man kann es so fassen: die Schmerzperzeption ist von streng psychologischem Effekt. Sie soll, darauf zielt der Applikator ab, erinnert werden, und diese Erinnerung soll eine Trieblaune hemmen. Die andere Möglichkeit erweist sich dem gegenüber als eine psychophysische. Bei ihr wird nicht so der Trieb als der physische Triebausdruck angepackt, um seinerseits Alterationen zu erfahren. Und kraft der funktionalen Wechselbeziehungen, welche wir früher als zwischen den Gefühlen und ihren Ausdrucksphänomenen bestehend kennen lernten, erreicht man allmählich durch die Alteration des Triebausdrucks allerdings auch eine Alteration des Triebes. Wir wollen sogleich zusehen, wie.

Vergegenwärtigen wir uns vorher, daß die Hemmung durch Schmerzapplikation die Ausdruckserscheinungen der Trieblaune nicht zurückdämmt, sondern geradezu steigert, oft erst recht entfesselt — wobei natürlich nur auf die Extensität und Intensität, nicht so auf die Qualität des Ausdrucks der Ton gelegt werden soll. Niemand wird meinen, daß Prügel ein geeignetes Mittel seien, um ein launenhaft ungebärdiges Kind zu „beruhigen“. Hat es vordem gejammert und mit den Händen um sich geschlagen, so pflegt es nach erhaltener Züchtigung zu brüllen, und der ganze Körper scheint konvulsivisch erregt zu sein. Der Erzieher hat nichts dagegen, daß dieser physische Effekt sich „austobe“; denn er zielt ja nur auf eine psychologische Wirkung ab. Ganz anders bei der Schreckapplikation, auch wohl bei der lustvollen

Ablenkung. Hier ist der erste deutliche Effekt eine starke physische Hemmung, die zum Teil psychophysisch bedingt sein mag, zum andern Teil aber auch rein reflektorisch — Zusammenzucken bei einem Knall, Blinzeln bei plötzlichen Lichterscheinungen usw. — zustande kommt. Wir wissen nun, daß jede derartige plötzliche Ausdrucksalteration nicht ohne gleichzeitige Veränderung des Affekts sich vollzieht. Handelt es sich nicht gerade um übermäßig starke Gemütsbewegungen, und das ist ja wohl die kindliche Trieblaune kaum je, so wird der Affekt durch die psychophysische oder reflektorische Ausdruckswandlung einfach abgeschnitten. Die psychische Wirkung dieser Gewaltkur kann eine zwiefache sein. Entweder der Affekt ist damit wirklich erledigt. Das ist namentlich bei etwas emotiv veranlagten — „sanguinischen“ oder „cholerischen“, wie die Vulgärpsychologie des Gefühlslebens sagt — Personen häufig der Fall; denn sie sind gerade durch eine gewisse Flüchtigkeit und Verwischbarkeit der Gemütsbewegungen charakterisiert. Oder aber, und das ist mindestens ebenso häufig, der Affekt wird verdrängt. Er pflegt dann bei der ersten besten Gelegenheit wiederzukehren, um nun seinen natürlichen Abschluß zu finden, seine „Lösung“; manchmal aber tritt auch an seine Stelle eine unbestimmte, oszillierende Stimmung, d. i. ein Gefühlsdauerzustand, der mit dem verdrängten Affekt durch eine gewisse qualitative Ähnlichkeit verbunden ist — z. B. Beengtheit nach verdrängter Angst, grollende Verstimmung nach verdrängter Wut. Diese Stimmung kann von enorm langer Dauer sein; zeitweilig anscheinend verschwunden, taucht sie immer von neuem wieder auf und beharrt oft noch, wenn das Bewußtsein ihrer Ursache, eben jenes Affektes und des ihm ursächlich verknüpften perzeptiven oder assoziativen Erlebnisses, nicht mehr lebendig ist. Auf diese Weise kann der verdrängte Affekt zum Ausgangspunkte grundloser periodisierender Verstimmung werden.

Das ist nun wohl für das kindliche Seelenleben meist nicht zutreffend. So wenig wir auch von den Stimmungen des Kindes leider wirklich wissen, eines scheint doch sicher zu sein: daß sie ohne perzeptive Basis rasch schwinden und den Nachtschlaf mindestens nicht überdauern. Viel häufiger als der Umschlag des abgeschnittenen Affekts in eine chronische Verstimmung ist beim Kinde die eben zuerst abgehandelte Möglichkeit gegeben: die

Wiederkehr des Affekts, wenn das abschneidende Ereignis beendet ist. Der erzieherischen Methode, die von der Schmerzapplikation keinen Gebrauch machen will und ebenso das momentan oft sehr rasch wirkende Mittel der zweckbewußten Vernachlässigung (das Schreienlassen, Weinenlassen usw. bis zur Erschöpfung der Laune) nicht benutzt, bleibt dann weiter nichts übrig, als wiederum zur psychophysischen Ablenkung, zur Abschneidung des Affektausdrucks zu greifen: das Kind wird wieder erschreckt oder lustvoll überrascht, der Affekt wiederum verdrängt.

Es ist einleuchtend, daß bei der unaufhörlichen Wiederholung dieses Vorganges zweierlei „Störungen" des normalen Lebens stattfinden: eine psychische, eben die Affektverdrängung; und eine physische, die Störung der Ausdruckserscheinung. Man wird auch nach unserm Wissen vom psychophysischen Geschehen nicht annehmen können, daß beide unabhängig nebeneinander herlaufen; und für das, was sich durch ihr Zusammenwirken entwickelt, haben Breuer und Freud eben das Wort Konversion gebraucht. Doch ehe wir darauf eingehen, noch zwei andern Bemerkungen. Erstmals eine Feststellung: das praktische Ergebnis jener Verdrängungsmethode ist die stete Wiederkehr von launenhaften Zufällen, die Einbürgerung von Affektanfällen ohne anscheinend zureichendes Motiv, und das Vorkommen von Ausdrucksbildern ohne überhaupt entsprechenden Affekt: die Laune und die Grimasse sind die beiden Boten der kindlichen Ungezogenheit.

Dann aber sei uns auch ein Blick noch zum Vergleich auf die Wirkung der Schmerzapplikationsmethode gestattet! Auch bei ihr findet ohne Zweifel zunächst eine Unterbrechung des herrschenden Gefühlszustandes statt; man wird nicht behaupten wollen, daß der Affekt des gezüchtigten Kindes etwa der nämliche sei, wie der des launischen. Ist nun auch hier die Möglichkeit einer Verdrängung, und damit des Wiederauftauchens des Affekts als Affekt oder als Stimmung gegeben? Keineswegs. Dies wird vielmehr verhindert durch die exzessive Steigerung der Ausdruckserscheinungen, welche die Schmerzapplikation nach sich zieht. Es tobt sich darin nicht bloß der durch den Schmerz verursachte Zorn- oder sonstige Affekt aus, sondern sozusagen alles, was affektiv in der kindlichen Psyche aufgespeichert war:

die Laune also mit. Es tritt sehr oft eine ausgesprochene affektive Erschöpfung ein: das Kind entschlummert, und sein Erwachen nach einigen Stunden, oft schon sein Bild im Schlafe zeigt die Züge der völligen seelischen Beruhigung nach dem durchtobten Sturm. Die Laune ist mit zur Lösung gebracht, die Verhütung ihrer Wiederkehr ist gleichzeitig durch Anbahnung der hemmenden Schmerzerinnerung vorbereitet,

Nun endet aber auch diese anscheinend streng psychologische Vorbereitung, erreicht sie ihr Ziel, mit einer psychophysischen Wendung. Denn es ist offenbar nicht der Affekt, die Laune selber, die das Kind hemmt, wenn es sich zum erstenmale einer Hemmung fähig erweist, sondern ihr Ausdruck. Alle sogenannte Selbstbeherrschung, zu der die Erziehung uns führen kann, ist zunächst einmal Ausdrucksbeherrschung. Trotzdem bleibt der wichtige Unterschied zwischen dieser ursprünglich psychologischen und der andern, von vornherein psychophysischen Methode bestehen. Er liegt eben darin, daß in dem einen Falle der Ausdruck gewaltsam, von außen her alteriert, das andere Mal er von innen heraus, sozusagen organisch überwunden wird. Die analytische Selbstbeobachtung zeigt aber, daß jede solche Mäßigung des Ausdrucks von innen heraus Schritt für Schritt auch eine Mäßigung des zugehörigen Affekts bedeutet. Ganz natürlich: wir wissen selber um unsern Ausdruck nur durch die Gesamtheit der Empfindungen — um es einmal kurz zu bezeichnen — die von den bewegten oder überhaupt erregten Muskeln und Drüsen uns zuströmen, und die gehen mit dem Affekt eine Synthese ein, sodaß wir unser Lachen, Weinen und Stirnrunzeln selber als unlösbaren Teil der Gemütsbewegung fühlen. Unsere Selbstbeherrschung geht nun deutlich geraden Wegs auf die Regulierung des Ausdrucks, die uns durch jenen Empfindungenzustrom ermöglicht ist; aber wir verspüren es, wie damit die Gefühlskomponente der Totalität Affekt unvermeidlich an Intensität einbüßt.

Der Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, mag jetzt kopfschüttelnd fragen, worauf denn alle diese halbpädagogischen Erörterungen abzielen? Und er wird geltend machen, daß doch weder die Methode der organischen Ausdrucksüberwindung, noch die andere der Affektverdrängung auf den Zustand der Lenksamkeit hinzuarbeiten scheinen? Es scheint in der Tat so. Hier

aber ist gerade dem Erzieher ein mehrschneidiges Schwert in die Hand gegeben, von dem er nach eigener Einsicht den richtigen Gebrauch machen soll. Nach der Einsicht nämlich in das ganze genetische Wesen der kindlichen Lenksamkeit.

Denn dieses braucht keineswegs notwendig dem kindlichen Durchschnittsseelenzustand zu entsprechen. Halten wir zunächst einmal an der eigentlich pädagogischen Aufgabe fest, so finden wir sie in der Erzielung eines solchen Grades von Lenksamkeit, daß eine gesunde Fortentwicklung zu selbständiger Wollensfähigkeit, zum „Charakter" nicht gefährdet wird. Das kann aber niemals erreicht werden, wenn etwa jeder lebhafte Affektausdruck beim Kinde Hemmungen erfährt; das Ergebnis einer solchen Methodik ist das berüchtigte „artige Kind", aus dem sich nach aller Erfahrung später eine sehr wenig erfreuliche Mischung von Schwächlichkeit und Schlechtigkeit herauszubilden pflegt. Es wird also der richtige Weg in der Mitte zwischen der früher abgeschilderten Ungezogenheit und der Artigkeit verlaufen müssen. Und die Richtschnur für diese Linie, die ja praktisch natürlich tausend individuellen Variationen und persönlichem pädagogischen Takt ausgeliefert bleibt, wäre etwa die: nur als unzureichend motiviert erkannte (abgesehen von direkt antisozialen) Gefühlsausbrüche, eben die sogenannten Launen und Eigensinnigkeiten, sollen der Hemmung anheimfallen, sei es durch bewußte Vernachlässigung, sei es durch Schmerzapplikation; außer ihnen auch wohl noch solche Eruptionen, deren Ursache eine akzidentelle, deren Wiederkehr also nicht leicht zu besorgen ist, wie das Jammern bei einem Fall aufs Knie etwa.

Kann nun der damit kultivierte Zustand des Kindes überhaupt als ein natürlicher bewertet werden? Und haben wir das Recht, der kindlichen Psyche eine Eigenschaft zuzuschreiben, die doch, nach dem vorausgegangenen zu schließen, in ihr erst künstlich gezüchtet werden muß?

Auf diese wichtige Frage ist folgendes zu antworten. Die Erziehung, die — etwa von einer bestimmten individualistischen Doktrin geleitet — das radikale Laissez faire fürs Kind sich zum Grundsatz nähme, wäre die denkbar künstlichste; denn nirgends, wo in der Natur überhaupt Spuren einer Nachkommenschaftspflege gefunden werden, ist den Jungen eine unbegrenzte Willkür gewährt. Die sozialen Schranken subjektiver Wünsche, die

das Kind respektieren lernen soll, sind ja nichts Antinaturales, wie ein gewisser Entwicklungsdualismus uns weismachen möchte; und wenn das Kind sie nicht auf dem sehr milden Wege der Erziehung achten lernte, so würde es sich später auf dem ungleich härteren der Erfahrung die Hörner des Eigensinns daran ablaufen müssen. Überdies erkannten wir ja schon in früheren Darlegungen, daß nichts reales Psychisches, soweit es den Menschen angeht, anders denn als Sozialpsychisches gedacht werden könne; und eine Pädagogik, die das Individuum an sich auswickeln wollte, müßte folgerichtig auch auf den sozialen Kardinalfaktor der Mitteilung verzichten. Doch das sind seit einem Jahrhundert tausendfältig wiedergekaute Dinge! Halten wir nur dies fest: natürlich nicht die Zustutzung, die Dressierung des Kindes auf soziale Äußerlichkeiten — Grußformen z. B. — hin, wohl aber die Zurückdämmung unmotivierter Gelüste ist das Natürliche schlechthin; und die Lenksamkeit, die der Erzieher nicht gewillt wäre zu entfalten, würde das Leben selber viel unnachsichtlicher sich erzwingen. Sie ist selbstverständlich nicht der Zustand eines vegetativen Wesens, wie es der Säugling darstellt; wohl aber der Zustand eines Wesens, das über dieses vegetative Anfangsstadium hinauszukommen nun einmal veranlagt ist und durch nichts behindert werden kann. In einem andern Sinne kann innerhalb der genetischen Psychologie von natürlichen Seelenzuständen überhaupt nicht geredet werden.

Die Kautelen nun, an denen das rechte Innehalten der Lenksamkeitslinie gemessen werden kann, sind wiederum durchaus genetischer Art. Das heißt, ins Exempel übersetzt: beim fünfjährigen Kinde bedürfen andere Affekte einer Hemmung oder die nämlichen Affekte einer andern Intensität der Hemmung als beim zehnjährigen; früher kultivierte Hemmungen wollen rechtzeitig abgeschlossen, neuerforderliche ebenso rechtzeitig angewandt sein. Die Eingriffe in die natürlichen Äußerungen der Psyche sollen stets leiser werden, in dem Maße, wie die seelische Disposition sich aus dem Zustande der Lenksamkeit herausarbeitet. Je weniger das beachtet wird, desto mehr wächst die Gefahr einer im wirklichen Sinne künstlichen Fortdauer der Lenksamkeit. Und diese Gefahr ist freilich am größten bei Kindern, deren lenksame Veranlagung von vornherein eine besonders hervortretende ist. Bei ihnen kann selbst eine weise

Hemmungspädagogik Grade lenksamen Verhaltens schaffen, die der weiteren Charakterbildung aufs Lästigste den Weg vertreten.

Blicken wir von diesem Punkte aus zurück, so fallen uns vier Linien ins Auge, auf denen die Erziehung des Kindes von dem Wege einer die spätere kräftige Charakterentfaltung verbürgenden Lenksamkeitspflege abirren kann.

1. Die Methode der äußerlichen Affektabschneidung führt zur Affektverdrängung und damit zu den Erscheinungen der Launenhaftigkeit und der Grimasse.

2. Die Gewohnheit übermäßig häufiger, unterschiedsloser Affekthemmung führt zur Einschüchterung der kindlichen Seelenäußerungen und damit zur „Artigkeit", die eine perverse Art der Lenksamkeit darstellt.

3. Die an sich richtige Methode der Erziehung zur Hemmung von innen heraus — Selbstbeherrschung — sei es durch Schmerzapplikation oder durch zweckbewußte Vernachlässigung, führt, bis in ein zu weit vorgeschrittenes Kindesalter fortgesetzt, überhaupt bei mangelhafter Differenzierung ihrer Anwendung, zu einer übermäßigen Dauer oder einer zu gleichmäßigen Gestaltung des lenksamen Zustandes.

4. Die gleiche Methode (No. 3) erzielt bei einer bestimmten individuellen Disposition von vornherein einen zu starken Grad von Lenksamkeit.

In diesen Sätzen wird dem Kundigen schon eines auffallen: die Verwendung von Wörtern, die in den Darstellungen und Interpretationen der Hysterie eine bedeutende Rolle spielen — Verdrängung, zweckbewußte Vernachlässigung, Schmerzapplikation, Launenhaftigkeit, Grimasse. Ich hoffe, ein jeder hat sich im Laufe der Auseinandersetzungen, aus deren Ergebnis ich jene vier Thesen nun formulierte, überzeugt, wie diese Bezeichnungen ohne Künstelei jeweilig aus der Sachlage heraus geboren wurden. Und so wird es vielleicht schon wahrscheinlich geworden sein, daß in den Entwicklungen, denen wir auf den letzten Seiten nachgingen, die genetischen Schlüssel zur Hysterie verborgen liegen mögen.

Jetzt darf ich die Vermutung dogmatisch bekräftigen; alle jene vier Wege sind möglich als Wege zur hysterischen Gestaltung des Seelenlebens. Die ersten drei umspannen den Bereich der erworbenen Hysterie; auf dem vierten wandelt

die angeborene — in welchem Sinne die Auffassung der Hysterie als einer reaktiven Abnormität diese Bezeichnung erlaubt, danach wird noch zu fragen sein. Eine andere Beleuchtung verbindet den ersten und letzten Weg gegenüber den beiden mittleren: dort ergibt sich meist manifeste Hysterie, bleibt oft nur die Richtung der Abnormität angedeutet. Das ist, wie man sieht, die Beleuchtung der klinischen Empirie, für unsern Zweck minder erheblich also. Endlich aber umspannt die Lenksamkeit, nun nicht bloß mehr in analytischer Ähnlichkeit, sondern als Quelle der Hysterie, die drei letzten Sätze gegenüber dem ersten, der von der Verdrängung und ihrer kausalen Beziehung zur Hysterie handelt. Und diese letzte Sonderung muß für die psychologische Theorie der Hysterie naturgemäß die richtunggebende sein.

2. Die Verdrängung.

Freud ist es, dem wir den Aufbau und Ausbau einer psychologischen Theorie der Verdrängung und ihrer besonderen Durchführung an psychopathologischen Problemen verdanken. Dieser Anerkennung gab schon unsere historische Vorbereitung des Hysterieproblems Raum; sie wies uns ebenso auf die Notwendigkeit einer kritischen Auseinandersetzung mit den Lehren des Wiener Forschers hin. Ehe ich aber das damals Versprochene einlöse, gestatte man mir eine einschränkende Bemerkung. Freud hat seine Verdrängungslehre nicht isoliert gelassen; er hat sie vielmehr zu einem psychologischen System ausgebaut, dessen Erklärungsabsichten von den Tiefen des Unbewußten, ja des Bewußtseinsunfähigen, bis zu den hellsten Denkprozessen reichen. Eine Kritik dieser Vorstellungen vom seelischen Geschehen liegt aber außerhalb der räumlichen Möglichkeit und außerhalb der geistigen Grenzen dieser Genese. Ich umreiße nur meine Stellung zu Freuds Anschauungen, sofern sie über das Thema der Verdrängung hinausgreifen, dogmatisch, und zwar so: diese Anschauungen sind durchaus hypothetisch; es muß entschieden bestritten werden, daß sich die unbewußten Anteile des Seelenlebens dem Beobachter als Tatsachen, als Erfahrungen aufdrängen; vor allem ist die Heilwirkung der Psychoanalyse Neurotischer kein Beweis für Richtigkeit des psycho-

analytischen Weges — mit solchen Bestätigungen ex juvantibus sollte überhaupt in unserm therapeutischen Zeitalter recht sparsam umgegangen werden — und ebenso wäre selbst die Richtigkeit des psychoanalytischen Weges, könnte sie verbürgt werden, noch kein Beweis für die wirkende Existenz des Unbewußten. Wenn Freud anführt, daß wir von Goethe und Helmholtz wissen, die ihnen gewordenen schöpferischen Offenbarungen seien sozusagen fast fertig in ihrem Bewußtsein aufgeblitzt, und man müsse danach annehmen, die komplizierte Bildung dieser Einfälle habe sich im Unbewußten abgespielt, so lehne ich diese Induktion ab; einmal schon darum, weil auch das Genie keine Gewähr dafür ist, daß sein Träger nicht Selbsttäuschungen über sein inneres Leben unterworfen sei; dann aber, weil das Gefühl des „Fertigen" sich uns allen bei oft sehr lange vorbereiteten — im Bewußtsein vorbereiteten — Synthesen aufdrängt, einfach als der Ausdruck des Erstaunens über die neuen Eigenschaften der Synthese, die als etwas von ihren Komponenten gänzlich Verschiedenes erscheinen kann, so daß wir uns über ihr Hervorwachsen aus diesen Komponenten gar nicht klar zu werden vermögen — solange wir nämlich auf die naive Art der Selbstbeobachtung uns stützen, über die ja meines Wissens weder Goethe noch Helmholtz jemals hinausgekommen sind. Was wirklich unbewußt, das heißt physiologisch geschieht, während ein Erlebnis dem Bewußtsein entschwunden ist; ob da physische Alterationen sich vollziehen, denen wir es zuschreiben müssen, daß das wieder ins Bewußtsein tretende Erlebnis durchaus umgestaltet erscheint — diese Frage ist gewiß in dieser Fassung interessant, aber die Fassung ist eben eine solche, die überwunden sein sollte, nämlich eine im Grunde psychophysische. Man kann sich von da ins Physiologische retten, und dann wird die Sache für die Psychologie unerheblich; oder aber ins Psychologische, und da sollten wir als Funktion der physiologischen Zwischenprozesse ein „Unbewußtes" konstituieren, das die Eigenschaft hätte, allen wissenschaftlichen Erwägungen unzugänglich zu sein? Denn daß die Erfahrung — nicht die Vermutung und die Analogie! sondern die Erfahrung! — aus diesem Unbewußten schon das geringste Detail hätte hervorheben können, dafür hat noch keiner der Forscher, die das Unbewußte so entschieden fordern, einen Beweis geliefert. Aber

wer sagt mir denn, ob es nicht die Stimmung B ist, die psychische Gesamtlage überhaupt, die ein Erlebnis b, das als Erlebnis a unter der Stimmung A sich vollzog, sofort bei seinem Auftauchen umfärbt, so daß es von a, trotz eines Restes von Ähnlichkeit, so auffallend verschieden mich dünkt? Wenn wir bedenken, wie durchaus differente Eindrücke dem gleichen Reiz entsprechen, je nachdem dieser in die Stimmung A oder die ihr kontrastierende Stimmung B hineintrifft, und wenn wir die in der Assimilationslehre Wundts kondensierten Erfahrungen hinzunehmen, nach denen auch das leiseste, oft nur der gespanntesten, oft wieder nur einer absichtlich entspannten Selbstbeobachtung bemerkliche Erlebnis sofort bei seinem Bewußtwerden assimilativen Alterationen unterliegt, deren Quelle die nachträgliche Analyse wohl aufzudecken vermag: so, dächte ich, hätten wir soviel Arbeit innerhalb des Bewußten vor uns, daß wir das Herumspintisieren im Unbewußten getrost Leuten mit größerem Beschäftigungsmangel überlassen dürfen. Ich betone: soviel aussichtsreiche Arbeit. Man nehme doch nur einmal Humes heute viel zu wenig gelesenen Treatise, man nehme daneben Wundts Grundriß, und man staune, um welches Maß von Einsicht in die feineren psychischen Zusammenhänge uns dieses einen Forschers Lebensarbeit gefördert hat! Wozu da anstatt eines vertrauensvollen Fortbildens das Untertauchen in einen Begriff, der vielleicht metaphysische, oder religiöse, oder ästhetische Qualitäten, sicherlich aber keine wissenschaftlichen hat?

Ich möchte am wenigsten von Freud selber mißverstanden werden. Er kennt meine Schätzung seiner Leistung und hat mir selber gelegentlich bezeugt, daß ich mich redlich bemüht habe, mich in seine psychoanalytischen Gedankengänge selbsttätig hineinzuarbeiten. Aber ich meine eben, was ich ja früher schon andeutete: daß diese Gedankengänge ganz ausgezeichnet geeignet gewesen wären, uns vor dem Absturz ins Unbewußte zu bewahren, und daß sie keinesfalls ihn mit Notwendigkeit aufs Unbewußte hinzuführen angetan waren. Sowenig vielleicht Freud damit einverstanden sein mag — denn jeder Autor empfindet seine Schöpfungen als ein unteilbares Ganze und verwahrt sich gegen die Zumutung auch des kleinsten Abstriches: ich ziehe eine Linie zwischen seiner Verdrängungsidee und seiner Verdrängungstheorie; ich meine nicht, daß diese die Konse-

quenz jener sei, sondern ich würde im Gegenteil das befruchtende Verdienst Freuds um die Psychopathologie noch wesentlich höher einschätzen können, wenn seine Theorie anders ausgefallen wäre, wenn er den in der Verdrängungsidee beschlossenen Keim, gerade das scheinbar Unbewußte als ein nur umwegiges Bewußtes aufzudecken, entwickelt und zur Ausreifung gebracht hätte. Die Theorie ist, so wie sie geworden ist, von der Idee schlechterdings heterogen. Ich muß es dem Belieben des Lesers anheimgeben, aus der vergleichenden Einsicht in meine eigenen folgenden Darlegungen und in die Verdrängungstheorie des Wiener Autors zu der nämlichen oder auch zur entgegengesetzten Auffassung zu kommen. Für unsern Gedankengang jedenfalls ist die Verdrängungstheorie im selben Maße unbrauchbar, wie die Verdrängungsidee bedeutsam.

Die Verdrängungsidee ganz im allgemeinen besagt dieses: daß seelische Erlebnisse, die verdrängt werden — ob dies nun in der Form der Unterdrückung, der Ablenkung, des Ausweichens geschieht — damit nicht erledigt sind, sondern fortwirken, und nicht eher fortzuwirken aufhören, bis sie ihre Zulassung zur Aufmerksamkeit und ihre gründliche Auslebung erfahren haben.

Ich bin wiederholt psychopathologisch interessierten Leuten begegnet, die diese Sätze für etwas Selbstverständliches hielten. Das sind sie aber nicht einmal für die naive Ansicht, obwohl wir das Wunderbare erleben, daß diese dem Verdrängungsgedanken nähersteht, als die wissenschaftliche Doktrin. Geben wir für die Wissenschaft einmal Kraepelin das Wort, so lesen wir in seiner „Psychiatrie" gelegentlich einer Kritik der von Breuer und Freud veröffentlichten Theorie der Hysterie über den Verdrängungsgedanken folgendes: „Wenn unsere vielgeplagte Seele durch längst vergessene unliebsame sexuelle Erfahrungen für alle Zeiten ihr Gleichgewicht verlöre, so dürften wir am Anfange vom Ende unseres Geschlechts angekommen sein: die Natur hätte ein grausames Spiel mit uns getrieben!" Es verschlägt nichts, daß der Wortlaut dieses Satzes sich gegen den besonderen Freudschen Verdrängungsgedanken, den sexualpsychologisch gearteten, kehrt; man findet leicht heraus, daß die Verdrängungsidee schlechthin dem bedeutenden Psychiater eine unmögliche Annahme zu sein scheint — so sehr, daß er

auf die Wiedergabe des Kernpunktes gar nicht eintritt, sondern aus den „verdrängten" Erlebnissen „längst vergessene" macht. Die naive Meinung teilt nun diesen ablehnenden Standpunkt keineswegs. Daß etwas Psychisches, das nicht ausgelebt wird, sozusagen „sitzen bleibe" und lästige Erscheinungen hervorrufen könne, wird vulgär ziemlich allgemein angenommen. Das Volk glaubt die wohltätige, befreiende Wirkung der Affektlösung zu kennen; es nimmt an, daß das Weib darum oft leichter über schwere Erschütterungen hinwegkomme, als der Mann, weil es sich „ausweint", „ausspricht", sein Herz „ausschüttet", während der Mann dazu neigt, seine Gemütsbewegung zu „unterdrücken", „niederzukämpfen", sie „in sich zu verschließen", sie „in sich hineinzufressen". Und es meint, daß ein derart behandelter Kummer z. B. am Menschen „nage", „zehre", „fresse" und ihn bis ins Grab bringen könne.

Aber freilich: von dieser vulgären Meinung wird der Kernpunkt der Verdrängungsidee in dem Sinne, den wir hier vor Augen haben, kaum berührt. Denn man sieht, es ist dort wesentlich das Abmachen des seelischen Erlebnisses mit sich selber, der Mangel an Mitteilung, was zu dem unerfreulichen Fortwirken führt: „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz," sagt das Volk. Es ist kurzum mehr das Verbeißen des Ausdrucks, als das Zurückdrängen des Erlebnisses. Nun sahen wir ja freilich schon, daß beides nie ganz isoliert werden kann; aber die vulgäre Ansicht hält vor allen Dingen an der Identität des fortwirkenden Faktors fest. Höchstens, daß der akute Affekt in einen chronischen, wie Gram sich wandelt; immer steht doch dabei die ursprüngliche Ursache dem Individuum vor Augen — ein Todesfall etwa. Das Erlebnis ist in seiner Entladung gehemmt, aber es ist nicht verdrängt.

Daß freilich etwas, an das man nicht denken will, die Seele gerade darum immer wieder heimsucht, ist auch dem Volke geläufig: für Gewissensbisse etwa. Aber die Heimsuchung ist doch ein Sichaufdrängen eben des Verdrängten. Und auf der andern Seite herrscht wiederum die Ansicht vor, daß man, um etwas zu vergessen, vor allem sich nicht zuviel damit beschäftigen dürfe, sondern sich davon abzulenken trachten müsse.

Seine eigentliche Bedeutung für unsern Zweck erhält aber auch der Verdrängungsgedanke überhaupt erst durch seine

Spezialisierung; in jener allgemeinen Form müßte er so schwankend und nichtssagend bleiben, wie seine vulgären Analoga selber. Die speziellere Fassung besagt nun: daß im weiteren Ablauf der Verdrängung das zu verdrängende Erlebnis wirklich entschwindet und die es ursprünglich begleitenden Gemütserregungen fernerhin anscheinend unmotiviert oder unzureichend motiviert zum Ausbruch kommen: Verdrängungslaunen, wie man es nennen könnte.

Eine noch weitergehende Einengung des Gedankens kommt mit der Einführung des Breuerschen Konversionsbegriffes zustande. Danach schwinden schließlich auch die Gemütsbewegungen und es bleiben nur ihre Ausdrucksphänomene zurück, die nunmehr unmotiviert auftreten und an Intensität oder Extensität stetig zunehmen: Verdrängungsgrimassen, könnte man sagen.

Die dritte Spezialisierung erfährt die Idee dann durch die Freudsche Ansicht: daß die Veränderung ausschließlich eine solche von sexuellen Kindheitserlebnissen sei. Alle späteren und andern Erlebnisse verfallen, auch wo sie gewaltsam unterdrückt werden, dem Vergessen.

Man sieht ohne weiteres, daß man diese drei Einengungen logisch nicht auf eine Stufe stellen darf. Die erste — und die zweite ist ja nur ihre Fortbildung — stellt einfach die notwendige Präzisierung des Verdrängungsgedankens dar. Jeder, der hört, daß ein verdrängtes seelisches Erlebnis fortwirke, fragt natürlich: wie? worin sich das Fortwirken äußere? Und darauf erteilen die beiden ersten Spezialsätze die Antwort: in Launen oder in Grimassen (oder in beiden). Der Freudsche Satz dagegen ist kein Bescheid auf eine Frage, die logisch notwendig aus dem Verdrängungsgedanken hervorginge. Er bedeutet eine wirkliche Einschränkung der Verdrängungsmöglichkeiten. Gegenüber der natürlicheren Voraussetzung, daß jede Verdrängung in der durch den ersten und zweiten Satz bezeichneten Richtung fortwirken könne, stellt er auf Grund von Erfahrungen das Monopol der sexuellen infantilen Erlebnisse für die Verdrängung fest. Wir nehmen nun die beiden ersten Sätze zuvörderst einmal als Fakta an, um ungestört uns der Diskussion des dritten zuzuwenden.

Ich bitte darauf zu achten, daß Freud mit dieser Einschränkung sich seine Ableitung der psychoneurotischen Erscheinungen außerordentlich erschwert hat; denn mehrfach trat

mir die erstaunliche Meinung entgegen, als sei die erotogene Hypothese als eine Art Spielerei zu bewerten. Freud leitet ja nicht bloß die Hysterie, auch die Angstneurose, auch isolierte Phobieen, auch paranoische Zustände aus der Verdrängung ab; der Kundige vermag sofort zu überblicken, welch heterogene Erscheinungen damit auf einen Generalnenner, welche scheinbar völlig extrasexuellen Dinge gerade auf den sexuellen Generalnenner gebracht werden sollen!

Ich kann nun nicht sagen, daß mir der Versuch geglückt scheint. Keineswegs etwa aus dem von Kraepelin benutzten Argument heraus: daß unliebsame erotische Erlebnisse nicht imstande sein sollten, auf dem Wege der Verdrängung pathologische Symptome zu zeugen. Der Eintritt der frühesten sexuellen Regungen ins psychische Leben erscheint vielmehr auch seinem erotischen Charakter nach oft so verhüllt, seiner Wirkung nach aber ebenso unberechenbar nachhaltig sich zu vollziehen, daß die junge Seele dadurch nicht bloß auf lange hinaus aus ihrem Gleichgewicht gebracht wird, sondern ihre ganze Entwicklungsrichtung eine totale Verschiebung erfahren kann. Vornehmlich die Präpubertät, die Jahre vor dem deutlichen physiologischen Beginn der Geschlechtsreife, ist ein höchst geeignetes Feld für Erlebnisse solcher Art. Aber dies zugegeben, so steht doch der Beweis dafür, daß nun die Verdrängung überhaupt bloß sexuelle Erlebnisse sich zum Objekt wählt, bei Freud völlig aus. Höchstens müßte man sich damit zufrieden geben, daß Freud an dem von ihm beobachteten Material immer nur eine solche erotogene Herkunft der hysterischen Phänomene habe feststellen können. Aber dann ist der induktive Schluß nicht mehr zwingend, wenn man bedenkt, daß dieses Material eine durchaus einseitige soziale Zusammensetzung aufweist: zu Gunsten nämlich der gebildeten Klassen. Daß in ihnen die vorzeitigen sexuellen Erlebnisse unter allen Umständen, kann man sagen, einer energischen Verdrängung anheimfallen, weil eben die Moralbegriffe, die dort herrschen, ein unbefangenes Ausleben solcher Erfahrungen verwehren, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Das Kind des Bürgertums, wie es einmal kurz genannt werden soll — denn die spezifische Art der Schamhaftigkeitskultur, die hier in Frage kommt, umfaßt auch das Kleinbürgertum, sofern es noch nicht zum Lumpenproletariat

entartet ist — das Kind des Bürgertums also muß nach seiner ganzen Erziehung die frühesten erotischen Eindrücke und Gelüste als etwas unbedingt Verbotenes — „Sündhaftes" — erleben, und es konsequent zu verdrängen suchen. Die Kinder der untersten Millionen aber lernen das Sexuelle meist schon zu einer Zeit kennen, wo sie ihm noch völlig unbefangen gegenüberstehen; sie gewöhnen sich da an seinen Anblick; die Gebote der Schule dringen natürlich niemals so tief, wie die Einprägungen der Umwelt, und sie müssen gänzlich illusorisch bleiben, wenn — wie es hier der Fall ist — die Praxis der Umwelt ihnen stündlich zuwiderläuft; so lernen diese Kinder das Geschlechtliche eigentlich niemals als etwas Verdrängenswertes empfinden, es ist ihnen im Gegenteil das Ausleben des sexuellen Triebes von vornherein Selbstverständlichkeit. Hier könnten jedenfalls alle möglichen andern Erlebnisse leichter in Konflikt mit der Gefühlszensur, und demgemäß zur Verdrängung kommen, als die erotischen, und die notwendige Konsequenz wäre, daß die pathologischen Ergebnisse der Verdrängung hier mindestens viel seltener sein müßten, als in den bürgerlichen Schichten, wenn wirklich, wie Freud meint, nur das Sexuelle als Quelle der durch Verdrängung erzeugten Krankheitszustände in Frage käme.

Was sagen die Tatsachen dazu? In Wahrheit ist die Hysterie in den niedersten Schichten häufiger; und was ganz besonders schwer in die Wagschale fällt: die Hysterie der Männer ist hier ganz enorm verbreitet, während sie in den bürgerlichen Kreisen neben den neurasthenischen Krankheitsbildern ein entschieden selteneres Bild darstellt. Warum ich dies so stark betone? Nun, für die Mädchen des Proletariats ließe sich am Ende aus der von Natur stärkeren Schamhaftigkeit, vor allem aus der natürlichen weiblichen Abwehrform der Schamhaftigkeit, der „Keuschheit" heraus eine verhältnismäßig häufige Möglichkeit der Verdrängung sexueller Eindrücke annehmen; für die Männer aber ist sie völlig ausgeschlossen, denn der von Natur aggressive Sexualtrieb des Knaben kann zu jener Art der Auffassung erotischer Dinge, wie eine Verdrängung sie voraussetzt, nur durch die Schamhaftigkeitserziehung gelangen, die unserer bürgerlichen Kultur eigen ist. Es erscheint schlechterdings unmöglich, anzunehmen, daß die zahllosen männlichen Hysterien, denen wir im Proletariat

begegnen, durch die Verdrängung sexueller Erlebnisse als „Abwehrneurosen“ begreiflich werden sollten.

Ich glaube den Einwand zu kennen, mit dem Freud mir an dieser Stelle entgegentreten wird: die Bisexualität. Er wird darauf hinweisen, daß die erwähnte Aggressivität des Knaben erst mit der Ausbildung der sexuellen Konstitution, also mit dem Anfange der Pubertät ins Leben trete, und daß vorher eine deutliche „aggressive“ oder im Gegenteil „keusche“ Aufnahme erotischer Erlebnisse nicht nachweisbar sei. Ich darf darauf folgendes erwidern: der Gedanke der Bisexualität ist richtig, aber für den eben gedachten Einwand dennoch unbrauchbar. In welcher Richtung die natürliche Bisexualität liegt, ist für das Bürgertum einfach nicht zu erweisen, weil hier durch die intensive und frühe Schamhaftigkeitspflege das sexuelle Erleben von vornherein künstlich in die Abwehrbahnen gedrängt wird, aus denen die später hervorbrechende juvenile Aggressivität sich erst unter oft schwerem Ringen befreien muß. Betrachte ich aber die in sexueller Hinsicht natürlicher aufwachsenden Kinder der Proles und zum Teil auch des Landes, so scheint mir denn doch die ursprüngliche Bisexualität vielmehr in der Richtung einer ursprünglichen Aggressivität zu liegen, die für das Mädchen erst beim Nahen der Pubertät durch die Abwehrtendenzen, die Keuschheitszüge, abgelöst wird. Es wäre danach nicht so sehr der Knabe, der sich ändert, als vielmehr das Mädchen; und das wird auch durch den Eindruck bestätigt, daß die gesunde Knabennatur in ihren Hauptzügen sich eigentlich gleich bleibt, während das gesunde Mädchen bis zu dem Beginn der Geschlechtsreife meist ausgesprochene Knabenallüren zeigt. Die bürgerliche Pädagogik erst pervertiert diese Sachlage: indem sie von Anbeginn an Abwehrregungen einpflanzt und großzieht, bringt sie in das Knabennaturell eine „Keuschheit“ hinein, die die Geschlechtsreife nachträglich überwinden, sozusagen wieder hinauswerfen muß, während das Mädchen dadurch auf seine puberen Seelenzustände direkt vorbereitet wird. Wird aber die Bisexualität nicht so durch Abwehr-, als vielmehr gerade durch Begehrungstendenzen charakterisiert, so fällt natürlich wiederum die Möglichkeit — nicht die einzelne, sondern die der Häufigkeit männlicher proletarischer Hysterieen entsprechende durchgängige Möglichkeit der Verdrängung sexueller Infantilerlebnisse fort.

Diese Erwägungen scheinen mir noch wesentlich gestützt zu werden durch einen Blick auf die Wirksamkeit des Ekels, der bei den sexuellen Verdrängungen eine zweifellos bedeutende Rolle spielt, und nach Freud als Symptom im hysterischen Zustande gelegentlich selber sehr anschaulich geschildert worden ist. Neben den eigentlich sexuellen Erlebnissen sind es sicherlich Ekelgefühle, die am allerhäufigsten während der Kindheit Objekt der Unterdrückung zu werden das Zeug haben. Der Ekel entsteht in der kindlichen Psyche, wie Freud ganz richtig betont, sehr spät — er existiert im Anfang überhaupt nicht, wie er ja wahrscheinlich auch ein phylogenetisch sehr spätes Produkt sein mag; aber gerade bei etwas labilen kindlichen Gemütern macht er sich, einmal vorhanden, in der Regel sehr häufig und sehr stark geltend — ist die Ekelsensitivität sehr groß. Und täglich wird sie unterdrückt! Das Kind muß essen, wovor ihm ekelt, es muß neben Kameraden sitzen, vor denen ihm ekelt, es muß sich von Erwachsenen, die ihm Ekel erregen, liebkosen lassen, und hunderterlei mehr. Nun zeigt aber die Verfeinerung des Ekels ausgesprochen soziale Abstufungen, und wiederum bleibt in den Schichten mit der niedrigsten Lebenshaltung der Ekel auf ein Minimum beschränkt, gibt er also am wenigsten Verdrängungsmöglichkeiten her. Auch der speziell geschlechtliche Ekel ist in diese Feststellung einbezogen; ja man kann sagen, daß gerade er, wie selten ein Affekt, einen Maßstab für die soziale Verfeinerung bietet. Sicherlich wirkt ein erheblicher Teil der vorzeitigen sexuell gefärbten Erlebnisse, die von der kindlichen Psyche verdrängt werden, durch Ekelerregung in der Richtung der Verdrängung; sicherlich ist die Möglichkeit der Ekelerregung in den proletarischen Schichten ungleich weniger gegeben, als in den bürgerlichen. Und dieses Verhältnis ändert sich nicht, wenn ich, von Freud mich entfernend, auch die Verdrängung nichtsexuellen Ekels als einen möglichen Ausgangspunkt für die Genese hysterischer Erscheinungen mir denke.

Damit aber darf ich dann überhaupt meine Betrachtung verallgemeinern. Nicht bloß für die sexuellen, nicht bloß für die Ekelaffekte gilt das, was ich ausführte; sondern schlechthin für das ganze Reich der Verdrängungsmöglichkeiten. Erziehung bedeutet, je intensiver sie ist, desto intensivere, desto weniger pausierende Einwirkung auf das Kind; Verdrängung gerade ist

eine der Hauptwaffen aller Erziehung. Wenn die Verdrängung die Ursache der Hysterie ist, dann muß dieses Leiden dort am weitaus häufigsten sein, wo am meisten erzogen wird; es müßte dort sozusagen das Nervenleiden par excellence sein: die Verdrängungsneurose wäre nahezu gleichbedeutend mit der Erziehungsneurose. Sie müßte desto seltener werden, je mehr der Entfaltung der Psyche unbeschränkter Raum gegeben wird, je mehr die Kinder „wild“ aufwachsen dürften. Die Wirklichkeit aber zeigt das umgekehrte Bild. Es hätte gar nicht der Einsicht in die Entwickelung der Unfallshysterie — die ich von der traumatischen Nervosität, den Nervenanomalieen nach Commotionen und der progressiven traumatischen Psychose wohl absondere! — bedurft, um die ganz ungeheuere Ausbreitung der Hysterie gerade im Proletariat und auf dem Lande, überhaupt in den untersten Schichten der Bevölkerung, und im besonderen wieder gerade unterm männlichen Geschlecht festzustellen. Mit dieser Konstatierung aber ist eine doppelte Möglichkeit der Schlußfolgerung gegeben, nehmen wir die Prämisse hinzu, daß die Verdrängung eine natürliche Beziehung zur sozialen Gliederung hat: entweder die Annahme, daß die Verdrängung überhaupt einer genetischen Verknüpfung mit der Hysterie fähig sei, ist falsch; oder es bestehen bestimmte Einschränkungen — z. B. Verschiedenheiten im Wesen der Hysterie — welche es ermöglichen, daß die Verdrängung nur für einen, sozial lokalisierten Teil der hysterischen Erkrankungen in Frage kommt, während der andere Teil andere genetische Ableitungen verlangt.

Die erste Möglichkeit nun soll keinesfalls von uns akzeptiert werden. Ich meine, daß der Beweis für die Entstehung vieler hysterischen Erkrankungsfälle durch Verdrängung von Breuer und Freud so bündig erbracht ist, wie es nur von einem Beweise in der Pathologie verlangt werden kann. Ich trete hier auch mit gutem Bedacht in keine Diskussion der sekundären Vorgänge ein, die wir in die weitere Abwicklung der Verdrängungskette einsetzen dürfen, nachdem teils Breuer — wie mit der Konversion — teils Freud — wie mit der Affektverwandlung und der Verdichtung — uns mit ihnen bekannt gemacht hat. Denn nicht alle nur möglichen Einzelheiten, sondern die Grundlinien einer Psychologie der Hysterie sollen hier verfolgt werden. Die Kritik und die Korrektur der Einzel-

heiten, die in jenen Begriffen heute schon verbesserungsbedürftig erscheinen mögen, vielleicht auch manche Umbildung der Begriffe selber noch, muß der fortschreitenden Erfahrung, die an den gleichen Begriffen wertvolle neue Stützpunkte für ihre Beobachtung findet, überlassen bleiben; denn es ist ein leider beliebtes, aber doch gänzlich unfruchtbares Beginnen, gegen einen Neugewinn der Erkenntnis, sofern er nicht der Erfahrung einfach zuwiderläuft, also aus der Luft gesponnene Hypothese ist, nun eiligst alle denkmöglichen Einwände ins Feld zu führen. Das kennzeichnet sich leicht als die Praxis tändelnder Skepsis, oder noch schlimmer eifersüchtigen Ärgers: und beides gehört nicht in die Wissenschaft hinein. Um also meine Stellung zu den Ergebnissen der Breuer-Freudschen Lehre zu umreißen:

Ich lehne das Wachträumen, wie Breuer es als Ausgangsmöglichkeit der Hysterie dargestellt hat, ab, denn es fehlt dabei durchaus das kausale Verhältnis. Wenn Wachträumen hysterisch machen soll, so läßt sich das nur unter der Annahme einer primären Veranlagung zur Bewußtseinsspaltung verstehen, und damit wären wir auf eine Hypothese zurückgeworfen, über die wir hinauskommen wollten, weil sie überhaupt nur ein sehr mangelhafter Name für oberflächlich beobachtete Phänomene ist. Jemanden, dem jene Veranlagung abginge, möchte kein Wachträumen hysterisch machen — fraglich genug, ob er überhaupt jemals wachträumen würde! wonach also Wachträumerei viel eher selbst schon ein hysterisches Ding, als die Quelle der Hysterie sein mag. Doch dies nur vorläufig; denn hiervon wird bei einer späteren Gelegenheit noch weiter gehandelt werden müssen, und dort wird, ich deute es schon an, der Vorgang des Wachträumens zu einem relativen Rechte gelangen. Dahingegen nehme ich die Verdrängung als Ausgangszustand der Hysterie an, und ebenso meine ich, daß Konversion, Affektverwandlung und Verdichtung Begriffe seien, die mindestens eine starke anregende und heuristische Kraft für die Gewinnung weiterer Einsichten in den Weg von der Verdrängung zur manifesten Hysterie besitzen. Wiederum aber lehne ich ab: einmal die Beschränkung der hysterisierenden Verdrängung aufs Infantile — denn es liegt sicherlich kein Beweis vor, daß jede Hysterie über die Pubertät zurückreiche, und die Unfallshysterie widerstrebt jedenfalls einer

solchen Annahme; gerade sie aber erscheint mir als eine gut charakterisierte Verdrängungshysterie, würde also zeigen, daß die Verdrängung, sind nur die fraglichen psychischen Erlebnisse stark genug, zu jeder Lebenszeit hysterisierend wirken kann. Zweitens die Beschränkung der Verdrängung aufs Sexuelle; endlich die Beschränkung der Hysteriequellen auf die Verdrängung überhaupt. Statt dessen fordere ich, gewissermaßen an Stelle der zweiten und dritten Ablehnung, den Versuch einer Sonderung der Hysteriequellen je nach der Zugehörigkeit der ergriffenen Individuen zu bestimmten, sei es natürlichen, sei es sozialen Gruppen; in welcher Forderung die Aufzeigung anderer Entstehungsmöglichkeiten, als der Verdrängung, ja inbegriffen erscheint.

3. Differentialgenetisches.

Drei Weisen sind es, die für den Verdrängungsvorgang in Frage kommen, und man mag sie in eine Reihe bringen, die von außen nach innen geordnet erscheint.

Zuinnerst begegnen wir dann der Schreckhysterie. Bei ihr stellt die Verdrängung sich als der Kampf des Ichs gegen einen übermächtigen sthenischen Affekt unlustiger Färbung dar, der die Psyche mit Beschlag zu belegen versucht. Man wendet wohl ein, das müsse darum unrichtig sein, weil ja nicht so sehr die Leute, die den Unfallsschreck bekämpfen, als vielmehr die, die sich ihm hingeben, schreckhysterisch werden. Das ist nur empirisch richtig, psychologisch aber oberflächlich gedacht. Sollte es nämlich ein Argument gegen meine Aufstellung sein, so müßte die Verdrängung als ein Vorgang betrachtet werden, der unter allen Umständen von der aktiven Apperzeption ausgeübt wird. Das trifft aber nicht zu. Es kann ein Erlebnis verdrängt werden durch andere, aus der Erinnerung her, assoziativ sich aufdrängende neue Erlebnisse. Und diese Rolle spielen bei der Unfallshysterie alle jene Wünsche und Erwägungen, die man ganz richtig als den „Kampf um die Rente“ zusammengefaßt hat. Noch ehe der furchtbare Schreck- oder Angstaffekt organisch abreagiert werden kann — wozu bei einer so starken Gemütsbewegung etliche Zeit benötigt wird — pflanzt sich die Sorge, der Kummer, das Mißtrauen in der Psyche auf.

Diese Seelenzustände verdrängen aus dem Komplex „Unfallserinnerung — Schreck oder Angst — Ausdruckserscheinungen (Zittern, Blässe usw.)“ das affektive Mittelglied, setzen sich an seine Stelle und konstituieren so den neuen Komplex „Unfallserinnerung — Sorge und Mißtrauen — Ausdruck des Schreckes oder der Angst“. Eine höchst charakteristische Verdrängung in der Richtung auf konversive Weiterentwicklung hin! Das ist nicht etwa bloß meine zur „Rettung“ ersonnene Konstruktion. Denn für die Wirklichkeit dieser Abwickelung kann ich noch zwei gewichtige Momente ins Feld führen. Einmal stimmt es nämlich gar nicht, daß die Unfallshysterischen in ihren Klagen und Erzählungen dauernd von ihrem Unfall reden; das ist sehr cum grano salis zu verstehen. Sie reden viel mehr um den Unfall herum, als über ihn; jeder Kundige weiß, wie unsäglich schwer es oft ist, die Kranken zu einer wirklichen Auskunft über den Höhepunkt des Unfalls zu bringen — abgesehen natürlich schon von Fällen, in denen Bewußtlosigkeit eingetreten war; sie berichten mit einer pathologischen Umständlichkeit alles, was voranging und alle Akzidentien — und nicht zum wenigsten diese Art des Berichts ist es ja, die den alten Simulationsverdacht so sehr gestützt hat, eben weil der Zuhörer gar kein rechtes Bild einer wirklich schweren seelischen Alteration, sondern den Eindruck des Vorschiebens aller möglichen Unbeträchtlichkeiten erhält. Gleichzeitig aber, und das ist für die Verdrängung besonders eklatant, erscheint der Unfall samt Schreck- (oder Angst-) Affekt im Traume. Diese Kombination ist so häufig, daß ich sie als geradezu pathognostisch für die Unfallshysterie bezeichnen möchte.

Der im Wachen vorherrschende Phänomenenkomplex ist dann dieser: aus der Unfallserinnerung ist das zentrale Stück verwischt, es bleibt ein mehr begrifflich geartetes, durch Bagatellen geschmücktes Fragment — d. h. der Kranke weiß und sagt, daß er einen schweren Unfall erlitten hat, und belegt dies mit Nebendingen, die sich dabei abspielten; der Schreck ist ersetzt durch den Kummer; die Ausdruckserscheinungen bleiben und nehmen, wie immer, wo sie nicht in Verbindung mit ihrem Affekt allmählich ausgelebt, abreagiert werden, an Stärke und Ausbreitung zu. Sie machen mehr und mehr den Eindruck der Isolation, denn der Komplex „Erinnerungsfragment — Kummer

— Angstausdruck“ entbehrt natürlich der Kausalität in seinen Verbindungen. So entsteht das Bild der Disproportionalität zwischen Affekt und Affektausdruck — das hysterische Bild. Und es bewahrt sich hier eine besondere Durchsichtigkeit nur dadurch, daß wir seine Genese, die uns sonst verborgen ist, kennen. Darum gerade handelte ich hier die Unfallshysterie zuerst ab: weil sie den Typus einer durch Verdrängung entstandenen Hysterie darstellt, in der uns noch dazu das Verdrängte bekannt ist; desto besser, als gerade diese Hysterie — eben wegen des Kampfes um die Rente — meist von ihrer Entstehung an, und nicht erst, wie so viele andere Hysterien auf ihrem Höhepunkte in den Bereich klinischer Beobachtung tritt. Um so mehr nimmt es wunder, daß der Versuch einer psychologischen Herleitung des typischen Erscheinungskomplexes der Unfallshysterie immer nur ganz fragmentarisch gemacht wurde. Das soll nicht heißen, daß ich mein Verdienst zu überschätzen geneigt wäre; denn ich vergesse keinen Augenblick, daß die auf den letzten Seiten gegebene genetische Interpretation völlig auf dem von Freud uns geschenkten Begriff der Verdrängung ruht und nur dessen Exemplifizierung auf eine besondere, noch dazu recht durchsichtige Erscheinungsgruppe darstellt.

Zuinnerst in der Reihe der Verdrängungshysterie, sagte ich, stehe die Unfallshysterie. Zuäußerst finde ich jenes Bild, dessen Genese wir schon in unsern pädagogischen Betrachtungen vorbereiteten. Hier ist der Schreck — oder überhaupt: das Überraschungserlebnis, die psychische Unterbrechung — nicht das Verdrängte, sondern das Verdrängende; die Verdrängung kommt also von außen, sie wird an die Psyche herangebracht, sie wächst nicht aus ihr selber hervor. Sucht die Unfallshysterie vorwiegend den erwachsenen, um seine wirtschaftliche Existenz bangenden Menschen heim, so fanden wir die Verdrängung durch Überraschung als ein Erziehungsmittel, das gerade auf die frühesten, der Säuglingsperiode unmittelbar folgenden Lebensjahre angewandt zu werden pflegt. Ein Negativum aber verbindet die beiden sonst so verschiedenen Verdrängungsnoten: das Fehlen — ich darf getrost sagen: das absolute Fehlen! der Sexualität. Daß der Unfallsschreck, der im Laufe der Entwicklung der Unfallshysterie durch den Kampf um die Rente verdrängt wird, keine erotische Färbung hat, bedarf keines Beweises. Aber auch

die kindliche Trieblaune, oder überhaupt der Trieb, der durch überraschende Eindrücke verdrängt werden soll, betrifft doch wohl alle anderen denkbaren Bedürfnisse eher, als die sexuellen, und scheint mir selbst mit Hilfe der weitherzigsten Interpretierung einer infantilen „Bisexualität“ und ihrer frühesten Regungen nicht gut um seine asexuelle Färbung zu bringen zu sein. Zum Beispiel: glaubt man — mit Freud, wenn ich ihn recht verstanden habe — aus der allerdings sehr auffallenden Sonderung der kindlichen Zuneigungen, die den Knaben vorwiegend an die Mutter, das Mädchen vorwiegend an den Vater fesselt, bereits die sexuelle Sonderung mit ihren antipolaren Sympathien herauslesen zu dürfen, was doch wohl ungefähr die weiteste Ausdehnung sexueller Regungsmöglichkeiten ist, die man mit einem Schein rechtens vornehmen kann: so wird hiervon das der Verdrängung durch Überraschungen vornehmlich ausgesetzte Kindesalter überhaupt nicht betroffen, einfach weil in diesem Alter jene Sonderung noch gar nicht erkennbar ist; vielmehr lehrt die Erfahrung, daß um diese Zeit noch eine durchgehende Bevorzugung der Männer seitens des Kindes stattfindet — aus welchen Gründen, ist hier nicht zu erörtern, da diese Gründe jedenfalls weitab von aller noch so angedeuteten und unbestimmten Erotik liegen. Es kommen also für die Verdrängung durch Überraschung alle möglichen Affekte in Frage, nur keine sexuell bedingten oder gefärbten; und die Freudsche Einschränkung der Verdrängung aufs Sexuelle erfährt hier eine zweite empirische Ablehnung.

Eine andere Frage wäre freilich die, ob die Verdrängung durch Überraschung als Quelle einer Entwicklung zur Hysterie betrachtet werden kann. Ich wüßte jedoch nichts, was dieser Annahme sich in den Weg stellen sollte. Wir brauchen uns die konversive Tendenz solcher Überraschungen und Abschneidungen des kindlichen Affekts nicht nochmals zu vergegenwärtigen, da es bereits geschehen ist; und es bleibt nur noch hinzuzufügen, daß im kindlichen Organismus dieser Tendenz ein mächtiges Vehikel zur Verfügung steht: nennen wir es einmal mit Exner die große Bahnungsfähigkeit, die Raschheit heißt das, der Ausbreitung und Steigerung einmal eingeleiteter Innervationen, von der wir ja auch die vielfachen konvulsivischen Zustände im kindlichen Alter herleiten. Diese Bahnungsfähigkeit scheint — nach

der Erfahrung — für die Ausdrucksphänomene ganz besonders kräftig zu sein, wieso? wissen wir nicht und soll hier auch nicht versucht werden zu deuten. Jedenfalls ist es so, und man begreift, daß darin für die konversive Symptombildung eine der günstigsten Vorbereitungen und Unterstützungen beschlossen liegt. Dazu stimmt wiederum die Erfahrung, daß die Grimasse beim verzogenen Kinde — d. i. eben vorwiegend ein Kind, dessen unliebsame Erregungen immer wieder durch Überraschung verdrängt werden — eine so eminente Rolle spielt. Grimassen aber sind Ausdrucksbewegungen von übertriebener Intensität oder Extensität oder von verzerrter Qualität, denen kein entsprechender Affekt zugeordnet zu sein scheint. Und ein Teil wenigstens der hysterischen Erscheinungen, aber gerade der landläufigste, und gar der in der kindlichen Hysterie häufigste Teil, sind ebenfalls, wie nun schon mehrfach uns deutlich wurde, Ausdruckserscheinungen von übertriebener Intensität oder Extensität oder von verzerrter Qualität, denen kein entsprechender Affekt zugeordnet zu sein scheint. Die ganze Differenz liegt da in den Worten „Ausdrucksbewegung“ und „Ausdruckserscheinung“; das heißt: die Grimasse beschränkt sich vorwiegend noch auf die der willkürlichen Innervation zugänglichen Ausdruckserscheinungen, während die Hysterie auch die dieser Innervation schon normalerweise entzogenen umspannt. Aber einmal ist diese Grenze auch in praxi durchaus fließend; und ferner wissen wir, daß die Konversion in der Loslösung der Ausdruckserscheinungen von ihren Affekten eine solche Grenze niemals innehält. Ich mache nur auf eine äußerst verbreitete Anomalie, das unmotivierte Erröten, aufmerksam. Kaum ein anderes Symptom ist so ausschließlich und in jedem praktischen Einzelfalle so leicht aus sexuellen Verdrängungen herzuleiten (und mit der Aufklärung dieses Ursprunges und der Beseitigung der Verdrängungsmotive zu heilen); dabei setzt es absolut keine andern hysterischen Erscheinungen, geschweige denn Stigmata, voraus; es sucht Personen heim, die weder vorher, noch nachher, noch nebenher etwas Abnormes bieten — ergo: es ist ein vortrefflicher Beleg, daß die Konversion auch ohne anderweitige „hysterische“ Anlagen sich nicht bloß an die willkürlich innervierbaren, sondern ebenso gut an die der Willkürinnervation entzogenen Ausdruckskomponenten hält. Nach dieser Einsicht aber ist ein Zweifel

an der Möglichkeit der Überraschungsverdrängung als Quelle hysterischer Phänomene nicht mehr zulässig. Es bleibt dann nur noch die Wirklichkeit zu befragen. Und wenn die uns lehrt, wie oft die verzogenen, durch Laune und Grimasse unliebsam entstellten Kinder mit der Pubertät, d. h. der Emanzipation von der Erziehung im engeren Sinne, ihre üblen Eigenschaften verlieren; ja wie gar nicht selten ausgesprochene kindliche Hysterie mit der Pubertät spurlos verschwindet: so, meine ich, darf man eine Ableitung nicht von der Hand weisen, die mit allen diesen Sachverhalten sich aufs beste, besser als irgend eine frühere, verträgt — mindestens nicht, so lange man sie nicht durch Fakta zu entkräften vermag.

Diese Gruppe von hysterischen Erkrankungen, die wir aus den verdrängenden Überraschungen ableiten, entfällt also, rollen wir die Schuldfrage auf, ganz auf das Konto des Erziehers. Wir zählen danach auch sie, analog der Unfallshysterie, zu der größeren Gruppe der erworbenen Hysterie. Dieses Bekenntnis will ich doppelt und dreifach unterstreichen. Man kommt mir vielleicht mit dem Einwand, daß eine größere „Labilität" des Nervensystems — oder der Psyche, wie mans gerade ansieht, denn doch immer vorausgesetzt werden müsse. Ich antworte hierauf: das weiß ich nicht; schon möglich; aber das ist sicher, daß diese Labilität, diese degenerative Konstitution, wenngleich den Keim zur Erkrankung, so doch nicht den Keim zur Hysterie in sich barg. Sie war vielmehr durchaus reaktive Abnormität; es bedurfte dieser bestimmten Einwirkung — der Verdrängung des Unfallschrecks durch den Rentenkampf; der Verdrängung des Affekts durch Überraschung — um gerade hysterische Erscheinungen zur Entwicklung zu bringen. Und aus dieser Einsicht heraus nenne ich dann mit dem Rechte, das eben das historische Recht aller Wissenschaft ist und das außerhalb der Pathologie wohl noch niemals ernsthaft angezweifelt wurde — nenne ich die Verdrängung die Ursache der (so oder so entstandenen) Hysterie.

Das war verhältnismäßig leichte Arbeit. Ungleich verwickelter finden wir die Sachlage bei der dritten Verdrängungsmöglichkeit, die ich eingangs als die mittlere zwischen der von innen und der von außen kommenden mir eingereiht dachte. An ihr können jener psychische Komplex, der als Ich erlebt

wird, und die das Erziehungswerk gewissermaßen fortsetzende Umwelt in gleicher Weise und in außerordentlich verschiedenen Anteilen mitwirken. Bei ihr tritt aber nun das sexuelle Moment stark in den Vordergrund; einfach darum, weil nach der pädagogischen Erzielung eines gewissen Maßes von Selbstbeherrschung und gleichzeitig mit der stetigen Annäherung an die Geschlechtsreife die erotischen Erlebnisse das hauptsächlich Unterdrückenswerte — nach der ganzen kulturellen Lage unserer Zeit Unterdrückenswerte werden.

Das hauptsächlich, sage ich, und nicht das einzig Unterdrückenswerte; und darin liegt schon eingeschlossen, daß ich das Monopol des Sexuellen auch für diese letzte Gruppe von Verdrängungen noch bestreite. Freud selber hat uns in seiner „Traumdeutung" einen Fall erzählt, der ein prachtvolles Exempel für die Verdrängung nicht-erotischer Gemütsbewegungen abgibt. Er berichtet dort auf der vorletzten Seite dieses Buches von einem hysterischen Knaben, der einen sehr merkwürdigen Traum hatte, und dieser Traum läßt sich aus einer — ich zitiere jetzt — „unterdrückten Wut gegen den Vater" — ableiten. Das Erotische scheint nur, nicht einmal unzweifelhaft, bei der besonderen Gestaltung einer einzelnen Traumvision, keinesfalls bei der Grundlage des Traumes eine Rolle gespielt zu haben. Und wir fragen uns in der Tat: warum auch sollte es nicht in der kindlichen Psyche selbst beim Herannahen der Pubertät noch eine Reihe von Erlebnissen geben können, die außerhalb alles Erotischen liegen und dennoch verdrängenswert erscheinen? Oder die doch jedenfalls tatsächlich von außen, meine ich, verdrängt werden? Eine ideale Erziehung müßte natürlich die Verdrängung möglichst ausschließen. Man bedenke aber, daß die Hälfte unserer heutigen Erziehung in der öffentlichen Schule vor sich geht, Massenerziehung ist, also einer gewissen disziplinaren Grundlage gar nicht entraten kann: und man sieht schon, wie oft diese Erziehung genötigt sein wird, das seelische Erleben des Kindes unorganisch abzukürzen — aller idealen Forderung ungeachtet. Nehmen wir aber gar statt dieser Forderung die Wirklichkeit: so finden wir, daß stellenweise die Verdrängung geradezu zum pädagogischen Prinzip erhoben worden ist. Ein klassisches Beispiel hierfür ist das Verhalten dem irgendwie gestraften Kinde gegenüber. Da gilt der Grundsatz, kein Schmollen aufkommen

zu lassen, und so wird das Kind gezwungen, die Tränen abzuwischen, ein glückseliges Gesicht zu grimassieren und in lauter Abbitte, womöglich vor Geschwistern oder selbst Fremden, sein „Unrecht“ und seine „Reue“ zu bekennen. Jeder, der sich seiner eigenen Kindheit erinnert, weiß, daß diese ungeheuerlichen Zumutungen einen wahren Sturm der Empörung in der Kindesseele aufpeitschen, wofern das Kind nicht gerade moralisch minderwertig ist, und psychologisch genommen, welche Verdrängungen werden dabei geleistet! Ich stelle die Behauptung auf, daß diese Art von Erziehung sicherlich die Hysterie mit heraufzuführen vermag, denn sie ist ja geradezu eine Züchtung der Lüge und der Grimasse, also zweier für die Hysterie der Kinder eminent bezeichnenden Züge — aber will jemand es unternehmen, hier sexuelle Momente zu konstruieren?

So wenig ich also das Erotische als das einzige Objekt der spätinfantilen Verdrängung anerkennen kann, so gern gebe ich sein Vorwiegen gegenüber andern Erlebnissen zu — was übrigens schon dadurch begreiflich wird, daß eben mit dem Nahen der Pubertät und deren Initialien die meisten stärker erlebten Dinge sozusagen einen erotoiden Schleier empfangen: eine der merkwürdigsten Gefühlsirradiationen, die wir kennen, und die einer noch ganz anders eingehenden Beobachtung wert ist, als sie sie bis heute erfahren hat. Natürlich ist es für uns unmöglich, in eine Einzelbetrachtung aller Möglichkeiten, die man sich hierfür nun konstruieren könnte, einzutreten. Nicht etwa, weil, wie eine billige Ausflucht lautet, der Raum mangelt; denn dann hätte ich manche Seite der logischen und selbst der analytischen Darlegungen sparen dürfen, da ja die Sache der psychischen Quellen der Hysterie von eminenter Wichtigkeit ist. Sondern einfach, weil keine Genese ohne eine zureichende Phänomenologie ihre Schritte wagen kann, und weil diese Phänomenologie noch ganz im Argen liegt. Mit wenigen Ausnahmen, welche, wie Bruns, von Holst u. a., auf die bemerkenswerten Differenzen zwischen der Hysterie der Gebildeten und jener der Ungebildeten, sowie auf die allmähliche historische Zurückdämmung der Hysterie hinwiesen, wurde die hysterische Erkrankung bisher mit einer solchen Selbstverständlichkeit als produktive Abnormität betrachtet, daß man mit ihrer Zurechnung zur Famille névropatheque ihre Genesis erschöpft zu haben glaubte. Die Ansicht von

Moebius, nach der das Primäre in der Hysterie die Abspaltung psychischer Komplexe sein sollte, ein Vorgang also, der weder in der normalen Psyche noch bei einem andern Bilde der neuropathischen Gruppe ein Analogon hat, muß in dieser Beleuchtung als besonders hemmend für einen genetischen Fortschritt bezeichnet werden: denn mit ihrer Annahme war der Verzicht auf eine eigentliche Ableitung der Hysterie, auf deren Reaktivität, ausgesprochen, und ebenso muß man, damit verglichen, das Verdienst Freuds besonders stark bewerten, gerade sofern es über die Leistung Breuers hinausreicht — was übrigens Moebius selber in erster Reihe uneingeschränkt getan hat. Und wenn der Hysteriekundige heute an Freud einen Wunsch richten darf, so ist es der: daß Freud sich nicht gar zu sehr in seine theoretische Konstruktion der Verdrängungsreihen verlieren, sondern uns lieber noch recht viel phänomenologische und kausale Beiträge zur Kenntnis und Gliederung der Verdrängungen bringen möge; denn die Kasuistik der genetischen Seite der Hysterie ist ebenso mager geblieben, wie die der symptomatischen Seite im Überfluß quillt.

Bis daß sich also diese Lage bessert, möge nur eins noch hervorgehoben sein, das mir — entgegen gerade der Ansicht Freuds — ein deutlicher Fingerzeig für die Richtigkeit der Annahme nichtsexueller Verdrängungen zu sein scheint. Die juvenile, in oder nach der Pubertät hervorbrechende Hysterie unterscheidet sich von der infantilen durch die scheinbare Verwandtschaft vieler ihrer Bilder mit der Neurasthenie; eine Ähnlichkeit, die so stark sein kann, daß sie nicht bloß die „Hysteroneurasthenie“ uns bescherte, sondern ein Phänomen wie die Astasie-Abasie selbst von trefflichen Beobachtern mit der Agoraphobie verwechseln ließ. Die infantile Hysterie ist exzessiver, grimassenhafter, vielmehr den starken normalen Ausdrucksentladungen des Kindes entsprechend; sie ist überdies fast immer mit Launenhaftigkeit und andern üblen Charakterzügen verbunden, die bei der späteren Hysterie bekantlich gar nicht in Erscheinung zu treten brauchen. Wie selbstverständlich, möchte ich sagen, leitet sich nun alles dies aus meiner Annahme ab! Jene Züge der kindlichen Hysterie charakterisieren sich deutlich als Gewaltprodukte, wie ja auch das Urteil des Volkes, in dem oft ein Gran Richtigkeit steckt, sie mehr dem Erzieher

als dem Kinde zur Last legt; die fließenden, oft neurasthenoiden Zeichen der späteren Hysterie weisen ebenso deutlich in ihrer allgemeinen Beschaffenheit auf die Folgen aller von innen heraus geführten Kämpfe und in ihren besonderen Details fast durchgehends auf seelische und körperliche Zustände der Pubertät hin, denen sie mindestens auffällig verwandt sind. Vom Erröten, den Herzsymptomen, dem Globusgefühl, dem Zittern, dem Schwitzen u. a. braucht man das nicht zu erweisen; aber selbst der große hysterische Anfall ist häufig ein frappant deutliches Abbild erotischer Bewegungen, die natürlich zum Teil ins Exzessive gesteigert sind, und ich möchte es den Phänomenologen der Hysterie einmal zur besondern Nachprüfung empfehlen, ob nicht gerade jene Bewegungen, die das Weib nach vorzeitiger Ejakulation auszuführen pflegt, um sich wenigstens ein Surrogat der Befriedigung zu verschaffen, einen sehr charakteristischen Bestandteil zahlreicher Hysterieen bei Frauen bilden.

Genug! Man sieht, wir geraten schon in die phänomenologische Dämmerung, und die verwehrt es, die angedeuteten Argumente so beweiskräftig zu machen, wie ich es mir wohl wünschen möchte. Ich bemerke also nur noch, daß ich in der mit den Vorboten der Geschlechtsreife anhebenden sexuellen Verdrängung eine höchst ergiebige Quelle für einen Teil der Hysterieen erblicke: vornehmlich für die Hysterie der Gebildeten, in erster Reihe natürlich der Frauen, und dann auch für manche Hysterien der Frauen aus den niederen Schichten. Die Erziehung des bürgerlichen Mädchens, diese man könnte sagen raffinierte Kombinationsmethode, für die Bedürfnisse der Koketterie einen leisen tonischen Sexualerregungszustand zu züchten und gleichzeitig jedes offene Gelüste moralisch zurückzudämmen, ist ja eine förmliche künstliche Dissoziierung der normalen seelischen Zusammenhänge, die für den Weg der Konversion den besten Boden bereitet. Aber auch bei den nicht auf die Keuschheit hin gedrillten Frauen brauchen die Anlässe zu sexuellen Verdrängungen nicht zu fehlen. Abgesehen davon, daß auch hier allzu gewaltsame männliche Annäherungen psychisch stark deprimieren und beschämen, kann vor allem jene schon angedeutete Nichtbefriedigung bei relativ vorzeitiger Ejakulation zu sehr starken Aufregungen und Verdrängungstendenzen führen. Die Frauen scheinen sich, der Arzt kann das aus ihren Geständnissen

entnehmen, als eine Art Halbjungfern zu fühlen, so lange sie den sexuellen Endaffekt nicht erlebt haben; und man bedenke nur, welche Wirkung einer solchen Stimmung gegenüber all die Vertraulichkeiten und auch Brutalitäten, die den geschlechtlichen Verkehr begleiten, ausüben müssen! Ich möchte die Zahl der Hysterieen, die auf diesem Felde keimen, nicht gering anschlagen.

Weiter also vermag ich für die Verdrängung die differentialgenetischen Betrachtungen nicht zu führen. Vielleicht hätte man mich, wenn ich redete, auch vor diesem Punkte schon längst mit einem Haupteinwand unterbrochen. Es scheint nämlich der Zweifel nicht unangebracht zu sein, ob nun diese Momente wirklich „Ursachen der Hysterie“ im früher angenommenen wissenschaftlichen Sinne seien. Daß alles dies, so wird man sagen, „auslösend“ für die Hysterie wirken kann, wußten wir; aber auch du hast uns nicht verraten, warum nur der eine, der solches erlebt, eine Hysterie kriegt, und der andere nicht.

Von diesem letzten Satze nun könnte ich zunächst behaupten, er fische im Trüben, d. h. er nehme sich den Mangel einer Phänomenologie der Genese zum Vorwande für einen Vorwurf, den ein besseres phänomenologisches Wissen vielleicht als überhaupt irrig widerlegen wird. Wir wissen rein gar nichts darüber, ob es wirklich Leute gibt, die dasselbe erleben und keine Hysterie kriegen, wie andere, die davon eine heimtragen. Denn der Begriff „dasselbe“, den man im Bereiche des Psychischen nur bei sehr starken Intensitäten des Erlebens unbedenklich anwenden sollte, ist gegenüber unserer psychologischen Ignoranz von den Hysteriequellen im Einzelfalle gänzlich unerlaubt. Die Menschen, von deren psychischer Eigenart die alte Vulgärpsychologie als von einer „sanguinischen“ redet, kommen über eine selbst erhebliche Aufregung rascher hinweg, unterliegen also der Gefahr des Verdrängenmüssens viel weniger, als etwa die „Melancholiker“. Das gilt natürlich für alle reaktive Abnormität: daß die Ursache einen Boden finden muß, auf dem sie wirken kann. Aber es kann leicht so sein, daß dieser Boden sich mehr negativ umgrenzen, als positiv charakterisieren läßt; daß man eher sagen kann: auf der Grundlage aller möglichen seelischen Anlagen wird durch Verdrängung Hysterie erweckt, ausgenommen einzig die eine Gruppe von Temperamenten; und dann muß es natürlich der weiteren Forschung überlassen

bleiben, das Gemeinsame, das jene Anlagen trotz ihrer Verschiedenheit verbindet und hysterisierend macht, herauszufinden. Dieses mit der Verdrängung zusammen wäre dann im strengsten Sinne die Ursache der Hysterie. Ich betone aber, daß, wohin wir blicken, die Forschung sich die Freiheit nimmt, den Begriff der „Ursache“ in dem früher von mir dargelegten Sinne wenigstens provisorisch anzuwenden. Und diese Lizenz wird man mir um so mehr verstatten müssen, als hier ja überhaupt nicht von der möglicherweise erst erschöpfenden Gesamtursache, sondern nur von der psychischen Teilursache der Hysterie geredet sein soll, während der physische Rest, der vielleicht bleibt, wieder nur negativ bezeichnet werden kann — wobei es, wie die Annahme der Hysterie als einer reaktiven Abnormität es nahelegt, selbstverständlich unsere Tendenz ist, diesen Rest möglichst einzuschränken, den psychischen Kausalanteil als möglichst groß und ausschlaggebend nachzuweisen. Die Verdrängung kam dieser Tendenz nur wenig entgegen, da wir von ihr bereits feststellen mußten, daß sie nicht ausreiche, um die Hysterie aus ihr ableiten zu lassen. Möchte die Lenksamkeit diese Aufgabe vielleicht eher erfüllen? Das wird zu prüfen sein.

4. Die Lenksamkeit als Quelle der Hysterie.

Mit der Lenksamkeit befaßten sich drei von den vier Sätzen, die wir gegen das Ende der Erörterungen über den kindlichen Seelenzustand aufstellten. Von ihnen betrachteten zwei die Lenksamkeit als eine erzieherisch erzeugte; der dritte aber sprach vorsichtig von einem ursprünglichen Seelenzustande, den auch eine weise Erziehung zur Selbstbeherrschung schon in bedenkliche Lenksamkeit überzuführen genüge. Dies zur Erinnerung.

Die analytische Charakterisierung der Lenksamkeit wurde von uns in hinreichendem Maße geleistet; darauf brauchen wir nicht mehr zurückzukommen. Und auch zur Genese der Lenksamkeit selber, die teils zu Hilfszwecken der Analyse, teils bei der Skizzierung des kindlichen Seelenzustandes erörtert werden mußte, wird nur Unbeträchtliches noch hinzuzufügen sein. Daß der ganze psychologische Begriff der Lenksamkeit auch nach alledem noch nicht jedem plausibel erscheinen mag, davon bin ich selber am stärksten überzeugt. Als ich ihn in meinem Buche

„Nervosität und Kultur“ zum erstenmale der Kritik darbot, hat auch die wohlwollende ablehnend den Kopf geschüttelt. Das liegt am Ungewohnten; denn wirkliche Einwände gegen die psychologischen Kriterien des Begriffes habe ich nirgends gefunden. Redet man aber von „Erfindung“ oder „Konstruktion“ oder „Schablone“, so ist das alles andere eher, als eine Widerlegung. Denn alle Begriffe sind Erfindungen oder Konstruktionen, und alle sind sicherlich Schablonen; das ist ja gerade ihr Existenzzweck. Es kommt immer nur auf den Nutzen an, der dabei heraushängt. Auf den soll die Kritik sich zuspitzen; gegen den mag sie ihre Bedenken erheben. Ich bin nicht so eingenommen von meinen „Erfindungen“, daß ich nicht selber am aufrichtigsten ihre Fortbildung durch kritische Bearbeitung wünschte.

Der Weg zur Lenksamkeit soll uns also nicht weiter beschäftigen, nachdem wir gesehen haben, wie dieser Weg in seinem entscheidenden Anfangsstück mit dem pädagogischen Wege zur Selbstbeherrschung zusammenfällt. Unser herrschendes Erziehungsideal strebt einem gewissen Maße von Lenksamkeit als Ziel zu. Es gibt Erziehungsdoktrinen, die das bewußt nicht tun; aber sie gelten in der Praxis heute kaum irgendwo. Dem Kinde, das unter der gegenwärtigen Kulturkonstellation zur Welt kommt, kann man nicht mit astrologischer, sondern mit astronomischer Gewißheit vorhersagen, daß es zur Lenksamkeit erzogen werden wird, besser, daß man es dazu erziehen *wollen* wird. Und zwar zu beiderlei Lenksamkeit: zur aktionellen und zur apperzeptiven. Zum Gehorsam und zum Glauben. Den apperzeptiven Teil vertritt ganz besonders die Schule, als die von einem bestimmten Zeitpunkte ab beherrschende Vertreterin der Mitteilung geistiger Inhalte. Die höhere Schule hat ja sogar die Sisyphusarbeit, dafür zu sorgen, daß Lenksamkeit auf der einen, selbständiges Denken und sittliche Charakterbildung auf der andern Seite sich das Gleichgewicht halten. Der Primaner soll den kategorischen Imperativ in der Brust tragen und doch den Paragraphen einer auch für Sextaner gültigen Disziplinarordnung, sowie den Launen des Lehrers sich unterwerfen, ohne selbst innerlich darüber zu murren; er soll in allen Sätteln, im dialektischen, mathematischen, geschichtlichen, philologischen, des Denkens reiten und doch die ihm überlieferten Inhalte

ohne eine Regung skeptischer Kritik akzeptieren. Wahrlich, ein Triumph der Pädagogik, diese Primanerpsyche! ...

Uns interessiert jetzt, wie aus der Lenksamkeit Hysterie soll werden können. Die analytische Verwandtschaft der beiden Seelenzustände wurde ja schon in Erörterung gezogen; wir bedienten uns der Lenksamkeit, um an ihr Analysen vorzubereiten, für die uns an der Hysterie selber bedeutende Schwierigkeiten den Weg zu verlegen schienen. Diese Verwandtschaft aber würde noch gar nichts für einen genetischen Zusammenhang beweisen. Das Auge des Wirbeltiers hat sich sicherlich nicht aus dem des Tintenfisches entwickelt, das ihm im Bau dennoch innerhalb der ganzen übrigen Organismenreihe am meisten gleicht. Und zwei Menschen, die einander zum Verwechseln physisch und psychisch ähneln, brauchen nicht im Verhältnis einer Blutsverwandtschaft oder gar von Vater und Sohn zu stehen. So müßte auch die Lenksamkeit, bei aller analytischen Gleichung, genetisch mit der Hysterie nichts zu tun haben; und Hysterie ohne Beweis als pathologisch gesteigerte Lenksamkeit hinzustellen, ist mir auch nie eingefallen, obwohl Forel es von mir zur besonders kräftigen Charakterisierung einer journalistisch oberflächlichen Art, wissenschaftliche Probleme zu behandeln, behauptet hat. Hätte der schweizer Psychiater meine Publikationen, in denen von dem Zusammenhange zwischen Lenksamkeit und Hysterie die Rede ist, selber gelesen, anstatt sich von einem mir persönlich übelwollenden Leser irrige Suggestionen darüber eingeben zu lassen, so hätte er sicherlich etwas derart kraß Unzutreffendes nicht in die größte medizinische Fachzeitung deutscher Zunge drucken lassen.

Welche Momente drängen mich denn nun dazu, auch einen genetischen Zusammenhang zwischen der Lenksamkeit und der Hysterie anzunehmen? Vier sind es, und ich zähle sie zunächst einmal auf: erstens, die Hysterie befällt bei den Kindern beide Geschlechter in gleichmäßigem Prozentsatz; dann, die Hysterie findet sich bei viel mehr erwachsenen Frauen, als erwachsenen Männern; weiter, die Hysterie sucht viel mehr erwachsene Männer der unteren, ungebildeten Volksklassen heim, als der oberen; endlich, die Hysterie als Volkskrankheit ist eine typische Erkrankung des Mittelalters und hat mit dem Fortschreiten der Neuzeit stetig abgenommen. Man erlaube mir eine logische

Anmerkung hierzu: es ist das Nebeneinander dieser Tatsachen und nicht schon das Bestehen jeder einzelnen an sich, worauf es ankommt. Wenn wir nämlich den Blick über jene vier Sätze hingleiten lassen, so kommen wir ohne Mühe zu dieser Vermutung: die Hysterie scheint einen Zusammenhang zu haben mit einem Seelenzustande, der den Kindern ohne Unterschied des Geschlechts eignet, der beim Erwachsen in viel weiterem Umfange der Frau verbleibt als dem Manne, der unter den Männern wiederum den sozial auf niedere Stufen gestellten in viel weiterem Umfange zukommt, als den Männern der oberen Klassen, und der schließlich, historisch angesehen, überhaupt ein seit Jahrhunderten schon in langsamer Überwindung begriffener Seelenzustand ist. Ich behaupte, daß allen diesen Kriterien zusammen nur der Seelenzustand der Lenksamkeit genügen kann.

Ich selber bin von der historischen Seite her auf die Lenksamkeit gestoßen; den Gedankengang, der mich dahin führte, bereiteten die Publikationen Lamprechts in mir vor. Dann ging mir die soziale Seite auf; endlich die geschlechtige und zuletzt die pädagogische. So schleichen sich ja oft die Gedanken in umgekehrter Folge ins Gehirn ein, als sie dann wieder aus ihm heraus aufs Papier treten müssen. Von der sozialen und der historischen Teilfrage soll an diesem Punkte unserer Gedankenentwicklung vorerst nicht weiter die Rede sein; beide werden ihre eigene Abhandlung erfahren. Daß aber die seelische Eigenschaft, die das Weib vor allen aus der Kindheit sich bewahrt, während die Geschlechtsreife des Mannes die nämliche gerade zu überwinden strebt, die Lenksamkeit sei, das sollte keiner Erhärtung bedürfen. Natürlich steht hier nur das Weib, so wie es bis heute war und nicht so, wie es nach einem modernen Ideale werden soll, zur Untersuchung. Da vergegenwärtige sich einer nun diese Art des Weibes, das Gegebene als das Selbstverständliche hinzunehmen; diesen Mangel an konsequenter Kritik, Zuständen wie Mitteilungen gegenüber; diese Leitung auch der scheinbar intellektuellen Interessen durch das Moment geschlechtiger Neigung. An mehr als an diese drei Punkte braucht nicht erinnert zu werden. Man wird vielleicht wider den letzten einwenden wollen, daß wir doch früher gerade dargetan haben, wie der bei einem Lenksamen erzielte Erfolg

affektiv und logisch nicht recht begreiflich sei, während hier nur die Interessenwendungen des Weibes durch den Liebesaffekt hinreichend motiviert würden. Dieser Einwand ist aber hinfällig. Denn es kann noch nicht als Motivierung gelten, wenn überhaupt ein Erlebnis mit einem Affekt zusammen auftritt. Ich erinnere dafür an die Darlegungen über Sinn und Maß. Wenn ein Paralytiker unterm Ausdruck höchster Vergnügtheit sich die Pulsadern öffnet, so können diese zwei Momente miteinander niemals sinnvoll verknüpft sein; erst durch die Kenntnis seiner Wahnidee, unsterblich zu sein, wird eine solche Verknüpfung möglich. Und ganz ebenso ist die Veränderung, Erweckung oder Lahmlegung geistiger Interessen aus Liebe ein psychisches Beieinander, das der affektiven Begreiflichkeit durchaus ermangelt: beim Manne ist es unbekannt. Es stellt einen Lenkungserfolg dar, der gut und recht unter die Kategorie der auf Lenksamkeit sich gründenden Erfolge gerechnet werden muß.

Wir sind nunmehr von zwei Seiten her zu der Mutmaßung eines kausalen Zusammenhanges zwischen der Lenksamkeit und der Hysterie gelangt. Einmal war es die analytische Verwandtschaft von Hysterie und Lenksamkeit, die in uns die Nachforschung nach genetischer Verwandtschaft mindestens anregen mußte, dann wieder ging die Verbreitung der Hysterie aufs überraschendste mit der Verbreitung der Lenksamkeit parallel. Stärkere Beweiskraft als die Konvergenz dieser beiden Feststellungen sie besitzt, sollte man in der Pathologie billig von keinem Argument fordern. Ich werde mich jedenfalls danach um keine ferneren Überzeugungskünste mehr bemühen.

Aber ein Bedenken wird freilich zu Recht erhoben werden. Man sagt mir: gut, es sei dieser genetische Zusammenhang aus jenen beiden Faktoren, der analytischen Ähnlichkeit und der Verbreitungskoinzidenz, evident: so ist doch damit noch nichts über seine Eigenart deutlich geworden. Es werden ja doch nicht alle Kinder, alle Frauen, alle Ungebildeten, es wurden nicht alle Menschen im Mittelalter hysterisch. Die Lenksamkeit sei da; so muß doch ganz ersichtlich noch etwas zu ihr hinzutreten, damit Hysterie entstehe. Worin besteht dieses Etwas?

Ganz richtig. Und mancher wird sich vielleicht sagen, man könnte jetzt das Zusammenwirken der Lenksamkeit mit

der Verdrängung untersuchen und die kausalen Anteile beider an der Entstehung der Hysterie darlegen. Nun will ich gar nicht die Möglichkeit in Abrede stellen, daß gelegentlich auf dem Boden der Lenksamkeit schon geringfügigere Verdrängungen als sonst den Weg zur Hysterie zu bahnen vermögen. Aber auch hierfür müßten wir schon eine viel reichere genetische Phänomenologie abwarten, um über das Niveau vager Vermutungen hinauszukommen. Wir legen vorläufig den Ton darauf, daß die Verdrängung die alleinige Ursache der Hysterie sein kann — im Einzelleben —, daß sie keiner Vorfrucht bedarf, um ihrerseits ausgesät die Hysterie in die Halme schießen zu lassen. Nur reicht sie eben bei weitem nicht für alle Möglichkeiten aus; und wir erinnern uns, daß sie gerade für ein Feld nicht in Frage kam, das wir jetzt als besonderes Feld der Lenksamkeit erkannten: für die Psyche der Ungebildeten. Es wäre verwegen unwissenschaftlich, nun schon wieder von einer Verkettung der Verdrängung mit der Lenksamkeit reden zu wollen, da wir eben erst noch mit der Differentialgenese beschäftigt sind. Womit nicht gesagt ist, daß sich uns nicht in einem späteren Augenblicke doch noch eine solche Verkettung aufdrängt.

Was nun aber, wenn von der Verdrängung abgesehen sein soll, die Lenksamkeit zur Hysterie fortentwickelt? Ich könnte hier einfach ein non liquet setzen, oder ganz vage von „Emotionen" sprechen. Wenn die alten Ärzte glaubten, und auch noch einzelne ihrer Nachzügler von heute wenigstens praktisch zu glauben scheinen, die Aufregungen, die den Mann nervös machten, erzeugten bei der Frau Hysterie — so ist das natürlich in dieser Fassung jetzt nicht mehr zu halten; aber ein wichtiger Kern steckt immer noch darin, und man kann den Gegensätzen von Mann und Weib auch noch die beiden anderen Paare: Erwachsener und Kind, Gebildeter und Ungebildeter — alles cum grano salis natürlich — an die Seite stellen. Ich zweifle gar nicht daran, daß allerlei besonders starke oder besonders langwierige Gemütserschütterungen auf dem Boden der lenksam gearteten Psyche eben Hysterie erzeugen. Aber ich glaube freilich nicht, daß damit alles erschöpft sei. Es scheint mir vielmehr, als vermöchten wir noch eine zweite Möglichkeit, und eine besser umgrenzte als der Begriff der Emotion es ist, für die

Entfaltung der Lenksamkeit zur Hysterie verantwortlich zu machen: eine Art Isolierung der Persönlichkeit, eine zu starke Nach-Innen-Wendung der apperzeptiven Spannung. Man ahnt wohl, daß wir uns hier, ganz allgemein nur, dem „Wachträumen" nähern, in dem Breuer eine Hauptquelle hysterischer Veränderung suchte. Nur darf ich versichern, daß hier weder ein Absturz ins Unbewußte, noch ein Rückzug auf die Bewußtseinsspaltung bevorsteht.

Im übrigen ist es nicht angängig, den so oder so, von der Emotion oder von dem anderen Agens getriebenen Weg der Lenksamkeit zur Hysterie zu zeichnen, ohne seine einzelnen Verzweigungen ins Auge zu fassen. Dabei wird dann auch auf die Verdrängung wieder zurückzugreifen sein. Hier sollte erst einmal das gezeigt werden: wenn unsere Analyse als das Bleibende in allem Wechsel der hysterischen Bilder die psychophysische Disproportionalität fand, wie die nun von uns angenommenen Quellen der Hysterie den Keim dieses Bleibenden in sich führen. Für die Verdrängung geschah der Nachweis im einzelnen, für die Lenksamkeit brauchte ich im wesentlichen auf frühere Ausführungen zu verweisen und ihre Argumentation nur durch ein mehr statistisches Faktum zu bekräftigen. Jetzund wäre zu zeigen, wie aus jenen Quellen heraus und durch jene Disproportionalität hindurch die einzelnen Bilder der hysterischen Veränderung sich zu entwickeln vermögen; bescheidener: wie man sich ihre Entwicklung vorstellen darf.

Zehntes Kapitel.

Der Weg zur Hysterie.

1. Der physiologische Rest des Hysterieproblems.

Eine plangerechte Genese, der eine ebenso geartete Analyse voraufgegangen ist, kann nicht den Ehrgeiz haben, aus den von ihr angenommenen oder aufgefundenen Quellen eines Zustandes dessen Details der Reihe nach ableiten zu wollen. Ergibt sich doch für alle Einzelsymptome die Zugehörigkeit zu Gruppen; kann doch das Singuläre, die nur immer denkbare Variante überhaupt nicht Gegenstand der wissenschaftlichen Theorie sein. Ein Beispiel: wenn der Hysterische halbseitig schwitzt, so ist das kein größeres, aber auch kein geringeres Wunder, als seine Hemianästhesie; und die Periodizität der hysterischen Konvulsivanfälle steht mit der Periodizität der Dämmerzustände, die mnestische Verbindung dieser mit der monotonen Ähnlichkeit jener auf einem Blatte. Warum aber etwa das Schwitzen des einen mit Eruptionen von Urtikaria sich verbinde; warum es bei diesem die rechte, beim nächsten die linke Seite erfasse und des dritten Bein freilasse; warum hier die Anästhesie strumpfförmig und dort zonal sei; warum die Konvulsionen bald das Grundmotiv des Arc de cercle und bald das der geschlechtlichen Befriedigungsbewegungen und bald wieder mehr choreoide Motive variieren und hunderterlei mehr: das sind Fragen, die der wissenschaftlichen Theorie durchaus müßig erscheinen dürfen. Diese Variationen fallen ausnahmelos unter das Problem der normalen Individualabweichung; auch hier erblaßt der eine vor Aufregung, während sein Nachbar rot wird, bekommt der eine beim Wechsel der Unterkleidung schon einen Frieselausbruch, während die meisten überhaupt nie kennen lernen, was das ist. In diesem Verstande hat das Wort von Moebius: jeder sei

sozusagen ein wenig hysterisch — seine gute Geltung: sofern eben bei der Hysterie natürlich die gleichen Individualvariationen verarbeitet werden, wie überall. Die Psychiatrie hält sich heute auch nicht mehr dabei auf, ob einer religiösen, oder politischen, oder erotischen, oder sonstwelchen Größenwahn habe; sie statuiert die nämliche Depression, die dennoch beim Manne mehr die Sorge ums Auskommen, beim Weibe mit Vorliebe Versündigungsideen aufschießen läßt; sie weist diese Differenzen der Verschiedenheit der Lebenserfahrungen und Lebensinteressen, oder einer solchen Verschiedenheit der Anlagen, die mit der besonderen nosologischen Lage nichts zu tun hat, zu. Die Lehre vom Alkoholismus zweifelt nicht mehr daran, daß die Alkoholwirkung überall die gleiche bleibt, ob nun scheinbar der eine liebenswürdig und der zweite zänkisch wird; sie schiebt diesen Unterschied aufs Problem der Individualvarianten zurück. Und so gibt es allenthalben eine große Zahl von Details, um die sich die pathologische Theorie nicht zu kümmern hat. Mögen manche auch noch so hitzig Aufklärung darüber verlangen: es ist eine uralte Weisheit, daß ein Tor mehr fragt, als zehn Weise zu beantworten vermögen.

Die psychologische Theorie der Hysterie sieht sich vor die Notwendigkeit der Ausscheidung ganz besonders physiologischer Krankheitsanteile gestellt. Zum Teil war ja davon schon die Rede. Wir vertreten nicht den Standpunkt einer im wesentlichen physiologischen Herleitbarkeit der hysterischen Phänomene. Im Gegenteil! Das ergibt sich schon aus unsern Annahmen von der Möglichkeit, die Hysterie sich zuzuziehen, nicht bloß mit ihr geboren zu werden. In Verdrängung und Lenksamkeit fanden wir eminent psychische Hysteriequellen. Aber für Verdrängung und Lenksamkeit sahen wir auch, daß ihr Schritt zur Hysterie ein psychophysischer sei, das Verhältnis zwischen Gefühlen und ihrem körperlichen Ausdruck betreffe. Damit ist schon gesagt, daß die Genese der Hysterie mit physischen Faktoren arbeitet; eben mit Ausdrucksphänomenen zum mindesten. Nun überlege man sich doch nur einmal die enorme Individualvariation der Ausdruckserscheinungen! Man überlege sich dazu, von wieviel verschiedenen Affekten etwa die Verdrängung ihren Ausgang zur Hysterie hin nehmen kann. Und man wird, kombiniert man diese beiden Überlegungen, allein

schon ein proteusartiges Ergebnis prophezeien können. Von dieser Seite her gesehen, hat die hysterische Konvulsion, physisch genommen, gar nichts Erstaunliches an sich; nichts stärker Erstaunliches jedenfalls als das hysterische Erröten oder das hysterische Weinen oder das hysterische Aufstoßen. Sie bedarf sowenig einer besonderen Deutung, wie alle diese andern Einzelvorkommnisse; unterliegt so völlig wie sie der allgemeinen Interpretation hysterischer Physiopathieen. Denn, wie wir schon betonten: die physischen Leitmotive der großen Attacke sind uns aus der Norm — vom Kinde, vom erotisch erregten Weibe her — vertraut.

Man wird daraus ohne Mühe einen Satz ableiten können, den ich mich nicht scheue, hierher zu stellen, obgleich ich auf den heftigsten Widerspruch gefaßt bin. Nämlich: daß danach die konvulsivischen Zufälle nicht einmal das Zeichen einer dem pathologischen Wesen nach besonders schweren Hysterie zu sein brauchen. Sie beweisen nur einen anders gearteten Ausgangspunkt als etwa das hysterische Schlucken. Nur darf man das Vorkommen von Krampfattacken natürlich nicht mit dem von Charcot zur Klassizität erhobenen Begriffe der großen Hysterie verwechseln. Wenn bei einem Kinde die Affektverdrängung von konvulsivischen Zorneruptionen, bei einem Weibe von erotischer Nichtbefriedigung infolge vorzeitiger Ejakulation ihren Ausgang nahm: warum sollen wir dann nicht als Ergebnis der konversiven Prozesse Krämpfe vorfinden? Es gibt genug Patienten, bei denen die Konvulsionen das einzige Symptom der Hysterie sind: kein Stigma, keine Gedächtnisstörung, keine Dämmerzustände begleiten sie. Daher möge man sich nicht wundern, wenn unsere genetischen Betrachtungen vom Krampfanfall so gut wie gar nicht reden werden.

Aber freilich, es bleibt ein Erdenrest, und er ist wesentlich lokalisationstheoretischer Art. Nicht etwa, wie man vermuten könnte, die Segmentalität, die Symmetrie — kurz, was wir in unserer Analyse bei der Untersuchung der gebildbegrifflichen Lokalisierung hysterischer Bewegungs- und Empfindungsstörungen besprachen, ist uns rätselhaft. Denn eben in dem gebildbegrifflichen Wesen liegt die Lösung dieser Rätsel, und ihr eigentlich Problematisches verschiebt sich nach der Möglichkeit der Realisierung von Gebildbegriffen hin! Aber der Hemilateralismus aller-

dings ist es, der uns als Problem von ungewöhnlicher Schwierigkeit fesseln muß. Wie kann es kommen, daß jemand halbseitig schwitzt oder unempfindlich ist? Die andern Gebildbegriffe, die zonalen oder segmentalen, leben auch in der normalen Psyche, an Bewegungen oder Bekleidungen anknüpfend. Lebt aber in uns der Begriff der einen Körperhälfte? Im deutschen Schulkinde allenfalls aus Uhlands Ballade von den Schwabentaten des Ritters unter Rotbart lobesam; darüber hinaus kaum.

Sollen wir daraus dann die Folgerung ziehen, daß die Hemilateralität hysterischer Phänomene überhaupt rein physisch bedingt, ein physiopathologisches Problem sei? Bedenken wir doch nur, daß ihre Grenzen gegen die Segmentalität durchaus fließen; wo sollte da die physische Verursachung ihr Alleinrecht antreten, wo es an die psychische abtreten? Das geht nicht an. Aber es ist auch nicht nötig; denn die ganze Verlegenheit erwächst uns lediglich wieder einmal aus einer Verwechslung analytischer und genetischer Erkenntnismöglichkeit. Dem gebildbegrifflichen Wesen der Anästhesie korrespondiert ja durchaus nicht mit Selbstverständlichkeit ihre Entstehung! Wenn der Hysterische fühlen soll und eben darum plötzlich nicht fühlt, so existieren in seinem Bewußtsein die lokalisatorischen Grenzen der Empfindungsauslöschung vielleicht niemals. Er hat nicht die Vorstellung eines Strumpfes, in dessen Bereich nun seine Berührungsempfindlichkeit erloschen ist. Wir wissen überhaupt nur wenig davon, welche Momente es sind, die eine bestimmte Gegend für die apperzeptive Anästhesie erwählen; manchmal spielen Traumen oder Eindrücke von Traumen — den Begriff des Traumas dabei im weitesten Sinne gefaßt — diese Rolle; und vielleicht dürfen wir sehr oft die Untersuchung selber als das verursachende Trauma betrachten. Ist nun eine Berührung erst einmal nicht empfunden worden, hat also — nach unserer Deutung — die apperzeptive Auslöschung einer bestimmten Qualität stattgehabt, so steht es wahrscheinlich gänzlich außer dem Willen des Hysterischen, nunmehr die Grenzen dieser Auslöschung selber zu bestimmen. Sie richten sich vielmehr deutlich nach elementaren Verwandtschaftsfaktoren, d. h. die Auslöschung erstreckt sich auf die nächstverwandten Qualitäten — anatomisch ausgedrückt: die des Umkreises oder der symmetrischen Stelle — hin. Der Umkreis nun ist ein sehr dehnbares Feld; er kann

auch die ganze eine Körperhälfte umfassen. Und dann besteht eben Hemianästhesie.

Daß so die Genese der Sensibilitätsstörung gedacht werden muß — die momentane Genese, meine ich, die jeweilige! — kann man am Gesunden leicht erproben. Bei geschlossenen Augen nämlich zu bestimmen, ob wahllos geführte Berührungen im Bereiche eines Bandes, eines Streifs, eines Kreises, einer Ellipse liegen, ist schlechterdings unmöglich. Die gliedbegriffliche Auslöschung — Auslöschung nun nicht als Phänomen, sondern als Willensakt genommen — wäre danach wohl denkbar; die gebildbegriffliche nicht. Logisch bleibt die Lokalisation des Phänomens natürlich trotzdem eine gebildbegriffliche; aber psychologisch läßt sie sich lediglich aus der Lokalzeichenverwandtschaft ungezwungen ableiten.

Und nicht anders steht es mit den Circumskriptionen vasomotorischer Vorgänge. Umschriebene Rötungen lassen sich vielfach schon in der Hypnose erzielen, indem die fraglichen Stellen durch ihren Wortbegriff der Apperzeption dargereicht werden. Nur darf man die gesteigerte vasomotorische Irritabilität vieler Psychopathen nicht hier hineinmischen wollen. Denn diese Art von Fleckung — beim Berühren, Bestreichen, bei seelischer Aufregung — zeigt so wenig begrifflichen Charakter, daß sie vielmehr ohne weiteres als rein physiologischer Herstammung angenommen werden kann: sie ist Reflex oder abnorme Ausdruckserscheinung. Segmentalität und gar Hemilateralität aber weist allemal auf apperzeptive Zusammenfassung durch sensorische Verwandtschaft sich nahestehender Bezirke hin. Freilich untersteht die Weite oder Enge solcher Zusammenfassung auch hier nicht der willkürlichen Entschließung. Daß die Vorstellung eines Bezirks in diesem Erröten oder Schwitzen hervorruft, ist eine Verknüpfung, die z. B. durch Konversion ohne Schwierigkeiten gedeutet werden kann; daß dieser körperliche Prozeß die ganze eine Leibeshälfte umspannt, ist durch die Besonderheiten der Verwandtschaft bedingt, die jener Ausgangsbezirk zu der Leibeshälfte — oder zu symmetrischen Stellen — besitzt.

Und ist in diesem Betracht natürlich physiologisches Problem. Bei den vasomotorischen und sekretorischen Erscheinungen handelt es sich, verfallen sie solcher Ausbreitung, wohl um rein physische Irradiationen der zentralen

oder sympathogenen Innervierung. Aber auch gegenüber den Lokalzeichen tritt die Physiologie in ihr Recht. Ich darf hier wörtlich anführen, was ich über diese Wendung in meiner ersten Analyse der Hysterie schrieb: „. . unser inneres Erleben bietet keine Lösung für die Frage, woher die qualitativen Differenzen und Ähnlichkeiten stammen, die wir als Lokalzeichen benennen, sondern diese Qualitäten sind die letzten Tatsachen, die wir in uns selber vorfinden.“ In der Tat: die Lokalzeichenverwandtschaften sind letzte psychische Tatsache, Elementarphänomen. Sie beherrschen ja unser ganzes koordinatorisches Können und statuieren hiefür schon die erheblichsten Individualdifferenzen. Die Fähigkeit, linksseitige Bewegungen von rechtsseitigen unabhängig zu differenzieren, ist individuell ganz verschieden; tausend feinste Varianten ließen sich da sammeln. Woran das liegt: ob an peripheren Nervenausbreitungen, an zentralen Strukturen oder an Blutversorgungen — das hat die Physiologie zu beantworten. Die Psychologie kann über die elementare Feststellung hinaus keinen weiteren Schritt tun.

Jedenfalls scheint auch hier überall die hysterische Psyche meist mit den Variationen der normalen Physis zu arbeiten, mindestens ursprünglich an sie anzuknüpfen. Und da stehen wir vor dem wichtigsten Punkte in der Physiologie der Hysterie überhaupt. Wir lernten im Laufe unserer Erörterungen wiederholt die Anschauung kennen, nach der die Hysterie physisch schon aus einer ursprünglichen Alteration des Nervengleichgewichts resultiere. Ob man es sich mit Oppenheim als erhöhte Labilität der Nervenmoleküle oder mit Binswanger als Bahnungsstörung oder sonstwie vorstellt, ist ja gleichgültig. Jedenfalls ist die Hysterie, akzeptiert man dies, produktive Abnormität; wer mit eben jenen Veränderungen des Nervensystems zur Welt kommt, der ist der Hysterie verfallen, falls er nicht gerade vor Emotionen und Abnutzungen ganz besonders sich zu schützen vermag. Anders ist der Gedankengang nicht durchzudenken.

Ich aber beschränke in meiner Auffassung diese angeborene Anlage durchaus auf einen kleinen Kreis der Hysterischen, denjenigen nämlich, der die im vierten Punkte der Eingangsbetrachtungen dieser Genese genannte pathologische Lenksamkeit umschließt. Wie dabei die Frage nach Reaktivität und

Produktivität der abnormen Anlage beantwortet werden muß, davon wird später noch die Rede sein. Jedenfalls ist hier eine entschiedene Tendenz zur hysterischen Anomalisierung gegeben. Alle anderen Fälle betrachte ich als im weitesten Sinne erworbene Hysterie; und ich bekenne unumwunden, daß die Frage, ob nicht dennoch auch für sie wenigstens eine neuropathische Disposition anzunehmen sei, mir völlig müßig erscheint. Wir sind unter den Kultureinflüssen, die vom Mutterleibe an auf unser Werden wirken, soweit gelangt, daß es in den zivilisierten Völkern jedenfalls kaum einen Menschen mehr gibt, den eine genaue Untersuchung von allem Neuropathischen freisprechen könnte. Man mag über die geistigen Kulturwerte, ihren Untergang und ihr Fortleben oder gar Fortwachsen, denken wie man will: allgemein anthropologisch hat bis heute jede hohe Kultur kraftmindernd, vergreisend — degenerativ gewirkt; wir kennen keine einzige Ausnahme von dieser Erfahrung. Jedenfalls wäre heute auch der beste Kenner der Entartung nicht imstande, aus den vielberufenen Stigmen der Degeneration, selbst aus der Schreibhaut, die Prognose hysterischer Anomalisierung des fraglichen Individuums zu erraten; es kann ebenso gut ein anderes Glied der famille névropathique zur Ausbildung kommen. Von irgendwelchen, spezifisch auf bevorstehende Hysterisierung hinweisenden Abnormitäten der molekularen Labilität, der Bahnung oder Hemmung wissen wir rein nichts, was über die Annahme einer unterstützenden Rolle hinausginge; und bei Binswanger kann man sich am besten davon überzeugen, in wie vagen Vermutungen sich dieser Forscher, der den Lehren Exners aufs stärkste pathologische Interpretierkraft zu leihen sich müht, trotzdem ergehen muß.

Natürlich habe ich, im Laufe einer Psychologie der Hysterie, nicht die Aufgabe, den Physiologen aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Ich wiederhole es, daß ich einen physiologischen Rest des Hysterieproblems anerkenne. Im Lichte der genetischen Untersuchung aber sehe ich keinen Grund, diesen Rest als einen originären zu betrachten. Im Gegenteil: ich vindiziere ihn jeder Hysterie, auch der deutlich erworbenen. Ich scheide ihn also von jener vorhin erwähnten Lenksamkeit, die man nach keiner Logik den physiologischen Rest des Hysterieproblems nennen dürfte; denn was sie mit zur Welt bringt, ist eben ihre physio-

logische Seite, die physische Hälfte ihrer Psychophysis, und nicht aus der entwickelt sich mit Naturnotwendigkeit Hysterie, sondern aus der psychischen Anlage, der lenksamen, unter den Einwirkungen der erziehenden Umwelt. Der im wirklichen Sinne physiologische Rest des Hysterieproblems umspannt dagegen alle Hysterien, ohne Rücksicht auf ihre Quellen. Er ist ein Problem, das erst der Weg zur Hysterie überhaupt schafft.

Denn man mag sich diesen Weg nun vorstellen, wie immer man will: die psychischen Vorgänge z. B. der Verdrängung, gar der Konversion sind ohne „Rückwirkung" auf die physische Seite des Organismus nicht zu denken. Schon die Konversionstheoretiker haben darauf hingewiesen, daß der konvertierte Affektausdruck (durch Bahnungen vielleicht, oder wie immer) an Intensität wächst. Und die Erfahrung zeigt uns genug Analoga dazu. Eine erworbene nervöse Erschöpfung vermag ebenfalls erstaunliche körperliche Effekte zu zeugen, die wir sonst nur auf dem Boden schwerer degenerativer Alteration des Organismus erwachsen sehen und die wieder verschwinden, sowie jene Erschöpfung überwunden wird. Wir wissen aber, daß die chronische Nervenerschöpfung nicht etwa simpler Nervenverbrauch durch zu lang dauernde oder zu heftige Arbeitsleistung ist, sondern daß bestimmte psychische Vorgänge, deren physische Funktionalia wir gar nicht kennen, wie der Gefühlskontrast, jenen Konsum so erheblich steigern. Ja, das Wort Konsum ist sogar unzulässig, weil laienhaft; wir wissen gar nicht, ob wirklich eine dissimilatorische Steigerung statthat, und vieles spricht dawider, denn die einfache Erschöpfung, die wir experimentell erzeugen können, deckt sich auch nach der Seite der rein physischen Vorgänge durchaus nicht mit der erworbenen Nervosität. Fest steht nur, daß hier durch eine langwährende Fortdauer bestimmter psychischer Verknüpfungen schwere physische Alterationen eintreten. Und diese Erfahrung haben wir ein Recht, auch auf die Genese der Hysterie anzuwenden. Die Verdrängung, die kontinuierliche Steigerung der Lenksamkeit werden prinzipiell eben solche, qualitativ natürlich wieder andersartige Alterationen erzeugen. Darauf weist schon die Erfahrung der Wiener Konversionstheoretiker hin, nach der die psychoanalytische Arbeit durchaus nicht etwa mit der Bewußtmachung

des Verdrängten (oder wie wir uns ihr Ergebnis sonst vorstellen mögen) die physischen Hysteriesymptome erledigt hat, sondern das allmähliche „Abreagieren“ des Organismus erwarten muß, ehe sie eine Heilung verzeichnen kann. Das heißt doch wohl: den langsamen Ausgleich auch der psychophysischen und physischen Veränderungen, die sich mit den psychischen im Laufe der Zeit entwickelt haben.

Wie diese Alterationen beschaffen sind, ist uns dunkel, und nicht die Psychologie der Hysterie hat das Dunkel zu lichten. Darüber können erst viel weiter fortgeschrittene Einsichten in die funktionalen Verknüpfungen des Physischen und Psychischen überhaupt uns Aufschluß geben; oder eine exakte Hirnphysiologie, und hirnanatomische Fortschritte. Nur abgegrenzt mußte die Fragestellung hier werden, weil es sonst ein billiges Vergnügen gewesen wäre, uns alle Minuten den genetischen Weg damit zu verlegen. Man weiß jetzt, was ich mir unter dem physiologischen Rest des Hysterieproblems denke. Man weiß auch, daß ich weit entfernt bin, ihn zu postulieren, um etwa der psychologischen Deutung unbequeme Phänomene auf ihn abzuschieben. Und um es noch einmal kurz zu umreißen: ich nehme zunächst an, daß die Hysterie von Anbeginn ihres Weges mit den physiologischen Individualdifferenzen arbeite. Wo dann später physiologische Erscheinungen auftreten, die auf keine Weise mehr in den Bereich solcher Differenzen fallen, dort nehme ich an, daß sie im Laufe der hysterisierenden Entwicklung als ganz natürliche Funktionalergebnisse der psychischen Alterationen entstanden seien. Nachdem wir dieses festgestellt haben, wird unsere fernere Ableitung der hysterischen Phänomene sich damit begnügen dürfen, jeweils darauf hinzuweisen, wo ein Erscheinungsanteil nicht mehr der psychologischen, sondern der physiologischen Fragestellung angehört. Wenn wir aber diese Fragestellung, dem physiologischen Denken vielleicht etwas hochmütig, als den „physiologischen Rest des Hysterieproblems“ bezeichnen, so soll damit nur die Ansicht bekannt werden, daß diese physiologischen Anteile der Hysterie eben sekundäre und akzidentelle sind. Sie vermögen manchen krassen und interessanten Einzelzug zu schaffen; aber man kann sie auch fortdenken, ohne etwas der Hysterie Typisches zu vermissen. Nicht bloß, daß diese physischen Alterationen die psychische Reinheit der Hysteriequellen nicht

zu trüben vermögen; auch den Weg der Hysterie schmücken sie mehr, wenn ich es so nennen darf, als daß sie ihn lenken und vorzeichnen, und selbst Hysterieen, in denen alles sich zusammenfindet, was an physischer Zutat nur immer beobachtet werden kann, bleiben dennoch im strengen Sinne psychogen — ihrem Ursprung wie ihrer Entfaltung nach.

Und das ist sozusagen ein Programm unserer genetischen Auffassung; zur Hälfte schon entwickelt, zur andern Hälfte noch dessen, und damit der Bestätigung der ersten Entwicklungshälfte, harrend. Denn die wichtigsten Argumente für die Theorie der Ursprünge bringt allerdings erst die Theorie der Entfaltung: will einer sicher sein, eines Stromes Quelle gefunden zu haben, so bleibt ihm nichts übrig, als den Stromlauf bis zur Mündung zu befahren.

2. Die Hysterisierung durch Vorstellungsverdrängung.

Moebius, Janet, Vogt, Breuer und Freud: sie alle glaubten ohne die Einführung des Unbewußten in die Erklärung der Hysterie nicht auszukommen. Ich habe schon mehrfach nachdrücklich meine abweichende Stellung zu dieser Frage betont. Auch das Unbewußte in jener bestechenden Fassung, die Lipps diesem Begriffe gegeben hat, verträgt sich nicht mit der Wissenschaft, man mag zu dem Kirchhoffschen Gedanken einer hypothesenfreien Wissenschaft stehen, wie man will. Das erledigt sich einfach damit, daß es keinerlei Methode gibt, des Unbewußten und doch Psychischen, wie Lipps es sich denkt, auch nur deskriptiv habhaft zu werden. Die Wissenschaft von diesem Unbewußten beginnt mit der Hypothese und kommt nirgends über sie hinaus, und wie gesagt, man mag der Idee, daß Wissenschaft nur beschreiben solle, noch so ablehnend gegenüberstehen: daß er mit Beschreibung anzufangen habe, das ist denn doch die primitivste Voraussetzung alles im Ernst diskutablen Wissenschaftsbetriebes — von den späteren Erfordernissen der Vergleichung und der Kausalverknüpfung noch ganz zu schweigen. Es ist mir stets unbegreiflich gewesen, wie exakt forschende und denkende Männer sich der Einfachheit dieses Argumentes verschließen konnten. Aber es ist nun einmal so, und die zweckmäßigste Art, das Unbewußte endlich in Miß-

kredit zu bringen, wird heute die sein, es überflüssig zu machen: zu zeigen, daß man ohne es auskommt — wenn auch vielleicht nicht ganz so bequem, wie mit ihm.

Es lassen sich nun gleich die Vorgänge der Verdrängung und der Konversion in einer Weise veranschaulichen, die jede Zuflucht zum Unbewußten entbehrlich macht. Wir erinnern uns, wie die Reproduktion einer Vorstellung darin sich vollzieht, daß eine Anzahl von Empfindungen, in einem Eindruck enthalten, ein Wiedererkennungs- oder Erkennungsgefühl wachruft, oder daß auf irgend welche Veranlassung hin eine Vorstellung in uns auftaucht, die wir ihrer ganzen Eigenart nach als einem früheren Eindruck ähnlich, als seine Erinnerung verspüren. Zu einer solchen Weckung einer Erinnerung ist besonders das Auftauchen eines Ausdrucks geeignet, der mit dem früheren (nunmehr erinnerten) Eindruck etliche Elemente — Empfindungen — gemeinsam hat; gerade diese Art der Erinnerungsbildung ist die allerhäufigste, und sie macht es erklärlich, warum wir uns über die Ursache des Auftauchens einer Erinnerung so oft, ja vielleicht meist keine Rechenschaft zu geben vermögen. Man beachte dies: hier liegt objektiv noch eine kausale Verknüpfung vor, und nachträgliches Nachdenken kommt ihr auch oft genug auf die Spur: aber momentan und subjektiv sind wir uns der Kausalität gar nicht bewußt. Und an diesem Punkte setzen meist schon die Spekulationen vom Unbewußten ein!

Nun weiter. Ist ein Eindruck dereinst in einer bestimmten Gefühlslage gefärbt gewesen, so kann sich diese beim Erinnern ebenfalls wiederholen. Das ist selten, wie ich betone; meist treten andere Stimmungen an die Stelle — einstiger Schmerz etwa erscheint als Wehmut wieder. Ärger sogar als Belustigung, Freude als Bitterkeit. So oder so: jedenfalls tritt oft die Stimmung schon ins Bewußtsein, ehe die Erinnerung vollzogen ist. Wir forschen hier nicht weiter nach, was dazu den Anlaß bieten kann; wir stellen nur fest, daß diese Art der vorzeitigen Stimmungserinnerung geradezu gezüchtet wird bei der Verdrängung. Ganz natürlich: die Stimmung deutet uns ja schon unbestimmt an, welche Erinnerung naht; gewaltsam wendet sich nun die Apperzeption von dem drohenden Auftauchen ab und andern Eindrücken zu. Aber so leicht ist mit der Stimmung nicht fertig zu werden. Die verklingt nur allmählich, und hat

mittlerweile Zeit, sich mit den von der Apperzeption zur Verdrängung der drohenden Erinnerung herangezogenen Eindrücken zu verbinden.

Jetzt ist also eine sehr merkwürdige Verknüpfung zustande gekommen: zwischen einer Stimmung, sagen wir nunmehr strenger psychologisch, einem Gefühlserlebnis, und intellektuellen Inhalten, die mit dem Gefühlserlebnis ursprünglich gar nichts zu tun hatten. Bei dieser Verknüpfung kann die Entwicklung stehen bleiben; sie hat dann schon ein pathologisches Phänomen erzeugt — eben grundlose Verstimmungen. Denn selbstverständlich hält das Subjekt das Gefühlserlebnis selber nicht für die Folge der mit ihm durch Verdrängung des ursprünglichen intellektuellen Erlebnisses neu herangezogenen Vorstellung. Wenn ein Mädchen, die Erinnerung an einen masturbatorischen Akt verdrängend, sich krampfhaft einem Klavierstück zuwendet, und allmählich nun der Schamaffekt in Verbindung mit Klavierspielen auftritt, ja von da vielleicht auf allerlei verwandte Erlebnisse — Anhören von Musik, Anblick eines Flügels — sich ausdehnt, so fühlt das Mädchen die es befallende Verstimmung als grundlos, nicht etwa als durch das Klavier etc. verursacht. Hier sind wir also bereits zu einem Symptome gelangt, das zwar die Hysterie noch mit andern psychopathischen Zuständen teilt, aber doch eben auch in sich aufweist: die grundlose Verstimmung. Diese Verstimmung ist weder eine sinnvolle, noch eine maßvolle Folge der sie tragenden Vorstellungen. Sinn und Maß der seelischen Verknüpfung haben die erste Störung erlitten, das Unbewußte aber haben wir dazu noch immer nicht gebraucht.

Weiter! Dem Gefühlserlebnis sind natürlich gewisse Ausdruckserscheinungen verbunden; sagen wir: Erröten und Herzklopfen. Mit denen kann zweierlei geschehen. Erstens, sie können an Intensität zunehmen, ohne daß die Stimmung das Gleiche erführe. Denn wir wissen, daß vielleicht nicht immer, aber doch häufig Ausdruckserscheinungen stärker werden, wenn das ihren Affekt tragende Vorstellungserlebnis gewaltsam zurückgedrängt wird; auch die einfache Wiederholung kann Ausdruckserscheinungen intensivieren. Mit dieser Linie haben wir uns nicht weiter zu befassen, denn sie verläuft ins Physiologische. Zweitens aber: Erröten und Herzklopfen nehmen normalerweise

auch teil an den Ausdruckskomplexen anderer Affekte: etwa freudiger Erregung. Nun entbinden aber Ausdruckserscheinungen vielfach eine ihnen zugeordnete Stimmung, wenn sie irgendwie anders erzeugt worden sind; das ist das Gran Wahrheit, das in der James-Langeschen Theorie steckt — wie wir ja auch von der affektverstärkenden Rolle der Ausdruckserscheinungen schon zu sprechen Gelegenheit hatten. Das bei freudiger Erregung hervorbrechende Erröten und Herzklopfen entbinde also in unserem Falle die schamhafte Verstimmung. Diese verdränge die freudige Erregung: so entsteht ein grundloser — d. h. als grundlos erlebter — Stimmungswechsel. Abermals ein Phänomen der Hysterie; und das Unbewußte wurde noch immer nicht bemüht.

In diesem Stimmungswechsel vollzieht sich weiterhin dieses. Ist die physiologische Bahnung für Erröten und Herzklopfen fortgeschritten, so reicht schon ein anfangs geringer Grad dieser körperlichen Erscheinungen hin, um von selber rasch zu starker Intensität anzuschwellen. Der starken Intensität des Ausdrucks verbindet sich eine wachsende Intensität des durch ihn geweckten Gefühls. Es reicht also nun schon ein an sich ganz geringfügiges, froh anregendes Erlebnis hin — etwa ein Besuch einer Freundin — um eine starke Verstimmung (mittels der stark anschwellenden Ausdruckserscheinung) zu erwecken. Leise Freude schlägt sofort in starke Depression um, derart, daß die frohe Stimmung gar nicht erst recht erlebt wird. Es ist die Verknüpfung entstanden: ein normalerweise erfreuendes Ereignis erweckt schwere Verstimmung. Die für den Hysterischen oft geschilderte Perversion der Affekte ist eingetreten.

Aber weiter! Die physischen Vorgänge haben die Neigung, sich einzuwurzeln und intensiver zu werden; die psychischen dagegen, sich abzuwandeln. Da diese Abwandlung ganz Schritt für Schritt sich vollzieht, so bleibt die Ausdruckserscheinung, wofern sie sich einwurzelt, dem sich wandelnden Gefühl verbunden. In unserm Falle geschieht also folgendes: mit der gelungenen Verdrängung des masturbatorischen Erlebnisses verliert der Affekt seine spezifisch schamhafte Färbung. Er wandelt sich schrittweise zur depressiven Verstimmung. Seine physischen Funktionen, Erröten und Herzklopfen, bleiben ihm beigeordnet. Aber Erröten und Herzklopfen werden von keinem Menschen

als Ausdruck depressiver Verstimmung erlebt. Und nun treten sie ja bei unserm Mädchen, einmal der depressiven Verstimmung verknüpft, auch bei begründeten, aus andern Quellen fließenden, sagen wir: alltäglichen depressiven Verstimmungen auf. Bei ganz geringfügigen schon. Das Bewußtsein des Dazugehörens fehlt natürlich. Und der Gang der Dinge hat seinen vorläufigen Höhepunkt erreicht; es treten körperliche Erscheinungen auf, für die ein psychischer Grund nicht gefunden werden kann: Ausdrucksbewegungen, denen kein zugehöriger Affekt proportional läuft. Das aber ist es ja gerade, was man im engsten Sinne hysterische Erscheinungen nennt.

Wo blieb das Unbewußte? Wir durften es links liegen lassen! Die Prozesse der Verdrängung und der Konversion wurden hier, natürlich nur in einfachsten Linien, gezeichnet, ohne daß wir ein einziges Mal es nötig gehabt hätten, den festen Boden des Bewußten zu verlassen. Mühelos sind wir zu wichtigen Symptomen der Hysterie gelangt: grundlose Verstimmung — grundloser sprunghafter Stimmungswechsel — perverse Stimmungen und Affekte — hysterische Symptome körperlicher Art. Ich glaube ein deutliches Bild von der zunehmenden Verwirrung der durch Verdrängung einmal in die bedenkliche Bahn geschobenen Psyche gezeichnet zu haben. Denn man bedenke, eine wie einfache Sachlage wir annahmen; man bedenke, daß im Leben gewöhnlich ungleich verwickeltere Erlebnisse, von viel komplizierterer Stimmungsfärbung und entsprechend mit viel zahlreicheren Ausdruckskomponenten der Verdrängung anheimfallen — und da ermesse man den Effekt aller der sich noch hundertfach komplizierenden Loslösungen und Neubindungen, die wir hier nur, wenn ich so sagen darf, stilisiert andeuteten.

Betrachten wir aber unser Ergebnis noch einmal in Rücksicht auf das Unbewußte, so können wir sagen: gewißlich stimmt der Satz von Moebius, daß die Vorstellung, die ein hysterisches Symptom erzeuge, durchs Unbewußte hindurch wirke, in einem ganz gewissen Sinne. Nämlich: der Hysterische ist sich natürlich der Verknüpfungen, die in ihm sich entwickelt haben, gar nicht bewußt. Er kann weder über seine Verstimmung, noch über seinen perversen Affekt, noch über sein körperliches Befallensein eine zureichende Rechenschaft ablegen — auch sich selber

nicht. Aber dieses „Unbewußte“ durchaus nur subjektiven Wesens. Objektiv sind alle diese Erscheinungen so gut kausal verbunden, wie es normalerweise der Fall ist. Nur sind eben Bindungen eingetreten, die abnormes Aussehen tragen, den normalen Bindungen nicht vergleichbar sind: Bindungen ohne Sinn und Maß. Wir fühlen uns einen Schritt von dem Phänomen der Suggestibilität, wenn wir dies feststellen. Aber ehe wir seinen Boden betreten, müssen wir den Weg zu den Grunderscheinungen der hysterischen Alteration noch einmal von der Quelle der Lenksamkeit her zurücklegen.

3. Die Hysterisierung der Lenksamkeit.

Mit der Entstehung des lenksamen Seelenzustandes selber haben wir uns hinreichend beschäftigt, und es soll darauf nicht wieder eingegangen werden. Wir lassen es also im folgenden gänzlich dahingestellt, wie die Lenksamkeit, der wir eine Fortbildung zur Hysterie supponieren, zustande gekommen sein möge: ob sie angeboren oder gezüchtet war. Denn es sind nicht bloß ähnliche Zustandsgruppen, die wir mit dem Worte Lenksamkeit zudecken, sondern es ist ein einziger Zustand, gegen andere Seelendispositionen genügend abgrenzbar und von uns schon abgegrenzt, innerhalb seiner selbst natürlich nach den Nuancierungen abgestuft, welche die Individualvariation allenthalben mit sich zu bringen pflegt.

Was nun diesen Seelenzustand zur Vorfrucht der hysterischen Veränderung geschickt macht, ist, wie ich ebenfalls früher schon angedeutet habe, das Verhalten der Ausdruckserscheinungen. Wir gelangten zu dem Ergebnis, daß die Ausdruckserscheinungen des Lenksamen, sei es nach ursprünglicher Anlage, sei es unterm Drucke pädagogischer Einwirkungen, unverhältnismäßig schwach seien. Das muß zweierlei psychophysische Folgen zeitigen; eine für den psychologischen Beobachter des Lenksamen, die andere für den Lenksamen selber. Jener ermangelt offensichtlich des normalen Schlüssels zur Erschließung der affektiven Seite mindestens der Psyche; er bleibt über die Intensität der Affekte, die in der lenksamen Seele sich abwandeln, im unklaren oder gar wird er darüber getäuscht. Diese lenksame Psyche erscheint in dem nämlichen Verstande psychophysisch verriegelt, wie wir

das am Ende unserer analytischen Untersuchungen für die hysterische feststellen mußten. Der Lenksame selber aber, und das ist die genetisch bedeutsame Folge jener Ausdrucksschwäche, entbehrt der Rückwirkungen, welche normalerweise von den Ausdruckserscheinungen auf die Affekte geübt werden.

Bedarf es aber dazu in der Tat einer echten Schwäche der Ausdruckserscheinungen? Ich glaube, dem Untersucher ist gerade an dieser Stelle die erheblichste Vorsicht geboten; denn es handelt sich um Dinge, die bis heute nicht im experimentalpsychologischen Laboratorium „mit Hebeln und mit Schrauben“ der Natur abgerungen worden sind, um Dinge vielmehr, die wir eigentlich, vorläufig wenigstens, mehr zu ahnen als zu behaupten vermögen, und für deren naturgemäß nur sehr vage Abschilderung uns die vor einem strengen wissenschaftlichen Judizium so außerordentlich unvollkommenen Methoden der Selbstbeobachtung und der kombinierenden Erschließung ganz allein zur Verfügung stehen. Da braucht natürlich eine Lösung, die sich für weitere Lösungen geschickt erweist, keineswegs die einzige von Geltung zu sein; und ich selber darf mir das Zeugnis ausstellen, daß ich mich in der Freude des Findens nirgends mit dem ersten die Sachlage klärenden Fund begnügt habe, sondern stets der skeptischen Regel eingedenk war, die ein Meister exakter Forschung, der große Pflanzenphysiolog Pfeffer, in seiner Vorlesung uns einzuprägen liebte: es kann so sein — es kann aber auch anders sein. Ein klassisches Wort, das freilich maßvoll verstanden sein will, soll es nicht zum Verzicht auf jedwede wissenschaftliche Beschäftigung überhaupt führen.

Ich rufe es mir auch hier zu Gemüte und frage mich, ob nicht neben der Schwäche der Ausdruckserscheinungen vielleicht noch eine weitere Möglichkeit ihrer Alteration vorhanden sein könnte, die nicht bloß Lenksamkeit zu konstituieren, sondern auch sie zur Hysterie fortzuentwickeln geeignet wäre. Es ist die Flüchtigkeit des Ausdrucks. Wir haben die beiden Möglichkeiten, Schwäche und Flüchtigkeit, ehedem behandelt, als wären sie identisch, weil es uns damals auf das Moment ihrer Verschiedenheit nicht ankam. Jetzt müssen wir gerade dieses Moments gedenken. Es ist nämlich die erste jener oben behandelten psychophysischen Folgen, die davon betroffen wird, während für die zweite die Unterscheidung unerheblich bleibt.

Der abnorm schwache Affektausdruck verriegelt die lenksame Psyche der Erschließung durch den Beobachter; der abnorm flüchtige nicht. Er läßt sich mindestens durch gesteigerte Schärfe und Raschheit der Beobachtung wett machen. In gewissem Umfange selbstverständlich. Denn freilich, die Dauer der Gemütsbewegungen wird auch durch den flüchtigen Ausdruck nicht verraten — über sie falsch zu unterrichten, ist ja gerade das Charakteristikum der abnormen Flüchtigkeit; aber ihre qualitative Eigenart und ihre momentane Intensität präsentiert sich uns wenigstens unverhüllt. Und das bedeutet gewonnenes Spiel. Denn die Dauer der Gefühlserlebnisse hat noch einen anderen Indikator für die Beobachtung als den physischen Ausdruck: die psychische Fortwirkung und ihre psychophysische Offenbarung in der Handlung. Die Richtigkeitsgarantieen und Fehlerquellen dieses Indikators haben wir hier nicht zu untersuchen; genug, daß wir uns seiner erinnern. Kurzum, es bietet die durch Flüchtigkeit des Affektausdruckes bezeichnete psychophysische Disposition jedenfalls einen Eingang in die lenksame Psyche, der uns bei der durch Ausdrucksherabsetzung charakterisierten mangelt; dies nur wollen wir hier einmal festhalten. Ich möchte dann nur andeuten, daß Spuren dieser Genesis bei der Hysterisierung der Lenksamkeit, trotz dem Eintritt stärkerer psychophysischer Maßverzerrungen, nicht selten erhalten bleiben. Es fehlt nicht an Hysterischen, bei denen ein kundiges Auge noch den momentan aufblitzenden Ausdruck des wirklichen Affektes zu erhaschen, den Affekt zu erraten vermag; und wo überhaupt Erfolge in der Behandlung Hysterischer nicht dem Zufall und nicht der mühseligen Auflösung der ganzen seelischen Schürzung verdankt werden, dort basieren sie wesentlich auf der Fähigkeit, sich jene Beobachtungen zu sichern. Ob nun eine genauere Erkundung des Anteils, den die Ausdrucksflüchtigkeit an der Hysterie hat, uns dahin führen könnte, von ihr aus uns den Zugang zur hysterischen Psyche zu bahnen: diese Frage ist weder im Prinzip, noch im Hinblick auf die weiterhin erforderliche Methodik irgendwie spruchgerecht. Heute sicherlich sind wir von dieser Aussicht noch sehr weit entfernt. Ich genügte lediglich der Pflicht der Gewissenhaftigkeit, indem ich auf die Differenzen hinwies, welche die Ausdrucksflüchtigkeit von der Ausdrucksschwäche für psychognostische Erwägungen darbietet.

Denn, um es gleich zu sagen, für die Genese der Hysterie aus der Lenksamkeit scheinen die beiden Möglichkeiten gleichwertig und gleichwegig zu sein. Sicherlich fehlt uns für die Erkenntnis eines Unterschiedes in dieser Richtung die normalpsychologische Grundlage, ohne die alle pathologischen Vermutungen in der Luft schweben müßten. Wir wissen einfach nicht, wie weit es für die Besonderheit der Rückwirkung eines Ausdrucksphänomens auf das ihm funktional zugeordnete Gefühlserlebnis einen Unterschied ausmachen kann, ob das Ausdrucksphänomen ungewöhnlich schwach oder von ungewöhnlich kurzer Dauer ist. Wir vermuten wohl, daß dies und jenes nicht dasselbe sein werde; wie aber die Effekte voneinander abweichen, darüber sagt uns die Psychologie heute noch nichts. Und was wir ernten können, läuft nur auf das Gemeinsame beider Möglichkeiten hinaus: hier wie dort ist die Entladung des Affekts im Ausdruck ungenügend.

An dieses Faktum knüpfen dann unsere ferneren Erwägungen an.

Die Folge ungenügender physischer Affektentladung kann eine zwiefache sein. Einmal gibt es sicherlich nicht wenige Gefühlserlebnisse, namentlich in der vielberufenen Art der „Stimmungen“, die normalerweise durch ungehemmte Entladung anwachsen und Folgen setzen, die bei einer Hemmung der physischen Begleiterscheinungen ausgeblieben oder doch auf ein geringeres Maß reduziert worden wären. Dieser Erfahrung entleiht die Erziehung zur Selbstbeherrschung, die doch schließlich nur in ihren Übertreibungen und Karikierungen auf rein äußerliche, den oberflächlichen „Anstand“ berücksichtigende Antriebe sich stützt, ihr inneres Recht. Das ist die vorteilhafte Seite der Ausdrucksherabsetzung; sie fehlt der Lenksamkeit nicht, und, wie ich hier schon vorwegnehme, sie bleibt auch im Laufe der Hysterisierung teilweise erhalten. In ihr finde ich die Grundlage der so viel besprochenen, manchmal bestrittenen, von den besten Kennern der Hysterie doch aber immer wieder und zum Teil sogar mit Wärme abgeschilderten liebenswürdigen, einnehmenden, bestechenden Züge des hysterischen Charakters. Die Hysterischen sind oft nachgiebig, geduldig, weich, tolerant, verzeihungsbereit, versöhnlich, reumütig — nicht gerade alles zugleich, aber eines oder das andere; und natürlich nicht immer,

manchmal überhaupt nur in sehr kurzen Perioden, so daß die Umgebung gar nicht weiß, was über den Kranken gekommen ist, manchmal in gleichen Phasen wechselnd mit den unliebsamen Eigenschaften, die viele an der Hysterie einseitig hervorzuheben pflegen, und endlich gar nicht so selten überwiegend, ja durchgehends — solange Anfälle ausbleiben. Aber ich füge sogleich hinzu, daß nicht minder auch die Schattenseiten, wenigstens eine Reihe von Schattenseiten der hysterischen Artung aus der nämlichen Quelle fließend gedacht werden müssen. Denn das ist ja selbstverständlich: so gut wie die unerfreulichen unterliegen auch erfreuliche Gemütsregungen dem Gesetz des übermäßig raschen Schwindens infolge mangelhafter Ausdrucksentladung. Das gibt dann die Bilder der hysterischen Kälte oder Erkaltung, der Unzuverlässigkeit, der Untreue, des Neigungswechsels, der Vergeßlichkeit (im affektiven Sinne natürlich), des Leichtsinns, der Indifferenz, der Unterschätzung irgendwelcher Erlebnisse, des Wankelmuts, der Lieblosigkeit — ich kann es wohl jedem selber anheimgeben, sich die weiteren noch möglichen Folgen, die da eintreten können, zusammenzustellen. Nur für zwei Worte über das Gesamtbild, das sich auf diese Weise abrundet, muß ich mir Gehör erbitten.

Daß der hysterische Charakter ein spezifisches Kriterium der Hysterie sei, wird heute nur noch vereinzelt angenommen und ist vor der Beobachtung in der Tat nicht zu halten. Wäre er das, so müßte er einen ausschlaggebenden diagnostischen Wert besitzen. Davon ist aber keine Rede; so wenig, daß man es geradezu unverantwortlich nennen müßte, wollte jemand ohne Stigmen oder Anfälle oder überhaupt hysterische Einzelsymptome lediglich aus der seelischen Veranlagung, wie sie sich im Handeln und im Umgang offenbart, eine Hysterie ableiten. Wenn irgend etwas, so schwankt das Charakterbild der Hysterischen in der Phänomenologie der Hysterie. Immerhin ist die Häufigkeit, mit der gewisse Züge hervorgehoben werden, nicht ganz illusorisch; man hat das Gefühl, es gebe wohl so etwas, was den Hysterischen, wenigstens vielen Hysterischen eigentümlich sei, sofern ihre seelische Gemüts- und Willensrichtung in Frage kommt. Aber es ist unendlich schwer zu fixieren, und es läuft schließlich auf das Negativum der Unberechenbarkeit hinaus. Der hysterische Charakter hat etwas mehr oder minder Chamäleon-

artiges. Man kann auf seine liebenswürdige Seite nicht fest bauen und braucht bei seiner unliebenswürdigen nicht zu verzweifeln. Nur eines scheint festzustehen: wirklich üble Charakterzüge, vor allen die Bosheit, gehören keineswegs in das Bild der Hysterie. Gewiß, Hysterische können boshaft werden, aber dann handelt es sich meist ganz deutlich um Anfälle, um ein Hervorbrechen momentaner Gelüste rätselhaften Ursprungs, nicht aber um bleibende Eigenschaften. Womit natürlich nicht behauptet sein soll, daß nicht ein boshaft veranlagter Mensch eine Hysterie haben, die Bosheit also zufällig einmal auch an einem Hysterischen beobachtet werden könnte.

Im Lichte des Ursprungs von der Lenksamkeit her nun wird jene Eigenart der hysterischen Charakteranlage begreiflich. Es handelt sich gar nicht so eigentlich um den besonderen Charakter der Hysterischen, sondern um den der Lenksamen, der auch der hysterisierten Lenksamkeit erhalten bleibt. Man hat häufig den hysterischen Charakter als das Zeichen einer schwereren, besser hartnäckigeren, tiefer eingewurzelten Hysterie ausgegeben, während sein Fehlen auf flüchtigere Formen der Krankheit, mindestens auf therapeutisch leichter zu beeinflussende hindeute. Das wird gewiß nicht leicht ins einzelne hinein zu beweisen sein und stützt sich wohl mehr auf Eindrücke, als auf planmäßige Beobachtung und Statistik. Aber Eindrücke brauchen nicht immer jeder Berechtigung zu entbehren und können oft wichtige Anstöße zu Deutungen und zum Nachspüren geben. Und ein Gran Wahrheit enthält wohl auch jener eben genannte Eindruck. Denn wie überraschend beleuchtet ihn plötzlich unsere Einteilung der Quellen hysterischer Veränderung! Ist doch ohne Zweifel wenigstens in vielen Fällen die Verdrängungshysterie die mehr flüchtige, weil eben die im strengeren Sinne erworbene Erkrankung, ich will sagen: die in die Psyche hineingebrachte. Und ist doch im Gegensatz dazu die Lenksamkeitshysterie gerade die aus der ursprünglichen oder doch ungleich systematischer entwickelten Anlage herausgewachsene Alteration! Von vornherein hätten wir die mehr dauernde und tiefere Charakterumwandlung in dieser zweiten Linie zu suchen, das ist klar; und diese Vermutung, zunächst eine theoretische Ableitung, wird uns von jenen Eindrücken über den hysterischen Charakter bestätigt. Der hysterische Charakter, sagen wir, ist das Erbteil,

welches die Hysterischen von ihrer ehemaligen Lenksamkeit überkommen haben.

Wer nicht gerade hysterische Züge mit hysterischem Charakter verwechselt, der würde demnach den hysterischen Charakter bei der Verdrängungshysterie umsonst suchen. Natürlich, daran ist nicht zu rütteln: je länger die Fortentwicklung der Folgen einer Verdrängung währt, desto tiefer wird das gesamte psychische Leben alteriert. Auch hier also entwickelt sich notwendig mit der Zeit eine Gesamtkonstitution, die man hysterischen Charakter nennen kann. Das steht fest. Und der Vermischung dieser beiden ganz verschieden entstandenen hysterischen Charaktere danken wir wohl nicht zum geringsten Teile die Widersprüche, die in der phänomenologischen Abschilderung des hysterischen Charakters uns begegnen. Man vergegenwärtige sich aber einmal deutlich den Unterschied: in einem Falle ist der hysterische Charakter Letztes, Endwirkung, Ergebnis der Entwicklung zur Hysterie; im andern Falle ist er Erstes, nicht bloß Voraussetzung oder Bedingung, sondern Symptom der Ursache, der die Hysterie entspringt. Daraus folgt dann weiterhin, daß der hysterische Endcharakter als der weitaus schwerer pathologische erscheint, da er doch eben die Spuren all der seelischen Zerrüttung, die wir Hysterie nennen, in sich vereinigt; während der Ausgangscharakter überhaupt der spezifisch hysterischen Eigenart entbehrt, schlechthin als Lenksamkeitscharakter sich darstellt.

Ich rufe es in Erinnerung: der *Lenksamkeitscharakter ist das Ergebnis mangelhafter physischer Affektentladung, sofern eben hierdurch eine größere Flüchtigkeit auch der Affekte selber veranlaßt werden kann.* Aber diese Folge der minder intensiven Rückwirkung des Affektausdruckes auf den Affekt ist nicht die einzig mögliche; und sicherlich, das kann man als feststehend annehmen, auch faktisch niemals die einzige. Es ist außerordentlich schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, welche Gemütsbewegungen sie betreffen mag. Es wird sich da kaum mehr sagen lassen als das: vornehmlich eben die minder bedeutsamen, ich möchte sie die „bagatellenhaften“ nennen — denn gerade ihre längere Dauer vermag die unliebenswürdigen so gut wie die liebenswürdigen Eigenschaften, die im hysterischen Charakter vermißt werden,

begründen. Das längere Festkleben der Persönlichkeit an den kleinen Freuden und kleinen Bekümmernissen, die berühmten „kleinen Züge“, die für die Wertschätzung im Alltagsleben so entscheidend zu sein pflegen: das ist es, was durch jene psychophysische Sachlage der aus der Ausdrucksveränderung sich ergebenden Affektflüchtigkeit gelöscht wird. Mehr möchte ich nicht hierher setzen. Erst eine gründliche Differenzierung der Gemütsbewegungen gerade auch im Verhältnis zu ihrem Ausdruck kann uns in dieser Frage weiter bringen; das aber ist Arbeit, die so gut wie ganz erst noch geleistet werden soll, und ohne die alles Herumraten und Konstruieren Spielerei bleibt. Schon was ich in den letzten Sätzen aussprach, sind Vermutungen, die man mit dem Fragezeichen der Vorsicht versehen mag. Und eine leidliche Gewißheit bietet wohl nur die negative Feststellung: daß es keinesfalls die schweren Gemütserregungen sind, die durch die ungenügende physische Entladung dem Schicksal rascheren Abklingens zugeführt werden.

Im Gegenteil. Der Mangel an Ausdrucksmöglichkeit verzögert hier die Erledigung des Affekts, seine Lösung; und es tritt das ein, was wir Verstimmung nennen. Und hier entdecken wir nun einen dritten Ausgangspunkt für die hysterische Veränderung, der zwischen Verdrängung und Lenksamkeit in der Mitte liegt: die Ausdruckshemmung.

Man darf das nicht ohne weiteres mit der Ausdruckshemmung gleichsetzen, von der bei unsern Darlegungen über die Erziehung zur Selbstbeherrschung die Rede war. Denn da handelte es sich um eine Mäßigung des Ausdrucks, die zuerst von außen erzwungen, dann dem Willen des Individuums selber anheim gegeben wird. Freilich konnte ich an jener Stelle darauf hinweisen, daß die Gefahr einer Ausdrucksunterdrückung bei weniger einsichtigen Pädagogen nicht bloß naheliege, sondern leider häufig ihre Wirkungen entfalte. Was damit erzielt wird, ist, ich wiederhole es hier, einmal wirklich das Schwinden des Ausdrucks — und damit die Grimasse; auf der andern Seite aber wird die Lösung des Affekts verhindert und damit die Verstimmung erzeugt. Diese Verstimmung, so legten wir uns damals die Sache weiter zurecht, bricht nun gelegentlich als Laune hervor; und in dieser Züchtung von Grimasse und Laune erblickten wir einen Weg zur Hysterie. Was wir dem jetzt hinzuzufügen

haben, ist eigentlich nur eine weitere Quelle der Ausdruckshemmung; allerdings eine, die man erheblich ergiebiger als jene pädagogische Unvernunft schätzen darf. Ich meine die Pubertät.

Als krasses Beispiel hierfür nehmen wir einmal den Masturbanten. Es ist bekannt, daß Knaben, die zu masturbieren angefangen haben, dies vielfach unter den schwierigsten äußeren Umständen tun; z. B. am Tische während des Familienessens, oder in der Klasse, oder beim Turnen, an der Kletterstange, oder selbst beim Spiel. Die raffiniertesten Methoden werden ersonnen, um die Reizung der Geschlechtsteile bis zur Ejakulation zu steigern, ohne daß doch die Umgebung davon etwas merkte. Nun gehört gerade der erotische Affekt, und gar in der Steigerung, die er während des Orgasmus erfährt, zu den Gefühlserlebnissen, denen die stärksten Ausdruckserscheinungen zugeordnet sind. Dem Masturbanten der geschilderten Art bleibt nichts übrig, als diese Ausdruckserscheinungen zu unterdrücken. Ja noch mehr; er muß selbst die reflektorische Entladung hemmen, welche die Ejakulation mit sich führt. Das ist eine Hemmung allergewaltigster Art, wie sie dem Menschen in ähnlicher Weise nur beim Militär oder bei der Schaustellung schmerzlicher Erlebnisse — Beerdigung — zugemutet wird.

Die Zahl der milderen Analoga, die die Pubertät zu diesem krassen Exempel bietet, ist nun Legion. Unsere ganze Erziehung der geschlechtsreif werdenden Menschenkinder läuft ja doch schließlich darauf hinaus, solche Ausdruckshemmungen von ihnen als selbstverständliche Anstandspflicht zu fordern. Ich habe früher auch die Entstehung unzüchtiger Freundschaften bedauert und namentlich die Pflegstätten solcher Alliancen, Alumnate und Pensionate, verdammt; aber ich habe mich seither überzeugen müssen, daß diese Art, wenigstens zeitweilig die erotischen Affekte rückhaltlos zur Entladung zu bringen, doch den Wert einer Selbstregulierung des ungeheuren Druckes hat, der sonst über der jungen Menschenseele in den Zeiten der Pubertät lastet. Natürlich verkenne ich die Gefahren, die in der wechselseitigen Masturbation für die Grundlegung homosexueller Neigungen liegen, keineswegs; sicher aber ist, daß diese Befriedigungsweise die pathologischen Wirkungen der beständigen Ausdruckshemmung wenigstens einigermaßen auszugleichen vermag.

Mit dem Ergebnis der Laune und Grimasse pflegen freilich solche Hemmungen nicht zu enden. Wir müssen jene Alterationen wesentlich auf die von außen geforderte, kindliche Ausdruckshemmung beschränken; es liegt in ihr etwas von der Auflehnung gegen die Forderungen der Erziehung. Bei den Vorkommnissen der Pubertät kompliziert sich mit der Hemmung die Scham, das heißt, das Gefühl für die Hemmungsnotwendigkeit, das dem Kinde natürlich abgeht. Und damit ist eine bedeutende Verfeinerung der Wirkungen erzielt. Denn es handelt sich nicht so um Unterdrückung, als eben um Hemmung, hinter der die Persönlichkeit selber steht. Was das ausmacht, wird uns bald deutlich werden.

Fürs erste vereinigen wir diesen abgezweigten Gedankengang wieder mit dem Problem der allgemeinen Verstimmungen durch ungenügende Ausdrucksentladung. Da müssen wir uns nun erinnern, daß es ja das normale Geschick eines jeden starken Affekts ist, in eine Stimmung auszuklingen, und zwar in eine innerhalb gewisser Beschränkungen bleibende Stimmung. Bleibend, das soll heißen: immer wiederkehrend, teils primär, teils sekundär im Anschluß an das Erinnern der Vorstellungen, an die sich dermalen der Affekt anschloß. Das Kennzeichnende dieser Ausklangstimmung aber ist eine gewisse qualitative Entfernung von dem Affekt. Man kennt den Abstand der Wehmut von der Trauer, und dieser von der ersten Verzweiflung, die etwa der Verlust eines geliebten Wesens in uns zum Ausbruch kommen läßt; und man bedenke, daß auch die reine Wehmut nicht das letzte zu sein braucht, sondern daß später auch sie noch von einem reinen, allenfalls leise wehmütig gefärbten Glücksgefühlston der Erinnerung abgelöst werden kann. An eine durchlebte Angst können wir mit Stolz, an einen Wutausbruch mit Heiterkeit zurückdenken; davon war ja schon früher die Rede. Jener Umwandlung des Affektes aber in eine Stimmung, die wir als Folge des unzureichenden Affektausdrucks weiter verfolgen wollen, kennzeichnet sich gerade durch das Bleiben der qualitativen Verwandtschaft. Wir müssen hier darauf verzichten, den Elementargründen dieser Verwandtschaft analytisch nachzugehen: einmal, weil uns dies von unserer Gedankenlinie zu weit entfernen würde, und dann, weil die Vorbedingungen, nämlich hinreichende Untersuchungen der Normalpsychologie, dafür noch

fehlen. Wir begnügen uns also, das Phänomen der Ähnlichkeit jener Verstimmung mit dem ursprünglichen Affekt dahin festzustellen, daß den Unlustaffekten depressive, den Lustaffekten gehobene Verstimmungen ähnlich erscheinen.

Die scheinbare Gleichstellung, welche aus diesem Satze für gedrückte und gehobene Stimmungen bezüglich ihrer Häufigkeit gefolgert werden könnte, wird allerdings durch die genauere Betrachtung wieder zerstört. Die lustvollen Affekte entbehren nämlich einmal überhaupt der Dauer, die den unlustvollen eignet. Das ist natürlich; es liegt einfach daran, daß wir uns an bleibende Lusterregungen gewöhnen, womit sie indifferent werden, während wir uns bei bleibenden Unlustursachen mit deren Wegschaffung unablässig zu beschäftigen pflegen. Die Anwesenheit einer lange ersehnten Person etwa, wird sie dauernd, taucht aus dem anfänglichen Freudenrausch schließlich in die durchschnittliche Zufriedenheit unter — „wir schätzen die Güter erst, wenn sie uns fehlen", sagt das Volk — während die Anwesenheit einer uns unangenehmen Person beständig neuen Groll in uns aufsteigen läßt, „an uns nagt". Schon dadurch werden die lustvollen Affekte für unsere Fragestellung sehr in den Hintergrund geschoben. Ferner aber ruft das Bleiben lustvoller Stimmung auch keine seelischen Konflikte hervor. Wenn eine Freude, die sich nicht voll entlud, in ein stilles Glücksgefühl fortklingt, so belästigt uns das natürlich nicht, wir empfinden keinen Anlaß, damit „fertig werden" zu wollen. Gleich nebenher sei hier auch ein Bedenken widerlegt: es kommt gewiß vor, daß eine in der Entladung gehemmte Freude zunächst in Ärger umschlägt. Aber diese Verstimmung interessiert uns hier nicht; denn sie ist eine ganz momentane und richtet sich nur gegen die von außen kommende Hemmung. Schwäche der Entladung aber aus Selbstbeherrschung oder lenksamer Anlage führt stets zur Fortdauer gehobener Umstimmung; die stillere Freude dauert länger, sagt das Volk sehr weise. Endlich und drittens ergibt es sich schon aus der besonderen Sachlage der Lenksamkeit, daß es nur auf die Ausmündung nicht zureichend entladener unlustvoller Gemütsbewegungen in gedrückte Verstimmungen ankommt. Denn das bedarf ja kaum einer Hervorhebung, daß es selbstverständlich nicht die vergnüglichen Lebenserfahrungen sind, die den Lenksamen hysterisch werden lassen. Daß allerdings, ist einmal der

Faden zur Hysterie angesponnen, nun auch die lustvollen Gemütserlebnisse in ihn hineingezogen werden, daran kann kein Zweifel sein. Aber eine durch erfreuliche Geschehnisse verschuldete Hysterie gibt es sicher nicht. Vielmehr sind es die „Zumutungen“ an die Lenksamkeit, die wir als den Ausgangspunkt der Verstimmungen betrachten müssen.

Charakteristisch ist da nun in erster Linie, daß diese Zumutungen gar nicht als solche gefühlt werden; wenigstens nicht in der Art, die wir uns sonst als die natürliche innere Reaktion auf Zumutungen — bei äußerem Gehorsam auch — vorstellen. Bei der analytischen Darstellung des lenksamen Seelenzustandes stellten wir schon fest, daß selbst so leiseste Widerstandsaffekte, wie das Erstaunen, das sich physisch etwa im Stutzen verrät, den Lenksamen fehlen können. Nehmen wir aber für unsere genetische Gedankenführung einen krasseren Zug: das Fehlen der Empörung, oder auch nur ihr leichtes Nachlassen. Die Zumutung, auf eine innige Liebe Verzicht zu leisten, entfesselt bei normalen Menschen beiden Geschlechts einen Widerstand von außerordentlichen Entladungstendenzen. Gerade an diesem Exempel läßt sich nun die eigentümliche Wirkung mangelnder Entladung vortrefflich deutlich machen. Der praktische Lebensverstand schätzt in solchen Konflikten als ein treffliches Mittel zur Affektdämpfung die Entfernung der „Reibungsflächen“. Die fraglichen Beteiligten werden für eine Zeit in eine andere Umgebung versetzt, die von ihren Nöten nichts weiß und darein nicht verwickelt ist, so daß Entladungen des Affekts möglichst eingeschränkt werden. Findet sich dazu noch eine hinreichende Fesselung der Apperzeption durch andere Interessen, so geschieht es in der Tat meist, daß der Affekt rasch schwindet. Man sagt, er werde nicht mehr „genährt“. Aber ein weiter blickender Lebensverstand weiß, daß diese Art der Affektbekämpfung stets bleibende Spuren hinterläßt. Solche Menschen sind oft später gänzlich verändert. Bei Männern vornehmlich gehen tiefe Charakterumwandlungen, selbst völlige Verschiebungen der Lebensinteressen und Lebensideale vor sich. Bei den Weibern überwiegt die hysterische Alteration. Ich frage alle erfahrenen Nervenärzte, in wievielen Fällen der Frauenhysterie ihnen anamnestisch die aufgelöste Verlobung aufgestoßen ist. Gering ist der Prozentsatz nicht.

Aber was hat das alles mit der Lenksamkeit zu tun? Wahrlich mehr, als es scheinen mag. Was in unserm Beispiel die Änderung der Umgebung, das besorgt beim Lenksamen die natürliche Anlage. Sie versagt ihm die Entladungsmöglichkeit. Und damit verbündet sich nun die Ablenkung der Apperzeption. Wir erinnern uns hier, daß unsere analytische Untersuchung die intellektuelle Eigenart der Lenksamen in der phantastischen Apperzeption fand. Es ist begreiflich, daß deren Ablenkbarkeit eine außergewöhnlich starke sein muß, und die Zumutung selber, die in einem Lenksamen zunächst den Widerstandsaffekt — gleichgültig, welcher besonderen Art — weckt, fesselt auf der andern Seite seine Aufmerksamkeit auch schon wieder durch ihren Vorstellungsinhalt. Wer das etwa für bloße Konstruktion hält, den hoffe ich sofort eines Besseren zu überzeugen.

Wie wird denn der Widerstandsaffekt des Lenksamen am sichersten besiegt? Weder durch Beruhigung, noch durch Argumentieren. Sondern einzig durch bloße sprachliche Wiederholung der Zumutung, die ihn entfesselt hatte. Und da ist doch die psychologische Abwicklung deutlich genug. Diese Wiederholung tut ja eben nichts anders, als daß sie den Vorstellungsinhalt in immer wachsender Lebhaftigkeit der Aufmerksamkeit präsentiert. Und indem er die Aufmerksamkeit schließlich auf sich zieht, an sich fesselt, wird der schon durch mangelnde Entladungsmöglichkeit benachteiligte Widerstandsaffekt vollends verdrängt.

Wer kennt diesen Prozeß, den ich da schilderte, nicht aus der Hypnose? Es sei an einem Somnambulisierten die Suggestion, daß das ihm in den Arm gelegte Polster sein Kind sei, geglückt und befestigt, und man heiße ihn nunmehr, das Kind gegen die Wand werfen; zugleich mit dem Befehl, keine Zeichen des Unwillens zu zeigen. Dann beobachtet man das Nämliche, was ich vorher darlegte: der Widerstandsaffekt erwacht, aber die Entladungsmöglichkeit ist ihm durch die Suggerierung (keinen Unwillen zu zeigen) verringert; nun wird der Befehl eindringlich wiederholt — nirgends als hierbei kann man dann schöner das Vordringen des im Befehl enthaltenen Vorstellungsinhalts und die Zurückdrängung des Affekts studieren. Ich bekenne, daß es die Beobachtung dieser Abwicklung in der Somnambulhypnose war, die mir den Vorgang bei der Lenksamkeit, der mir seit langem

unsägliches Kopfzerbrechen verursachte, mit einem Schlage erhellte.

Worauf also läuft denn nach diesen Auseinandersetzungen die Erzielung der Realisierung einer an den Lenksamen gerichteten Zumutung hinaus? Auf eine Affektverdrängung. Die lenksame Seelenbeschaffenheit trägt die Tendenz zur Affektverdrängung in sich, indem auf der einen Seite der Affekt durch den der Lenksamkeit eigenen Mangel an physischer Äußerung geschwächt, und gleichzeitig die phantastische Apperzeption durch die Vorstellungsinhalte, die den Affekt erregten, gefesselt wird. Damit aber haben wir den genetischen Faden gefunden, der von der Lenksamkeit zur Hysterisierung der Psyche führt.

Wir verbinden ihm sogleich jenem andern Faden, den wir aus der in der Pubertät so häufigen Ausdruckshemmung herleiteten. Auch hier läuft nämlich bei genauem Zusehen der seelische Prozeß auf eine Affektverdrängung hinaus. Die Entladungsminderung haben wir hinreichend betrachtet; aber auf der andern Seite fehlt auch die Ablenkung der Apperzeption auf Vorstellungsinhalte nicht. Nur, daß diese Vorstellungsinhalte nicht mit den ursprünglichen Affektursachen identisch zu sein brauchen; brauchen, betone ich, denn meistens sind sie es doch. Der Masturbant konzentriert gerade seine Aufmerksamkeit auf die phantastische Vorstellung eines Mädchens etwa, um sich von seinem mit der physischen Reizung anschwellenden Affekt abzulenken; denn diese Ablenkung ist unerläßlich, wenn die Ausdruckshemmung möglich sein soll, bei entfesseltem Affekt wäre gar nicht an eine den Vorgang auch nur einigermaßen maskierende Ausdrucksbemeisterung zu denken. Dieses allmählich immer zunehmende Schwelgen des Masturbanten in phantastischen Vorstellungen ist genugsam bekannt; die Geister, die einmal gerufen sind, wird die Psyche mit der Zeit nur schwer wieder los, und es stellt sich schließlich ein Dauerzustand phantastischer Apperzeption, des unaufhörlichen Befallenwerdens von sinnlich zugespitzten Bildern ein — eine für den Seelenzustand hartnäckiger Masturbanten außerordentlich charakteristische Erscheinung. Damit verbindet sich ein zunehmendes Sinken des wirklichen sinnlichen Affekts, der durch eine Art chronischer erotischer Verstimmung ersetzt wird; Masturbanten, die zum

normalen Geschlechtsverkehr übergehen, pflegen — von anfänglichen Potenzlaunen ganz abgesehen — an dem Akt wenig Freude zu erleben, und daß es tausende gibt, die in der Ehe nach kurzem schon wieder in die alte Gewohnheit zurückfallen, die sie eben durch ihr phantastisches Beiwerk mehr befriedigt als der Koitus, brauche ich kaum hervorzuheben. Genug, wir finden auch hier das charakteristische Bild der Affektverdrängung: der Masturbant realisiert mehr und mehr nur noch seine phantastischen Vorstellungen, während der normale Liebesaffekt immer stärker verblaßt.

Eine dritte Quelle der nämlichen Veränderung hat uns Breuer aufgedeckt: die Krankenpflege. Wie ist denn dabei nun der Gang der Dinge? Hier liegt die Affektverdrängung besonders klar zu tage. Man möge bedenken, was den in der Krankenpflege Ungeübten alles an Gemütsbewegungen zu übermannen droht, dawider er sich wehren muß: Ungeduld, Ärger, selbst Zorn, Überdruß, Ekel, Scham. Der Pflegende mag sich ja nicht einmal eingestehen, daß dies an ihn herantritt; er will ja geduldig, nachsichtig, verzeihend, aufopfernd, hilfsbereit sein und bleiben. Er unterdrückt natürlich in erster Linie jede Spur des Ausdrucks jener Affekte, denn weder der Kranke, noch überhaupt jemand aus der Umgebung soll ja merken, daß die Pflege dem Pflegenden schwer fällt. Dann aber drängt er auch die Affekte selber, sozusagen vor seinem eigenen Gewissen zurück, und als wesentliches Mittel hierzu müssen wieder Vorstellungen dienen, welche die Apperzeption zu fesseln haben. Aufregende Lektüre etwa, oder Zukunftspläne, oder häufig die gewaltsame Konzentration auf das Befinden des Kranken, Versenkung in die Folgen seines möglichen Todes oder seiner Genesung — und allerlei ähnliches. Semper idem: es ist derselbe Ablauf, wie wir ihn nun schon zweimal verfolgen konnten.

Selbstverständlich bedeuten die sexuellen Heimlichkeiten und die Krankenpflege eben nur Typen von Affektverdrängungen, deren Zahl ins einzelne hinein gar nicht ermessen werden kann. Man sieht aber ohne weiteres, daß auch hier die erotogene Theorie der Wiener Hysterieforscher nicht aufrecht zu erhalten ist. Mag auch die sexuelle Quelle besonders reichlich fließen, allein speist sie den Strom von psychischen Alterationen, die in die Hysterie einmünden, sicherlich nicht. Man müßte den

erotischen Gemütsbewegungen schon eine Art mystischer Sonderstellung anweisen, um ihnen dieses Monopol der Hysteropoëse zu sichern. Es liegt gewiß ein Gran Wahrheit darin, daß die Verdrängung vornehmlich auf solche Affekte abzielt, die wir unserer eigenen Kritik entziehen möchten, deren wir uns irgendwie zu schämen haben. Aber sind das etwa lediglich sexuell bedingte Erlebnisse? Sollte da nicht vielleicht die ein wenig an die Rokokokultur gemahnende galante Atmosphäre Wiens, zu der sich dann noch die außerordentliche erotische Feinfühligkeit der österreichischen Frauen gesellt, den Autoren der „Studien über Hysterie" und namentlich Freud, den Blick zu stark in eine Richtung gelenkt haben? Die starken nationalen Differenzen in der Hysterie sind bekannt; von ihnen wird noch zu sprechen sein, und es ist wahrscheinlich, daß sie schon bei der Genese einsetzen. Mich konsultierte vor wenigen Monaten ein Wiener Ehepaar — übrigens nicht wegen Hysterie; die Anamnese, die namentlich auch unter Hereinziehung sexueller Erlebnisse für beide Teile erhoben werden mußte, zeigte mir wieder einmal, was ich aus hundert Erfahrungen freilich schon wußte, was man aber immer wieder gelegentlich vergißt: welche Rolle das Erotische in allen seinen Ausstrahlungen selbst für diese gut bürgerlichen Leute gespielt hatte — eine Rolle, von der das durchschnittliche Norddeutschland keinen leisen Begriff hat. Aber trotzdem möchte ich ihm für die Entstehung der Hysterie auch dort kein Monopol einräumen; ich kenne so viele Fälle, in denen die hysterische oder doch bereits deutlich auf die Hysterie zusteuernde Alteration in religiösen Seelenkämpfen (wirklich ohne erotischen Pferdefuß), in finanziellen Nöten, beide eben nicht bloß vor der Umwelt verheimlicht, sondern auch vor dem Ich nicht recht eingestanden, wurzelte; und ich bin überzeugt, sie werden in der sinnenfrohen Kultur der Donaustadt nicht fehlen.

Wenden wir uns zu unserem Gedankengange zurück! Wir exemplifizierten also die Vorgänge, die in der lenksamen Psyche zur Affektverdrängung führten, überdies an den Parallelen der erotischen Heimlichkeiten und der Krankenpflege: zwei, wenn ich so sagen darf, mehr akuten Fällen, aus denen Hysterie werden kann. Akut darum, weil hier die Verdrängungen an besonders starken Affekten mit besonderer Gewaltsamkeit vorgenommen werden; akut aber auch, weil gleichzeitig physische

Vorgänge sich abspielen, die dazu angetan sind, das Nervensystem in erheblicher Weise zu alterieren. Bei der sexuellen Verdrängung die Geschlechtsbetätigung, und bei der Krankenpflege die Erschöpfung. Wo diese physischen Anstrengungen überhaupt im Vordergrund stehen, wo Verdrängungen weniger das Bild beherrschen, dort sind die erzählten Situationen wesentlich Quellen der nervösen Erschöpfung, der Nervosität. Und darin liegt schon wieder eine jener Eigentümlichkeiten der Hysterie, die eben immer wieder zur Flucht ins Unbewußte getrieben haben: die scheinbar ungenügende Ätiologie. Gerade wo die geschlechtliche Befriedigung an sich gar nicht besonders exzessiv, wo die Krankenpflege, von außen her mit angesehen, gar nicht so aufreibend war — dort entwickelt sich nun die hysterische Alteration, unbegreiflich der Umgebung, ebensowenig begriffen von dem Erkrankten selber, in Wahrheit darauf zurückzuführen, daß eben die Gelegenheiten zur Affektniederhaltung durch phantastische Apperzeption besonders gegeben waren; wie sie denn überhaupt leichter gegeben sein können, wenn die rein physische Seite der fraglichen Betätigung nicht den ganzen Menschen in Anspruch nimmt.

Daß die Vorgänge bei den erotischen Heimlichkeiten und bei der Krankenpflege sich durchaus mit dem berühren, was Breuer das Hypnoid, das Wachträumen genannt hatte, ist deutlich und bedarf keiner näheren Darlegung: „Privattheater", wie es eine Patientin Breuers bezeichnete, ist wirklich kein schlechter Laienausdruck für das ablenkende Wirken der phantastischen Vorstellungstätigkeit. Wir erkannten den psychischen Vorgang, der von der Lenksamkeit wie von jenen beiden anderen Situationen her den Weg zur Hysterie bahnt, als Affektverdrängung. Das scheint, dem Klange des Wortes nach, auf eine Art Mittelstellung zwischen Breuer und Freud hinauszulaufen. Der Sinn jenes Namens aber bestätigt einen solchen Schein in keiner Weise. Wir selber haben ja das, was Freud die Verdrängung nennt, für einen Teil der hysterischen Fälle angenommen und den Weg von da zur Hysterie uns auf unsere eigene Weise zu zeichnen versucht. Wir sonderten diese genetische Linie gerade ab von der anderen, deren Anknüpfung wir bei der Lenksamkeit suchten; soll alles dies jetzt dabei enden, daß wir diese Sonderung wieder aufheben und den Weg von

der Lenksamkeit zur Hysterie auch nur als eine Verdrängung im alten Sinne auffassen?

Keineswegs. Vorstellungsverdrängung und Affektverdrängung sind zunächst zwei sehr verschiedene Prozesse im psychischen Geschehen. Man mag, ist es schon verblaßt, das vor kurzem über den Gang der Vorstellungsverdrängung Dargelegte hier nochmals rasch überfliegen; es bleibt mir selber dann erspart, in ermüdenden Wiederholungen darauf zurückzugreifen, wenn ich es jetzt unternehme, den ferneren Weg der Affektverdrängung zu verfolgen.

Man erlaube mir, wiederum an das Beispiel der erotischen Heimlichkeit anzuknüpfen. Da bemerke ich sogleich, daß der Affekt hier geradezu primär erscheinen und die Vorstellung erst mit sich ziehen kann. Mindestens sind anfänglich die Vorstellungen so blaß, daß sie vor der die Psyche befallenden erotischen Gemütserregung gar nicht bemerkt werden. Der Affekt drängt zur Befriedigung. Indem er nun selber durch die Fesselung der Apperzeption an den Vorstellungsinhalt niedergehalten wird, kommt es, bei Wiederholungen dieser Sachlage, zur Verknüpfung der Vorstellung mit der Befriedigungsmanipulation unter Abdrängung des Affekts. Das ist also eine Konstellation, die sich von der Vorstellungsverdrängung ganz erheblich unterscheidet; denn bei dieser verknüpfte sich ja gerade der Affekt, in Begleitung seiner Ausdrucksphänomene, mit einer neuen, zur Ablenkung herangezogenen Vorstellung unter Abdrängung der den Affekt ursprünglich tragenden Vorstellung. Die weitere Folge der Affektverdrängung ist dann die Festigung einer depressiven Verstimmung, die Ausbildung phantastischer Apperzeption, und die affektschwache Realisierung phantastisch apperzipierter Vorstellungsinhalte. Darin vermißt man noch ein Glied: den gehemmten Affektausdruck. Dessen Wirkung ist natürlich die aller unterdrückten physischen Entladungen, nämlich die Bahnung andersartiger körperlicher Phänomene. In dieser Hinsicht kennt die Physiopathologie seit langem schon eine übermäßige Inanspruchnahme des Herzens als besondere Folge masturbatorischer Manipulationen, woraus dann die vielberufene „Herzneurose“ sich zu entwickeln pflegt. Es ist aber klar, daß auch mancherlei andere Phänomene, wie rieselnde Schauer, Erröten, endlich Verlegenheits-

bewegungen in den geschilderten Situationen dem gehemmten Ausdruck als Ausweg dienen müssen. Diese Erscheinungen verbinden sich nun mit der sich herausbildenden Realisirung phantastischer Apperzeptionen und bleiben endlich, wo die Realisierung Hindernissen begegnet, gelegentlich als einzige Begleiter der phantastisch apperzipierten Vorstellungen übrig. Daß sie im Laufe einer solchen Entwicklung auch den rein physischen Steigerungen und Extensionen verfallen können, von denen schon anläßlich der Ausscheidung des physiologischen Hysterieproblems die Rede war, ist selbstverständlich.

Wir machen hier zunächst Halt, um uns nach der Lenksamkeit umzusehen. Denn das fällt ja ins Auge: eine Differenz in der Situation, die eben geschildert ward, und in der Situation eines Lenksamen, an den eine die Widerstandsaffekte entfesselnde Zumutung gerichtet wird, ist vorhanden, und es fragt sich nur, ob sie für die fernere Ausgestaltung der Affektverdrängung von Belang sein kann. Der heimliche Sexualist ist ursprünglich mehr aktiv in seinem Erlebnis; er möchte schon den Affekt ausleben lassen, aber die Situation legt es ihm nahe, darauf zu verzichten, und so sucht er den Ersatzgenuß in der phantastischen Apperzeption der Vorstellung zusammen mit dem rein sinnlichen Kitzel der physischen Befriedigung. Der Lenksame ist mehr passiv: in ihm ringt der Widerstandsaffekt — immer natürlich einen so geringen Grad von Lenksamkeit angenommen, daß überhaupt noch Widerstandsaffekte entfesselt werden — mit dem Vorstellungsinhalt der Zumutung, und muß, benachteiligt durch den Mangel psychophysischer Rückwirkungen, den die Ausdrucksschwäche verschuldet, benachteiligt auch durch das rasche Anschwellen der sinnlichen Lebhaftigkeit der apperzeptiv sich aufdrängenden Vorstellung, schließlich das Feld räumen. Dennoch kann aus diesem Unterschiede ein abweichendes Hysterisieren nicht erschlossen werden. Der Lenksame befindet sich nur an einem Punkte dieses Weges, den der Masturbant erst später erreicht: wir sehen ja, daß auch bei diesem allmählich die anfangs absichtlich herbeigezogenen Vorstellungen sich übermächtig aufdrängen und den Affekt aus dem Felde schlagen. Wieviele Divergenzen im kleinen und kleinsten sich sonst noch ergeben mögen, das geht uns hier nichts an; denn die bestehen auch zwischen den verschiedenen Vertretern der Lenksamkeit

oder der erotischen Heimlichkeit untereinander — und nur die Grundlinien einer Psychologie der Hysterie kann und will ich auf diesen Blättern zu zeichnen versuchen.

Anscheinend bedarf aber die Lenksamkeit einer Gliederung in sich; denn es würde, das lehrt die oberflächlichste Betrachtung, eben einen wesentlichen Unterschied ausmachen, ob die der phantastischen Apperzeption sich darbietende Vorstellung überhaupt mit einem Widerstandsaffekte zu ringen hat oder nicht. Wir sprachen bei unsern analytischen Untersuchungen mit Vorliebe von einem so hohen Grade von Lenksamkeit, daß dabei jede Widerstandsregung ausgeschlossen erschien. Die Genese aber rechnet in viel stärker unmittelbarer Weise mit den realen Möglichkeiten, als die Analyse, die, um zur Klarheit zu kommen, sich in jeder Wissenschaft der vereinfachenden und damit oft übertreibenden Hilfskonstruktionen bedienen muß. Jetzt also heißt es sich dessen erinnern, daß diese Grade der Lenksamkeit wohl nicht eben die typischen sein mögen. Was sie aber angeht, so kann selbstverständlich dort, wo kein Affekt auftritt, auch keiner verdrängt werden. Aber wir brauchen uns mit diesem Falle nicht weiter zu befassen; denn längst schon hat der Leser den Einwand auf den Lippen, daß ja doch Lenksamkeit etwas Relatives sei, und daß, wenn neunundneunzig Zumutungen auf keinen Widerstandsaffekt gestoßen sind, die hundertste doch durch ihre jene neunundneunzig überflügelnde Kraßheit den Widerstandsaffekt zu entfesseln vermöchte. Der Fall des fehlenden Widerstandsaffektes erweist sich also als imaginär. Er kommt für die Hysterisierung gar nicht in Frage; der Lenksame, der nicht einmal erstaunt, wenn ihm dies oder jenes zugemutet wird — zu glauben oder zu tun — bleibt einfach lenksam und hat keine Ursache, aus diesem seinem Seelenzustande heraus- und in irgend eine pathologische Wendung hineinzugeraten. Aber kein Lenksamer ist davor sicher, daß seine Widerstände ewig schlummern. Und die weitaus bedeutendste Zahl machen wohl sicherlich jene Lenksamen aus, deren Widerstandsaffekte häufig geweckt und dann in der beschriebenen Weise überwunden werden.

Der weitere Gang der Dinge ist dann natürlich der gleiche, wie in dem Beispiel der sexuellen Verheimlichung. Charakteristisch wird für den Lenksamen vielleicht nur die besondere Färbung

der aus der Affektverdrängung entstehenden Verstimmung. Sie weist neben der allgemeinen Gedrücktheit häufig und deutlich eine verärgerte Nuance auf. Diese Nuance ist uns allen aus gehemmten Widerstandsaffekten bekannt; auch Freud hat zu meiner Befriedigung darauf gelegentlich besonders hingewiesen. Nichts schleppen wir im Leben solange unerledigt mit uns herum, als die Verstimmung über etwas, das wir uns haben müssen „bieten lassen", ohne uns dagegen wehren zu können. Einsichtige Pädagogen wissen nicht genug davon zu sagen, wie zerrüttend namentlich auf eine werdende Psyche eine öffentliche Rüge, eine öffentliche Züchtigung wirkt. Nun unterliegt es gar keinem Zweifel, daß auch der Lenksame über seine Lenksamkeit gelegentlich reflektiert. Von vielen psychopathischen Schwächlingen wissen wir, daß sie sich über ihr Nachgeben hinterdrein die schlimmsten Vorwürfe machen, ohne doch für die nächste Gelegenheit mit stärkeren Widerständen sich rüsten zu können: sie fallen immer wieder, im Augenblick sogar begeistert, oder doch indifferent, um. Aber selbst, wo solche Schwächlinge sich über ihre Schwäche mit allerlei Konstruktionen hinwegzutäuschen versuchen, haftet ihnen fast durchgehends auf die Dauer eine bedrückte oder verärgerte Umstimmung an.

Die bricht nun, ist sie erst einmal unter dem Mitwirken der phantastischen Apperzeption isoliert, aus ihrer ursprünglichen Verbindung gelöst — und sie selber stellt ja eigentlich schon das Resultat einer solchen Ablösung des ihr voraufgegangenen Affekts dar — dann ganz unvermittelt hervor und führt, wo es sich um keine Zumutung, sondern um eine harmlose Bitte oder Mitteilung handelt, zur Auflehnung. Damit ist der Weg zur Hysterie dann deutlich genug bezeichnet. Die Möglichkeit, durch Freundlichkeit zu lenken, läßt immer deutlicher nach, gegen jedes Wort regt sich störrische Opposition; wirkliche Zumutungen werden immer noch realisiert, weil eben die Intensität, die ihren Vorstellungsinhalt auszeichnet, den Widerstandsaffekt noch niederzuringen vermag. Aber die Pfeilrichtung deutet aufs Außergewöhnliche; sie strebt auf den Zustand los, in dem schon außerordentlich starke Fesselungen der phantastischen Apperzeption dazu gehören, um die Realisierung zu sichern. Das heißt, das Absurde hat am ehesten Aussicht dazu. Der ehedem Lenksame ist im höchsten Grade unlenksam geworden.

Ich brauche nicht des näheren darzulegen, wie nun alles weitere sich entwickelt, wenn erst einmal die „Umlagerung“ der Verknüpfungen begonnen hat. Daß dann Stimmungswechsel, unmotivierte Verstimmung, Launenhaftigkeit zum Alltäglichen gehören, ist natürlich. Nur ein Punkt fordert eine weitere Aufhellung. Da die Lenksamkeit gerade in einer besonderen Ausdrucksschwäche oder Ausdrucksflüchtigkeit besteht, so ist bei ihr von einer Ausdruckshemmung natürlich keine Rede. Und das ist die wesentliche Differenz, die sie von den Exempeln der sexuellen Heimlichkeit und der Krankenpflege unterscheidet. In diesen beiden mußten physische Entladungen gehemmt werden. Wir sahen, wie danach dann neugebahnte Entladungen unter Umständen mit phantastischen Vorstellungen in eine analytisch gar nicht verständliche Verknüpfung gerieten. Wir sahen ebenso früher bei der Vorstellungsverdrängung, wie die Ausdrucksphänomene in ganz neue funktionale Zuordnungen verlegt wurden. So oder so: beide Male hatten wir den Wegweiser zu der Entstehung der körperlichen — motorischen, vasomotorischen, sekretorischen Hysteriesymptome gefunden.

Wo aber steckt der nun im Bereiche der Lenksamkeit? Da ergab sich uns bisher nur die seelische Umwandlung; jeder Anknüpfungspunkt für die Genese rein physischer Erscheinungen scheint aber gänzlich zu fehlen. Und so sind wir denn glücklich vor ein neues großes Fragezeichen geraten; doch es wird sich als zweckmäßig erweisen, es einem noch größeren einzuordnen.

Vergegenwärtigen wir uns vorher noch einmal, was unsere Genese bis zu diesem Punkte leistete! Sie hat, nun streng psychologisch betrachtet, als die zwei Wurzeln der Hysterie die Vorstellungsverdrängung und die Affektverdrängung aufgedeckt. Sie hat, noch weiter zurückgreifend, auch die verschiedenen Wurzelböden untersucht, in denen jene Wurzeln ihr Gedeihen finden. Sie hat weiter gezeigt, wie jede ihren Stamm treibt, und wie man es diesem Stamme deutlich ansieht, daß er in einer hysterischen Alteration enden wird. In dieser letztgenannten Aufgabe wurden wir vor eine Ungleichheit des Ergebnisses gestellt. Während am Ende der Erörterungen über die Vorstellungsverdrängung schon deutlich die Einzelgruppen des hysterischen Phänomenkomplexes durchschimmerten, konnte die Affektverdrängung nur in einem Teile dahin gefördert werden.

Soweit sie auf der Lenksamkeit erwächst, gelang es uns noch nicht, einen Ausblick auf die große Gruppe der physischen Hysteriesymptome zu gewinnen. Und da, wie ich selber bereits oft genug betonte, die Diagnose der Hysterie auf eine rein seelische Alteration sich niemals allein stützen darf, so scheint allerdings die Frage, ob denn aus der Lenksamkeit Hysterie werden könne, nur auf Grund eines Wahrscheinlichkeitskalküls bejaht zu sein: wir sahen, wie Affektverdrängung die Psyche hysterisiert, und stellten Lenksamkeit als Affektverdrängung dar. Ergo — kann man sagen; nur gibt es in der Psychopathologie kein so zwingendes Ergo wie in der Geometrie. Da fehlt uns also noch ein Stück Bahn; indessen, wir finden es leichter, wenn wir nun erst einmal auf den andern Wegen das Ziel erreichen, und von ihm aus nochmals den Blick auf das vorzeitig abgebrochene Wegstück zurückschweifen lassen. Wie wenig ich mich dieser Pflicht zu entziehen vorhabe, bezeugt wohl hinreichend die Schärfe, mit der ich selber die Lücke zeigte, die ich hier im weiteren Vordringen leider offen lassen muß. Vielleicht wäre sie ohne diese nicht eben jedem ins Auge gefallen.

Elftes Kapitel.

Die Entfaltung des hysterischen Erscheinungsbildes.

1. Kritik der „Autosuggestion".

In dem Kapitel, das unsere Analyse einleitete, ergab sich uns für die Suggestion die Bestimmung, daß sie ein psychischer Effekt von kompletter Sinnlosigkeit oder kompletter Maßlosigkeit sei. Erst danach sahen wir uns berechtigt, auf solcher Grundlage nun auch das Problem der Suggestibilität zu formulieren. Es zerfiel in zwei Teilfragen: wenn, so sagten wir uns, die Suggestion als eine Störung der psychischen Kausalität erscheint, so muß weiterhin untersucht werden, welcher Gesamtzustand der Psyche eine solche Störung zu setzen vermöge; und weiter, welches nun die wirklichen Verbindungen seien, die hinter den scheinbaren Lücken der Kausalverknüpfung sich verbergen. Denn daß nicht von einem Aufhören, sondern nur von einer abnormen Erscheinungsweise der Kausalität die Rede sein konnte, darüber ist uns ja nie ein Zweifel gekommen. Der Gedanke an ein Aufhören der Kausalität würde die Voraussetzung einer Kausalität selber vernichten.

An dieser Stelle möchte ich einen kleinen Zusatz zu unserer Definition nicht unterlassen. Es lockte mich selber, oben zwischen die Worte „psychischen Effekt" noch die Parenthese „oder psychophysischen" einzuschalten. Genaue Überlegung sprach aber schließlich dawider. Sofern diese Ergänzung nämlich etwas richtiges trifft, ist sie selbstverständlich. Wenn ich jemandem suggeriere, den Arm zu erheben, so suggeriere ich ihm die dazu nötige Innervation; ist das gelungen, d. h. ist der rein psychologische Teil der Suggerierung erfüllt, so ist auch die Suggestion gelungen, ganz gleichgültig, ob nun der psychophysische Akt,

das körperliche Erheben des Armes, noch zustande kommt oder irgendwie gehemmt wird; tritt nämlich keine Hemmung ein, so kommt er auch zustande. Der Suggestiverfolg ist also für jeden Fall bestimmt innerhalb des Psychischen. Und das gilt ohne Einschränkung auch für Suggestionen, deren physischer Appendix nicht im Bereiche willkürlicher Vornahme, wie jenes Armerheben, liegt. Die Suggerierung zu erröten gelingt ja bei vielen normalen Menschen leicht. Der eigentliche Suggestiveffekt, der das Gelingen markiert und das Kriterium der kompletten Sinn- oder Maßlosigkeit erfüllt, ist hierbei ein Verlegenheitszustand, dem sich nun psychophysisch unvermeidlich der physische Endeffekt, das Erröten, zugesellt. Dies festzuhalten: daß ich immer nur etwas Psychisches suggerieren kann und daß die ins Auge fallenden körperlichen Suggestiverfolge die notwendige psychophysische Funktion der psychischen Suggestion sind — ist für das Verständnis der Suggestionen von grundlegender Wichtigkeit.

Wenn also diese körperlichen Endeffekte von außergewöhnlicher Stärke oder Art sind, so liegt das nicht mehr im Bereich der suggestiven Wirkungen, sondern es kann nur auf einer psychophysischen Maßstörung beruhen. Die ihrerseits ist nun freilich wieder physiologisch oder psychologisch, oder in beiden Richtungen zugleich, deutbar. Physiologisch: wenn ich suggestiv eine kleine Blutung zum Stehen bringe, so ist das ein Ereignis, das außerhalb des normalen vasomotorischen Möglichkeitsbereiches liegt und physische Alterationen des Nervensystems voraussetzt. Unsere genetischen Betrachtungen wiesen auf die Denkbarkeit derartiger Alterationen bereits hin. Psychologisch: entweder durch einfache Assoziation, wenn nämlich die Suggestion zu erröten, die gewöhnlich ja nur eine leichte und flüchtige Rötung erzeugt, die Ausdrucksphänomene schwerster Verlegenheit (dunkles Erröten, Blickscheu etc.) auslöst, indem sie die Erinnerung an irgend eine höchst verlegene Situation weckt; oder aber auf Grund jener psychischen Verkettungen, welche unsere Genese der Verdrängung bereits aufzuzeigen versucht hat. Der erste Fall ist natürlich überhaupt nur scheinbar ein Suggestiverfolg. Das Kriterium der kompletten Sinnlosigkeit (oder Maßlosigkeit) existiert für den Außenstehenden; nicht aber — worauf, wie wir früher darlegten, es allein ankommt — für die errötende

Person selber. Vielmehr weiß sie über die Abwicklung ihrer seelischen Verknüpfungen in einem solchen Falle sich durchaus Rechenschaft zu geben: sie weiß, warum sie errötet. Der zweite Fall dagegen erfüllt die Kriterien der echten Suggestion; und welche Verbindungen es sind, die hier hinter einer scheinbaren Kausalitätslücke sich bergen, das eben hat ja unsere Verdrängungsgenese darstellen wollen. Und unsere einstige Prophezeiung, daß wir die nach der Definierung der Suggestion zunächst fallen gelassenen Fäden des Suggestibilitätsproblems möglicherweise erst im Laufe der Genese wieder würden aufnehmen können, hat sich in der Tat erfüllt.

Nun wird dem Leser vielleicht selber schon der Gedanke aufgestoßen sein, daß die durch Verdrängung hergestellten Neuverknüpfungen psychischer Erlebnisse wohl die psychologische Möglichkeit für die Eingebung von Suggestionen bieten, daß aber an ihrer wirklichen Gunst für die Erzielung suggestiver Erfolge denn doch gezweifelt werden muß. Bleiben wir einmal dabei, daß das Schamerröten und Herzklopfen, an welchem Exemplum wir die fortschreitenden Verdrängungsfolgen verdeutlichten, losgelöst von der ursprünglichen Erinnerung und dem zugehörigen Schameffekt, mit ganz akzidentellen Vorstellungen eine Verknüpfung gewonnen habe: so sieht man ja ein, daß der Versuch, eine psychische Disposition zu suggerieren, welcher Erröten sich psychophysisch zugesellt, unter Umständen durchaus vergebliche Mühe sein wird. Hebt etwa die Suggerierung mit den Worten an: „das Blut steigt Ihnen in die Wangen“ — so braucht nur das Wort Blut eine vom Suggerierenden nicht gekannte Verknüpfung mit affektiven Erregungen angenommen zu haben, um die gewollte Suggestion völlig scheitern zu lassen. Bei der durch die Folgen einer Verdrängung angerichteten und stetig zunehmenden seelischen Verschiebung ist so etwas nicht etwa selten, sondern — je nach dem Stadium der Hysterisierung — häufig oder gar die Regel. Daß eine Zeit allgemeiner Erregtheit, wie durch Trauer oder Hoffnung, auch längst verblaßte Gefühlserlebnisse, alten Groll, eine alte Neigung, wieder beleben kann, ist schon aus dem normalen Leben bekannt und letzterdings eine physiologische Frage; so geschieht es nun auch im Laufe der Hysterisierung. Namentlich wo schamerregende Vorstellungen verdrängt worden

sind, gerät leicht der ganze erotische Erfahrungsschatz ins Fließen: und das Wort Blut löst nun etwa die schreckhafte Erinnerung an das einstige unvorbereitete Hereinbrechen der Menstruation aus (ich denke dabei an eine faktische Beobachtung). Der Effekt der Suggerierung von Verlegenheitssymptomen ist dann der Ausbruch von Schreck- oder Angstzeichen. Und der Pathologe sagt: die Suggerierung sei mißlungen, weil eine Autosuggestion sie durchkreuzt habe.

Eine Autosuggestion! Dieses begrifflich so wenig geklärte Ding soll ja, wie wir uns aus früheren Erwähnungen erinnern, ganz besonders kennzeichnend für die Hysterie sein; die meisten Hysterischen, liest man in der Regel, seien mehr autosuggestibel als fremdsuggestibel. Eigentlich will man damit nur das Negative ausdrücken, daß die Fremdsuggestionen bei der Hysterie zum größeren Teil versagen, und ein andermal wieder gelegentlich erstaunlich prompte Effekte erzielen: so daß also eine besondere Suggestibilität der Hysterischen unverkennbar, diese Suggestibilität aber von sehr geringer Berechenbarkeit sei. Und die große Unbekannte, die den Erfolg der Fremdsuggerierung so empfindlich stört, hat man, um ihr wenigstens einen anständigen Namen zu geben, der Fremdsuggestion als Autosuggestion gegenübergestellt.

Ist denn nun die Autosuggestion in der Tat eine Suggestion? Denn daß wir uns mit der überkommenen Verschwommenheit des Begriffes nicht begnügen können, ist uns ja von vornherein klar gewesen. Erfüllt also die Autosuggestion die Kriterien der kompletten Sinnlosigkeit oder Maßlosigkeit? Ist sie eine Scheinlücke in der psychischen Kausalität?

Wir wissen es nicht, aber keinesfalls darf die Frage für alle Fälle bejaht werden. Wenn wir auf das Beispiel autosuggestiver Durchkreuzung einer Fremdsuggestion zurückgreifen, das wir eben ausgeführt haben, so kann darin die Verbindung der Vorstellung „Blut“ mit der Erinnerung an die erste Periode und dem Anschwellen des Schreckaffekts eine durchaus geordnete sein. Es liegt in der Stärke, mit der sich die Erinnerung affektiv betont, sicherlich ja eine affektive Maßlosigkeit, mehr aber nicht. Das heißt, wir haben in diesem ganzen Komplex von Erlebnissen einen Vorgang vor uns, der der neurasthenischen Agoraphobie seiner Kriterie nach genau entsprechend erscheint. Der Kranke

durchlebt, wenn auch ungeheuer rasch, alle Glieder der kausalen Kette. Die Möglichkeit eines solchen Geschehnisses ist, wie dort auf dem degenerativen Boden der Neurasthenie oder auf dem erworbenen Boden der nervösen Alteration, so hier auf dem Boden der durch die Hysterisierung herbeigeführten allgemeinen physischen Alteration des Nervensystems gegründet. Ich streiche diese Darlegung stark an; denn sie ist der Schlüssel zu all der Verwirrung, die in dem Begriffe der Hysteroneurasthenie ihren Ausdruck gefunden hat. Wir sehen hier, wie die allgemeine Veränderung, welche die Hysterisierung der Psyche mit sich führt, auch Erscheinungen vom Typus der neurasthenischen Symptome hervorbringen kann. Dieser Erscheinungen wegen eine Hysteroneurasthenie zu konstruieren, ist ähnlich, als wenn einer aus der Albuminurie des Fiebers auf eine Nephritris schließen wollte. Ebensowenig aber, wie wir der Hysterie eine ihr fremde Erkrankung ankleistern dürfen, weil sie mit ihr eine Gruppe von Symptomen teilt, ist es natürlich angängig, nun diesen Symptomen kritiklos einen Charakter anzudeuteln, der ihnen nicht eigen ist. In einer Antithese — die man sich ja auch als deutscher Untersucher der Hysterie einmal erlauben darf — lautet das: es ist ebenso verfehlt, die Hysterie um einer Symptomgruppe nervösen Charakters willen zu neurasthenisieren, wie umgekehrt diese nervöse Symptomgruppe nun zu hysterisieren — soll heißen, ihr Suggestionscharakter anzutaufen, indem man sie unter die Autosuggestionen einreiht.

Selbstverständlich gibt es auch echte Autosuggestionen in der hysterisierten Psyche: denn die Verknüpfungen, welche der Verdrängung verdankt werden, brauchen nicht jenen durchsichtigen Charakter zu bewahren, den unser Beispiel vom Blut uns eben aufwies. Es kann darin das vermittelnde Glied der Erinnerung fehlen, und dann wird die Verknüpfung der Wortvorstellung Blut mit dem Schreckaffekt und seinem Ausdruck eine wahrhaft suggestive, ausgezeichnet durch das Kriterium der kompletten Sinnlosigkeit. Und da der Suggerent diese Suggestion nicht wünscht und nicht einmal ahnt, so heißt sie, die die seine durchkreuzt und vereitelt, mit Recht eine Autosuggestion. Aus dem Unbewußten aber stammt sie natürlich so wenig, wie irgend eine suggestive Verknüpfung. Sie kann sich aus der einfachen

Tatsache, daß häufig Gefühle samt ihrem Ausdruck sich einstellen, noch ehe der sie tragende Inhalt ins Bewußtsein tritt und — eine hinreichende Intensität der Gefühle vorausgesetzt — überhaupt ohne daß der Inhalt je ins Bewußtsein tritt, genetisch herleiten lassen. Diese Tendenz verzeichnen wir hier überhaupt als eines der wichtigsten Momente in der Ausbildung suggestiver Verknüpfungen auf der Linie der Verdrängungsfolgen und auch sonst: denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß durch die häufige Wiederholung eines solchen Vorgangs das Gefühl samt seinem Ausdruck schließlich an ganz entfernte Vorstellungen gebunden werden kann, also vom „Blut" zum „Rot" usw. springt, ja bei wesentlich klangassoziativ veranlagten Naturen sich an Vorstellungen haftet, die der ersten nur durch Reim oder Assonanz nahestehen. Gleichzeitig geht natürlich auch wieder vor sich, was nun schon mehrfach abgeschildert ward: das Gefühl, weil der neuen Vorstellung fremd, kann sich weiterhin aus dem Verbande lösen, um eigene Wege zu gehen, der Ausdruck dagegen intensiviert sich und die Verknüpfung Vorstellung-Ausdruck, beide scheinbar ohne jede innere Beziehung zueinander, bleibt übrig.

Kann aber diese letzte Möglichkeit noch als eine autosuggestive Wirkung gezählt werden? Keinesfalls! Denn der Verknüpfung „Rot — Ausdruck" fehlt ja der psychologische Charakter. Sie ist psychophysisch, ist abnorme psychogene, oder kurz gesagt hysterische Erscheinung. Und hier sehen wir eben deutlich, wie nicht ohne weiteres das Hysterische mit dem Suggestiven oder Autosuggestiven gleichgesetzt werden darf, eine so große Rolle immer beides in der Hysterie spielt. Beachten wir doch, daß jeder Suggestion die Illusion eines gewohnten Kausalnexus verbleibt. Der Mensch, dem ich das Vergiftetsein des vor ihm stehenden Essens mit Erfolg suggeriere, würde, nach den Gründen seines Glaubens befragt, antworten: weil es mir gesagt worden ist, das Essen sei vergiftet. Und der Mensch, den bei dem Hören des Wortes Blut ein Angstzustand befällt — ohne daß die Erinnerung als Zwischenglied erscheint — würde darüber ebenso Auskunft geben: weil ich das Wort Blut gehört habe. Genauere Überlegung zeigt den Leuten, daß dieses „weil" komplett sinnlos (oder maßlos) ist; aber das ändert an der empirischen psychologischen Sachlage nichts, die eben durch logische Einsichten nicht beeinflußt wird,

und die letzte Antwort ist doch die: bei mir ist es nun einmal so, daß ich mich dann ängstige, wenn ich das Wort Blut höre — oder ähnlich, je nach dem Falle. Daß dabei abnorme Dinge sich abspielen, wissen die Leute sehr wohl, und am Ende gehen sie ja auch zum Arzt. Wir brauchen uns auch nur unserer eigenen Begriffsbestimmung der Suggestion zu erinnern, um dies bestätigt zu finden. Wir stellten (S. 200) komplette Sinnlosigkeit oder Maßlosigkeit als Kriterien solcher psychischen Wirkungen auf, die Suggestionen genannt werden dürfen. Wirkungen! Psychische Wirkungen! Man beachte das: es setzt voraus, daß überhaupt noch ein Faden vom Vorgang a zum Vorgang b verlaufe. Dieser Kausalfaden schließt, darin liegt eben die (dem physischen „Causa aequat effectum“ entgegengesetzte) Eigenart der psychischen Kausalität, die Erfüllung von Sinn und Maß noch nicht in sich, und das Fehlen von Sinn und Maß bedeutet eben keine wirkliche, sondern nur eine scheinbare Lücke in der psychischen Kausalität, eine Lücke für die naive Selbstbeobachtung, die sich die Kausalität als auf Sinn und Maß gegründet vorstellt, und die ferner diese Kausalität überhaupt nur in der Willenshandlung auffindet, das Wirken mit dem Bewirken indentifizierend.

Man erkennt — und das konnte erst hier, bei den Schwierigkeiten einer Klärung der Autosuggestibilität, nicht schon bei der Definition der Suggestion im Rahmen der Analyse deutlich werden — wie stark sich unsere Auffassung der Suggestion von der landläufigen entfernt. Denn diese deckt sich im Prinzip mit der eben geschilderten naiven Annahme, und ist von praktischen, ich möchte sagen technischen Gesichtspunkten aus gewonnen, wie sie namentlich das Suggerieren in der Hypnose nahelegte. Eine wissenschaftliche Definierung mußte aber vom Begriff der Suggestion diese Eierschalen ablösen, und wenn ihm überhaupt wissenschaftliche Geltung zugedacht sein sollte, ihn im Hinblick auf sein Verhältnis zum Begriff des psychisch Kausalen erweitern. Dieser psychologischen Ausdehnung entsprach eine logische Einengung, die der Verwischung des Begriffs vorbeugen sollte. Und so kamen wir dazu, solche psychischen Wirkungen, denen Sinn oder Maß komplett, d. h. assoziativ wie affektiv, abgeht, als Suggestionen zu bezeichnen. Erst damit wurde der normative Standpunkt mit einem kausalen, der technische mit einem wissenschaftlichen vertauscht.

Zustände mit einer gesteigerten Anlage zu derartigen Wirkungen lernten wir dann in der Zerstreutheit und der Bewußtseinsleere kennen; einen ebensolchen Zustand muß die psychische Verschiebung erzeugen, die von der Verdrängung ihren Ausgang nimmt. In diesem Zustande, eben dem hysterischen, traten jene Effekte besonders reichlich und verblüffend hervor; aber mit dem technischen Begriff der Suggestion, der die hypnotische „Eingebung" als Typus des Suggestiveffekts angenommen hatte, war gegenüber diesen hysterischen Ereignissen nicht viel anzufangen. Die Hysterie reagierte suggestiv weder allein auf die Eingebung noch auf die Einbildung. Ein Hysterischer, das sah man, bekam nicht immer eine Abasie, wenn man ihm einredete, er werde sie haben, noch wenn er es sich selber einredete. So rettete man sich zur Autosuggestion und zur Realsuggestion: das heißt, man gestand praktisch zu, daß der frühere Begriff des Suggestiven zu eng für die Hysterie war. Leider ergab sich als Folge dieses Zugeständnisses eine ebenso krasse Ausweitung: alles, was nunmehr die Suggestion des verbalen Typus störte, nicht zum Erfolg kommen ließ, schob man der Einmischung einer Realsuggestion oder einer Autosuggestion in die Schuhe.

Was zu der irrigen Festhaltung des technischen Suggestionsbegriffes trotzdem immer wieder verleitet hat, sind die nachträglichen Erklärungsversuche der Autosuggesten gewesen. Diese Leute pflegen sich hinterher alle möglichen Deutungen darüber zu konstruieren, weshalb bei der Vorstellung „Blut" der Angstaffekt sie befiel. Gerade Freud hat ja auf die täuschende Rolle dieser manifesten Kausalität, die eben gar keine ist, hingewiesen. Die Psyche phantasiert sich, mehr oder minder raffiniert, etwas zusammen, was die sinnlose Verbindung in eine einigermaßen sinnvolle umwandeln könnte. Dabei kommt dann natürlich die alte Suggestionsauffassung auf ihre Kosten: der Effekt erscheint als Realisierung einer Selbsteingebung oder Einbildung, die Autosuggestion ist auf den verbalen Suggestionstyp zurückgeschraubt. Man stellt sich das etwa so vor: ein Hysterischer sieht, wie ein anderer stolpert; er sagt sich: wenn ich so stolperte, könnte ich zu Fall kommen und mich so verletzen, daß die Beine gebrauchsunfähig würden. Und nun wächst diese Selbsteingebung bis zum Fertigsein der Abasie — Astasie an.

Ich glaube, noch nie hat sich eine Autosuggestion in dieser Weise entwickelt; wohl aber kann sie nachträglich so verhüllt werden. Wieviel irrige Zusammenhänge über unser seelisches Erleben konstruieren wir uns denn nicht alle Tage normalerweise! Aus ihnen sind ja all die Irrtümer geflossen, mit denen die naive Selbstbeobachtung den Wissensschatz der Psychologie bereichert hat; ihre Vermeidung ist nicht zum wenigsten die Aufgabe des psychologischen Experiments.

Und hier mag man nun so klar, wie es bisher wohl noch nirgends möglich war, einen Einblick in den Gegensatz zwischen unserm Suggestionsbegriffe und dem älteren gewinnen. Der nennt Autosuggestion, was als nachträgliche Deutung der psychischen Wirkung konstruiert wird; wir aber nennen Autosuggestion diese Wirkung selber. Im Exempel gesprochen, so: daß der Suggerendus bei der Vorstellung Blut (auf Grund der früher dargestellten Genese) ohne bewußten Grund einen Angstzustand erlebt, macht für uns den Vorgang zu einem autosuggestiven. Die andern aber meinen es so: der Suggerendus erzählt, bei dem Worte Blut müsse er an die Möglichkeit denken, daß ihm die Pulsader geöffnet werde, und daher seine Angst — ergo: er suggeriert sich die Angst. In Wahrheit ist die sogen. „Zielvorstellung", um die es sich hier handelt — eben der Gedanke ans Öffnen der Pulsadern — eine nachträgliche Motivierung der von der Vorstellung Blut sinnlos bewirkten Angst. Diese nachträgliche Motivierung hebt gerade den suggestiven Charakter dem Scheine nach auf, sie schwächt ihn mindestens stark ab, und aus der echten Suggestion wird durch sie eine Phobie — das hysterische Symptom wird neurasthenisiert. Natürlich ist das eine nur scheinbare Genese: keine Ruhe, kein Trost, keine Energie vermag diese Phobieen zu heilen, wie die echt neurasthenischen — nur die Entlarvung der konstruktiven Phobisierung, und die Aufdeckung der hinter ihr steckenden Autosuggestion vermag es! Man sieht, wie ich hier auf Anschauungen treffe, die denen von Freud im höchsten Maße verwandt sind. Nur daß ich des Unbewußten völlig entraten zu können glaube, in dessen Kausalität Freud jene Vorgänge der Verhüllung, auch schon der Verdrängungsfolgen, verlegt.

Was ich soeben schilderte, ist nun aber natürlich nicht zu denken für jene letzte Verdrängungsfolge, die nach Ausschaltung auch des affektiven Gliedes den Affektausdruck, durch Bahnung intensiviert und extensiviert, an eine völlig fremde Vorstellung haftet. In diesem Falle wird der körperliche Komplex überhaupt nicht mehr als Affektausdruck erlebt, sondern als den Körper befallender Krankheitszustand, und das Bewußtsein einer Verkettung mit der fremden Vorstellung fehlt gänzlich. Hier sind wir bei den hysterischen Symptombildungen im engsten Sinne, und mit Suggestivwirkung ist ihnen gegenüber nichts mehr anzufangen. Ihr psychogener Charakter kann nur noch genetisch aufgedeckt werden.

Wenn wir also diese letzte Gruppe von hysterischen Symptomen und die zuerst besprochene Gruppe der affektiv stark betonten Erinnerungen von dem abziehen, was man gemeinsam Autosuggestion nennt, so bleibt nur jene mittlere Gruppe übrig, die aus der Verbindung des Affekts samt Ausdruck mit einem fremden Vorstellungsinhalt resultiert, und die wir mit der Tendenz zur Phobienbildung behaftet sahen. Erwägen wir nun, daß auch diese Gruppe dem alten Suggestionsbegriff sich nur scheinbar einfügt, nämlich nur sofern sie schon phobisiert ist oder wenigstens phobistisch interpretiert wird, so kommen wir schließlich zu dem Fragezeichen: ob denn überhaupt von einer Steigerung der Suggestibilität alten Sinnes, d. i. der Eingebungs- oder Einbildungsrealisierung, bei der Hysterie die Rede sein könne? Für die Fremdsuggestibilität ist diese Frage von den Phänomenologen der Hysterie meist verneint, niemals jedenfalls mit einem durchgehends gültigen Ja beantwortet worden; und für die Autosuggestibilität sahen wir, daß sie auch im Sinne unserer Suggestionsauffassung nur zu einem Teile ihren Namen verdiene, im Sinne der alten aber zu neun Zehnteln ganz sicher nicht. Das also kann als sicher erwiesen gelten: in der Linie der Verdrängung liegt die Steigerung der Suggestibilität nicht, sofern darunter eine Steigerung der Fähigkeit, Eingebungen und Einbildungen zu realisieren, verstanden wird. Daß aber die Steigerung der Suggestibilität in unserem Sinne, Steigerung nämlich der Tendenz zu komplett sinnlosen oder maßlosen psychischen Wirkungen, in jener Linie liege, ist ohne Zweifel; nur daß auch hierbei von einer Gleichsetzung

der Hysterie mit gesteigerter Suggestibilität nicht die Rede sein kann.

Es war wieder einmal negative Arbeit, die uns auferlegt wurde — aber um die Klärung des in dem Namen Autosuggestibilität kondensierten Wirrwarrs kamen wir nicht herum. Immerhin haben wir selbst dabei zu den schon bekannten Phänomenen der Hysterie zwei neue gewonnen: die affektstarke Erinnerung und die Phobiebildung auf dem Wege nachträglicher motivistischer Verhüllung von Autosuggestionen. Wir reihen dem an, was früher schon uns zufiel und jetzt noch in mancher Hinsicht geläutert und befestigt werden konnte, und lassen alles das noch einmal aufgezählt an uns vorüberziehen: grundlose Verstimmungen; grundlose sprunghafte Stimmungswechsel; *übermäßig affektstarke Erinnerungen; echte Autosuggestionen; *Phobien; isoliert scheinende physische Phänomene. Man rechne hinzu, was der rein physiologischen Seite der Hysterisierung verdankt wird; man erinnere sich, daß die beiden mit Sternen versehenen Symptome auch der Neurasthenie eigen sind: und man hat hier schon eine Ahnung von dem Proteus, als der die Hysterie der phänomenologischen Untersuchung mit Recht immer erschienen ist.

Beeilen wir uns nun, auch das noch zu erhaschen, nach dem wir auf den letzten Seiten vergeblich uns bemühten: die veränderte Realisierung von Eingebungen und Einbildungen in der hysterischen Psyche, die Suggestibilitätsverwischung.

2. Die „suggestiblen“ Erscheinungen.

„Fremdsuggestionen“ sollen gemeint sein, wenn nunmehr von Eingebungen die Rede ist; und für diese Gruppe der Suggestibilitätsphänomene wäre nun auch wieder erst ein tüchtiges Stück negativer Arbeit zu leisten. Die Abgrenzung der Fremd- von den Eigensuggestionen ist nämlich besonders schablonenhaft vollzogen worden. Den Anblick eines Stolpernden, der eine Lähmung erzeugt, nannte man eine Fremd- und Realsuggestion, und die Eingebung: „Sie können nicht gehen!“ eine Fremd- und Verbalsuggestion. Dagegen die Erinnerung an ein Stolpern nannte man Auto- und Realsuggestion, und

die Einbildung „Ich kann nicht gehen!“ eine Auto- und Verbalsuggestion. Das sind natürlich Einteilungen, die zu aller psychologischen Betrachtung unfruchtbar bleiben müssen. Sie erwuchsen auf jener irrigen logischen Interpretation, daß der Hysterische, der einen stolpern sieht, sich — zur Not im Unbewußten! — sage: ich kann auch nicht mehr gehen. Schloß sich die Lähmung an den Anblick eines brennenden Vorhanges, so sagte man: der Schreck hat sie erzeugt. Oftmals aber ist dieser rettende Affekt gar nicht dagewesen, und der Hysterische kriegt seine Lähmung, ohne daß er einen hat stolpern sehen, ohne auch die geringste Aufregung. So geriet man ins Chaos, und aus dem hilft man sich mit äußerlichen, rein praktischen Abgrenzungen am ehesten heraus. Im Grunde nämlich besagen die Begriffe der verbalen Autosuggestion, der realen Autosuggestion und der realen Fremdsuggestion nur das eine Gleiche, daß man die Suggestion, die das fragliche Symptom hervorgerufen hat, nicht kennt. Sie sind Klassifikationen einer Unbekannten, von demselben Denkwert etwa, wie Solliers graphische Darstellungen der unbewußten Tätigkeiten. Will man dieser fruchtlosen Wortspielereien entraten, so gibt es nur zwei Wege: den kausalpsychologischen — den bin ich in meiner Definierung der Suggestion gegangen — oder den praktischen; dabei schrumpft das Reich des Suggestiven auf die verbale Fremdsuggestion, die Eingebung, zusammen, und die übrigen Suggestionsmöglichkeiten behalten nur eine gewisse dekorative Geltung für die Fälle des Mißlingens eines hypnotischen Versuchs oder einer therapeutischen Bemühung: eine reale Fremdsuggestion oder eine Autosuggestion muß dann herhalten, um das Fehlschlagen der verbalen Fremdsuggestion zu entschuldigen.

Ich weiß, daß der erste Weg durch sein Ergebnis, eben meine Definition, sehr befremdend wirkt, und ich möchte ihn auch als keinen endgültigen hinstellen. Wohl aber als den, der heute am stärksten wissenschaftliche Bedürfnisse befriedigen kann. Wenn ich jemanden sage: ein Schreck wird Sie befallen — und es geschieht; uud wenn das Wort X oder Y ihm einen Schreck einjagt: so ist das eine ein so sinnloser Effekt wie das andere. Es ist um kein Gran verständlicher, daß jemand bei dem Satze: „ein Schreck wird Sie befallen“ erschrickt, wie bei irgend einer beliebigen Vorstellung. Jenes ist nur eine bestimmte

Technik, einen auf rätselhafte Art zum Erschrecken zu bringen, eine Technik, die man Suggestion genannt hat. Beschränkt man das Wort „Suggestion“ auf diese Technik, so ist das eben eine technische Definition der Suggestion; will man aber dem Begriff Suggestion einen psychologischen Inhalt und Umfang geben, so bleibt nichts übrig, als die Wirkungseigenart des Vorganges herauszulösen und sie eine suggestive zu nennen: und das gibt dann meine Definition. Freilich hat sie etwas Negatives an sich. Doch das ist so lange das relativ Beste, bis wir etwas Positives an die Stelle setzen können, und dieses Positive scheint, da die Analyse über die Kausallücke doch schlechterdings nicht hinauskommen kann, nur auf genetischem Wege gewinnbar zu sein. Der aber fängt eben erst an, begangen zu werden.

Will ich von der Suggestion allein reden, die ein Fremder in einer Psyche erzielt: so kann allerdings damit nur die Eingebung, die verbale Fremdsuggession, gemeint sein. Denn die reale Fremdsuggestion ist allemal, psychologisch besehen, eine Autosuggestion: sie schaltet eben den Fremden, der suggerieren will, aus, zu Gunsten der ihre Suggestionen selber wählenden Psyche. Ob diese Suggestionen von einem Sinneseindruck oder von einer Erinnerung ihren Ausgang nehmen, das ist ein bloßer Intensitätsunterschied, und ob sie überhaupt dieses oder jenes tun, wird meistens gar nicht feststellbar sein.

Will aber ein Fremder in einer Psyche etwas komplett Sinn- oder Maßloses bewirken, so kann er das überhaupt nur mit der Technik der verbalen Suggestion. Er muß das, was er bewirken will, aussprechen, denn andernfalls fehlt ihm ja jede Kontrolle darüber, ob er etwas bewirkt hat. Oder allenfalls, er müßte es aufschreiben oder aufmalen: will einer diese Wege dann als reale Suggerierung von der verbalen unterscheiden, so darf man ihm die Freude an solcher etikettierenden Tätigkeit gönnen. Daß die res hier ja nur eine umständliche Umgehung des verbum ist, brauche ich nicht erst auseinanderzusetzen. Wenn ich meinen Freund A male, wie er schläft, und ihm das Bild eine Weile vorhalte, und er schläft ein: so ist das genau dieselbe Wirkung, als wenn ich ihm sage: du wirst einschlafen. Wenn aber der Freund A einschläft, weil er mich einschlafen sieht, so ist das natürlich eine Autosuggestion (falls es

überhaupt eine Suggestion ist). Denn wenn es einen Grund haben soll, die Fremdsuggestion zu unterscheiden, so kann er doch nur darin liegen, daß der Fremde eben der aktiv Suggerierende dabei ist. Die Psychologie hat es mit dem Seelenzustande des Suggerierenden zu tun; der ist ihr aufhellungswert; und für dessen Aufhellung ist es allerdings ein bedeutsames Moment, ob einer Eingebungen, die ihm ein Fremder macht, suggestiv realisiert, oder nur Vorstellungen, die ihm ohne das Mitwirken einer fremden Persönlichkeit zufließen. Analytisch ist freilich auch dieser Unterschied unerheblich, denn die Worte des Fremden sind für die psychologische Analyse auch nur eine Klangvorstellung, und ihre Realisierung ist deren komplett sinnlose oder maßlose Wirkung. Die Analyse bleibt also bei meinem Suggestionsbegriff stehen. Die Differenz erhebt sich erst für die genetische Betrachtung; erst in der Genese wird die besondere Abhandlung der Fremdsuggestion notwendig. Warum? werden wir sogleich sehen; und man wird es dann begreifen, warum ich anscheinend auf den letzten Seiten nochmals zur Frage der Definition der Suggestion zurückschweifen mußte. Nur in unmittelbarer Anlehnung an den genetischen Gedankengang konnten diese ergänzenden Darlegungen begriffen werden; ja, um die Begrenzung noch enger zu ziehen, in unmittelbarer Anlehnung an die besondere Lücke, die unser voriges Kapitel in diesem Gedankengang zunächst offen lassen mußte.

Dort blieb uns, wie man sich erinnern wird, die Genese körperlicher hysterischer Phänomene in der Hysterisierung der Lenksamkeit dunkel. Nunmehr knüpfen wir wieder an jener Lücke an und beginnen ihre nachträgliche Ausfüllung mit dem dogmatischen Satze: Lenksamkeit ist Fremdsuggestibilität.

Bedarf es eines Beweises? Schon in meinem Schriftchen „Nervosität und Kultur“ habe ich empfohlen, das Wort Suggestibilität mit Lenksamkeit zu übersetzen, und die Überlegungen, die mich seither an diese und ähnliche Fragen fesselten, haben mir die Zweckmäßigkeit einer solchen Gleichstellung nicht widerlegt, ihre psychologische Berechtigung aber nur noch deutlicher zu Gemüte geführt. Das Wort Lenksamkeit umfaßt ja an sich nur einen Teil des lenksamen Zustandes, eben die Manifestierung dieses Zustandes äußeren, fremden Einwirkungen gegenüber, seien sie nun auf Apperzeptionen oder Aktionen gerichtet; ganz

genau also wie das Wort Suggestibilität nur einen Teil der Suggestionsmöglichkeiten deckt, eben auch die Empfänglichkeit für die Fremdsuggerierung. Erinnern wir uns aber, daß die Lenksamkeit in der Erzielbarkeit von Verhaltungsweisen (aktionellen oder apperzeptiven) besteht, denen eine zureichende logische und affektive Begründung mangelt, in der Erzielbarkeit also komplett sinnloser oder komplett maßloser Wirkungen: so ist hiermit die psychologische Identität des lenksamen mit dem suggestiblen Verhalten schon konstatiert: die psychologische Identität nun nicht bloß jenes äußeren, von den Wörtern umfaßten Zutagetretens der Suggestibilität und der Lenksamkeit, sondern der dem zu Grunde liegenden Seelenzustände selber.

Wir haben nun bereits gesehen, wie von der Lenksamkeit eine Entwicklung ihren Ausgang nehmen kann, die auf eine Hysterisierung des Seelenlebens zustrebt, und es ergab sich uns, daß diese Entwicklung viel eher auf eine Verminderung der äußerlichen Lenksamkeit, der Fremdsuggestibilität also, hinarbeitete, als auf ihre Stärkung. Das ist ein Resultat unseres theoretischen Gedankenganges, das sich mit der klinischen Erfahrung deckt. Denn hier wie dort, das muß beachtet werden, ist auch diese Verminderung nur eine scheinbare. Die Suggestibilität gerät mehr in Verwirrung, als in Verminderung; die Bereitwilligkeit der Psyche zur Realisierung von Eingebungen weicht einer eigentümlichen Sprunghaftigkeit, die bald die kleinsten und harmlosesten Suggerierungen ablehnt, bald wieder die erstaunlichsten zur Erfüllung bringt — auch solche, die in der durchschnittlichen Lenksamkeit niemals auf eine Akzeptierung hätten rechnen können. Man kann also vielleicht sagen, die Suggestibilität sei gesteigert, aber nicht vermehrt, was heißen soll, die Eingebungen haben viel seltener Erfolg, wenn aber, dann dürfen sie desto krasser sein; die Sinnlosigkeit oder Maßlosigkeit psychischer Wirkungen übersteigt weitaus das von der Lenksamkeit her gewohnte Maß, aber diese Wirkungen sind seltener als dort Wirkungen der Eingebung; oder endlich, um in die Sprache unserer eigenen Auffassung einzubiegen: die Anlage zu Suggestionen ist gestärkt, aber unter diesen ist der Anteil der verbalen Fremdsuggerierung eingeschränkt. Mit diesem letzten Satze glaube ich die Erfahrung völlig zu decken und doch der psychologischen Interpretation gerecht zu werden. Was ich

aber mit ihm nicht beabsichtige, ist der Eintritt in eine Klassifikation der außerhalb der Fremdsuggerierung stehenden Suggestionsmöglichkeiten; denn ich halte daran fest, daß die reale Fremd-, die verbale und die reale Autosuggestion gar nicht voneinander getrennt werden können. Für die Realsuggestionen gilt das sicherlich, und ob die verbale Autosuggestion überhaupt rein vorkommt, ist zweifelhaft — mancherlei, wie wir schon bemerkten, spricht auffällig dagegen.

Genetisch ist uns eine solche Stärkung der Suggestibilität unter Verminderung der verbalen Fremdsuggestibilität aus jener Ausbildung phantastischen Apperzipierens begreiflich, die wir als stetig fortschreitende Folge der Affektverdrängung geschildert haben. Die besondere Gestaltung der phantastischen Apperzeption wird aber vornehmlich aus dem bisher nur kurz berücksichtigten Schicksal des verdrängten Affekts ableitbar.

Indem nämlich der verdrängte Widerstandsaffekt, falls er nicht einfach erlischt, als Widerstandsstimmung immer von neuem wieder auftaucht, legt er der phantastischen Apperzipierung von außen kommender Vorstellungsinhalte ein Hindernis in den Weg, das erheblich bedeutender ist, als der erste Widerstandsaffekt. Ganz in Analogie der normalen Sachlage: die Verstimmung bedarf keiner so intensiven und extensiven Ausdrucksmöglichkeiten, um durch deren Rückwirkung zur Höhe anzuschwellen und eine kräftige Eigenwirkung zu entfalten, wie der Affekt. Verstimmungen lassen uns positive und negative Handlungen verrichten oder planen, zu deren Inangriffnahme selbst starke Gemütsbewegungen nicht ausreichten: einfach wohl darum, weil der Stimmung die psychologische Lokalisation des Affekts, seine Umschriebenheit, fehlt, weil sie über dem ganzen Bewußtsein lagert, alle auftauchenden Erlebnisse in ihre Atmosphäre zieht und damit die Hemmungsfaktoren auf eine stille, unmerkliche Art unwirksam macht. Durch die Umwandlung des Affekts in eine Stimmung wird sozusagen der verhängnisvollen Ausdrucksschwäche des Lenksamen ein Paroli gebogen; es wird eine seelische Macht geschaffen, die von jener fatalen Mitgift der lenksamen Anlage unberührt bleibt.

Aber noch ein zweites, mehr positives Wirken der Stimmung soll nicht übersehen werden. Jeder hat die Erfahrung, welchen

Reichtum des reproduktiven psychischen Lebens Stimmungen zu entbinden vermögen und desto sicherer zu entbinden pflegen, je weniger begründet, je stärker unvermittelt sie die Psyche einnehmen. Man darf es, trotz unserer höchst dürftigen Einsicht in die Psychoanalyse und Psychogenese des produktiven Schaffens doch als durchgängige Erfahrung aussprechen, daß dieses Schaffen, wenigstens seine im engsten Sinne schöpferische Phase, der konzeptive Teil, sich stets in der Atmosphäre einer grundlosen Verstimmung — sei es gedrückter, sei es gehobener Färbung — vollzieht. Aber auch der nichtschöpferische Durchschnittsmensch hat Gelegenheit, jene Assoziationen entbindende Eigenart der grundlosen Stimmung kennen zu lernen. In kaum einem anderen Zustande fließt uns eine solche Fülle von fördernden oder Bedenken weckenden Einfällen zu, werden so alte Geschichten wieder lebendig, treten so viele vergessene Kleinigkeiten vor die Erinnerung, wie in der grundlosen Verstimmung. Man weiß, daß verstimmte Menschen, in viel höherem Grade sogar als akut erregte, oft wie geistesabwesend sind, daß ihre Aufmerksamkeit immer wieder von reproduktiven Inhalten gefesselt und selbst durch starke Eindrücke nicht davon abgelenkt wird. Indem wir aber alles dies für unseren besonderen Fall zusammenfassen, ergibt sich uns *jene ausgesprochene Innenwendung der phantastischen Apperzeption, ihr Arbeiten mit vorwiegend reproduktiven Erlebnissen*, das wir in unserer Analyse als ein Kennzeichen der Hysterie phänomenologisch erwähnt haben, als ein natürliches Begleitsymptom der aus Verdrängung von Affekten herleitbaren grundlosen Verstimmungen, die wir auf dem Wege der Hysterisierung des lenksamen Zustandes antreffen.

Dieses verstärkte Innenleben, anfangs nur eine gelegentliche Erscheinung, eben an das Auftauchen der Verstimmung gebunden, festigt sich sehr rasch zur bleibenden Disposition — desto rascher und ausnahmeärmer, in je früheren Lebenszeiten es geweckt wird. Die Erfahrung lehrt, daß Menschen, die bittere Jugendjahre durchgekostet haben, gewöhnlich eine bleibende, in sich gekehrte, grüblerische Art bewahren, und daß auch später noch länger währende Verstimmungen in eben dieser Linie sich wirksam erweisen, wenngleich es hier stärkerer Dosen, d. h. häufigerer Wiederkehr der Verstimmung bedarf, um merkliche

Alterationen des seelischen Lebens zu erzeugen. Da aber die Zumutungen, welche die Hysterisierung der Lenksamkeit einleiten, wohl immer in jugendlichen Jahren beginnen, so darf uns die rasche und radikale Umwandlung der Psyche im Sinne jener Innenwendung nicht Wunder nehmen. Und dabei ergibt sich nun wieder ein sehr merkwürdiges Chassé-croisé: wurde anfangs der Vorstellungsinhalt einer Zumutung von der Apperzeption ergriffen und war dieser Akt, unterstützt durch die lenksame Ausdrucksschwäche, gleichbedeutend mit der Niederhaltung des Widerstandsaffektes, so kämpft nun viel öfter die Apperzeption einer Erinnerung, unterstützt durch die Widerstandsverstimmung, gegen den Zumutungsinhalt: die verbale Fremdsuggestion verliert zusehends an Boden.

Was aber geht im Laufe dieser Entwicklung weiter noch in der lenksamen Psyche vor? In erster Reihe natürlich eine stetige Steigerung des phantastischen Charakters der Apperzeption. Schon die vulgäre Menschenkenntnis weiß, daß die lebhaften Phantasien leicht der „Überreizung" verfallen. Jede einseitige Phantasiearbeit hat die Tendenz zu immer stärkerer Einseitigkeit, zur steigernden Übermacht der assimilierenden reproduktiven Erlebnisse über die zu apperzipierenden Eindrücke — zum Illusionismus, von dem dann in Wirklichkeit von den abgewandten Stimmungen zur halluzinierenden Apperzeption von Reproduktionen oder reproduktiv umgewandelten Eindrücken nur ein sehr kleiner Schritt ist. Das aber bedeutet Gelegenheit zu Sinn- und Maßstörungen aller Art, bedeutet fortschreitende Stärkung der fremden Eingebungen entrückten Suggestibilität. Der apperzeptiven zunächst einmal! Wir sind hier an der Stelle, ein neues Fragezeichen der Analyse löschen zu können. Dort ließen wir es noch dahingestellt, ob die halluzinatorische Anlage vieler Hysterischen nicht überhaupt eine rein physiologische Sache sein könne. Hier haben wir ihre Psychogenese geschrieben, d. h.: die parästhetischen und hyperästhetischen Empfindungsanomalien im Bilde der Hysterie haben damit eine psychologische Ableitung gefunden.

Wie aber verträgt sich denn nun mit diesem Wachsen der phantastischen Apperzeption die apperzeptive Empfindungsschwächung? Die analytischen Ausführungen mußten sich darauf

beschränken, deren Vereinbarkeit mit der gebildbegrifflichen Lokalisation festzustellen. Die gebildbegriffliche Lokalisation selber war schon Gegenstand genetischer Betrachtung, die in ihr den Ausdruck der Lokalzeichenverwandtschaft erblickte. Ich möchte daran auch an dieser Stelle festhalten, namentlich im Gedanken an jene schon in der Analyse erwähnte Erfahrung normaler Sensibilitätsprüfungen, daß die Empfindung von Berührungsreizen ihrer Intensität nach auffällig stark lokalisatorischen Suggestionen unterworfen ist — eben weil ich hierin den Ausdruck einer besonders deutlichen Lokalzeichenverwandtschaft sehe, aus der dann eine Abgrenzung von Lokalisationsgebilden leicht resultiert. Wer aber mit diesen Überlegungen sich nicht befreunden kann, dem gebe ich den hysterischen Illusionismus gern für die Ableitung dieser geometrischen Lokalisationsweisen frei. Genug — das alles macht dem Verständnis keine erheblichen Schwierigkeiten mehr. Die apperzeptive Empfindungsauslöschung, so deutlich wir sie in der Natur der Apperzeption begründet und im normalen Seelenleben ihre Analoga minderer Intensität fanden, scheint einer phantastischen Gestaltung der Apperzeption, ihre Steigerung von der Empfindungsschwächung zur Empfindungsauslöschung einer gesteigert phantastischen Gestaltung der Apperzeption geradezu zu widersprechen.

Indes nur scheinbar. Halten wir uns zunächst gegenwärtig, daß die phantastische Apperzipierung gerade ganz besonders mit der Zurückdrängung einzelner Vorstellungselemente zu gunsten anderer arbeitet: so könnte vielleicht hieraus schon ein Fingerzeig auf die Richtung gewonnen werden, in der eine Vereinigung der scheinbar entgegengesetzten Phänomene zu suchen wäre. Wir sahen aber davon ab, weil ein anderer Erklärungsfaden uns mehr lockt, uns seiner Führung anzuvertrauen. Jede Sensibilitätsprüfung nämlich ist, wie man weiß, eine Verbindung von Fragestellungen und Aufforderungen, und zwar außergewöhnlich ermüdender Art. Sie ist, das weiß jeder, für den Untersuchten kein Vergnügen, und vom unaufmerksamen Abschweifen bis zur überdrüssigen Vernachlässigung der Fragen und Befehle findet man alle möglichen Unlustreaktionen — man darf wohl sagen: in der Mehrzahl der Fälle! Gegen diese Zumutungen regt sich in der lenksamen Psyche, die auf dem Wege zur Hysterie ist, die Widerstandsverstimmung, und sie bringt Assoziationen an

die Oberfläche und zur phantastischen Apperzeption, die im Sinne einer Verdrängung der wahrzunehmenden taktilen Reize wirksam werden. Ich will mich noch deutlicher fassen, denn ich möchte gerade über diese wichtige und mir hart bestrittene Auffassung kein Mißverständnis aufkommen lassen. Es wird also die Empfindung, die dem taktilen Reiz zugeordnet ist, so wie sie über die Bewußtseinsschwelle tritt, sofort assimilativ in Erinnerungen eingegliedert; sie kommt gar nicht erst einzeln, sondern sofort als Element eines reproduktiven Komplexes in die Apperzeption und wird nun, beim Apperzipieren dieser Vorstellung, ausgelöscht. Ich muß wieder betonen, wie grundsätzlich verschieden diese Deutung von der landläufigen ist, welche die hypästhetischen Anomalien der Ermüdung, der Zerstreutheit, dem Abschweifen des normalen, auf Sensibilität untersuchten Menschen vergleicht. In unserer Deutung wird keineswegs der Reiz vernachlässigt, sondern perzipiert, und gerade nur die phantastische Apperzeption macht es begreiflich, daß er trotzdem ausgelöscht werden kann. Denn nur sie besitzt die dazu hinreichende assimilative Kraft. Es würde sich bei dieser Deutung also um jene mehr mittelbare Art der apperzeptiven Auslöschung handeln, die wir in unserer Analyse kurzhin als Verdrängung festhielten, und die nunmehr als ein Wirken reproduktiver Assimilationen verständlich geworden ist.

Welcher Art die Vorstellungen sind, die so eine Eingliederung der Empfindung besorgen, darüber möchte ich jedes Phantasma vermeiden — gerade im Gegensatz zu der landläufigen Art, die immer eine verbale Autosuggestion zur Hand hat. Freilich stimmt es, daß oft Teile anästhetisch gefunden werden, die irgend ein Trauma erlitten haben. Aber es ist naiv, sich nun den Vorgang in der hysterischen Psyche so vorzustellen, als ob der Hysterische sich sagte: ich habe mich da an den Arm gestoßen, nun fühle ich nichts mehr. Minder naive Denker haben, um einer solchen Interpretation zu entgehen, jenen Gedankengang ins Unbewußte verlegt — was nach unserer Auffassung eben nur heißt: er findet nicht statt. Nein, sicherlich: er findet nicht statt! Auch über die Ameise, deren Anblick uns Parästhesien macht, reflektieren wir nicht: wenn sie wirklich auf mir gesessen hätte, so würde sie mich gebissen haben, und das juckt — ergo . . . Sondern das

Jucken ist, wie ich schon in der Analyse hervorhob, eben die einzige Vorstellung, die eine durchschnittliche Psyche beim Anblick einer Ameise reproduziert, und darum kommt es als einzige Suggestivwirkung in Frage. Den Zoologen juckt es nicht, wenn er Ameisen sieht, oder das Wort aussprechen hört. Mehr können wir auch von der apperzeptiven Empfindungsauslöschung nicht sagen. Daß die phantastisch reproduzierten Vorstellungen, welche die auftauchende Empfindung sich einverleiben und auslöschen lassen, mit dem Trauma, das den untersuchten Teil befallen hat, etwas zu tun haben, ist wahrscheinlich. Oft aber ist das einzige Trauma die Untersuchung selber; und so direkt, wie in der normalen Psyche, brauchen in der hysterisierten die Assoziationen nicht geknüpft zu sein. Kurzum, es ist gänzlich vergebliche Mühe, hier ins einzelne den Möglichkeiten nachspüren zu wollen. Für die Deutung genügt es, sich bewußt zu sein, daß die phantastische Apperzeption, und sie allein, durch die assimilative Einfügung der die Bewußtseinsschwelle überschreitenden Empfindung in eine reproduktive Synthese empfindungtilgende Kraft besitzt. Wir wissen, daß die phantastisch arbeitende Psyche die ganze Welt sich umfälscht, die Elemente der psychischen Synthesen bald intensiv, bald qualitativ verändernd — „verkennend“, sagt das praktische Leben; und gerade nicht diejenigen Eindrücke, die nur flüchtig und in indifferenten Gefühlslagen apperzipiert werden, verfallen solchen phantastischen Vergewaltigungen, sondern vielmehr die, denen die phantastische Apperzeption mit stark gefühlsbetonter Kraft sich zuwendet. Und dieser Prozeß gründet sich nicht bloß auf die Verstärkungen und Verschiebungen, sondern ebensosehr auf die Abschwächungen einzelner Elementarbestandteile des Vorstellens.

Wie weit übrigens die Anästhesie, als ein besonders auffälliger Grad hypästhetischer Anomalie, auf rein physische Alterationen des Nervensystems, der perzeptiven und apperzeptiven Apparate hinweist, und wie weit hieraus sich etwa noch Fingerzeige für eine Möglichkeit unmittelbarer apperzeptiver Empfindungsschwächung — analog der im physiologischen Sehakt stattfindenden — ergeben könnten: das muß man heute, bei unserer völligen Unkenntnis vom materiellen Wesen der Hysterie, dahingestellt sein lassen. Immerhin erscheint es als

sicher, daß so tiefgreifende Wandlungen wie die Hysterisierung, noch dazu auf dem gewiß schon labilen und abnormen Boden der lenksamen Anlage, nicht bloß die bereits früher angenommenen Veränderungen in den Möglichkeiten des Gefühlsausdrucks und ähnlicher körperlicher Erscheinungen setzen werden, sondern daß ihr alterierender Einfluß sich eben so sehr auf die perzeptiven Funktionen erstrecken mag. Das legen uns schon die Beobachtungen leichter Ermüdungszustände nahe, die ja im Verhältnis zur Hysterisierung gewiß eine geringfügige Nervenschädigung darstellen. Daß ein Fortschreiten von leichten hypästhetischen und oft nicht einmal gebildbegrifflich scharf lokalisierten Symptomen zu den geometrischen Anästhesien stattfindet, das dem Fortschreiten der hysterischen Erkrankung im großen ganzen parallel geht, ist ein Eindruck, dessen ich mich rein phänomenologisch nicht erwehren kann, so sehr es an statistischen Aufnahmen hierüber fehlt. Das würde dann auf die Steigerungen der apperzeptiven Phantastik wie auf die Zunahme der physischen Alteration des Nervensystems hinweisen. Wie nun aber die Veränderungen zu denken sein möchten, von denen die Anästhesierung als Effekt erwartet werden könnte: darüber ist heute ehrlich gesagt nichts zu vermuten — und überdies gehört es nicht mehr zu den Problemstellungen einer Psychologie der Hysterie.

Der Beweisführung, daß die zunehmende Ausbildung phantastischer Apperzeption die Grundlage der Suggestibilitätsveränderung — Entfernung von der lenksamen Eigentümlichkeit — sei, fehlt jetzt nur noch ein Stein, und indem wir ihn einzufügen versuchen, schließen wir jene mehrfach erwähnte Lücke zwischen Lenksamkeit und Hysterie, deuten wir die Entstehung der hysterischen Bewegungsstörung, sofern sie nicht in der Linie der Vorstellungsverdrängung zur Ausbildung kommt, wo sie uns, wie erinnerlich, als isolierter Affektausdruck begreiflich wurde.

Wir gedenken der vorbereitenden Darlegungen zu unserer Definition der Suggestion, die hier unerwartet wieder zu Ehren kommen, und knüpfen an sie zugleich das Exempel der sexuellen Heimlichkeit an. Eine Reihe mehr oder minder verwickelter Aktionen, so sagten wir uns, müssen im Leben mechanisiert und dazu vor allem der Apperzeption entzogen werden; das tadellose Funktionieren dieser psychophysischen Assoziationen

aber, so wurde uns weiter deutlich, ist am besten verbürgt in einem halb passiven Aufmerksamkeitszustande, der die Eindrücke mit Ruhe an sich herankommen läßt. Tadellos, d. h.: zweckentsprechend. Eine stärkere Beschlagnahme der Apperzeption schien dann von dieser Garantie des Zweckmäßigen sich zu entfernen: die Zerstreutheitshandlungen realisierten psychophysische Assoziationen — man mißversteht diesen durch Kondensierung gewonnenen Begriff hoffentlich nicht — die teilweis schon sinnlosen Charakter trugen. Das Gleiche aber leistete wiederum das Extrem auf der anderen Seite, die gleichmäßige Bewußtseinspassivität jener besonderen Nuance, die als Bewußtseinsleere abgeschildert ward. So wenig wir nun analytisch aus diesen Bewußtseinszuständen die Kriterien der Suggestion herleiten konnten, die wir dann vielmehr aus den allgemeinsten Prinzipien der seelischen Kausalität gewinnen mußten: so nützlich wird uns hier ihre damalige Betrachtung für unsere genetische Untersuchung. Es liegt nämlich der Gedanke zum Greifen nahe, ob wir es bei den hysterischen Bewegungsstörungen, die wir bisher nur unterm Gesichtswinkel der Ausdrucksphänomene betrachtet haben, nicht auch mit Handlungen zu tun haben könnten.

Ich möchte diese Frage, sofern sie die positiven Bewegungsabnormitäten betrifft, sofort bejahen; und zwar vornehmlich im Hinblick auf die Eigentümlichkeiten des großen hysterischen Anfalls. Es ist bekannt, wie Charcot die Stadien dieses Anfalls in ein bestimmtes Schema brachte, und wie er glaubte, dieses mit dem Schema der Hypnose auf ein Blatt setzen zu dürfen. Der Glaube war irrig, und wie weit die umfassendere Phänomenologie unserer Tage das Schema der grande hystérie selber korrigieren müßte, soll hier nicht diskutiert werden. Aber eines bleibt, es möchten noch so viele Einzelheiten fraglich werden, unantastbar: daß in der Tat der große hysterische Anfall, und daß ebenso viele rudimentäre Anfälle das überraschende Bild einer mehr oder minder komplizierten Aktion bieten, in welcher der Hysterische eine bestimmte Rolle spielt. Die naive Betrachtung, der ein hysterischer Anfall schlechthin als „Theater“ erscheint, sieht hier einfacher und darum tiefer, als das spezialistische Auge, das durch tausend Analogien und Details gestört und verdunkelt wird. Verdunkelt vor allem wohl durch die Exzessivität der Bewegungen, die das hysterische Spiel

charakterisiert — wenigstens nach der Meinung aller Neurologen charakterisiert, deren Äußerungen hierüber mir zugänglich sind, mit der einzigen Ausnahme Ziehens, der mich (zum Glück nur in einer Rezension) um jener Meinung willen als des Durchfalls im Staatsexamen würdig gebrandmarkt hat. Da ich hier zu Lesern spreche, denen die Elementartatsachen der Hysterie vertraut sind, und nicht, wie mein Kritiker in jenem Falle, eine angebliche Autorität vor Laien ausspiele, so brauche ich für die Exzessivität der hysterischen Bewegung keinen Zitatenbeweis zu erbringen. Aber sie soll uns auch in unserer Vermutung über den Handlungscharakter der Anfälle nicht irre machen; denn schon unsere Erörterungen über die physiologische Seite der hysterischen Alteration lieferten uns für diese physische Gewaltsteigerung hinreichende Erklärungsmittel.

Es zeigte uns das Beispiel der erotischen Verheimlichung, wie eine Handlung durch Affektverdrängung mit phantastischen Vorstellungen verknüpft und schließlich zu einer fast mechanischen Gewohnheit werden kann, die beim Auftauchen der Vorstellungen sich realisiert. Der Lenksamkeit wohnt hierzu eine schon ursprüngliche Tendenz inne: eben die affektschwache Realisierung phantastischer Vorstellungen. Nun sahen wir, wie das Vorstellungsreservoir, aus welchem die phantastische Apperzeption der Lenksamen schöpft, ein immer mehr reproduktives wird. Damit aber unterliegt es, auch davon war andeutungsweise die Rede, Eigenstimmungen der lenksamen, sich hysterisierenden Psyche und wird von ihnen in seinen Inhalten mitbestimmt. Eine Verstimmung, sagten wir, wecke und fasse zusammen, was an verstimmungzeugenden Erlebnissen in unserer Vergangenheit nur aufzutreiben sei; die Verstimmung der Lenksamkeit aber ist Widerstandsverstimmung und die von ihr dirigierten Phantasmen werden darum Widerstands- und Abwehrcharakter zeigen. Dieser Widerstandscharakter kann sich auf die momentane Zumutung beziehen, deren Realisierung nun also nicht, wie im normalen Leben, begrifflich verweigert — („Nein“), sondern entsprechend dem Wesen der phantastischen Anlage mit einer oppositionellen Aktion beantwortet wird. Dann haben wir das den Hysterischen wie den Katatonischen in gleicher Weise eigene Symptom des Negativismus. Oder aber die inhaltliche Beziehung zwischen der Zumutung und der

Widerstandsvorstellung fehlt: die Widerstandsstimmung löst dann phantastische Vorstellungen irgendwelcher Abwehrbedeutung aus — eine harmlose Frage oder Aufforderung ruft einen hysterischen Anfall hervor. Dabei wäre dann noch mehrerlei zu beachten. Einmal: daß die Beziehung natürlich alle Nuancen der Undeutlichkeit aufweisen kann, bis zum völligen Entschwinden jedes für den Fremden denkbaren und wohl auch jedes dem Hysterischen selber gegenwärtigen Zusammenhangs. Ich gedenke hier einer Patientin, bei der die während der Untersuchung ergangene Aufforderung, die Augen zu schließen und die Füße eng aneinander zu stellen (Prüfung des Romberg-Phänomens), einen Anfall auslöste, der den deutlichen Charakter einer körperlichen Abwehr sexueller Besitznahme trug: hier ist ja eine leise Assoziation noch erkennbar, wenn ich auch nicht behaupten möchte, daß die Vermutung des Beobachters immer das Richtige trifft. Ferner: daß wir hier eine neue Komponente für die Exzessivität der Anfallsbewegungen auffinden. Denn es kann natürlich, bei der unberechenbaren „dissoziativen“ Latenz der Widerstandsverstimmung, diese in großer Heftigkeit bei einer geringfügigen Zumutung hervorbrechen: sie wird dann auch besonders krasse phantastische Angriffs- und Abwehrvorstellungen mit ins Bewußtsein reißen, und eine maximale Abwehraktion realisieren helfen. Endlich, was dieses beides in gewissem Sinne zusammenfaßt: alles, was wir an abnormen Bewegungen bei den Hysterischen finden, hat einen Sinn, ist Handlung: einen offenen Sinn, dann ist es Negativismus; oder einen dem Beobachter wie dem Kranken selber verborgenen Sinn, für den sich nun freilich der Kranke ein Sinnphantasma gestaltet. Das besorgt natürlich auch wieder nicht seine aktive Erfindungsgabe, sondern es kommt über ihn — aber wiederum nicht aus dem Unbewußten, das wir also auch für diese Zwecke nicht brauchen, sondern aus Vorgängen, die nur der aktiven Apperzeption entzogen sind, wie die Widerstandsverstimmung. Freilich ist die nicht bewußt, ehe sie auftritt; aber da verläuft keinerlei kausales Geschehen im Unbewußten: denn der Affekt, den die Widerstandsverstimmung ersetzt, ist nicht ihre Ursache, sondern nur ein früheres Moment in ihrer Ursachenreihe, und ihre letzte unmittelbare Ursache ist die Zumutung, die sie weckt. Das alles muß ich gegen Freud betonen; nachher ist es mir eine um so erfreulichere Sache,

daran zu erinnern, wie stark sich auch meine eben versuchte Deutung der hysterischen Bewegungsabnormität bis zum großen Anfall hinauf mit der des Wiener Autors berührt. Man lese nur nach, wie er die Spielereien, die Unarten, die Verlegenheitsbewegungen der Hysterischen interpretiert: und man wird erstaunt sein, zu wie ähnlichen Ergebnissen zwei im Ausgangspunkt so verschiedene Deutungsversuche gelangen — denn ich greife ja doch eben über die Verdrängung noch weiter zurück zur lenksamen Anlage, aus der ich die Affektverdrängung wenigstens erst wieder herleite, und niemand wird mich, hoffe ich, einer gewaltsamen Umbiegung meiner Gedankengänge in diejenigen Freuds verdächtig finden. Sollte nun ein solcher Consensus interpretatorum nicht ein Gran günstiger Prognosis dafür in sich bergen, daß diese Deutungen — unbeschadet aller späteren Detailkorrekturen, die eine besser unterrichtete Zeit ausführen wird — grundsätzlich auf einem richtigen Wege sind? Ich bin eitel genug, es zu glauben.

Aber wie steht es denn um die negative Bewegungsstörung? Die hysterische Lähmung meine ich natürlich. Kann sie nun auch in diesem selben Gedankengange erledigt werden?

Unsere Analyse ließ zwei Anknüpfungen für die hysterische Bewegungsaufhebung offen: einmal zur Amnesie, wenngleich schon dort mit einem starken Fragezeichen, und dann zur perte de la conscience musculaire, oder wie wir es erweitert nennen können, zu den Alterationen der Muskel-, Gelenk- und Innervationsempfindungen. In der Linie der phantastischen Apperzeption scheint nun freilich diese zweite Möglichkeit nicht recht zu liegen; gerade darum aber fordert sie ihre Besprechung, die sich allerdings vor erhebliche Schwierigkeiten phänomenologischer Herkunft gestellt sieht. Denn das klassische Feld für die Verknüpfung hysterischer Sensibilitäts- und Motilitätsanomalien ist die Kontraktur. Welches Bild unsäglichster Verwirrung steigt aber bei diesem Worte vor dem Auge dessen auf, der gleichzeitig die Kontrakturenliteratur von Briquets wahrhaft klassischer Beschreibung über das bedeutende Werk Richers hinweg bis zu den Darlegungen der Monographie Binswangers Revue passieren läßt! Keinem andern Phänomen der Hysterie gegenüber sind die Anteile des Psychogenen und des Physiogenen so absolut unentschieden, werden sie von den

verschiedenen Autoren so gänzlich verschieden ermessen, wie hier. Typisch darin für den Stand des ganzen Hysterieproblems, unterliegt die Kontraktur zwar kaum noch wesentlichen Meinungsverschiedenheiten über ihr Bild; deskriptiv kann sie als festgelegt gelten. Doch die stärksten Divergenzen beginnen beim ersten Schritt ins Kausale hinein: bei der rohen Statistik über die scheinbaren Anlässe der Kontrakturenbildung. Daß angesichts einer derartigen Lage eine Deutung sehr schwer oder auch sehr billig ist, bedarf keiner Erörterung. Und nur dieses möchte ich andeuten: mit der verbalen Autosuggestion kommt man auch hier nicht vorwärts. Die traumatogene Kontraktur ist nach den deutschen Statistiken geradezu selten, und das Trauma würde ja doch den Hauptausgangspunkt für die autoverbale Schädigung abgeben. Die arthrogenen Kontrakturen dürften wohl einen großen Teil der Kontrakturbilder überhaupt absorbieren — aber wie nun die sensiblen Anomalien in den Gelenken zu denken seien, dafür fehlt jeder genaue Anhalt. Mit aller hier gebotenen Reserve möchte ich diesem Gedanken Raum geben: vielleicht haben die Gelenkempfindungsstörungen oftmals eine verlängernde Bedeutung, vielleicht geben sie der (auf andere Weise, wir werden sogleich sehen wie) entstandenen Kontraktur ihre Hartnäckigkeit, oder ermöglichen sie überhaupt von Anfang an die anderswie verursachte Kontraktur. Hier berührt sich nämlich die Kontrakturbildung mit den kataleptischen Phänomenen schlechthin. Das nicht-hysterische Leben kennt nur die Schmerzkontraktur, so weit wir von rein physischen Alterationen absehen; und sie bedeutet, psychologisch betrachtet, den Sieg des Schmerzes über die Ermüdung. Das ist nun ein wichtiger Fingerzeig: eine Auslöschung der Ermüdungsempfindungen müssen wir auch für die hysterischen Kontrakturen annehmen. Ich zweifle nicht, daß sie den apperzeptiven Auslöschungscharakter trägt; und wir können sie als Kontrakturbedingung ansprechen. Kontrakturursache sind aber dann phantastisch apperzeptive Vorstellungen.

Wie überhaupt Ursache der negativen hysterischen Bewegungsanomalie, der Bewegungseinschränkung oder Bewegungsschwäche, die ja beide in den Phänomenen der Kontraktur und der Lähmung nur ihren Superlativ finden. Auch die Lähmung ist das Ergebnis eines phantastischen Spiels, ist — wenn ich es

einmal in ein Schlagwort fassen darf, attitude passionelle. Wie steht es dann aber mit der amnestogenen Lehre Janets? Wir haben schon seinerzeit unser Fragezeichen hinter diese Auffassung gesetzt, weil wir ein Vergessen von Bewegungsvorstellungen im normalen Leben als Ursache einer Bewegungsstörung nicht vorfanden. Drängt uns jetzt unsere positive Darstellung der hysterischen Psyche in diese Richtung? Keineswegs. Denn jenes Vergessen müßte ja so eigen geartet sein, daß es überhaupt nur für diese eine Phänomenengruppe denkbar wäre — und dann ist es natürlich keine Erklärung, keine — mit Janets eigenen Worten zu reden — Zurückführung eines Problems auf ein allgemeineres, sondern eine Zudeckung eines Problems mit einem den Probleminhalt einfach kopierenden Wort: einem Wort, das sonst etwas Allgemeineres bedeutet, diesmal aber etwas Besonderes, nämlich dasselbe, was erklärt werden soll. Da müßte eine Erinnerung so verschwunden sein, daß nicht einmal ihre sprachliche Erwähnung sie wieder lebendig machte; sie müßte, heißt das schon, gesperrt, der Weg zu ihr verlegt sein: es ist, man sieht es deutlich, ganz wie bei den Anästhesien — dort konstruierte Janet sich eine Empfindung, die von vornherein die ausgelöschte Empfindung der Hysterischen war, und hier konstruiert er ein Vergessen, das gerade nur auf die hysterische Lähmung anwendbar ist. Nein! Die hysterische Lähmung ist Widerstandspantomime, so gut wie der hysterische Krampf.

Damit vereint es sich nun aber sehr wohl, wenn wir früher, in unserer Analyse, zu dem Schlusse kamen, daß die Begrifflichkeit dieser Lähmung nur eine von außen angeschaute, nicht ursächlich vom Gelähmten aus gemeinte sei. Wir wollten damit etwa das sagen: die phantastische Apperzeption besitzt nicht die Begriffe „Glied“ und „Schädigung“; sondern sie lebt in einem Zustande, in dem meinetwegen das hilflose Versagen einer Bewegung in einer Abwehraktion sich ihr aufdrängt. Genau so verhält es sich bei einem Analogon der hysterischen Lähmung, das wir im affektiven Erleben psychopathischer und auf die Hysterie hin eingestellter, aber nicht gerade deutlich hysterischer Personen finden: diese Menschen haben bei Aufregungen das Gefühl des „Absterbens“ eines Gliedes oder mehrerer zugleich, und zwar wachsend mit dem seelischen Zu-

stande der Hilflosigkeit, des Überwältigtwerdens, des Sich-Fügen-Müssens. Dieses Absterben ist nun nicht etwa der Anästhesie, sondern durchaus der Parese analog; man kann sagen, es unterscheide sich von ihr lediglich durch die motivierte Verkettung seines Auftretens, es hat in diesem Betracht mehr neurasthenoïden Charakter.

Und eines zweiten Exempels möchte ich auch noch gedenken: der Art, wie Bewegungseinschränkungen in der Hypnose suggeriert werden. Doch stets so, daß man von bestimmten Empfindungen redet, Empfindungen, die jenem Absterben fast entlehnt scheinen, indem man vor allem auf die Muskelempfindungen zu wirken trachtet. Wo bleibt denn da irgend etwas, das an das Vergessen von Bewegungsvorstellungen erinnerte?

Genug! Daß die motivistische Einleitung der Bewegungshemmung beim Hysterischen ausfällt, nimmt uns, erinnern wir uns der Verdrängungsfolgen, nicht Wunder. Wohl aber wird uns begreiflich, daß Lähmungen so häufig als Überreste eines hysterischen Anfalls uns entgegentreten, und da sie diese Eigenschaft gelegentlich mit den spastischen Phänomenen teilen, so möchte ich hier nicht unterlassen, meine Meinung über den Zusammenhang beider auszusprechen. Gewiß ist phänomenologisch die schlaffe Lähmung von der Kontraktur ganz verschieden; aber was besagt das für ihre Genese? Schon im normalen Ausdrucksleben haben wir bald die schlaffe, bald die spastische Innervationsänderung bei nur graduell verschiedenen Erregungssituationen. Es beweist auch wider die grundsätzliche Verwandtschaft zweier Zustände nichts, daß sich der eine nie oder selten aus dem andern entwickelt. Ich stelle mich allen diesen Trennungen der Lähmung von der Kontraktur gegenüber, denen ich ihre deskriptive Berechtigung keineswegs bestreite, auf den Standpunkt einer gemeinsamen, im Prinzip gleichen Genese; und was beide Formen der Bewegungsanomalie unterscheidet, ist lediglich das Verhalten der Gelenk-, Muskel- und Innervationsempfindungen. Deren Abnormisierung bringt erst die — schlaffe oder spastische — Farbe ins Bild. Wir mögen sie uns bei der Lähmung als perte de la conscience musculaire, bei der spastischen Bewegungsstörung als anders geartete Anomalie denken: weiteren Spekulationen aber gehe ich mit gutem Gewissen aus dem Wege. Ob nun die Neigung zu hypästhetischen oder hyperästhetischen Zuständen

schon eine vor aller Hysterisierung individuell verschiedene war; ob sie während der Hysterisierung physiogen sich herausbildete; oder ob sie gar erst jeweils das Ergebnis der psychischen Einzelsituation ist — darüber kann keine Untersuchung des psychologischen Charakters der Hysterie sich heute eine Entscheidung zutrauen.

Blicken wir jetzt, ein wenig Atem schöpfend, auf unser Ergebnis zurück, so mag es uns scheinen, als sei zwar die Lücke in der Hysterisierung der Lenksamkeit ausgefüllt, damit aber eine neue in der Hysterisierung der Verdrängung geöffnet. Denn für diese führten wir ja die physischen Phänomene lediglich auf den konversiv isolierten Affektausdruck zurück; und es ist klar, daß darin sich die hysterische Bewegungsstörung, namentlich sofern sie den Anfall umspannt, nicht erschöpfen kann. Wieweit dieses theoretische Minus sich noch ausgleicht, wieweit es etwa auf eine klinische Verschiedenheit der aus Verdrängung und der aus Lenksamkeit entstandenen Hysterie hinweist, das soll sogleich und auch im letzten Kapitel unseres Buches gestreift werden. Hier fesselt uns eine andere Wendung. Wir haben die Innenkehrung der phantastischen Apperzeption bisher mehr nach der Richtung ihrer Einzelaffekte verfolgt; wir haben Symptome der Hysterie aus ihr zu verstehen gesucht. Aber was ist denn der Charakter dieser Symptome? Doch wohl der, daß sie nur gelegentlich aufschießen; daß sie aber dann gewissermaßen eine imaginäre Welt anzeigen, die in der hysterischen Psyche ihr Plätzchen gefunden hat und sie für eine Zeit von aller Realität abwendig zu machen vermag. Und mit dieser Einsicht nähern wir uns dem schwersten Problem, das die Theorie der Hysterie bis heute allen Untersuchern gestellt hat; der schwersten Alteration auch, die im Bereiche psychischer Abnormität anscheinend gedacht werden kann: der Bewußtseinsspaltung.

3. Die Spaltung der hysterisierten Psyche.

Die Schwierigkeit des Problems der Bewußtseinsspaltung ist nicht erledigt, wenn man mit Moebius und Breuer dieses Fragezeichen an den Anfang der Lehre von der Hysterie stellt, die Desaggregation als das Primäre, das die hysterischen Phänomene begreiflich machende Phänomen anschaut. Man wird

nämlich in diesem Falle nicht umhin können, sich nun über die Bewußtseinsspaltung doch noch des Näheren zu äußern. Und entweder erklärt man sie dann als eine nicht weiter interpretierbare Anlage, die dem Nervensystem eingeboren sei: dann wird das ganze Rätsel der Hysterie letzterdings physiologisch; das ist wohl der Weg, den Moebius geht. Oder man leitet die Bewußtseinsspaltung nun erst auch aus anderen Anlagen her: etwa aus der neurasthenischen, wie es Janet getan hat (denn seine Synthesenschwäche ist, wie Moebius mit Recht andeutet, etwas eminent Neurasthenisches); oder endlich man setzt gewisse, nicht gerade krankhafte, aber auch nicht ganz normale seelische Vorgänge, etwa das Wachträumen, als Ursache der Abspaltung; dann bleibt, wie eben bei Breuer, die ganze Situation unsicher — man weiß am Ende nicht recht, ob die Wachträumer den Keim zur Hysterie unvermeidlich in sich haben, oder ob der Anstoß mehr von außen kommt. Ich betone, daß Breuer diese Ungewißheit selber gesehen hat und daß er sie mit dem Satze entschuldigte, er habe überhaupt keine ätiologische Erklärung, sondern nur einen Schlüssel fürs Verständnis des Mechanismus der Hysterie gesucht.

Unser Weg ist das nicht, keiner von den dreien. Wir belassen die Bewustseinsspaltung dort, wo sie uns als unbestreitbares Phänomen, als empirisch gegebenes Faktum entgegentritt, und verzichten darauf, anderen Prozessen, die bei der Betrachtung zunächst keineswegs einen desaggregativen Charakter tragen, diesen Charakter anzubeweisen. Faktum aber ist die Spaltung der Psyche nur am Ende der Hysterie; es sind lediglich die schwersten Fälle von hysterischer Erkrankung, in denen das Individuum in zwei Welten lebt, die miteinander nicht mehr oder nur dämmerig verbunden erscheinen, während die Erlebnisse jeder einzelnen unter sich der Faden der Erinnerung verknüpft hält. Nur diese Achtung vor der Realität belohnt sich reichlich; denn mühelos führt nun unser bisher gesponnener Gedankengang auch zur psychologischen Deutung dieses Faktums uns hin.

Die Bewußtseinsspaltung ist durchaus nicht etwas so Fremdartiges und Außerordentliches, daß sie nicht im normalen oder im nicht-hysterisch abnormen Leben ihre Analoga hätte. Das alltäglichste davon ist der Traum. In ihm sehen wir sogleich

schon ein Kriterium der hysterischen Desaggregation erfüllt: die zunehmende Loslösung vom wachen Leben in dem Maße, wie die Gestaltung des Traumes selber sich der Eigenart des wachen Lebens nähert. Für die somnambulen Träume, in denen der Träumer komplizierte Handlungen verrichtet, besteht völlige oder doch nahezu völlige Amnesie; die Träume des leichten Morgenschlummers, des Mittagsschläfchens werden mit der größten Lebhaftigkeit erinnert. Wenigstens unmittelbar nach dem Erwachen; im ganzen bleibt die mnestische Verbindung des Wachlebens mit dem Traumleben eine sehr matte, indem die Traumerinnerung, von seltenen Fällen abgesehen, nach wenigen Stunden zu erlöschen oder doch bis zur Unkenntlichkeit zu verblassen pflegt. Wie lange sie freilich in dieser als „Erinnerung" nicht mehr recht identifizierbaren Art fortlebt, ermangelt noch der Untersuchung und setzt dieser allerdings auch die denkbar größten Schwierigkeiten entgegen; aber es kann kaum zweifelhaft sein, daß sie assimilative Wirkungen ausübt und daß namentlich manche der häufigen Erinnerungstäuschungen und auch manche unmotivierte Verstimmung des Wachens auf Reste von nicht mehr identifizierten Traumfragmenten zurückgeführt werden muß. Was nun freilich noch ganz der Aufhellung bedarf und auch von dem bedeutendsten modernen Traumforscher, von Freud, kaum berührt wurde, das ist der mnestische Zusammenhang der Träume untereinander. Ich habe das Gefühl, als sei dem Wiener Gelehrten hier durch seine Verlegung der Traumarbeit ins Unbewußte der Blick für ein kardinales Problem der Traumdeutung getrübt worden.

Diese Lücke füllen Erfahrungen über die Hypnose aus. Es ist bekannt, daß es, wenigstens meistens und innerhalb gewisser Grenzen, dem Hypnotiseur gelingt, die Hypnose amnestisch oder hypomnestisch vom Wachleben abzugrenzen und wiederum die einzelnen Hypnosen untereinander mnestisch zu verknüpfen.

Aber diesen krasseren Möglichkeiten der Seelenspaltung reihen sich nun zahllose mehr verschwindende an, die dennoch im Alltagsleben keine geringe Rolle spielen. Man kann es so formulieren: jede Änderung unserer nervösen Disposition ruft ein System von Erinnerungen wach, das nach dem Rückgang jener Änderung wieder entschwindet und in der Regel durch die einfachen assoziativen Mittel nicht wieder lebendig gemacht

werden kann. Das fällt nun bei verschiedenen Menschen je nach ihrer Individualanlage verschieden aus, aber vermißt wird es nirgends. In erster Reihe stehen die Vergiftungen. Die Traumphantasmen der Opiumraucher sind bekannt; der Alkohol entbindet schlummerndes psychiches Erleben in ganz ähnlicher Weise. Ich setze die Beobachtung an einem Greise hierher, der für die letzten zwanzig Jahre seines Lebens völlig, für die Mannes- und Jünglingszeit fast völlig amnestisch geworden war und nur wenige Kindheitserinnerungen besaß. Dieser eigentlich nur noch vegetierende Mann wurde von Erinnerungen aus allen Lebensperioden förmlich überfallen, wenn er einmal eine stärkere Alkoholdosis zu sich nahm. Daß gar nicht wenige schöpferische Geister des Alkohols zu bedürfen behaupteten, um sich den zum Schaffen nötigen Assoziationenzustrom zu sichern, ist bekannt. Bei anderen leistet Koffeïn oder Nikotin das Gleiche.

Hierher gehören nun aber auch die nicht gerade durch Gifte, sondern irgendwie erzeugten Dispositionen, die von vielen Menschen als Vorbedingung zu gedeihlicher geistiger Arbeit empfunden werden. Man würde fehlgehen, wollte man dabei immer nur ausgesprochene Stimmungseffekte annehmen. Der unproduktive Philister stellt sich die schöpferische Stimmung als eine Art Begeisterung mit rollenden Augen und fliegender Feder vor; wer geistige Arbeit leistet, weiß, wie wenig Wahres an diesem Phantasma ist. Wie oft entbinden gerade Depressionen, unlustvolle Erregungszustände, Verbitterungen den notwendigen Assoziationenfluß, der sich bei aller Mühe im besten Behagen nicht einstellen wollte! Wie oft mangelt der arbeitfrohen Stimmung dieses unentbehrliche Erinnerungsmaterial! Wie oft werden Seiten nachträglich als arm und mißlungen empfunden, die mit der wärmsten Freude am Gelingen niedergeschrieben wurden! Genug. Diese systematische Gruppierung und Verkettung der psychischen Erlebnisse ist ja schon von Oskar Vogt ausführlich abgehandelt und für seine Einteilungen benutzt worden; und ohne uns diesem Forscher im einzelnen anzuschließen, können wir doch feststellen, daß die Psyche gewissermaßen geologisch geschichtet ist, mit nur loser Verbindung der einzelnen Lager gegeneinander.

Diese Anlage zur Bewußtseinsgliederung ist also normalerweise vorhanden; sie ist im genetischen Aufbau

unseres seelischen Ganzen begründet, und wir verzeichnen sie als Faktum, ohne ihr weiter nachzugehen. Für uns handelt es sich vielmehr um das Problem, wie nun die Bewußtseinsgliederung zur Bewußtseinsspaltung wird. Das heißt: wodurch einzelne psychische Systeme so sehr vom übrigen Bewußtsein abgeschieden werden können, daß ihr Bewußtwerden erhebliche Alterationen des — über die normale Bewußtseinsgliederung hinweg sich intakt erhaltenden — Selbstbewußtseins verursacht (oder, wir lassen den Unterschied offen, voraussetzt).

Diese Wirkung üben in erster Linie wieder gewisse psychische Veränderungen des Organismus. Also: der Schlaf; höhere Grade der Vergiftung, etwa des Rausches; das Fieber; die Erschöpfung. Aber nicht minder vermögen psychische Erlebnisse nach dieser Richtung hin sich auszuwachsen. Die Einbeziehung der Hypnose möchte ich dabei freilich vermeiden. Denn der Punkt, wieviele und welche Menschen in den jene Alterationen mit sich führenden somnambulen Zustand der Hypnose versetzt werden können, ist strittig; den von Forel mit Begeisterung beschriebenen Erfolgen Oskar Vogts, der die Erreichung der Somnambulhypnose als für alle Menschen möglich bezeichnet hat, stehen nicht weniger erfahrene Stimmen gegenüber, für welche der Somnambulismus eine absolut pathologische und der einfachen Hypnose gar nicht zu vergleichende Form der Bewußtseinsveränderung darstellt. Dagegen fällt intensiven Stimmungen, überhaupt Gefühlserlebnissen, eine bedeutende Rolle in der Steigerung der Bewußtseinsgliederung zur Bewußtseinsspaltung zu. Wir gedenken hier in erster Linie des früher abgeschilderten Seelenzustandes der Bewußtseinsleere und seiner Verwandten. Zwar kann von einer Perversion des Selbstbewußtseins dabei noch nicht geredet werden; wohl aber doch schon von einer recht außergewöhnlichen Indifferenz, wie sie eben das Sich-Verlieren der geistigen Persönlichkeit an gefühlsmäßig gering betonte Erlebnisse mit sich führt. Grundsätzlich in dieser Linie bewegt sich ja auch das Wachträumen; und suchen wir überhaupt nach einem entscheidenden Moment, das von allem in normalen Breiten dargestellt Vorkommenden zur pathologischen Perversion des Selbstbewußtseins hinführt, so finden wir es einzig in der phantastischen Apperzeption.

Deren Ausbildung liegt nun aber keineswegs bloß in der Entwicklungsrichtung der lenksamen Anlage, wenngleich wir sie für diese besonders eingehend abgeschildert haben. Phantastisches Apperzipieren wird vielmehr überall vorherrschend, wo unmotivierte Verstimmungen von der Psyche Besitz ergreifen. Denn dort werden nun die assoziativen Systeme des Überlegten und Gewollten von ganz unkontrollierbaren und unberechenbaren Assoziationenströmen gekreuzt, denen jene weichen müssen. Jede grundlose seelische Alteration erscheint uns ja selber drückender, in stärkerem Maße uns beherrschend, wir kommen uns ihr viel mehr wehrlos preisgegeben vor, als es bei motivierten Stimmungsänderungen der Fall ist. Jeder kennt aus gelegentlicher Erfahrung den, ich möchte sagen unheimlich heimlichen Reiz, den das Hineinspinnen in solche Stimmungen ausübt; und wer wollte zweifeln, daß dieser Reiz desto stärker ist, je stärker einst das Opfer des Verzichts auf ein Erlebnis war? Denn darin liegt doch das Wesen der Verdrängung: daß ein Erlebnis beiseite geschoben, zugedeckt werden muß, das im Begriffe stand, von uns Besitz zu nehmen. Die Scham z. B., deren Vorstellungskreise wir ehedem gerade als Exempel für unsere Erörterungen über die Verdrängung wählten, ist kein rein abweisender Affekt, wie Abscheu oder Verachtung; sonst könnte sie nicht fast überall, wo sie hervorbricht, die Psyche in Kämpfe und Zweifel und Zwiespältigkeiten reißen. Sie führt Vorstellungen, die dem Ekel, andererseits die dem Begehren, der Sehnsucht verknüpft sind, mit herauf; man kann geradezu sagen, daß sie den sie selber weckenden Eindruck durch solche Vorstellungen korrigiere, dämpfe, ausgleiche: so entstellt sie nicht selten den fesselnden Eindruck durch Vorstellungen des Abscheus, den abscheulichen, verletzenden mildert sie durch Vorstellungen begehrlicher Färbung: daher aber auch gerade ihre Konflikte, daher ihre Beziehungen zur Verdrängung. Und wenn unmotivierte Schamerregungen Verdrängungsfolgen sind: wieviel schlummernde Vorstellungen werden sie wecken! Und welch starke Fesselung für die Apperzeption werden diese nun abgeben! denn je dissoziativer ein Erlebnis in uns aufsteigt, desto weniger wird es begrifflich abgemildert, desto stärker lenkt es die Aufmerksamkeit auf sich, auf seinen einzelnen Inhalt. Und gar, wenn nun dieser Inhalt eine Gefühlsfärbung trägt, die das für gewisse

Lebensphasen so charakteristische Oszillieren zwischen Reiz und Abstoßung an sich hat. Das gilt aber, ich muß es auch hier noch einmal betonen, durchaus nicht bloß für die erotogenen Verdrängungsfolgen, sondern dieser Reiz des Verbotenen existiert von der Kindheit bis tief ins Jünglingsalter hinein für zahlreiche andere Konflikte ebensogut.

Und in der Beweisführung, auf die es uns hier ankommt, unterstützt uns noch das Ergebnis früherer, analytischer Untersuchungen. Denn nicht eine besondere perzeptive noch assoziative Anlage ergab sich als die Basis der phantastischen Apperzeption; sondern wir fanden diese durchaus im Apperzipieren selber, im Wollen also, verankert. Nun soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß nicht eine Anzahl von Menschen von vornherein oder jederzeit stärker zum phantastischen Apperzipieren geneigt sind, als andere; wir lernten ja gerade in den Lenksamen solche Leute kennen. Wohl aber läßt es uns die Möglichkeit offen, eine phantastische Wendung auch durch spätere Erlebnisse noch für möglich halten zu können. Die Intensität der Perzeption oder die Assoziationsgeschwindigkeit kann kein Eingriff ändern, in geringem Maße allenfalls Übung; das Gefühlsleben ist ungleich labiler — und das Goethewort, das ein Talent sich in der Stille (d. h. eben aus der ursprünglichen Anlage heraus), einen Charakter im Strom der Welt (d. h. eben im Wechsel des Erlebens) sich bilden läßt, ging aus einer intuitiven Einsicht in den eben geschilderten Unterschied hervor. Und so krönt phantastisches Apperzipieren, ja gerade introverses phantastisches Apperzipieren, d. h. phantastisches Apperzipieren vorwiegend reproduktiver Erlebnisse, wie es uns in der Linie der lenksamen Anlage beschlossen schien, nicht minder die Linie der Verdrängung, sobald sie den Punkt der grundlos die Psyche überfallenden oder beschleichenden Verstimmungen erreicht hat.

Damit ist aber auch die „andere Welt", in der jemand zeitweilig lebt, schon geschaffen. Und es bedarf nun nur noch eines sekundären Vorgangs, um sie vollends von der realen Welt zu sondern: des aktiven Hineinlebens in sie, an Stelle des anfangs nur apperzeptiven.

Diese Wendung wird von vielen Hysterischen freilich nie erreicht. Ihre Hysterie erschöpft sich in den Symptomen, die

vor dieser Schwelle sich abspielen: im hysterischen Charakter, in grundlosen Verstimmungen, Stimmungswechseln, unmotivierten Ausdrucksphänomenen, Phobien und was wir alles dieser Art abgeschildert haben. In dem Augenblicke aber, wo die Illusionen der phantastischen Welt eine solche Stärke annehmen, daß sie zur aktiven Realisierung oder Abwehr nötigen, ist der endgültige Schritt zur Bewußtseinsspaltung getan. Denn von diesem Zeitpunkte an kann es auch zu allen nur denkbaren Alterationen des Selbstbewußtseins kommen. Vorbereitet sind diese schon hinreichend im apperzeptiven Phantasieren; der Dilettantismus so vieler Hysterischen, der sich nur immer für kurze Zeiten neuartige Liebhabereien sucht, ist zweifellos ein Ausdruck der Neigung, bald diese, bald jene, dem realen Ich und seinen Gaben gar nicht entsprechende Figur anzunehmen. Man weiß nun, daß die Betätigung einer Rolle die Illusion einer Realität dieser Rolle außerordentlich steigert, daß sie den Rollenspieler für eine Zeit ganz „in seiner Rolle aufgehen" lassen kann. Diese Verwischung des Selbstbewußtseins ist das Kennzeichen alles Spiels überhaupt; wir finden es beim Puppenspiel der Mädchen, beim Soldaten- oder Räuberspiel der Knaben, in zahlreichen der am stärksten Spielcharakter bewahrenden Ballsportveranstaltungen der Erwachsenen. In diesem Sinne aber ist auch der hysterische Anfall in allen seinen Abstufungen und Varianten Spiel: ein Genuß von Vorstellungen und ein Realisieren von Handlungen, die in der Wirklichkeit noch nicht oder nicht mehr oder irgendwie nicht zu realisieren sind. Nur daß die viel größere Rolle der passiven Apperzeption und die abnormen Verknüpfungen, welche die Hysterisierung geschaffen hat, nun zur Überraschung und Überwältigung des Ich durch Vorstellungskreise unerwarteter Gestaltung führen und damit dem hysterischen Anfall mehr Traumcharakter verleihen.

Spiel und Traum stellen im normalen Leben die beiden Endpunkte der Bewußtseinsspaltung dar: jenes die leiseste Andeutung, dieser den höchsten Grad. Und vom Traumspiel, wie wir den Somnambulismus einmal nennen wollen, war ja schon eingangs die Rede. Die Frage nun, wieweit somnambule Neigungen überhaupt hysterisch sind — eine Frage, die Binswanger in seiner Monographie wieder so gut wie bejaht hat, möchte ich dahingestellt sein lassen. Was ich aber

ganz entschieden bestreite, das ist die Verwandtschaft der hysterischen Traumspiele mit den Dämmerhandlungen der Epileptischen, der Alkoholiker und anderer. Denn diese sind letzterdings physisches Problem. Der Traum formiert den Übergang zum Psychischen: bei ihm muß der Zustand, der erst die Bewußtseinsspaltung ermöglicht, als physisch bedingt angesehen werden — eben der Schlaf —, während nun die besondere Gestaltung der Träume nach Freuds Theorie als eine Folge sehr verwickelter seelischer Vorgänge aufgefaßt werden kann. Das hysterische Traumspiel endlich haben wir hier versucht, rein psychologisch herzuleiten. Wie weit physische Alterationen, die im Laufe der Hysterisierung sich entwickelt oder aus ursprünglichen Anlagen sich entfaltet haben, jener Genese noch zu Hilfe kommen — ja, wieweit sie sie überhaupt erst ermöglichen: das kann hier nicht entschieden werden. Was ich als Frucht dieses Versuches verzeichne, ist das frohe Gefühl, der Retirade auf solche Alterationen entraten zu können. Werden sie eines Tages nachgewiesen und erleichtern sie uns dann das Verständnis des hysterischen Gesamtbildes: desto besser. Aber gut scheint es mir schon, auf diesen vielleicht recht fernen Tag nicht warten, seine Einsichten nicht in hypothetischen Phantasmen vorweg nehmen zu müssen.

Eines jedenfalls hat unser Versuch gänzlich vermieden: die Rätselhaftigkeit einer simultanen Bewußtseinsspaltung, die durch nichts zu erhellende Annahme, als vermöge der Hysterisierte gleichzeitig in zwei Welten zu leben oder als lebten zwei Welten in ihm, deren eine ihn immer der andern entrücke. Phänomene solcher Art, denen die französischen Forscher besonders nachgespürt haben, deuteten wir schon in unserer Analyse der Zerstreutheitshandlungen an; und sie sind lediglich der aktiven Apperzeption entrücktes psychophysisches Assoziieren. In dieser Gestalt ist die Bewußtseinsspaltung ein alltägliches Phänomen; und für mich macht es sie nicht rätselhafter, wenn einer — wie in dem Experiment Binets — während seine Aufmerksamkeit gefesselt ist, gleichzeitig mit der rechten Hand auf ein Papier Blödsinn schreibt. Die Erscheinungen weiter, aus denen Möbius auf primäre Desaggregation bei den Hysterischen schließen wollte, haben wir dieser Sphäre von Deutungsmöglichkeit ohne besondere

Mühe entziehen können. Nicht einmal ins Unbewußte brauchten wir unsere Zuflucht zu nehmen; wir ließen der Bewußtseinsspaltung ihren natürlichen, d. h. sukzessiven Charakter, und wenn wir unter Berufung auf Binswangers neueste Feststellung verzeichnen, daß nicht einmal die Mehrzahl solcher Bewußtseinszwiespältigkeit durch amnestische Trennung und amphimnestische Verkettung charakterisiert wird, so haben die hypomnestischen Fakta, die die Trennung ersetzen, und die amphimnestischen Äquivalente gar nichts Problematisches mehr; denn sie sind in den gleichen Verbindungen und Sonderungen der normalen Bewußtseinsgliederung völlig analogisiert.

Romanisches Pathos hatte diese Dinge in einen Schleier höchster Geheimnishaftigkeit gehüllt. Man wird sich, wenn nun kleine nationale Eitelkeiten in der Wissenschaft einmal unvermeidlich sind, freuen dürfen, daß die deutsche Nüchternheit mit kühler und ruhiger Hand den Schleier abzulösen gewagt hat. Die Bemühungen von Breuer und Freud, von Oskar Vogt, von Theodor Lipps arbeiteten nacheinander in dieser Richtung; und Binswanger, der doch nicht einmal die jener Forscher Interpretation erleichternde Hilfe des Unbewußten benutzt, steht den gleichen Dingen mit kühler Gelassenheit gegenüber. Vielleicht wird bei solcher Überlegung selbst mein gestrenger Richter Löwenfeld nachdenklich und sucht das Phantastische und Unzulängliche in der Deutung der Hysterie (nicht in ihrer Erforschung!) erst einmal bei denselben Klassikern, auf die er mich als einen, der von ihnen zu lernen habe, verwies. Will er mir aber anrechnen, was ich der deutschen Hysterologie verdanke — gut, mit Freuden schreibe ich diesen Wechsel quer, aber freilich erst, wenn ich mich überzeugt habe, daß der, der ihn mir präsentiert, nicht bloß die Passiva des Schuldners, sondern auch die Aktiva des Gläubigers hinreichend übersieht, um sich bei der Bilanz nicht allzustark zu meinem Schaden zu verrechnen . . .

Doch das hat Weile. Vorerst mahnt wohl der Leser mich meiner Schuld an ihn. Die Symptome der Hysterie zwar sind in ihrer Genese erledigt; wie das Bild sich entfaltet, haben wir bis in seine letzten Falten verfolgen können. Eine Frage aber zog sich sozusagen zwischen den Zeilen hin: die Frage nach der Verknüpfung nun zwischen Ursprung und Gipfel der Hysteri-

sierung. Wir sehen Verschiedenheiten in der Entfaltung des hysterischen Erscheinungsbildes, je nach Alter, Geschlecht, Klasse, Volk, die uns fast an verschiedene klinische Formen der Hysterie glauben machen. Daß von ihnen ein erheblicher Teil den physiologischen Entwicklungen zur Last fällt, die im Laufe der Hysterisierung stattfinden, kann nicht bezweifelt werden. Aber wer wollte es von allen behaupten? Und dürfen wir auch nicht hoffen, heute schon die wirksamen Momente scharf von einander abgrenzen zu können, so harrt doch die Frage, ob nicht vielleicht Hysterie verschieden sei, je nachdem sie zu dieser oder jener Zeit, an dieser oder jener Stelle auftrete, ihrer Diskussion. Untersuchen aber, welchen Anteil Zeit und Volk an den Ursachen und am Bilde der Hysterisierung nehmen, das heißt, man braucht es nicht erst logisch zu beweisen, das Hysterieproblem von der genetischen zur historischen Betrachtung wenden.

Zwölftes Kapitel.

Das sozialpathologische Hysterieproblem.

1. Soziologisches zur Hysterie.

Wenn wir ein der Genese eingereihtes Kapitel, auf das überdies bereits als auf ein historisches hingedeutet wurde, mit soziologischen Erörterungen einleiten, so mag der aufmerksame Leser und Kritiker dieses Buches darin einen Verstoß gegen die logischen Darlegungen erblicken, die den ersten Abschnitt unserer Grundlinien füllten. Soziologie, so las man dort, sei analytische Sozialpsychologie. Ganz recht; und ich müßte den Tadel hinnehmen, hätten nicht diese soziologischen Zeilen lediglich die Bedeutung eines kurzen Auftakts für die historische Aussprache. Sie wollen daran erinnern, daß es nicht bloß theoretische Spitzfindigkeiten oder gar geistreichelnde Dilettantismen sind, aus denen eine historische Bedeutung der Hysterie sich erklügeln läßt; sondern daß ganz bestimmte, wiederholt von andern Autoren ausgesprochene empirische Verhältnisse uns auf eine solche Verflechtung der hysterischen Abnormität mit der gemeinschaftspsychischen Genese hinweisen.

Wir selber haben übrigens schon Gelegenheit gehabt, auf diese empirischen Daten uns zu besinnen. Ich erinnere an die Argumentationen über das Monopol der Verdrängung in der Entstehung der Hysterie: dort führten wir als den gewichtigsten Beweis gegen dieses Monopol die soziale Lokalisiernng der Hysterie an. Wir stellten, unter Beziehung auf Untersucher von reichster Erfahrung und unantastbarer Nüchternheit, fest, daß die Hysterie sowohl in der Häufigkeit ihres Vorkommens wie in ihrem Charakter eine unverkennbare Scheidung nach sozialen Klassen zeige.

Genauer haben wir dort, wo dieses Moment uns nur eine Hilfslinie für unsere Beweisführung darstellte, den Sachverhalt nicht präzisiert. Wir begnügten uns mit der Unterscheidung der fraglichen sozialen Lokalisationsfelder in ein bürgerliches und ein proletarisches — was freilich immerhin schon erheblich mehr besagt, als die Sonderung von gebildeten und ungebildeten, oder von gut situierten und dürftig situierten Hysterischen. Denn diese beiden Einteilungen gehen von Kriterien aus, die zwar innerhalb gewisser Grenzen und mit einer gewissen Durchschnittlichkeit auch die Kriterien sozialpsychischer Gliederungen sind; dennoch geben sie dem Zufälligen einen hinreichenden Spielraum, zielen sie an dem Entscheidenden in zu vielen Einzelfällen vorbei, als daß sie nicht der Kritik Angriffspunkte genug für die Anzweiflung einer solchen Lokalisation überhaupt liefern müßten. Die von mir gewählte Trennung dagegen spricht von zwei verschiedenen Kulturen, besser vielleicht von zwei verschiedenen Welten der Sitte, sofern eben die Sitte der Ausdruck des gesamten inneren Verhältnisses zum Leben ist. Es gibt, dafür brauchen wir gar keinen Beweis anzutreten, trotz der vom bürgerlichen Durchschnitt sich entfernenden Lebensart des Großkapitals auf der einen, des verarmenden Kleinbürgertums auf der anderen Seite, selbst über diese Extreme hinweg noch ein gemeinsames bürgerliches Etwas, und analog verbindet den Erdarbeiter mit dem hochqualifizierten Spezialarbeiter ein gemeinsames proletarisches Etwas, vor dem alle Unterschiede der Einkommenziffer und der Bildung in den Hintergrund treten müssen — denn wer wollte leugnen, daß der Facharbeiter heute schon sehr häufig materiell höher gestellt, ideell aufgeweckter und besser unterrichtet ist, als Tausende von Kleinbürgern? Und nun behaupte ich — oder habe es durch die Wortbenutzung schon im Stillen vorweg behauptet: es sei dieses Etwas, das auch die verschiedene Häufigkeit und den verschiedenen Charakter der Hysterie begründe.

An der erotogenen Hysterie, gegen deren Alleingeltung gerade diese soziologischen Momente ausgespielt wurden, läßt sich im übrigen, wie ich finde, geradezu klassisch der Beweis für meine These führen. Denn eben der Begriff des Züchtigen, oder (mehr veräußerlicht) der des Anständigen, gehört zu dem spezifisch bürgerlichen Seelenbestande und spielt in der bürgerlichen

Erziehung über alle Differenzen der finanziellen und ideellen Bildungsmittel hinweg eine entscheidende Rolle. Ich schreibe hier keine Soziologie und kann mich nicht darauf einlassen, nach den Wurzeln dieses Faktums zu graben; wo sie zu suchen seien, wurde früher schon angedeutet, eben, als wir uns zu verstehen bemühten, warum die Annahme erotischer Verdrängungen in den proletarischen Bevölkerungsschichten wenig für sich habe. Immerhin, so tief jenes Empfinden der bürgerlichen Welt eingewachsen ist, so muß es doch nur mehr als ein sekundäres Stigma betrachtet werden, dessen letzte Quelle wohl überhaupt nicht mehr in der heutigen Seelenverfassung des Bürgertums gesucht werden darf. Dringen wir bis zu den tieferen und tiefsten Schichten des psychischen Lebens vor, bis zu dem nicht bloß bestimmten Einzelfragen gegenüber, sondern schlechthin in der ganzen Lebensorientierung Entscheidenden, so verkörpert sich uns heute der Gegensatz zwischen bürgerlicher und proletarischer Welt in den seelischen Dispositionen der Reizsamkeit und der Lenksamkeit.

Und das bedeutet, ins Pathologische gewendet: in der bürgerlichen Kultur liegen ebenso ausgesprochen die Vorbedingungen der Nervosität, wie in der proletarischen die Vorbedingungen zur Hysterie beschlossen. Es bedarf also nur des Einwirkens hinreichend starker (oder häufiger) Reize auf die durchschnittliche bürgerliche Reizsamkeit, oder des Einwirkens der normalen Lebensreize auf eine von vornherein besonders starke Reizsamkeit — um in der bürgerlichen Psyche Nervosität zu erzeugen. Es bedarf ganz entsprechend nur des Einwirkens besonders starker (oder häufiger) Zumutungen auf die durchschnittliche Lenksamkeit, oder des Einwirkens der normalen Lebenszumutungen auf eine von vornherein besonders starke Lenksamkeit — um in der proletarischen Psyche Hysterie zu erzeugen. Natürlich schließen es diese Sätze nicht aus, daß sich nun auch Hysterie in der bürgerlichen, und daß sich nicht minder Nervosität in der proletarischen Psyche etablieren könne. Die seelische Gesamtstimmung eines Zeitalters und einer Klasse deckt ja zunächst nicht ausnahmelos alle Glieder der Klasse, sowenig wie sie sich auf das Zeitalter beschränkt. Wenn die bürgerliche Welt heute in eine sozialpsychische Phase der Reizsamkeit eingetreten ist, so hindert das nicht, daß es auch früher schon

einzelne reizsam geartete Naturen gegeben habe; und wenn das Proletariat vorläufig noch in einer Phase der Lenksamkeit verharrt, so ist nicht zu leugnen, daß es auch nach Überwindung dieser Phase immer einzelne lenksame Naturen geben wird. In gleicher Weise fehlt es schon heute der bürgerlichen Welt so wenig an Lenksamen, wie der proletarischen Welt an Reizsamen.

Aber auch damit sind noch nicht die Eventualitäten für die hysterische Alteration auf bürgerlichem Boden erschöpft. Denn die Hysterie erwächst eben, wie schon unsere Genese gezeigt hat, nicht bloß auf dem Grunde der Lenksamkeit, sondern sie kann ebensowohl in eine nicht lenksame Psyche sozusagen hineingebracht werden. Wir begegnen hier einem Ursachenzweierlei, wie es uns für die physische Welt in den Möglichkeiten der Erkrankung durch Disposition und durch Infektion etwa bekannt wurde. Die „äußeren“ Ursachen für die Hysterie nun, wenn man uns die schlechte, aber bequeme Kennzeichnung gestatten will, sind die Erlebnisse, welche die Verdrängung erzeugen. Ein Teil von ihnen kann absolut äußerlicher Art sein — das heißt, muß zur Verdrängung führen, wie immer die erlebende Psyche beschaffen sein mag: und dieser Teil kommt ebensowohl für proletarische, wie für bürgerliche Naturen in Frage. Aber es ist der kleinste Teil. Der weitaus größere Teil der Verdrängungsursachen besteht in Erlebnissen, deren Verdrängungstendenz nicht durch ihr Erlebtwerden von einer bürgerlich gearteten Psyche geschaffen wird — die nur die bürgerliche, nicht aber die proletarische Seelenanlage verdrängt. Hier wird also die Hysterie abermals sozialpsychisch bedingt — sozialpathologisches Problem — freilich in einer ganz anderen Art als vorher. Und gehen wir der Sache auf den Grund, so wird uns nun deutlich, daß es die Reste lenksamer Züge in der bügerlichen Gesamtpsyche sind, die jenen sozialen Boden für die Umwertung von bestimmten Erlebnissen zu Verdrängungsursachen abgeben. Es ist die Erziehung, die Verdrängungen züchtet — diese mehr oder minder gewaltsame Bildung der jugendlichen Seele, die seit Rousseaus Tagen oft genug von ihrer Zeit vorauseilenden bürgerlichen Köpfen als etwas Veraltetes und Ungesundes verurteilt ward, und deren früher so solide Fundamente von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bedenklicher zu bröckeln und zu wanken scheinen. Sie haben sich im Kampfe mit den Lebens-

ansprüchen der Reizsamkeit, überhaupt wohl des Subjektivismus — ich folge in diesen Dingen durchaus der Terminologie Lamprechts — als morsch erwiesen; als kräftig genug nun freilich wiederum, um in diesem Kampfe die Verdrängungen durchzusetzen und damit Hysterie zu entwickeln. Und das räume ich bei aller Ablehnung des Monopols der Erotogenesis ein: daß diese Erziehung am unduldsamsten und am stärksten diktatorisch in den Fragen der weiblichen Geschlechtsmoral sich zeigt, was es verständlich macht, daß ein so riesiger Prozentsatz von Frauen der bürgerlichen Welt unter den Hysterischen ins Auge springt.

Wir gedenken noch jener Fälle von Affektverdrängung, die außerhalb der lenksamen Seelenanlage uns begegneten: in der sexuellen Verheimlichung, in der Krankenpflege. Sie sind einem bestimmten sozialen Boden eigentlich entrückt, und wenn auch sie trotzdem im bürgerlichen Milieu eine größere Häufigkeit zeigen dürften, als im proletarischen, so liegt das mehr an zufälligen Institutionen, die mit der seelischen Anlage oder der Seelenbildung nichts zu tun haben: die sexuellen Heimlichkeiten hat der junge Proletarier nicht so nötig, wie der in normalen Geschlechtsverkehr erst viel später eintretende bürgerliche Knabe (daß an ihm sie ebenso verurteilt werden, wie an diesem, davon hat mich poliklinischer Umgang mit ehemaligen Masturbanten der unteren Schichten überzeugt); und die Krankenpflege in ihrer spezifisch bürgerlichen Art ist bei den Lebensverhältnissen der Arbeiterschaft, die den Kranken auf öffentliche Versorgung verweisen, etwas sehr Seltenes. Hier handelt es sich nur um zeit- und klassenlose Gelegenheitsfaktoren, die für eine sozialpathologische Untersuchung der Hysterie entfallen.

Wir sehen demnach, um die bisherigen Erwägungen zusammenzufassen, Hysterie entstehen auf zwei seelischen Böden: einmal auf dem Boden der Lenksamkeit, aus deren Eigenart selber heraus in gerader Linie sich entfaltend. Dann auf dem Boden der Reizsamkeit, wo diese mit den Residuen der Lenksamkeit, mit ihr zuwiderarbeitenden Lenkungen, ringt und unterliegt. Jenes ist die proletarische, dieses die bürgerliche und vorzugsweise weibliche Hysterie. Nur innerhalb dieser Grenzen unterliegt die Hysterie überhaupt sozialpsychologischer Fragestellung.

2. Die lenksamen Zeitalter.

Der Keil von Lenksamkeit, den die proletarische Seelenverfassung in unsere reizsame Gegenwart hineintreibt, ist eine sehr merkwürdige Erscheinung. Denn daß man zunächst ein Recht habe, trotz diesem Keil von einer reizsamen Gegenwart zu reden, scheint mir unbestreitbar: einfach der Ziffer nach ist in unseren Tagen die bürgerliche Welt in der Mehrheit; die Summe wissenschaftlicher, philosophischer und ästhetischer Kultur, die geleistet wird, ja sogar diejenige religiöser und sittlicher noch, kommt fast ausschließlich auf bürgerliches Konto. Soweit das Proletariat dabei beteiligt ist, ist es das nur durch das Medium bürgerlich geborener, gebildeter und lebender Führer; nicht einmal eine Idee praktischer Organisation hat es bis heute aus sich heraus geschaffen. Unsere Gegenwart also ist eminent bürgerlich, und damit eminent reizsam. Und man könnte sagen, die proletarische Lenksamkeit spiele in ihr überhaupt nur noch eine negative Rolle: nämlich die, auch die proletarischen Massen auf einfachste Weise mit Reizsamkeitsfrüchten zu nähren.

Nun ist aber ebenso unbezweifelt, daß die proletarische Welt an Ziffer und an Bedeutung wächst. Gibt dieses Faktum eine Aussicht, die wachsende Rolle auch der lenksamen Seelenverfassung im Gemeinschaftsleben zu erwarten? Die bürgerliche Reizsamkeit durch den lenksamen Keil gesprengt werden zu sehen? Keineswegs! Vielmehr kann man geradezu sagen, dieses Wachsen der Proles vollziehe sich äußerlich unter Abnahme, innerlich auf Kosten der Lenksamkeit; es sei äußerlich Ursache zur Verminderung, und innerlich schon Folge dieser Verminderung lenksamer Artung. Jenes, weil eben das Wachsen kein amorphes, sondern zugleich Gliederung ist, die erhebliche Anteile der Proles in die dem seelischen Kreise der Reizsamkeit eingeordneten Aufgaben und Lebensverhältnisse einführt; dieses, weil dadurch die äußerlich noch proletarischen, sich derart abgliedernden Teile durch ihren Eintritt in die innerlich bürgerliche Kultur nun an deren Gang mitschaffend sich zu beteiligen und damit den Anschein einer zunehmenden Kulturmitarbeit des Proletariats überhaupt zu erwecken vermögen. Mit alledem ist freilich nicht gesagt, daß das Proletariat sich von der Lenksamkeit zur Reizsamkeit zu mausern im Begriff stehe. Denn es

darf nicht übersehen werden, daß auch die Tage der Reizsamkeit für die bürgerliche Welt gezählt, neue seelische Dispositionen in der Vorbereitung und Andeutung sind — Dispositionen, die eine stärkere seelische Gebundenheit enthalten und die darum, so fern sie auch ihrem Wesen nach der lenksamen Artung stehen, doch gewisse Züge mit dieser teilen und dadurch ihr das Hineinwachsen in sie leichter machen, als es naturgemäß die Reizsamkeit vermochte. Soweit sich die Umrisse dieser künftigen Gestaltung im Nebel der Unsicherheit ahnen lassen, handelt es sich also nicht um eine Einbürgerlichung der Proles, noch um einen Sieg dieser über das Bürgertum; sondern um eine Umgliederung beider zusammen, welche die Grenzen des Proletarischen und Bürgerlichen, des Lenksamen und Reizsamen verwischt, um neue, noch unbekannte an andere Stellen zu ziehen. Es erweist sich also die Lenksamkeit der proletarischen Welt überhaupt nur als eine Übergangsverfassung; nicht in dem Sinne, der schließlich allen Seelenzuständen in dem παντα ῥει der Geschichte eignet, sondern in dem anderen, der die proletarische Lenksamkeit als den provisorischen, sagen wir einmal den Raupenzustand einer sehr rasch entstandenen neuen Schicht verstehen läßt, deren Eingliederung ins historische Leben erst allmählich unter Überwindung jenes Zustandes geleistet werden kann.

Keineswegs soll nun darin etwa die Meinung enthalten sein, als bedeute eine gewisse Lenksamkeit den Anfangszustand neu entstehender sozialer Schichten überhaupt. Vielmehr muß die proletarische Lenksamkeit eben als durchaus proletarische Besonderheit festgehalten werden. Versuchen wir, uns eine Vorstellung von ihren Ursachen zu bilden, so käme etwa folgendes in Erwägung. Die Entstehung der proletarischen Schicht war eine außerordentlich rasche, unvermittelte und massenartige; es lag in den Verhältnissen, die diese Entstehung leiteten, zugleich die Tendenz zur Lösung aller außerwirtschaftlichen Bande, die etwa den Arbeiter mit dem Bürger hätten verknüpfen können; die materielle Lage der Proles war anfangs elend (damals konnte die Hypothese des ehernen Lohngesetzes und die Verelendungstheorie entstehen) und gestattete keine auch nur dürftige Teilnahme an den Früchten der bürgerlichen Kultur. Die industrielle Lohnarbeit forderte, zunächst wenigstens, Massen, denen gerade die fortgeschrittene Differenzierung des Bürgertums abging. Die

Gesamtheit solcher Lebensbedingungen mußte nun unweigerlich derjenigen Proletariergeneration, die schon unterm Drucke dieser Bedingungen heranwuchs, ein bestimmtes geistiges Gepräge verleihen; und dieser Prozeß wurde durch eine Art unnatürlicher Abschnürung der Proles vom übrigen Volksganzen unterstützt, indem eben diese neue Klasse wesentlich aus ihrer eigenen Nachkommenschaft sich ergänzte, während ein soziales Aufsteigen auch ihrer fähigsten Glieder fast unmöglich, eine Ergänzung durch Zustrom bürgerlicher Existenzen auf die am stärksten deklassierten Elemente des Bürgertums beschränkt war. In dieser Atmosphäre — die kein volkswirtschaftliches Opus so grandios wiedergegeben hat, wie Zolas Roman „Germinal" — mußte sich als Grundzug der proletarischen Seelenverfassung eine stumpfe Apathie des Dahinvegetierens entwickeln, ein im ganzen widerstandsloses, auch innerlich widerstandsloses, über das eigene Los nicht nachdenkliches Hinnehmen und Erfüllen aller Zumutungen, die das Leben brachte — nicht minder aber auch, sowie nun die ersten Verkünder der Befreiung auftauchten, ein ebenso widerstandsloses, das heißt hier kritikloses Aufnehmen ihrer Botschaft und Versprechung in den Glauben. Phantastische Apperzeption ist die Auffassungsweise jeder in diesem Maße primitiven Seelenverfassung — und wenn wir alles dies zusammennehmen, so ergibt sich uns das Totalbild aktioneller und apperzeptiver Lenksamkeit mit allen Kriterien, die wir früher dafür gefordert haben. Daß die spezifisch marxistische Lehre der Arbeiterbefreiung an diesen Zustand anknüpfte, war ihr großer psychologischer Wurf und mußte ihr den Sieg über alle andersartigen Evangelien sichern; konsequent gedacht, verlängerte sie aber zugleich die Lenksamkeit in Permanenz, und so blieb ihr nichts übrig als ein beständiges Lavieren zwischen gedanklicher Konsequenz und praktischer Inkonsequenz, das sie unvermeidlich zu der heute offenbaren Krisis treiben mußte. Die Arbeiterpolitik, oppositionelle wie positive, parteiliche wie staatliche, zerstörte Schritt für Schritt die Grundlagen der proletarischen Lenksamkeit, und die industrielle Entwicklung selber begünstigte mehr und mehr eine Differenzierung der proletarischen Masse — sagen wir zur Ermöglichung bürgerlich anmutender Existenzweise in besonders hochqualifizierten Zweigen der Arbeit (Buchdruck, Feinmechanik u. a.) hin.

Diese Skizze mag es verständlich erscheinen lassen, warum ein hysterisches Zeitalter aus der proletarischen Lenksamkeit unmöglich sich entwickeln konnte. So spezifisch proletarisch auch immer die lenksame Verfassung als Seelenverfassung einer jungen Klasse sein mag, so wenig etwa beim jungen Bürgertum etwas Ähnliches gefunden werden kann — so sehr ist die Lenksamkeit eben doch nur ein vorübergehender, ein Kindheitszustand des Proletariats gewesen, aus dem es sich seit längerem schon und heute ganz besonders kräftig herausmausert. Und wenn die Unfallshysterie einen besonders hohen Prozentsatz der proletarischen Hysterie überhaupt ausmacht, so wissen wir aus unseren früheren genetischen Untersuchungen, daß wir gerade diese Form als eine Folge der Verdrängung aufzufassen haben: so vielleicht, daß die lenksame Disposition eine besonders schnelle und ausgiebige Entfaltung des hysterischen Symptomenkomplexes garantiert, der Hauptanteil an der Ursache aber dennoch der Verdrängung gewahrt bleiben muß. Es sind zwar noch spezifisch proletarische Bedingungen — der Kampf um die Rente —, die eine Verdrängung in die Wege leiten; aber Bedingungen, die nicht mehr oder doch nicht hauptsächlich in der proletarischen Psyche liegen, sondern in den äußeren Institutionen der staatlichen Arbeitergesetzgebung, in der Schwerfälligkeit amtlicher Organisation — so deutlich hierin, daß, wie man weiß, Jolly als beste Prophylaxe der traumatischen Nervenkrankheiten die unverzügliche Enthebung des Verletzten von materieller Sorge durch Zahlung einer Pauschalrente fordern konnte.

Seelisches Kennzeichen einer ganzen Kultur ist also die Lenksamkeit im verflossenen Jahrhundert nicht mehr gewesen; und es wäre, wie wir sehen, irrig, sie etwa, soweit sie gefunden wurde, als einen Überrest früherer Lenksamkeit deuten zu wollen. Wir haben hier wieder einmal ein klassisches Beispiel für den Unterschied analytischer und genetischer Untersuchung, in diesem Falle also soziologischer und historischer. Jene begnügt sich damit, Lenksamkeit zu finden und zu analysieren, sagt aber über das besondere zeitliche Wesen der Lenksamkeit noch gar nichts aus. Die genetische Note bringt erst die geschichtliche Betrachtung hinzu, für die nun Lenksamkeit hie und Lenksamkeit da ganz verschiedene Phasen

sein können, die historisch angesehen gar keinen Vergleich zulassen, so wenig wie etwa die Fähigkeit der Sumpfschnecke, lebendige Junge zur Welt zu bringen, mit der gleichen der Säugetiere biologisch verglichen werden kann.

Einmal ist freilich die Lenksamkeit Kulturseelenzustand gewesen. Das war in den mittelalterlichen Zeitläuften, und von dorther ragen nun noch die letzten Reste in unser Jahrhundert hinein, wenngleich sie stärker als je im Abbröckeln begriffen sind. Wie einzelne mittelalterliche Wirtschaftsformen bis zur Mitte des vorigen Säkulums noch durchaus in Geltung waren, vornehmlich im Gebiete der Agrarwirtschaft, wie sie in Österreich z. B. noch heute dem Handwerk eine vom Zeitgeiste längst überwundene künstliche Gliederung und Verfassung konservieren, so fehlt es auch an geistigen Überbleibseln der mittelalterlichen Lebensführung keineswegs. Man muß bedenken, daß die als Grenzscheide zwischen dem deutschen Mittelalter und der Neuzeit gesetzte religiöse Reformation den Anbruch der neuen Periode nur sehr einseitig bedeutete, zum Teil aber mittelalterliche Formen und mittelalterliche Inhalte geradezu aufs neue für lange Zeit festigte und heiligte — um jene Tatsache nicht bloß zu sehen, sondern auch zu begreifen. So atmet ja ein großer Teil unseres gelehrten Unterrichtes durchaus noch mittelalterlichen Geist — von dem mittelalterlichen Symbolenkram, mit dem er sich gelegentlich dekoriert, gar nicht erst zu reden; und wer wollte von der an sich viel radikaler modernen elementaren Unterrichtsgestaltung nicht ein Gleiches zugestehen? Endlich präsentiert sich die Stellung der Frau im kontinentalen Europa wenigstens, präsentieren sich vor allem die weiblichen Erziehungs- und Wertschätzungsmaximen noch als durchaus im mittelalterlichen Geiste verankert. Wer aber für alles dies keine Augen haben sollte: kann der sich auch blind stellen gegen das wirkliche, äußerliche wie innerliche Stück Mittelalter, das noch immer die katholische Kirche auf neuzeitlichem Boden etabliert? Zwar beherrscht sie die Seele keines eigentlich modernen und für die moderne Entwicklung etwas bedeutenden Volkes mehr — die Dinge in Frankreich zeigen es soeben wieder; aber die passiven Widerstände, die sie faute de mieux in den Nationen durch das Medium der von ihr gelenkten und nirgends mehr innerlich und aktiv führenden Schichten zu

organisieren weiß, sind stark genug, um jene Entwicklung zu verlangsamen und in einzelnen Punkten selbst gelegentlich eine Strecke weit zurückzuwerfen. Genug! Die lenksamen Spuren, die sich ohne Mühe als mittelalterliche Residuen erkennen lassen, sind auf wichtigen, gerade auch bürgerlichen Lebensgebieten deutlich genug.

Das Mittelalter also war die historische Verkörperung der Lenksamkeit. Wie es genetisch zu dieser Eigenart kam, kann nicht im Plane dieser Untersuchung liegen; das sind Dinge, an denen der Historiker sich noch manchen Zahn wird ausbeißen müssen. Wenn aber für die Tatsache selber etwas charakteristisch ist, so das mittelalterliche Denken: das analogistische. Lamprecht hat in seinem zweiten Ergänzungsbande zur „Deutschen Geschichte“ die Eigenart dieses Denkens im Gegensatz zum neuzeitlichen vortrefflich umrissen. Hier mögen wir hinzufügen, daß jegliches Denken in der Analogie durchaus die Züge der phantastischen Apperzeption trägt. Der bezeichnende Mangel daran ist das Fehlen einer zureichenden Begriffsbildung, die noch durchaus in den sprachlichen, also sehr und namentlich damals sehr anschaulich gearteten Begriffen sich bewegt. Das Gepräge des Wissenschaftsbetriebes und überhaupt das ganze Lebensgepräge zeigt, von uns aus angesehen, einen viel mehr künstlerischen Charakter — eben weil uns heute das Künstlerische als die eigentliche Stätte phantastischen Apperzipierens dünkt; das Lied wird aus der Augenblicksstimmung und dem Augenblickserlebnis oder der durch die Augenblicksstimmung erweckten lebendigen Erinnerung heraus geboren; zwischen Handwerk und Kunst, zwischen Können und Kunst, mag man es bezeichnen, sind die Grenzen durchaus fließend. Natürlich ist nun auch die Kritik minimal; die Mitteilung hat fast unbedingten Wirklichkeitswert — denn das, was wir „Widerspruch“ nennen, ist ja selber erst ein begriffliches Erzeugnis, und das Gefühl für Widersprüche wächst mit der zunehmenden Denkverbegrifflichung. So wird der Aberglaube zum Zeichen der apperzeptiven Lenksamkeit. Das Leben bewegt sich in engem Zirkel, man überschaut es gewissermaßen in allen Eventualitäten, man kennt seine Anforderungen und ist dazu erzogen, sie ohne Murren zu erfüllen. Die wirklich christliche Lebensführung des Mittelalters offenbart sich so, psychologisch

gewendet, als aktive Lenksamkeit; und die wird in ihrer Genesis verständlich, wenn man bedenkt, wie wenig jenes völlig zu überschauende Leben im engsten Kreise geeignet war, Widerstandsaffekte zu entwickeln.

Allerdings wird man bemerken, daß damit nur zum Teil die aktive Lenksamkeit gedeutet ward. Als wir vor der Aufgabe standen, die Hysterisierung der lenksamen Seelenverfassung darzulegen, gingen wir ja nicht so von einem ursprünglichen Mangel des Widerstandsaffekts selber, als vielmehr von seiner Ausdrucksschwäche aus, die nun ihrerseits Schwäche oder Flüchtigkeit des Affekts bedinge. Aber diese Disproportionalität der Lenksamen ist keine durchgängige, und für die Genese der Hysterie keine unentbehrliche Eigenschaft. So sehr sie der Affektverdrängung zu Hilfe kam, so gut kann doch diese auch ohne das als Folge der phantastischen Apperzeption an sich begriffen werden. Bald mag dieses, bald jenes überwiegen. Sicher aber ist, wenn auch dem Zweck unseres Buches entsprechend bis hierher davon kaum noch gesprochen wurde, daß es eine Lenksamkeit gibt, die zunächst keine Tendenz zur Hysterisierung hat. Und der müssen wir eine kurze historische Betrachtung widmen.

Unsere Analyse, wie man sich erinnern mag, leitete — allerdings mit einem einschränkenden „vielleicht" — die phantastische Apperzeption genetisch aus der Ausdrucksschwäche ab. Nun muß, wie mir scheint, schon eine soziologische, sozialanalytische Untersuchung also, zu dem Ergebnis kommen, daß die mittelalterliche Seelenverfassung der bürgerlichen Schicht, soweit sie als eine lenksame erscheint, gerade im Hinblick auf die phantastische Apperzeption mit der heute etwa durch Erziehungsfehler gezüchteten Lenksamkeit nicht völlig identisch ist. Dort war das phantastische Apperzipieren einfach die normale Auffassungsweise der Dinge, hier ist es eine von der Durchschnittsauffassung abweichende seelische Reaktionsweise; dort also Norm, hier Abnormität. Dieser Unterschied zeigt schon, daß wir uns um eine Ableitung der mittelalterlichen phantastischen Apperzeption überhaupt nicht zu bemühen haben; diese Auffassungsart lag einfach im Zuge der geschichtlichen Seelenentwicklung und bedeutet in diesem Betracht lediglich ein historisches Problem. Die phantastische Apperzeption von dazumal ist die natürliche

primitivere Art, die Erscheinungen wahrzunehmen und zu verarbeiten.

Es braucht zu dieser natürlichen Verfassung dann nur eine gewisse Auflehnungsschwäche sich zugesellen, und das Bild der Lenksamkeit ist vollendet. Diese Auflehnungsschwäche, von den heutigen Verhältnissen aus gemessen, liegt zum Teil schon in der phantastischen Apperzeption eingeschlossen, wenigstens als apperzeptive Auflehnungsschwäche — als Kritikmangel, Gläubigkeit usw. Die aktive Auflehnungsschwäche züchtet das Leben des Mittelalters mit seiner Gebundenheit und seiner Erziehung zur Einfügung in die Gebundenheit selber. Eine Tendenz zur Hysterisierung besteht in dieser Gesamtanlage — natürliche phantastische Apperzeption mit apperzeptiver Widerstandsschwäche, sozial bedingte und pädagogisch erzogene aktive Widerstandsschwäche — noch nicht.

Die Genesis der mittelalterlichen Lenksamkeit ist also gewissermaßen umgekehrt von der Genesis der modernen. Denn hier, wo wir auf eine natürliche phantastisch apperzipierende Anlage nicht zurückgehen können, bleibt uns entweder nur der Ausweg, eine derartige von vornherein abnorme Disposition vorauszusetzen — wie weit das berechtigt ist und wie weit eine solche angeborene Lenksamkeit hysteropetal ist, darüber fehlen uns noch alle Daten; oder aber eine Ableitung der phantastischen Apperzeption aus der psychophysischen Anlage zu versuchen. Das erste ist, abgesehen von dem Mangel empirischer Stützen, darum minder plausibel, weil das Leben von heute nicht die Widerstandsschwäche zu züchten geeignet ist, wenigstens nicht im mittelalterlichen Sinne, und weil wir wohl die apperzeptive Widerstandsschwäche aus der aktiven, nicht aber diese aus jener herleiten können. Wo also heute phantastische Apperzeption mit der ihr anhaftenden apperzeptiven Widerstandsschwäche ist, dort braucht doch keinerlei aktive Widerstandsschwäche zu sein; denn das Zusammentreffen beider war auch im Mittelalter kein kausales, sondern zunächst ein zufälliges — daß nachträglich kausale Wechselbeziehungen sich herausbildeten, ist bei der Natur der psychischen Funktionen selbstverständlich. Es kann also aktive Lenksamkeit fehlen, wo phantastische Apperzeption sich findet; es ist nicht möglich, jene aus dieser herzuleiten. Tritt heute dennoch Lenksamkeit im Bunde mit phantastischer Apper-

zeption auf, dann ist man natürlich versucht, eine Ableitung dieser aus jener, oder vielleicht beider aus einer gemeinsamen Quelle vorzunehmen. Und diese Möglichkeit gab uns die psychophysische Maßstörung an die Hand.

Wir erblicken nunmehr die Lenksamkeit an drei Stellen. Erstens im Mittelalter, als bürgerliche Seelenverfassung; zweitens im Zeitalter des reizsamen Subjektivismus, als proletarische Seelenverfassung; endlich diffus, bald hier, bald dort, auf einzelne Linien eingeengt — als Erziehungsprodukt. Es bleibt noch mit einem Worte die proletarische der mittelalterlichen Lenksamkeit zu vergleichen. Daß jene nicht dieser entstammte, wurde schon festgestellt; dennoch sind sie, analytisch besehen, gegenüber der diffus auftretenden Lenksamkeit einander darin gleich, daß auch die proletarische nicht auf Ausdrucksschwäche, sondern auf der Vergeblichkeit von Widerstandsregungen und der natürlichen phantastischen Apperzeption einer primitiv lebenden Schicht beruht. Wir können hier eine grundsätzliche Anmerkung von großer Wichtigkeit machen. Der Satz, den wir zuletzt aussprachen, enthält die Annahme, daß die historischen Seelenzustände nicht eine phylogenetische Fortbildung des Nervensystems zur Voraussetzung haben, wie sie neuerlich namentlich von den Frauenrechtlerinnen so gern im Interesse ihrer Forderungen behauptet wird. Sondern es sind diese Seelenzustände vielmehr ein Ausdruck durchaus sozialpsychischer Einwirkungen, wie die Erziehung, der Umgang und die Gesamtheit der Lebenseindrücke und Lebensbedürfnisse sie darstellen. Keineswegs also ist das neugeborene Kind von heute reizsam disponiert, wie das Kind des fünften Jahrhunderts typisch, und das des achtzehnten empfindsam; sondern alles das wird die Psyche erst unterm Drucke dessen, was sie umgibt, in der Anpassung ihrer Reaktionen an die Reize der Umwelt. Höchstens mögen degenerative Schädigungen der Kultur einzelne dieser Zustände begünstigen; aber auch sie bringen sie nicht positiv hervor. Und wozu diese Bemerkungen? Weil es mir darum zu tun ist, begreiflich zu machen, daß die phantastische Apperzipierung auch heute noch die primitive Reaktionsweise ist, die keineswegs durch die Kultur aus dem Nervensystem entfernt, sondern erst auf dem Wege der Erziehung und Mitteilung durch eine mehr begriffliche Verarbeitung ersetzt wird. Es würde also die phantastische Apper-

zeption notwendig die Reaktionsweise einer von dieser aufs Begriffliche gerichteten Erziehung vorerst ausgeschlossenen Schicht, eben der proletarischen, auch in unserer Zeit wieder sein. Wo aber phantastische Apperzeption trotz solcher Erziehung sich findet, dort ist sie abnorme Anlage, der die Bildsamkeit der durchschnittlichen Psyche abgeht; und wo sie im Bunde mit aktioneller Lenksamkeit auftritt, dort können, wie unsere Analyse es versucht hat, beide aus der Ausdrucksverminderung hergeleitet werden, mag diese nun ihrerseits abnorme Anlage oder von der Erziehung (oder irgendwelchen Lebensnotwendigkeiten) erzwungen sein. Wir stellten schon fest, daß für diesen letzten Fall historische Momente wohl noch in Frage kommen, von einer durchgängigen historischen Notwendigkeit aber nicht mehr die Rede sein kann.

Dieser Fall enthält auch in sich schon die Tendenz zur Hysterisierung — weil eben, wie unsere Genese zeigte, die Ausdrucksschwäche zur Affektverdrängung zu führen neigt. Weder in der proletarischen, noch in der mittelalterlichen Lenksamkeit ist diese Tendenz ursprünglich gelegen. Da aber die Tatsachen eine außergewöhnliche Verbreitung der Hysterie gerade in diesen beiden geschichtlichen Atmosphären zeigen, so erhebt sich nun die Frage: wie diese Tendenz hineinkam? Wie die lenksamen Zeitalter hysterisierende wurden? Wie eine geschichtliche Massenhysterie auf ihrem Boden sich entfalten konnte?

3. Die hysterischen Zeitalter und die historische Überwindung der Hysterie.

Die Hysterisierung der mittelalterlichen Lenksamkeit wäre in Anknüpfung an die phantastische Apperzeption wie in Anknüpfung an die Affektschwäche denkbar; und es will mir scheinen, als ob beide Ausgangspunkte von der Wirklichkeit zugleich gewählt werden müßten. Die jeweiligen Anteile der einen oder der anderen Entstehung wird die historische Forschung festzustellen haben. Jedenfalls ist es interessant, daß die Massenhysterie erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters anhebt und gegen den Anbruch der Neuzeit zu sich unheimlich häuft. Das deutet unverkennbar darauf hin, daß es die Zersetzung des mittelalterlichen Geistes ist, die irgendwie mit der Hysterisierung zu

schaffen hat. Und wir werden Umschau zu halten haben, in welchen psychischen Wandlungen diese Zersetzung vor sich ging.

Sicherlich hatten sich die Einwirkungen der Außenwelt auf das Wahrnehmungsleben gegen das Ende des Mittelalters sehr rasch vervielfacht. Das Wachstum der Städte, die zunehmende Beweglichkeit des öffentlichen Lebens, eine stattliche Zahl von Rezeptionen fremder Einflüsse gestalteten das Bild der Welt bunter und unruhiger. Da aber eine organische Fortbildung des phantastischen Apperzipierens zu mehr begrifflicher Auffassungs- und Verarbeitungsweise vorerst noch mangelt, so gerät das psychische Reagieren in eine gewisse Hast und Überstürzung, in ein Bestürmtwerden von Eindrücken, die noch alle in ihrer unmittelbaren Frische festgehalten sein möchten: eine übermäßige apperzeptive Inanspruchnahme des Individuums setzt also ein; sprunghaftes Aufschießen von Ideen, ein Nachlassen der Stilsicherheit, wie man es nennen könnte, im ganzen Leben, ein Durchbrechen und Abbröckeln der Gebundenheit und Geschlossenheit an allen Ecken und Enden. Es sind die Geburtswehen des Individualismus, die sich ankündigen. Und gegen sie erheben sich nun mit aller Macht die konservativen Gewalten. Ihnen gilt es, um jeden Preis den mittelalterlichen Zustand zu konservieren, und die Kirche heißt zwei Jahrhunderte lang jedes Mittel willkommen, das diesem Zwecke dienen kann. In erster Linie steht da natürlich die Fanatisierung des religiösen Lebens in Gewinnung und Verfolgung: die wachsende Versinnlichung der göttlichen Gnadenmittel wie der göttlichen Strafen in ihrer vertreterischen Anwendung namentlich durch die Kirche selber. Und das mußte eine doppelte Wirkung zeitigen. Auf das Vorstellungsleben durch die Reizung der Phantasie, wie jene Versinnlichung sie mit sich brachte: lockende wie schreckende Phantasmen und Eindrücke wurden der Seele in Fülle dargeboten, um ihr einzubrennen, was sie von der Kirche zu hoffen und zu fürchten habe. Damit aber geht nun ganz unvermeidlich eine Unterdrückung der Widerstandsaffekte, mindestens ihres Ausdrucks, Hand in Hand. Zumutungen treten an die Psyche heran, die sie nicht mehr erfüllen kann, oder in deren Erfüllung sie doch mindestens schwankend, unsicher, lässig zu werden beginnt — und nun gerade darum verschärfte Zumutungen; da wird die Ausdruckshemmung und die Verdrängung der Widerstandsaffekte zur unumgänglichen

Folge, und die momentane Erleichterung dieser Reaktionsweise bietet die verstärkte phantastische Kraft der dargereichten Vorstellungen selber. Wir kennen diesen Zustand aus vielen Schilderungen seelischer Kämpfe, die auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit sich abgespielt haben: dieses halluzinatorische Sich-Versenken in die vorgeschriebenen Glaubens- oder Werkbetätigungen, um damit nur den Qualen des Zweifels — oder mehr äußerlich auch nur seinen Gefahren zu entrinnen. Denn der Zweifel ist ja einer der wesentlichsten Widerstandsaffekte gegen religiöse Zumutungen.

Damit also beginnt und arbeitet die Hysterisierung. Wie eng die Hysterie, namentlich sofern sie massenhaft, in „epidemischen“ Ausbreitungen beobachtet wurde, eine vertraute Begleiterin religiös aufgerichteter Zeitphasen sei, hat die völkerpsychologische Beobachtung längst sichergestellt. Der innere Zug, der sich fast in jeder Kirchenbildung und Kirchenerstarrung wiederholt, gibt uns ohne weiteres den Schlüssel zum Verständnis dieser Tatsache. Denn dieser Zug ist in seiner ersten Hälfte Erzielung lenksamer Seelenverfassung — was die katholische Kirche in dem Bilde der von den priesterlichen Hirten geweideten Schafe trefflich verewigt hat; und in seiner zweiten Hälfte, wenn die Bande der Lenksamkeit reißen, Versinnlichung des gesamten Glaubens- und Pflichteninhalts. Aufpeitschung der Phantasie durch schreckhafte und lustvolle Darstellungen — die Qualen der Wollust, mit denen die Jungfrau ihrem Himmelsbräutigam Jesus sich ergab oder der Mann die Himmelsbraut Maria anrief, mögen oft nicht geringer gewesen sein, als die Qualen der Angst vor der fegfeurigen Läuterung, der Höllenstrafe oder auch nur den feurigen Gerichten der Kirche auf dieser Erde. Eine bessere Bodenbearbeitung für die pathologischen Folgen wachsend phantastischen Apperzipierens — die wir ja auf den letzten Seiten des vorigen Kapitels abgeschildert haben — läßt sich kaum ersinnen. Die krampfhafte, fieberhafte Beschäftigung mit einer anderen Welt, die mit der empirischen nur lose zusammenhängt, ja in einem gewissen feindseligen Gegensatze zu ihr steht, der Kampf gegen die Phantome jener Welt, wechselnd mit der Hingabe an sie: sind das nicht in besonderer Steigerung die Merkmale phantastischen Apperzipierens überhaupt — und sind es nicht im besonderen die Merkmale

des auf dem Hysterisierungswege befindlichen phantastischen Apperzipierens, wenn wir bedenken, wie sehr jene Phantome von außen in die Psyche hineingepflanzt worden sind, und mit welcher Gewaltsamkeit die wider sie sich anhebenden Auflehnungsaffekte unterdrückt und verdrängt werden?

Wie aber, das stößt uns hier auf, ist es nun zu erklären, daß auch in solchen Zeitläuften massenhafter Hysterisierung die Mehrzahl der Hysterischen aus Weibern besteht? Und nicht bloß eine Zufallsmajorität, sondern die weitaus überwiegende Zahl? Mag auch das Verhältnis 1 : 5, das man für die Beteiligung von Männern zu Weibern an der hysterischen Alteration für unsere Zeit festgestellt hat, allgemeine Geltung nicht beanspruchen können, sondern wesentlich nur die Sachlage im Bürgertum berücksichtigen, während schon im Proletariat von heute die Ziffer sich stark zu Ungunsten des männlichen Anteils verschieben dürfte; mag die Zahl der hysterischen Männer in Zeitaltern gewaltsam erhaltener Lenksamkeit stets größer sein, als sich nachträglich übersehen läßt, einfach darum, weil die physischen Äußerungen der Hysterie infolge der an sich leichteren Bahnungsmöglichkeiten beim Weibe durchgehends exzessiver sind oder nachher exzessiv werden, die konvulsivische und die große Hysterie also häufiger ist, als im männlichen Geschlecht: alles dies erwogen, ist doch ein eminenter Frauenüberschuß nicht aus der Welt zu schaffen. Das nimmt sich aus wie ein biologisches Moment inmitten der Hysterie, und man begreift, daß dessen Umgrenzung gerade auch für die Bemessung der geschichtlichen Bedingtheit der Hysterie von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Diese über alles Zeitliche hinweg bleibende Prädestination des Weibes für die Hysterisierung ruht auf zwei Eigenschaften der weiblichen Natur: einer besonderen Veranlagung ihrer Psyche und einer ebenso besonderen ihrer Physis. Von jener war schon einmal die Rede. Das Weib ist zweifellos von vornherein zur apperzeptiven Lenksamkeit disponiert, jedenfalls weist sein Innenleben deutlich die Züge der phantastischen Apperzeption; und die Bahnungsfähigkeit des weiblichen Nervensystems ist der des männlichen entschieden überlegen. Es wird also, dies berücksichtigt, in allen Zeitaltern, die in besonderem Maße an die Lenksamkeit Zumutungen stellen, das Weib der natürliche locus minoris resistentiae innerhalb der Gesellschaft

sein. Es wird weiterhin das Weib aus solchen Zeitaltern die Lenksamkeitsüberreste am längsten mit fortschleppen: eben weil es damit seiner eigenen Anlage entgegenkommt; und es wird endlich selbst nach scheinbarer Überwindung der Lenksamkeit das Weib dauernd ein System labilen Gleichgewichts darstellen, das immer wieder an einer Stelle dem Abrutsch zu lenksamen Beeinflussungen besonders stark ausgesetzt ist. An der Stelle des Erotischen nämlich. Jene eigentümlichen Abwehrregungen, die wir unter dem Namen der Keuschheit zusammenfassen, müssen, im Gegensatze zu den unverhüllten oder eben nur durch gesellschaftliche Symbole verhüllten Aggressivtendenzen des Mannes, immer wieder einen gefügigen Boden für lenksame Erziehungsabsichten abgeben. Die Kirche hat das niemals vergessen, und es ist überhaupt merkwürdig, wie stark sie immer noch ausgesprochene Hysterisierungsmomente begünstigt und pflegt. Sie fordert für die Ehe auch heute noch keine sinnliche Leidenschaft, die sie im Gegenteil mit bedenklichen Augen anschaut, sondern von seiten des Weibes Treue und Gehorsam, und hält, obwohl sie die praktische Trennung ja nicht mehr hindern kann, theoretisch an der Unlösbarkeit des ehelichen Bandes fest. Nun weiß jeder Kundige, daß sich unter den nicht sozial bedingten Hysteriequellen gar keine ergiebigere finden läßt, als die sexuelle Hingabe des Weibes ohne innere Neigung, die konventionelle Ehe also. Ich will hier keine Schlüsse auf das Bewußtsein der Kirche von diesen Folgen der gleichgültigen Ehe ziehen; das aber ist sicher, daß keine Psyche den religiösen Tröstungen so zugänglich ist, wie die hysterisierte — ja über die Tröstungen hinaus sogar der religiösen Fanatisierung. Einfach darum, weil sie nirgendwo sonst, wie in der dogmatisierten Religion, so viele Bausteine für den Aufbau der zweiten, inneren, wirklichkeitabgewandten und wirklichkeitfeindlichen Welt findet. Erotische Perversion, Hysterie und Betschwestertum haben allezeit dicht beieinander gewohnt, das lehrt die Geschichte. Und es wundert mich keineswegs, wenn auch heute noch die Kirche mehr Hysterische durch Wunder heilt, als alle Nervenärzte zusammen genommen mit ihrer Psychotherapie oder sonstigen Kuren auch nur Momentanbesserungen zuwege bringen. Hat sie doch in Tausenden von Hysterischen die phantastische zweite Welt errichten helfen, besitzt sie doch also innerhalb gewisser Grenzen

immer noch den Schlüssel dazu: den psychoanalytischen Faden sozusagen ins Labyrinth der Verdrängungen und ihrer Folgen, den die Freudsche Methode erst in langwierigem Fragen und Beobachten sich aufsuchen muß, beständig in Gefahr noch, ihn wieder zu verlieren — den hält die Kirche von Anbeginn an in der Hand.

Und hier fällt ein heller Lichtstrahl auf so manche Eigentümlichkeit in der Phänomenologie der Hysterie, die den Untersuchern Kopfzerbrechen verursacht hat. Der Streit um die besondere französische Form der Hysterie ist noch nicht begraben, einfach weil die Beobachtungen auf germanischem Boden gar zu stark von denen in Paris und Nancy abweichen. Nun kommt ja sicher ein Teil dieses Streites auf eine gewisse Bequemlichkeit mancher Untersucher — denn es ist verlockend, schwierig zu deutende Phänomene als atypische Nationalvarianten beiseite zu schieben; ein anderer Teil auf manche Eigentümlichkeit des französischen Wissenschaftsbetriebes; und wieder ein anderer Teil ohne Zweifel auf das Konto der romanischen Seelenanlage, die allgemein sowohl durch die phantastische Apperzeption wie durch die große Bahnungsfähigkeit der weiblichen Verfassung genähert erscheint. Aber ein letzter Teil ist sicherlich spezifisch französisch, nur freilich nicht im Sinne anthropologischer Volkseigenart, sondern der kulturpsychologischen Lage gerade des französischen Volkes gemeint. Denn in dieser westeuropäischen Demokratie, dem Herd der atheistischen Aufklärung und der größten Revolution, in dem fast die ganze männliche Bevölkerung religiöser Indifferenz verfallen ist, übt die Kirche eine geradezu mittelalterliche Gewalt über die Seelen der Weiber aus; über Weiberseelen, vergegenwärtige man sich nur, die zugleich das Erotische so stark und so bis in alle Verzweigungen hinein erfüllt, wie selten in einem anderen Lande der Welt. Es ist neben der nationalen die religiöse Hysterie, die mittelalterliche in ihrer ganzen Kraßheit und hallunzinatorischen Farbenpracht, die aus so vielen Schilderungen der Pariser Meister spricht.

Allerdings wird, um bei diesem wichtigen Punkte noch zu verweilen, die nämliche Differenz der phänomenologischen Beobachtungen noch durch einen praktischen Sozialfaktor begünstigt. Ein großer Teil der Fälle, die uns von den französischen Autoren

zur Kenntnis gebracht wurden, sind Krankenhausmaterial. Das heißt, sie umfassen vorzüglich die unteren Stände. Nun ist, das möchte man mir einwenden, Frankreich freilich ein agrarisch-bürgerliches Land, in dem die proletarische Welt nicht die Rolle spielt, wie bei uns. Aber ganz abgesehen davon, daß sie doch immerhin da ist und zum größten Teil in viel stärkerem Elend und viel dunklerer Hoffnungsarmut lebt, als die unsere, wird ihr verminderter Anteil an der gesamten Volkszahl auch wieder wett gemacht durch die ungleich mächtigeren Überreste mittelalterlicher Lenksamkeit, die die Erziehung der kleinbürgerlichen Schichten erfüllen. Die Massenhysterie ist also, alles in allem genommen, den französischen Neurologen unvergleichlich viel häufiger und unter besseren Beobachtungsbedingungen zu Gesichte gekommen, als den deutschen Untersuchern. Bei uns, wo die Neurologie bald das Stiefkind der inneren Medizin, bald das der Psychiatrie spielen muß, kann von einer derartig systematischen Beobachtung Hysterischer nur ganz vereinzelt und von einem Studium der Massenhysterie überhaupt nicht die Rede sein. Man betrachte nur die Tatsachen: das Material der drei Forscher, in deren Arbeit wir die Hauptetappen der psychologischen Erforschung der Hysterie in deutscher Zunge verkörpert sehen, der Möbius, Vogt und Freud, sind Kranke der Sprechstunde, allenfalls noch des Sanatoriums und der Poliklinik. Und genau so steht es mit allen anderen Untersuchern: Privatpraxis, Poliklinik und Krankenhäuser, in denen die Hysterie nur gelegentlich, wie jede andere Erkrankung, einmal vorhanden ist, sind bei uns das Feld der Hysterieforschung. Die einzige Ausnahme macht Binswanger; aber auch bei ihm kann von einem Studium der Massenhysterie, wie in den Sälen der Salpêtrière, nicht gesprochen werden. Daher dann nicht bloß die Mängel in der Phänomenologie, sondern auch so manche Voreiligkeit in der Deutung. Man denke nur an Vogts experimentalpsychologische Studien, an Freuds Verallgemeinerung der infantilen sexuellen Verdrängung — und man wird die bedenkliche Eigenart verstehen, die ein ständiges oder doch vorwiegendes Studium gebildeter Hysterischen auszeichnet. Es muß aber mit dem schärfsten Tadel verzeichnet werden, daß bei uns die eine große Gelegenheit, diese soziale Einseitigkeit in der Hysterie auszugleichen, verpaßt worden ist. Die traumatische Neurose konnte

der Anstoß zu einer Bewegung in diesem Sinne werden; sie eröffnete eine Zeit lang die stärksten Aussichten auf eine Möglichkeit der Erforschung klassischer Massenhysterie. Seeligmüllers Anregung, Krankenhäuser zur Beobachtung von Simulationsverdächtigen zu schaffen, war gewiß nicht zum Besten der Hysterischen gemeint; aber ihre Realisierung hätte ebensowohl zum Besten der Hysterischen, wie zum Besten der Hysterieforschung ausschlagen können. Sie ist nicht realisiert worden. Und die Folge? Die traumatische Neurose liegt einfach brach; selbst ihr bahnbrechender Untersucher, Oppenheim, kümmert sich nicht mehr um sie — mit Recht, denn in der Poliklinik und der Sprechstunde ist die Bearbeitung der Unfallskrankheiten gleichbedeutend mit Aktenwälzen und Attestausstellung. Und so werden wir in der Erkenntnis der Massenhysterie denn wohl dauernd auf die Brosamen angewiesen sein, die von der reichgedeckten Tafel der französischen Klinik fallen . . .

Das Mittelalter hatte uns bis in die Diskussion dieser aktuellen Probleme getrieben, in denen es zum Teil eben, mittels der gewaltigen Seelenmacht der katholischen Kirche, noch heute fortlebt. Kehren wir jetzt zu ihm selber zurück und suchen wir den Faden seiner besonderen zeitlichen Hysterisierung von neuem auf. Daß also die großen Massenhysterieen, wie sie sich namentlich gegen den Ausgang des Mittelalters hin häufen, in der Mehrzahl der Befallenen Weiber aufwiesen, ist uns verständlich geworden. Man weiß nun, daß die zeitliche Lokalisation dieser Hysterieen am Ende des Mittelalters von der Kirche dazu benutzt wird, um sie von ihrem Konto und vom Konto des mittelalterlichen Geistes überhaupt abzuwälzen: sie gerade als die Wehen des neuen und im kirchlichen Sinne natürlich verwerflichen Geistes darzustellen. Daran ist gewiß soviel Richtiges, als es in der Tat nicht die Blüte, sondern die Krisis der lenksamen Seelenverfassung war, die zur Hysterisierung führte; zur Hysterisierung aber eben desjenigen Teils der Menschheit, der gewaltsam in den Fesseln der Lenksamkeit erhalten werden sollte. Ein genau entsprechendes Bild zeigt uns, lassen wir den Blick zur Gegenwart schweifen, nun auch die proletarische Welt. Zwar haben wir die Unfallshysterie aus der Verdrängung herleiten müssen. Aber wir erkannten dabei, daß ein Komplex benötigt wird, der die Verdrängung stabilisiert, indem er die

Stelle des Verdrängten einnimmt: der Kampf um die Rente. Und daß dieser Komplex zur Hand ist, daß der Unfallskranke sich gleichsam in ihn verbeißen kann, wie der mittelalterliche Mensch in seine religiösen Phantasmen: das wird doch wesentlich den Unzulänglichkeiten der Lebensmöglichkeit verdankt, den Hemmungen und Dämmungen, die einer Überwindung der proletarischen Lenksamkeitsphase sich entgegenstellen. Die setzen sich nun nicht bloß aus den Unvollkommenheiten der sozialpolitischen Gesetzgebung zusammen, sondern an ihnen hat der den Arbeiterseelen dogmatisch eingehämmerte marxistische Glaube selber seinen gerüttelten Anteil. Zeitungsweisheit hat die Unduldsamkeit der Priester dieses Glaubens schon oft mit der katholischen verglichen; hinter der boshaften Parallele steckt aber in der Tat eine tiefere Wahrheit, als die Vergleichenden wohl selber sich bewußt waren. Denn was der Marxismus, so gut wie der Katholizismus, ins Leben einführen, das ist der unbedingte Glaube an eine andere Welt, eine vollkommene, ist die unbedingte Verwerfung dieser gegenwärtigen Welt — ist somit der Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Phantasma, der mit dem fanatischen Tragieren der phantastischen Rolle wider die Forderungen der Wirklichkeit endet. Man wende nicht ein, daß die Erfahrung von einer eigentlichen Massenhysterie unserer Tage nichts wisse. Es liegt in zeitlichen Unterschieden, wenn die theatralische Inszenierung zu fehlen scheint, daran, daß ja auch die Proles unter der Herrschaft der subjektivistischen Kultur lebt, die eben derartigen Entfaltungen nicht mehr den Boden leiht, wie das Mittelalter; es liegt auch daran, daß die Massenhysterie unserer Zeit eine Männerhysterie ist, aus sehr einleuchtenden Gründen, eben weil der wirtschaftspsychische Charakter, der ihr eignet, ihr diese Lokalisation anweist, die ihr natürlich die äußere Exzessivität der weiblichen Hysterie abgehen läßt. Daß sie aber da ist, samt allen Symptomen der mittelalterlichen Massenhysterie: fanatisches Sich-Verschließen vor realen Einwirkungen, Ansteckung und endemisches Hervorbrechen: darüber läßt die Tätigkeit der Versicherungsanstalten keinen Zweifel, darauf weist auch jener schon einmal erwähnte Notschrei Seeligmüllers hin.

Die Massenhysterie des Mittelalters ist heute verschwunden, wo immer das Mittelalter wahrhaft überwunden worden ist; wir sehen nur noch ihre Fragmente, wo die Fragmente des Mittel-

alters fortleben — also im Reiche der Sexualpädagogik etwa. Und in dieser Art der Heilung liegt die einzige Möglichkeit einer planmäßigen psychologischen Bekämpfung der Hysterie überhaupt. Ich möchte mich jeder Prophezeiung darüber enthalten, welche Bedeutung der psychoanalytische Behandlungsweg, den Breuer angegeben und Freud fortgebildet hat, einmal wird beanspruchen dürfen; denn ich halte das etwas ironische Gutachten Löwenfelds, daß diese Therapie auf ihren Erfinder beschränkt bleiben dürfte, für unangebracht. Palliativ aber ist ohne Zweifel auch diese Methode — wie schließlich jedwedes Vorgehen gegen eine einmal vorhandene reaktive Abnormität.

Darf ich es versuchen, von diesem Gesichtspunkte aus die Prognose der Hysterie zu umschreiben? Es ist selbstverständlich, daß auch diese Erkrankung niemals verschwinden wird. Neurasthenie hat es zu allen Zeiten gegeben, gibt es heute in allen Klassen; und doch bleibt die Wahrheit bestehen, daß sie die historische Krankheit des modernen Bürgertums sei. Genau so war immer, ist überall Hysterie zu finden; und dennoch bleibt sie die Zeitkrankheit des mittelalterlichen Bürgertums und die historische Kinderkrankheit des modernen Proletariats. Natürlich, gleich jeder Grenze, ist auch die von der reaktiven zur produktiven Abnormität fließend. Es gab — ich trete darin dem schon von Lamprecht geäußerten Satze uneingeschränkt bei — zu allen Zeiten Reizsame, die nervös werden mußten; und ich füge nun hinzu, es gab ebenso Lenksame, die hysterisch werden mußten. Das heißt: Nervensysteme oder Psychen, wie man es nun ansehen will, in deren abnormer Anlage schon die frühesten Lebensreize Neurasthenisierung oder Hysterisierung auslösten. Aber sie bilden heute wie immer durchaus nur eine kleine Minderheit. Für die überwältigende Mehrzahl dieser Abnormen ist es der geschichtliche Boden ihrer Zeit, der sie überhaupt erst abnormisiert, oder mindestens einer zu allem Möglichen biegsamen Abnormität die bestimmte, nervöse oder hysterische Pfeilrichtung gibt.

Dann aber ist sicher, daß wir uns von der Hysterie zusehends entfernen, eben weil wir die geschichtlichen Bedingungen hinter uns lassen, unter denen Hysterie zu werden pflegt. Denn mögen wir nun einer Zeit stärkerer Gebundenheit entgegenschreiten, woran wohl kaum ein Zweifel sein kann: so ist doch

gar nicht davon die Rede, als bedeute diese neue Gebundenheit nur etwa eine Rückwärtsdrehung zur Lenksamkeit hin. Die Ergebnisse des reizsamen Zeitalters sind ja nicht verloren für die psychische Entwicklung, sondern sie selber bilden gerade die Bausteine, mit denen das neue Haus einer mehr gebundenen Kultur errichtet werden soll. Und wenn es der genossenschaftliche Geist ist, wie es vorläufig einmal genannt sein mag, der die kommenden Bindungen durchdringt, so liegt darin gerade das besondere Merkmal der neuen, reizsam getauften geschichtlichen Synthese unter völliger Abkehr von den Kennzeichen der lenksamen Bindung. Gerade was am stärksten seinem ganzen Wesen nach die Tendenzen zur phantastischen Apperzeption hin trägt: Kunst und Religion — gerade sie in ihrer Krisis von heute verleugnen die tiefeingeprägten Spuren des Subjektivismus an keiner Stelle. Hinter den können wir nun einmal nicht zurück; und nur ganz vorübergehende Konstellationen waren es, wie wir uns überzeugten, die unter seiner Herrschaft doch noch einmal eine lokalisierte Lenksamkeit entstehen ließen. Dabei hat es dann auch noch einmal geschichtliche Hysterie, Massenhysterie gegeben; aber es fiel uns auf, wie selbst sie der großartigen Entfaltung entbehrte, die ihrer mittelalterlichen Schwester zu Teil geworden war.

Die geschichtliche Betrachtung kann nun einmal am Lebendigen nicht vorüber. Und ihr Blick fällt notwendig auf Vorgänge unserer Tage, welche für die historische Überwindung der Lenksamkeit und damit der Hysterie von eingreifender Bedeutung werden können. Eben reißt das letzte Band der westeuropäischen Kultur, reißt Frankreich sich aus den unnatürlichen lenksamen Fesseln der grandiosen mittelalterlichen Macht, die heute noch lebt, los, und mit starker Sicherheit hat diese Emanzipation mit der Loslösung der Erziehung begonnen. Sollte das deutsche Volk, aus dem einstens der neue Seelenzustand des Individualismus mit der endgültig das Mittelalter brechenden Gewalt hervorging, dieser Einsicht verlustig gegangen sein, daß die Erziehung es ist, die immer noch mittelalterliche Eierschalen mit sich schleppt, und daß sie von ihnen befreit werden muß, wenn die pathologischen Konsequenzen solchen Erbes getilgt werden sollen? Dann täte es gerade den Schritt zurück, den Frankreich heute nach vorwärts vollzieht. Die Erziehung ist

der psychische Herd, auf dem noch immer Hysterie in einer Ausbreitung gezüchtet wird, die aus dem geschichtlichen Geiste unserer Zeit längst nicht mehr begreiflich ist. Und die Reinigung dieses Feldes von allen hysterisierenden Keimen sollte die erste und vornehmste Aufgabe einer klarsichtigen Kulturpolitik unserer Tage sein.

Was danach an Hysterie noch bleiben wird — das gehört restlos den besonderen Bemühungen ärztlicher Kunst. Es wird Privatsache sein! Aber noch ist diese bessere Zukunft nicht erreicht; und eine Psychologie der Hysterie wird an ihrem Ausgange mit Nachdruck dorthin zu weisen haben, wo noch immer viel zu viel Hysterie, historisch verankert, sich breit macht: auf jenes schwer faßbare und doch höchst lebendige Ganze, das die Synthese aller interindividuellen seelischen Beziehungen darstellt — auf die Volksseele. In ihrem Werden ist Hysterie geworden; von ihrem Werden allein kann Hysterie überwunden werden.

Hier aber mündet das theoretische Problem der Hysterie ins praktische. Psychologie wird Pädagogik, Historie Politik; und weiter als bis zu dieser Schwelle hat der Forscher das Kind seiner Sorge nicht zu geleiten.

Sachregister.

A.

B.

Autoren- und Literatur-Verzeichnis.

(Anm.: Es sind hier nur diejenigen Forscher aufgeführt, deren Lehren oder Meinungsäußerungen in ausführlicherer Weise den Darlegungen dieses Buches zugrunde liegen. Dem Namen folgt die berücksichtigte Literatur, der Seitenzahl geht das jeweils behandelte Problem voran.)

Binswanger, Die Hysterie. Wien 1904.
Abasie-Astasie S. 204. Psychophysik der Hysterie S. 333 ff.

Breuer (s. a. Freud) Studien über Hysterie. Wien 1895.
Theorie der Hysterie 34 ff., wissenschaftstheoretischer Charakter dieser Theorie 39 ff., Wachträumen 373, 422, Bewußtseinsspaltung 458 f.

Charcot, Clinique des maladies du système nerveux. Paris 1892/93. Leçons du mardi à la Salpêtrière. Paris 1887—89. Oeuvres complètes. Paris 1890.
Theorie der Hysterie S. 7 ff., wissenschaftstheoretischer Charakter dieser Theorie S. 11 ff., hysterische Facialislähmung S. 216 ff., großer hysterischer Anfall S. 451.

Freud (u. Breuer), Studien über Hysterie. Wien 1895. — Traumdeutung. Wien 1900. — Über den Traum. Wiesbaden 1901. — Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Berlin 1904. — Ferner: Mitteilungen im „Neurologischen Zentralblatt" u. d. „Monatsschrift f. Psychiatrie".
Verhältnis zu Breuer S. 38 ff., Verdrängungstheorie S. 362 ff., 376 f., 380 ff., Bisexualität S. 370, nachträgliche Verhüllung abnormer Verknüpfungen S. 436.

Janet (Pierre), L'Etat mental des Hystériques. Paris 1894. — Névroses et idées fixes. Paris 1898. — Ferner: Arbeiten in der Revue philosophique u. i. „Arch. de Neurolog."
Verhältnis zu Sollier S. 19, Theorie der Hysterie S. 24 ff., Analyse der hysterischen Erscheinungen S. 28 ff., amnestische Theorie der Bewegungsstörung S. 224, 456, hysterische Anästhesie S. 253.

Kraepelin, Psychiatrie, 6. Aufl. Leipzig 1899.
Klinisches Prinzip in der Erforschung der Geistesstörungen S. 128, Verdrängungsidee S. 365 f.

Lamprecht, Deutsche Geschichte 1. Bd. — Ergänzungsband 1—3 zur Deutschen Geschichte. Berlin 1902—04. — Ferner die im 1. Bde der Dtsch. Gesch. von L. selber aufgeführten Publikationen.
Reizsamkeit und Nervosität S. 81, 473, 492, analogistisches Denken im Mittelalter S. 479.

Lipps, Leidfaden der Psychologie. Leipzig 1904. — Ferner: in der Zeitschr. f. Hypnotismus, und Vortrag auf dem III. Psychologischen Kongreß in München.

Dissoziation S. 320f., Unbewußte Vorgänge S. 401.

Moebius, Neurologische Beiträge. Leipzig 1894 ff. — Nervenkrankheiten. Leipzig 1893. — Über Entartung. Wiesbaden 1900. — Ferner: Die Besprechungen in Schmidts Jahrbüchern.

Nachfolge Charcots S. 10, Einteilung der Nervenkrankheiten S. 77, Bewegungsvorstellung S. 207, Abasie-Astasie S. 208, Theorie der Hysterie S. 210, Unbewußtes Wirken der Vorstellungen S. 220, hysterische Anästhesie S. 252, 341, Mißverhältnis zwischen Gefühl und Ausdruck in der Hysterie S. 318, Bewußtseinsspaltung S. 458 f.

Oppenheim, Lehrbuch der Nervenkrankheiten. 3. Aufl. Berlin 1902. — Berliner Klinische Wochenschrift XXVII.

Theorie der Hysterie S. 20ff., 210, 230ff., hysterische Lähmung S. 231.

Sollier, Genèse et nature de l'hystérie. Paris 1897.

Theorie der Hysterie S. 17—20.

Vogt, Oskar. Die Aufsätze in Bd. V—VIII der „Zeitschrift für Hypnotismus", i. „Neurolog. Zentralblatt" (1898) und der Vortrag auf dem Medizinischen Kongreß 1900 in Paris.

Theorie der Hysterie S. 30ff, Experimente an Hysterischen S. 342, Somnambulhypnose S. 462.

Wundt, Grundriß der Psychologie, 3. Aufl. Leipzig 1903. — Ferner: Die wissenschaftstheoretischen Aufsätze in den „Philosph. Studien".

Psychophysischer Parallelismus S. 104, Wahlhandlung S. 160, Apperzeptionslehre S. 170, Lokalzeichen S. 241, Assoziationslehre S. 269, 364, Verstand und Phantasie 278.

Namen-Register.

(Enthält sämtliche im Text zitierten Eigennamen. Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.)

